BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

herausgegeben von

Eugen Diederichs

11. Jahrgang 1919/20

Band I. April/September

Bibliothek der Ges. d. Fr. d. vaterländ. Schul- & Erziehungswesens zu Hamburg

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1919

LOAN STACK

Ausgeschieden aus der
Bücherei d. Ges. d. Freunde d. vaterl.
Schul- u. Erziehungswesens Hamburg

AP30
T25
v.11:1-6

Inhalt des elften Jahrganges

I. Halbjahrband

An die werktätige Jugend! Ein Aufruf . . . . . Seite 228
Blüher, Hans, Epiſympoſion. . . . . „ 353
Brandenburg, Hans, Münchener Tanzkunſt . . . . . „ 310
Braun, Felix, Deutſchland als Idee . . . . . „ 219
Bröger, Karl, Der Prophet im Smoking. Ein Wort gegen Walter Rathenau . . . . . „ 53
Buchwald, Reinhard, Selbſtachtung . . . . . „ 71
„ „ Die ſchwäbiſchen Volksbildungsſchulen . . . „ 78
„ „ Volkshochſchule Thüringen. . . . . „ 80
„ „ Gertrud Prellwitz. . . . . „ 130
„ „ Geſinnungsgemeinſchaften . . . . . „ 158
„ „ Elternſchulen . . . . . „ 398
„ „ Die Werkſchar . . . . . „ 480
Bürke, Hedwig, Vom inneren Hören . . . . . „ 136
Buß, J. P., Leopold v. Wieſe, ein geiſtiger Führer. . . . . „ 455
Buſſe-Wilſon, Eliſabeth, Von der Reinheit des Mannes . . . . . „ 464
Delius, Rudolf v., Sprüche . . . . . „ 37
„ „ „ Wege ins neue Deutſchland . . . . . „ 308
Diederichs, Eugen, Die moraliſche Zerſetzung . . . . . „ 50
„ „ Vom geiſtigen Sozialismus . . . . . „ 69
„ „ Das Schickſal der deutſchen Revolution . . . . „ 70
„ „ Vom Mythos des unerlöſten Gottes . . . . . „ 100
„ „ Der neue Glaube . . . . . „ 158
„ „ Verproletariſierung . . . . . „ 207
„ „ Der Meiſter . . . . . „ 209
„ „ Die Befreiung Hodlers . . . . . „ 233
„ „ Die Friedensbedingungen . . . . . „ 233
„ „ Zur Freideutſchen Bewegung . . . . . „ 238
„ „ Die Aufgabe des Bürgertums . . . . . „ 267
„ „ Das alte Syſtem . . . . . „ 292
„ „ Die Aufgabe der Freideutſchen Jugend . . . . „ 313
„ „ Die kommuniſtiſche Bewegung . . . . . „ 381
„ „ Ernſt Haeckel †. . . . . „ 476
„ „ Lichtenberg . . . . . „ 479
Drews, Arthur, Der unerlöſte Gott . . . . . „ 105
Driesmans, Heinrich, Lohnbewegung und Idealismus . . . . . „ 390
Dörries, Vom unerlöſten Gott . . . . . „ 146
Eberhardt, Paul, Zur Klarſtellung . . . . . „ 72
„ „ Ein Philoſoph um die Welt . . . . . „ 467

Eberl, Hans, Der geistige Mensch und die Gegenwart . . . . . Seite 131
„ „ Organisation und Gemeinschaft . . . . . „ 210
„ „ Das Problem des Individualismus im sozialistischen Zeitalter . . . . . „ 294
Elzbacher, Paul, Die Rettung durch den Bolschewismus . . . . . „ 171
Fehlinger, Hans, Der Geist des Zwanges . . . . . „ 448
Freyer, Hans, Der Untergang des Abendlandes . . . . . „ 304
Georgi, Walter, Überwindet das Chaos . . . . . „ 303
Gezeny, Heinrich, Katholischer Frühling . . . . . „ 149
Gläß, Theodor, Vom Staatsbegriffe . . . . . „ 18
Goethe und die deutsche Revolution . . . . . „ 292
Gottschalk, Hermann, Die Sackgasse . . . . . „ 212
Graf, Oskar Maria, Die Aufgabe der kommenden Kunst . . . . . „ 44
H., E., Hermann Lietz † . . . . . „ 396
Handbuch der deutschen gemeinnützigen Verbände und Vereinigungen „ 400
Hartmann, Hans, Geist! . . . . . „ 401
Hildebrand, Gerhard, Zurück aufs Land! . . . . . „ 1
Hildebrandt, Else, Ernst Abbe als Volkserzieher . . . . . „ 410
Hoffmann, P. Th., Lebenskunst . . . . . „ 153
Hönn, Karl, Probleme der Zeit in der neuen Literatur . . . . . „ 73
„ „ Romantische Politik . . . . . „ 234
„ „ Im Kampf um den Frieden . . . . . „ 317
Hördt, Philipp, Thomas Mann: Geist und Widergeist . . . . . „ 222
Hoerner, Herbert von, Volksselbstbewußtsein . . . . . „ 11
Hoernle, Edwin, Zur Psychologie der Masse . . . . . „ 445
Hotzel, Curt, Bürgertum und Aufbau . . . . . „ 58
Jansen, F. M., Über den Expressionismus. Eine Anklage . . . . . „ 338
Kemp, Georg, Naturalismus und Expressionismus . . . . . „ 441
König, Karl, Trennung von Staat und Kirche . . . . . „ 145
Korsch, Karl, Realpolitiker des Sozialismus . . . . . „ 55
„ „ Über die Möglichkeiten einer sozialistischen Aufklärungsarbeit . . . . . „ 67
Kreusch, Edmund, Die vlaemischen Studenten . . . . . „ 428
Krieck, Ernst, Parteiwirtschaft und Führerauslese . . . . . „ 59
„ „ Gott wird! . . . . . „ 150
„ „ Philosophie und Dichtung . . . . . „ 278
Kutzke, Georg, Der Aufmarsch der Berufsorganisationen . . . . „ 193
Lagarde, Paul, Das Grundprinzip einer Gemeinschaft . . . . . „ 147
Levi, Eduard, Die Jenenser Konferenz der sozialistischen Studenten . „ 239
Linke, Paul F., König Literat und die Ethik . . . . . „ 359
„ „ „ Glauben und Wissen . . . . . „ 469
Lissauer, Ernst, Goethes Verklärung . . . . . „ 220
Mayer, Max, Zur Sozialisierung . . . . . „ 385
Mereschkowski, Dimitri, Wladimir Solovjeff . . . . . „ 142
Merz, Albrecht, Die Freideutsche Führertagung in Jena . . . . . „ 229
Messer, August, In hoc signo vinces . . . . . „ 387
Michel, Ernst, Der Weg zum Mythos . . . . . „ 148

Möller, Karl, Soziale Rechte und Pflichten . . . . . Seite 61
„ „ Probleme des Arbeitsrechts . . . . . „ 454
Natonek, Hans, Kultur und Proletariat . . . . . „ 382
Nicolaus, Paul. Von Liebe und Prostitution . . . . . „ 467
Niebergall, D., Deutscher Karfreitag 1919. . . . . „ 137
Oestreich, Paul, Erzieherwürde! . . . . . „ 64
„ „ Die Harmonie der Welten . . . . . „ 155
„ „ Durch Wahrheit zum Aufbau oder durch Lüge zur Anarchie? . . . . . „ 232
„ „ Sozialistische Lehrervereine . . . . . „ 236
„ „ Rathenaus Kaiser-Epilog . . . . . „ 394
„ „ Eltern, Kinder und Lehrer, eine Erziehungsgemeinschaft? Randgedanken . . . . . „ 396
Peuckert, Will Erich, Kirche . . . . . „ 139
Pfeill, Karl Gabriel, Rabindra Nath Tagore . . . . . „ 118
Planck, Reinhold, Die Rechtsordnung der deutschen Volkswirtschaft als Staatsgrundgesetz des deutschen Volkes . . . „ 201
Potthoff, Heinz, Beruf, Erwerb, Klasse . . . . . „ 215
Prellwitz, Gertrud, Die deutsche Pflicht . . . . . „ 124
Sachse, Margarete, Vom Schweigen des Schaffenden . . . . . „ 151
Schairer, Erich, Zinsablaß . . . . . „ 55
Schlegel, M., Mehr Menschenwürde . . . . . „ 72
Schmitt, Ernst, Der neue Glaube . . . . . „ 162
„ „ Stimmungsbild aus Versailles . . . . . „ 297
„ „ Die Unvererblichkeit des Eigentums . . . . . „ 331
„ „ Stimmungen in Versailles . . . . . „ 475
Schücking, Levin, L., Demokratie und Menschenwürde . . . . . „ 451
Schücking, Lothar Engelbert, Militärische Verbureaukratisierung . „ 217
Schüller, Hermann, Zur Bewegung der Schüler und Studenten . . „ 314
Schulz-Hencke, Harald, Das Gesetz der Form . . . . . „ 346
Schwarz, Bruno, Neue Wege zum Aufbau Deutschlands . . . . „ 226
Siemsen, Anna, Der Gott der Arbeit . . . . . „ 252
Spartakus in Grün, Stadtkrone . . . . . „ 461
Stieve, Friedrich, Bismarck und das Kaisertum . . . . . „ 29
„ „ Von der Revolution der Begriffe . . . . . „ 321
Strauß und Torney, Lulu von, Heroische Revolution . . . . . „ 82
„ „ „ „ Vorspruch zur Eröffnung der Volkshochschule Jena . . . . . „ 176
Tagore, Rabindranath, Die Botschaft Indiens an Japan . . . . „ 203
Talhoff, Albert, Heilandsmarter . . . . . „ 259
„ „ Aufschwung. Offener Brief an die „Tat“ . . . . „ 472
Thoma, Hans, Über Flugzeuge und andere unnötige Dinge, von denen die Menschen ihr Heil erwarteten . . . . . „ 241
Ulich, H. Robert, Das Elend der Geistigkeit . . . . . „ 178
Ulmer, Josef, Johannes Müller und der Sozialismus . . . . . „ 297
Voigt, Arno (Miles), Der Militarismus und seine Dirne . . . . . „ 218
Walter, Karl, Organische Sozialisierung . . . . . „ 62

Walter, Karl, Der gerechte Preis der Arbeit . . . . . Seite 419
Wandlung durch Handlung. Ein Aufruf . . . . . „ 80
Weber, Hans Siegfried, Volkssozialismus und Staatssozialismus . „ 300
Weidler, Alfred, Pfingstbotschaft an mein Büro . . . . . „ 223
Wellenkamp, Paul, Die Neugestaltung Deutschlands aus seinen geistigen Kräften . . . . . „ 388
Winckler, Josef, Veni creator spiritus! . . . . . „ 161
Wirth, Richard, Sucher, Finder, Erfinder. Techniken und Wachstum „ 269
Zaunert, Paul, Zur neuen Dichtung I . . . . . „ 460
Zellweker, Edwin, Von der Presse . . . . . „ 52

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

11. Jahrgang | Heft 1 | April 1919

Gerhard Hildebrand
Zurück aufs Land!

Deutschland hat im Kriege 1600000 Mann an Toten verloren. Dazu werden noch viele Zehntausende von Vermißten und Gefangenen kommen, die nicht wiederkehren. Dazu müssen noch Ungezählte gerechnet werden, deren Lebensfähigkeit durch Verstümmelungen oder schwere Erkrankungen im Kriege ernstlich gelitten hat. Dazu sind weiter die Opfer des Hungers zu zählen, nachdem sich jetzt immer deutlicher herausstellt, daß die übermäßige Einschränkung der Ernährungsmöglichkeiten, die der Krieg für viele mit sich brachte, seit dem Kohlrübenwinter die Sterblichkeit erschreckend gesteigert hat. Dazu ist endlich noch der starke Ausfall an Geburten zu rechnen, den die lange Abwesenheit der Familienväter im Felde, die Erschwerung der Eheschließung durch den Krieg und die Zunahme der Geschlechtskrankheiten zur Folge gehabt haben.

Mit anderen Worten: Die Zahl der Menschenopfer, die der Krieg direkt oder indirekt dem deutschen Volke auferlegt hat, ist unberechenbar groß. Aber vermutlich ist sie noch nicht so groß wie die Zahl der Menschenopfer, die ihm der kommende Friede auferlegen wird. Es scheinen sich nur wenige einen Begriff von dem machen zu können, was jetzt mit dem Frieden kommt. Die große Mehrzahl der Menschen lebt in einer Art von Narkose, in der ihr Bewußtsein den Bereich der unmittelbaren Tagesfragen kaum überschreitet, und in der sie mit einer glücklich-unglückseligen Unbefangenheit dem Abgrund entgegentaumeln, der sich unmittelbar vor dem deutschen Volke auftut.

Die Menschenopfer des kommenden Friedens werden wahrscheinlich größer sein als die des Krieges. Warum? Weil wir es voraussichtlich

nicht fertigbringen werden, unſere Menſchenmaſſen zu beſchäftigen und feſtzuhalten. Sie werden uns davonlaufen, nach Amerika, Auſtralien, Südafrika hin, vielleicht ſelbſt nach Rußland und Sibirien — zu Hunderttauſenden alljährlich auf Jahre und Jahre hinaus. Denn Deutſchland wird keine Arbeit und kein Brot für alle ſeine Kinder zu ſchaffen vermögen.

Wir waren ein Welthandelsvolk. Das iſt nun vorbei. Unſere Auslandsniederlaſſungen ſind zerſtört, unſere Handelsbeziehungen zerriſſen, unſere Währung iſt zuſammengebrochen, unſere Produktion teils infolge Rohſtoffmangels unterbunden, teils infolge der allgemeinen Lohn- und Preisſteigerungen konkurrenzunfähig. Wir haben keine Schiffahrt mehr, wie wir ſie brauchen, und unſere rheiniſch-weſtfäliſchen Produktionsgebiete ſind durch die feindliche Beſetzung, unſer oberſchleſiſches Induſtrierevier durch die polniſchen Anſprüche in ihrer Einheitlichkeit und Leiſtungsfähigkeit geſtört. Unſer Kapital iſt in Kriegsanleihe feſtgelegt und wartet auf ſeine Dezimierung durch die ſteuerliche Vermögensabgabe. Vielleicht kommt eines Tages amerikaniſches Kapital, um die deutſchen Produktionsanlagen in größerem Umfang wieder nutzbar zu machen. Wahrſcheinlicher iſt, daß das Intereſſe des amerikaniſchen Kapitals in erheblich größerem Umfange darauf hindrängen wird, auf amerikaniſchen Schiffen deutſche Auswanderer nach Amerika hinüberzuholen, um die amerikaniſche Montanproduktion und Eiſenverarbeitung, Elektrizitäts- und chemiſche Induſtrie, Textil- und Holzinduſtrie zur unbeſtritten größten und leiſtungsfähigſten der Welt zu machen.

Deutſchland hat den Krieg verloren, Deutſchland iſt arm geworden, Deutſchland muß tun, was die anderen wollen und vorliebnehmen mit dem, was ſie ihm auferlegen — Deutſchland wird ſeine großen Volksmaſſen, für die es tapfer aber vergebens um die Gleichberechtigung in der Welt geſtritten hat, für die es gegen den Widerſtand der Engländer, der Franzoſen, der Ruſſen, der Italiener, der Nordamerikaner und vieler anderer billige Berückſichtigung dringlicher Lebensbedürfniſſe durchzuſetzen verſuchte, nach dieſem Zuſammenbruch nicht mehr in alter Weiſe verwerten und ernähren können.

Daher Maſſenauswanderung als unausbleibliche Folge. Ein neuer Aderlaß, gleich dem in den achtziger Jahren, als die deutſche Induſtrie ihre Leiſtungsfähigkeit noch nicht entwickelt hatte, als es uns noch an Kapital fehlte, um ſie in einem Umfang zu betreiben, der der Bevölkerungszunahme entſprach. Maſſenauswanderung, wie es vor dem Kriege eine italieniſche, polniſch-galiziſche, öſterreich-ungariſche, ruſſiſche Maſſenauswanderung gab. Maſſenauswanderung nun nicht mehr in der Weiſe, in der früher die „Landflucht" auch zur Auswanderung bei uns wurde, bis die Induſtrie weit genug war, ſie voll in die Groß-

städte und Industriebezirke des eigenen Vaterlandes hineinzusaugen — sondern Massenauswanderung aus den verschiedensten Schichten der qualifizierten wie der unqualifizierten, der gelernten wie der ungelernten Arbeit heraus.

Massenauswanderung aus einem Lande von der Kulturstufe Deutschlands bedeutet etwas anderes als Massenauswanderung aus Italien und aus Polen. Sie bedeutet nicht das Verlassen einer elenden, aber bisher doch ertragenen Arbeitsstätte auf Grund der Ersparnisse, die man dort mindestens für die Reise, oft auch noch für die erste Zeit nach der Ankunft im neuen Lande unter Mühen und Entbehrungen hat machen können. Sie bedeutet den letzten verzweifelten Ausweg aus einer langen Periode der Arbeitslosigkeit, den letzten aufblitzenden Funken einer Hoffnung auf neue Existenzmöglichkeiten inmitten einer bereits tief eingefressenen, durch unzählige Enttäuschungen genährten Hoffnungslosigkeit. Sie bedeutet, daß zuvor fast jeder einzelne dieser Massenauswanderer viele Wochen lang die Arbeitslosen- und Armen-Unterstützung des Reiches, der Gemeinden, der Berufsverbände, oder gar die Mildtätigkeit der Besitzenden in Anspruch genommen hat. Massenauswanderung aus unserm Lande bedeutet, daß zuvor alle Löhne durch den Druck des Überangebotes an Arbeitskräften auf die allerbescheidenste Stufe heruntergedrückt wurden, daß Unzufriedenheit und Erbitterung der Arbeiterklasse leidenschaftlich gesteigert, die Klassengegensätze ständig verschärft, die öffentliche Ordnung und Sicherheit tausendmal gestört worden sind. Sie bedeutet, daß wir unsere Volksschul- und manche sonstigen öffentlichen Lasten zu einem guten Teil für Amerika tragen statt für unser eigenes Volkswohl, daß unsere Arbeiterklasse langsam aber sicher überaltert, weil naturgemäß zuerst die jüngeren und energischeren Elemente den Staub des Landes von den Füßen schütteln werden, bedeutet eine neue Zunahme des Frauenüberschusses — wenn auch das inzwischen selbständiger gewordene weibliche Element sich auf jeden Fall stärker als in der früheren Auswanderungsperiode am Fortzug beteiligen wird —, bedeutet endlich eine unendliche Stärkung der amerikanischen Konkurrenz.

Vor allem aber und in erster wie in letzter Linie bedeutet Massenauswanderung eine unwiederbringliche Einbuße an nationalem Blut, denn es ist so gut wie sicher, daß die Auswanderer nach diesem verlorenen Kriege ihre deutsche Sprache und Art noch weniger nachdrücklich verteidigen, noch weniger zäh bewahren, noch weniger entschlossen und geschlossen drüben zur Geltung bringen werden, als es vor dem Kriege die Regel war. Sie gehen uns verloren, wie sie uns verlassen. Amerika wächst und wächst aus kostbaren deutschen Leibern und Seelen. Wir aber bleiben auf der Stufe des Mittelvolkes stehen, zu dem uns der Ausgang des Krieges herabgedrückt hat — nicht „an sich", aber

durch seine Folgewirkungen, von denen die Massenauswanderung eine ist. Indem wir jährlich einige Hunderttausend deutsche Menschen hinüberziehen lassen, geben wir einen großen Teil der deutschen Zukunft aus dem Lande und aus der Hand.

Dies alles sind unausbleibliche Folgen. Verhütet könnten sie nur werden, wenn die Masse der Überzähligen in den Großstädten und Industriegebieten veranlaßt werden könnte, statt nach Amerika hinüber aufs deutsche Land hinaus zu strömen. Da allerdings wäre noch Platz für alle zu schaffen, die in Stadt und Industrie zuviel geworden sind. Durch Aufteilung von Großgütern, Kultivierung von Ödland, namentlich Moor- und Heideflächen, Anlage von Kleingütern in der Nähe der Großstädte unter sorgsamster Ausnutzung der städtischen Abfälle und Abwässer, durch Ersetzung der ausländischen Wanderarbeiter durch einheimische Dauerarbeiter unter Einrichtung geeigneter Winterindustrien auf dem Lande, durch künstliche Bewässerungsanlagen für regenarme Gebiete, kurz auf die verschiedenste Weise ließen sich landwirtschaftliche Arbeits- und Siedelungsgelegenheiten für Millionen und Abermillionen innerhalb Deutschlands schaffen, und die technische Vorbereitung all dieser Gelegenheiten würde in der Übergangszeit der ersten zehn Jahre wesentlich mithelfen können, unsere deutschen Brüder im Vaterlande festzuhalten. Es haben denn auch alsbald nach dem Waffenstillstandsabschluß und nach den ersten Tagen der Revolution von fast allen Seiten aus Bestrebungen eingesetzt, die innere Kolonisation in großem Umfang in die Wege zu leiten, und man darf wohl damit rechnen, daß namentlich die Vorarbeiten, die im Reichsarbeitsamt dafür geleistet sind, eine Reihe wertvoller Maßnahmen zur großzügigen Beschleunigung der inneren Kolonisation einzuleiten bestimmt sein werden. Dabei sind gewiß noch keineswegs alle berechtigten Wünsche der Freunde einer durchgreifenden Siedelungsreform erfüllt worden. Aber es sind doch Maßnahmen vorgesehen, deren Durchführung unleugbar eine innere Kolonisation in ganz großem Stile ermöglichen würde. Es handelt sich in der Hauptsache um folgendes:

1. Über 2 Millionen Hektar Moor- und Ödländereien sollen für Siedelungszwecke zu dem Ertragswert, den sie in unverbessertem Zustand haben, d. h. in vielen Fällen fast umsonst, hergegeben werden.
2. Wo die großen Landgüter einen erheblichen Teil der Gesamtfläche umfassen, sollen sie zu Landlieferungsverbänden vereinigt werden, mit der Verpflichtung, ein Drittel der gesamten landwirtschaftlichen Gutsfläche zum gemeinen Großbetriebswert unter Ausschaltung der Kriegspreissteigerungen für die innere Kolonisation zur Verfügung zu stellen.
3. Die pachtfreien Staatsdomänen sollen ebenfalls zum Ertragswert unter Ausschaltung der Kriegsgewinne abgegeben werden, soweit sie nicht aus öffentlichen oder volkswirtschaftlichen Gründen zweckmäßig

als Großbetriebe zu erhalten sind. 4. Für alle Güter von mehr als 20 Hektar landwirtschaftlicher Fläche wird dem Staat ein Vorkaufsrecht eingeräumt, das er durch die Ansiedelungsträger geltend macht, 5. Gemeinden und Gutsbezirke können verpflichtet werden, Land bis zum Ausmaß von einem Zwanzigstel der Gemarkung zur Verpachtung an Landarbeiter bereitzustellen.

Alle diese Bestimmungen würden voraussichtlich schon seit Mitte Januar Gesetz sein, wenn damals nicht die bayerische Regierung aus partikularistischen Gründen Einspruch gegen jeden Eingriff der Reichsregierung in die innere Kolonisation erhoben hätte. Dieser bayerische Partikularismus kann Deutschland leicht 100000 Menschen kosten, denn jede Verzögerung, jede Verspätung der praktischen Inangriffnahme der inneren Kolonisation muß sich fürchterlich rächen. Dennoch: Auch eine alsbaldige glatte und vollständige Durchführung des Gesetzes und aller damit in Verbindung stehenden Maßnahmen kann uns vor schweren Einbußen an Volkskraft nicht schützen. Die Auswanderung wird trotzdem eine sehr große werden — nicht etwa deshalb, weil die gesetzlichen Maßnahmen nicht ausreichen, um genug Siedelungsland zu schaffen, sondern weil umgekehrt für das verfügbare Siedelungsland nicht genug Siedelungswillige und zugleich Siedelungsfähige zu finden sein werden. Unsere Arbeiter wollen und können zum großen Teil nicht mehr aufs Land zurück, weil sie des Landlebens völlig entwöhnt sind und von der Landarbeit nichts verstehen. Das ist das große Unglück, an dem der Gedanke scheitern muß, die Massen aufs menschenarme Land hinauszuziehen, statt sie einem ungewissen Auswandererschicksal zu überlassen.

Wichtiger als die Landgewinnungsfrage ist deshalb von jetzt an die Siedlergewinnungsfrage bei der inneren Kolonisation. Wie bringen wir Menschen aufs Land hinaus? Das wird in Zukunft die Hauptfrage der deutschen Wirtschafts- und Sozialpolitik sein, und zwar in dem Sinne: Wie machen wir sie einmal willig und dann auch fähig, aufs Land hinauszuziehen und landwirtschaftliche Arbeit zu lernen, zu leisten, schließlich dauernd auf dem Lande zu bleiben. Jeder weitergehende Wunsch, die Beschaffung von Siedelungsland noch mehr zu erleichtern und zumal für die Siedler zu verbilligen — das Ideal des Verfassers ist wirkliches Freiland für alle Landlosen, die sich ansiedeln wollen —, muß ja notwendig gegenstandslos bleiben, solange nicht einmal die vorhandenen Siedelungsmöglichkeiten aus Mangel an geeigneten Siedelungsbewerbern ausgenutzt werden können. Geeignete Siedelungsbewerber heranbilden, das ist jetzt nach der Beschaffung der Siedelungsgelegenheiten die wichtigste Aufgabe — eine Aufgabe von unvergleichlich staatserhaltendem und aufbauendem Charakter.

Schon die Arbeitslosenfürsorge hat zu ihrer Lösung beizutragen.

Grundsätzlich darf Arbeitslosenunterstützung an niemanden gezahlt werden, der sich weigert, ihm nachgewiesene Arbeit auf dem Lande, die er zu leisten imstande ist, unter angemessenen Lohn- und Arbeitsbedingungen zu übernehmen. Das Festkleben an der Großstadt muß ein Ende finden, der Gedanke, aufs Land hinauszuziehen, darf nicht mehr als „ausgeschlossen" abgelehnt werden. Viele werden sich's doch noch überlegen, ob sie unter diesen Umständen gleich den Staub des Vaterlandes von den Füßen schütteln oder nicht vielleicht erst einmal eine landwirtschaftliche Versuchszeit einschieben sollen. Müssen sie doch gewärtig sein, „drüben" ebenfalls kein anderes Unterkommen als auf dem Lande — und als Neuankömmlinge sicherlich im Fall der Arbeitslosigkeit keine Arbeitslosenunterstützung zu erhalten. Sie stehen sich auch als Auswanderer auf alle Fälle besser, wenn sie hier bereits Gelegenheit gefunden haben, die hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Arbeiten kennenzulernen. Auf das Kennenlernen dieser Arbeiten ist ein ganz besonderes Gewicht zu legen. Die großstädtischen und industriellen Arbeiter, die nicht auf dem Lande aufgewachsen und aus der Landbevölkerung hervorgegangen sind, müssen, indem sie aufs Land hinausgesandt werden, Gelegenheit erhalten, draußen etwas für sie bleibend Wertvolles zu lernen. Gewiß sollen sie sich dem Gutsherrn oder Bauer, der sie anstellt, bezahlt machen, und zwar so gut bezahlt, daß vor allem sie selber dabei nicht zu kurz zu kommen brauchen, sondern einen auch nach städtischen Begriffen angemessenen Verdienst davontragen können. Aber man soll ihnen zugleich in dem Bewußtsein, damit Dienst am Volk und an des Volkes Zukunft zu treiben, die Möglichkeit geben, über das hinaus, was sie jeweils in zweckmäßigster Verwertung ihrer Arbeitskraft vom Besitzerstandpunkt aus kennenlernen, einen Einblick in die Zusammenhänge und in das Lebendige der landwirtschaftlichen Gütererzeugung zu vermitteln — und ihnen damit etwas Haftendes zu geben, das sich festbohrt und in den Köpfen, in den Seelen weiterarbeitet. Die Unterbringung ganz ungelernter landwirtschaftlicher Arbeiter in den Arbeitsstellen muß nach Möglichkeit auch in der Weise erfolgen, daß die mehr oder minder „gelernten" Kollegen, die mit ihnen zugleich aufs Land hinausziehen, in annähernd gleichem Verhältnis unter sie verteilt werden. Vor allem aber muß eine durchgreifende Reform der politischen und kommunalen, der gesellschaftlichen und geistigen Verhältnisse auf dem Lande ihnen die Möglichkeit schaffen, dort von vornherein als Gleichberechtigte sich zu bewegen. Es ist zu hoffen, daß die lange Schützengrabengemeinschaft zwischen Bauern und Städtern der Revolution in der Herstellung dieser Gleichberechtigung auf dem Lande bereits gründlich vorgearbeitet hat. Gutsbesitzer, Pastoren und Lehrer sollten obendrein mit bewußter Hingabe fremdartige Elemente des eindringenden Stadtgeistes zu verstehen suchen und nicht von vorn-

herein als feindselig ablehnen. Möglichst viele unter den Beteiligten sollen sich bewußt sein, daß die Beschäftigung städtischer und industrieller Arbeiter auf dem Lande nur eine Vorstufe ihrer Verpflanzung in das Landleben bildet, und daß ihre Verpflanzung ins Landleben kein Hinabsinken, sondern einen Aufstieg, keinen Rückgang, sondern einen Fortschritt einleiten soll. Das aber kann nur möglich werden, wenn die größere geistige Regsamkeit des Städters nicht geopfert zu werden braucht, sondern der organisch wurzelhaften Lebensauffassung des Landbewohners zur Seite gestellt wird, so daß sich in Zukunft beide ergänzen und verschmelzen.

Selbstverständlich kann die Vermittlung ländlicher Arbeitsstellen allein bei weitem nicht ausreichen, um einer ausreichenden Anzahl städtischer Arbeiter Gelegenheit zu geben, erst einmal die landwirtschaftlichen Arbeiten zwei oder drei Jahre lang praktisch kennenzulernen, ehe sie sich — sei es als Arbeiter auf festen Stellen, sei es als Kleinbauern — draußen ansiedeln lassen. So leicht ist eben doch der Übergang von der städtischen zur ländlichen Wohnweise und von der industriellen zur landwirtschaftlichen Arbeitsweise keineswegs, daß man nicht die Bedenken allzuvieler gegen das gleichsam unwiderrufliche Definitivum der Entscheidung, das nicht in der Tatsache selbst, wohl aber in der Vorstellung und dem Entschluß, als Landarbeiter aufs Land hinauszugehen, psychologisch ganz zweifellos in gewissem Sinne steckt, zu schonen, zu mildern und durch einen sich harmloser gebenden Übergang zu ersetzen suchen sollte. Ein psychologisch bequemerer Weg würde sich fraglos ergeben, wenn wir in Zukunft möglichst bald dahin kämen, wohin wir zweifellos im Laufe der Zeit mit unbedingter Notwendigkeit einmal kommen müssen, — daß nämlich unsere großen Städte ihre eigene Agrarpolitik zu treiben beginnen. Mit dürren Worten herausgesagt ist es eine der dümmsten und widersinnigsten Erscheinungen des alten Systems gewesen, daß Stadt und Land gänzlich schematisch voneinander getrennt waren, ja daß unsere größten Städte Berlin und Hamburg und neben ihnen noch viele andere nicht einmal die Möglichkeit einer selbsttätigen organischen Erweiterung ihres unmittelbaren städtischen Wohngebietes nach den Forderungen ihres natürlichen Wachstums besaßen. Als Siedelungsknotenpunkt eines bestimmten landschaftlichen und völkischen Bezirkes kann eine Stadt nicht nur Konzentrations- und Brennpunkt der Kräfte dieses jeweiligen Bezirks, muß vielmehr in natürlicher Erfassung ihrer Aufgaben genau so gut auch rückgreifendes Anwendungssubjekt der zusammengefaßten Kräfte sein können. Eine Stadt, die das Leben einer Landschaft von 100000 Quadratkilometern in gewissem Sinne zusammenfaßt, muß auch die Möglichkeit haben, in den Umkreis dieses ihres Wurzelgebietes hinauswirkende Arbeit zu leisten. Der einseitige Strom vom Lande in die

Stadt hinein muß durch den Gegenstrom von der Stadt aufs Land hinaus zum lebendigen Stromkreis geschlossen werden können. Dann erst ist eine gesunde Wechselbeziehung zwischen Stadt und Land hergestellt. Daran hat es bisher zu einem großen Teil gefehlt. Die Entwicklung einer städtischen Agrarpolitik wird eins der wichtigsten Mittel dazu sein, den bisherigen Mangel zu beseitigen. Städtische Agrarpolitik treiben heißt das, was man bisher als Notbehelf zur Beseitigung der städtischen Abfälle und Abwässer, namentlich auch der menschlichen Exkremente in möglichst engbegrenztem Umfang tat, zur Höhe einer auch produktionspolitisch durchgebildeten, technisch einwandfrei durchkonstruierten Aufgabe und Betätigung zu erheben. Es ist nicht eine Notdurft, sondern eine Aufgabe und Verpflichtung der Großstadt, den Straßenschmutz, die Abwässer, die Küchenreste, die Produkte der Schwemmkanalisation und ähnliches mehr unter dem Gesichtspunkt der größtmöglichen Produktivität der Arbeit zu verwerten — nicht also nur zu beseitigen. Sie kann mit dieser Verwertung ein sehr gutes Geschäft machen, soll sich allerdings nicht auf die Forderung unmittelbarer und schneller Verzinsung und Amortisation ihrer Unkosten kleinlich verbeißen, sondern wirkliche Politik auf weite Sicht treiben, zum Beispiel unter Umständen draußen vor den Toren und weiterhin in der Provinz Tausenden von Bauern zu einer für das Gemeinwohl wertvollen Existenz verhelfen wollen, ohne daß eine Aussicht darauf besteht, diese Bauern nun gerade zu städtischen Steuerzahlern zu gewinnen. Interessensolidarität, Gemeinbürgschaft von Stadt und Land! Sobald diese Arbeit in großem Stil aufgenommen wird, bietet sie die Möglichkeit, Arbeiter der Stadt auf ein Gebiet hinaus zu vermitteln, in dem durch die Tätigkeit der Stadt selbst ein Zusammenhang zwischen der Stadt und den von ihr hinausgegebenen Arbeitern erhalten bleibt. Es sind in gewissem Sinn städtische Bauern, nämlich Nutznießer der Einrichtungen städtischer Agrarpolitik und zum Teil sogar unmittelbar städtischer Ansiedelungspolitik im Bereich etwa der Abwässerberegnung, zu denen die Arbeiter hinauskommen. Da kann es bei dem in Zukunft rein demokratischen Aufbau der Stadtverwaltungen nicht ausbleiben, daß Bauern und Arbeiter einander von vornherein geistig näherstehen als das bisher die Regel ist. Es bedarf dann nur noch einer leise führenden und fürsorglichen Hand, um die Arbeiter auch durch das Lehrarbeitsstadium hindurch der mehr oder minder selbständigen Ansiedelung auf dem Lande entgegenzuführen.

Aber schon im unmittelbaren Umkreis ihrer Mauern haben die Städte wertvolle und bisher vollständig vernachlässigte Möglichkeiten, ihren Arbeitern den Anfang einer Rückkehr aufs Land zu vermitteln. Es soll hier nicht von der weitläufigen Wohnsiedelung mit Gartenparzelle die Rede sein, die ehemals auch für die Großstadt das Siede-

lungsideal vieler aufrichtiger Volksfreunde gewesen ist. Dies Ideal jetzt zu verwirklichen, davon wird kaum die Rede sein können. Denn ganz ungeachtet des akuten Wohnungsmangels in den Großstädten werden wir nur allzusicher in ein Stadium gelangen, in dem allüberall die Menschen für die vorhandenen Wohnungen fehlen — eben infolge der notwendigen Ab- und Auswanderung großer Massen. An umfangreiche Neubauten ist unter diesen Umständen nicht zu denken, also auch nicht an Ersetzung des Kasernen- durch den Familienhaustypus. Wohl aber kann die Stadt jetzt auch den Mietskasernenbewohnern Gärten durch systematische Anlagen von Laubenkolonien mit günstiger Verkehrs- und Bewässerungsgelegenheit, mit genossenschaftlicher Dünger-, Samen- und Sortenbeschaffung, mit gärtnerischer Beratung, mit Winter- und Kinderkursen usw. in weit größerem Umfang als bisher zur Verfügung stellen. Die Terrainspekulation ist zum großen Teil auf unabsehbare Zeit gegenstandslos geworden, der demokratische Staat gibt leichter Land als der ehemalige landesväterliche Fiskus, auch die vorseitig erwähnten Landbeschaffungsgelegenheiten können zum Teil für die Zwecke der Laubenkolonisation nutzbar gemacht werden. Es muß vor allem dafür gesorgt werden, daß die dazu dienenden Flächen dem Zweck dauernd gesichert werden, so daß der Arbeiter sich auch an wirkliche Obstbaumzucht mit dem Bewußtsein heranwagt: die Frucht gehört mir! Auf diese Weise können weitere Hunderttausende städtischer Arbeiter, Frauen und Kinder wenigstens mit Spatenkultur und Kleintierzucht vertraut gemacht werden. Zweifellos werden namentlich dann sehr viele von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, wenn man ihnen das Recht gibt, in den „Lauben" wohnen zu dürfen, ohne daneben eine Etagenwohnung im Häuserblock behalten zu müssen. Dies wichtige Recht kann man geradezu als die Verleitung zur Abwanderung zum Lande — über die Etappe der Laubenkolonie — bezeichnen. Da es stets der oberste Zweck aller derartigen Maßnahmen sein und bleiben muß, die Menschen landlustig, landhungrig und landgewöhnt zu machen, muß hier mit aller Liberalität verfahren werden, so schwer sich auch die Hausbesitzer in ihren Mietserträgen bedroht, vielleicht auch gelegentlich die Polizei in ihrem Ordnungssinn verletzt fühlen mögen.

Endlich ist es eine unbedingte Notwendigkeit, die Hände für die praktische Verwirklichung der handwerklichen Lehre im Landbau für Stadtkinder zu rühren. Es ist tief bedauerlich, daß trotz verschiedener lebhafter Bemühungen bisher noch nichts Wirksames geschehen ist, um bereits bei der nächsten Schulentlassung im kommenden Frühjahr viele Zehntausende von städtischen Buben und Mädeln als Lehrlinge aufs Land hinauszubringen. Nachdem seit der Revolution völlige Sicherheit dafür besteht, daß diese Kinder nicht „landwirtschaftliches Gesinde" im alten üblen Sinne zu werden in Gefahr sind, und nach-

dem die Durchführung wirksamer Maßnahmen zur Schaffung zahlreicher Bauern-, Kleinbauern- und Landarbeiterstellen außer allem Zweifel gewährleistet ist, sollten sich doch jetzt hierfür in ähnlichem Umfang Land- und Stadtleute, Behörden und Lehrer organisatorisch zusammenfinden, wie für den Kriegsferienaufenthalt von Stadtkindern auf dem Lande, der übrigens als gute Vorbereitung für den Eintritt in die landwirtschaftliche Lehre auch in Zukunft erhalten bleiben müßte. Die Jugend zum mindesten soll man vor dem Verderb, vor dem Zwange zum Auswandern, vor dem Eintritt in überfüllte Berufe schützen. Mit der Jugend kann man das Landleben der Städter ganz besonders gut aufbauen, wenn man sich nur die Mühe gibt, ihr die Wege aufs Land hinaus zu ebnen und die ersten Schritte zu erleichtern. Gewiß werden viele städtische Jungen und Mädel draußen erst einmal richtig ins Wachsen kommen müssen, ehe sie handfeste Arbeiter werden können. Aber soviel Geduld wird man doch wohl unseren Landleuten nach diesem Kriege, der den gesunden Kern der städtischen Bevölkerungsteile bewiesen hat, ohne weiteres zutrauen dürfen, daß sie im ersten Sommer nicht gleich auf große Leistungen sehen, sondern den Zukunftswert der Verpflanzung der Stadtkinder auf das Land hinaus in Rechnung stellen.

So planmäßig und ineinandergreifend nun aber auch die Einrichtungen ausgestaltet werden mögen, die dazu bestimmt sein sollen, unsere städtische Überschußbevölkerung aufs Land hinauszubringen und mit der Landarbeit vertraut zu machen — sie werden niemals ihr Ziel erreichen, wenn nicht eins gelingt, was bei dem ganzen Unternehmen die erste Hauptsache ist. Man wird aus heutigen Großstädtern niemals Landbewohner, aus Industriearbeitern niemals Bauern machen können, wenn es nicht geschieht, daß *ihre ganze Gesinnung und Auffassung vom Leben eine andere wird als sie bisher gewesen.* Ehe die Arbeiter nicht Kino- und Kneipenbesuch, großstädtische Aufmachung und die Vorteile der konzentrierten Wohnweise als bloßen Plunder verachten lernen, ehe sie nicht merken, daß man nicht glücklich wird durch das, was man genießt, sondern durch das, was man schafft, ehe sie nicht den blöden Zivilisationskonsumententypus verachten lernen, der heute leider ihr von der Bourgeoisie übernommenes Ideal ist, ehe ihnen nicht der innere Sinn für die Schönheiten der organischen Eingliederung in das Natur- und Weltgeschehen — namentlich für die aktive Teilnahme daran — aufgegangen ist, der heute zugunsten eines egoistischen Rechenexempels von angeblichen Rechten und eingebildeten Erfolgsmöglichkeiten ausgeschaltet ist — ehe das nicht alles eingetreten ist, besteht keine Aussicht darauf, wirkliche Massen aus den Großstädten und Industriebezirken aufs Land hinauszubringen. Die jetzigen Menschen bestehen einfach auf ihrem Schein, der da lautet:

Anteil zu einem Millionstel an allen sichtbar in reicher Fülle vorhandenen Vergnügungsmöglichkeiten von Großberlin — oder je nachdem, wo sie sich aufhalten. Alle Professoren, Politiker, Gewerkschaftsführer und Volkswirte der Welt mögen ihnen vorrechnen, daß es unmöglich ist, mit einer ruinierten Volkswirtschaft „Genußanteile" abzuwerfen — solange noch Geld im Kasten der Unternehmer klingt, ist nach dieser Vorstellung noch „Mehrwert" vorhanden, der in der sozialistischen Republik den Arbeitern gehört. Daß das schließlich nur noch bedrucktes Papier und kein Geld mehr ist, was sie sich da zahlen lassen — das werden sie erst zu spät zu ihrem Schaden erkennen.

Erst muß die letzte und größte Not dagewesen sein, die Not, aus der es keinen Ausweg mehr als den des Raubens, Mordens und Plünderns gibt und in der selbst diese Mittel versagen — erst dann wird die Masse, im Elend des wirklichen Hungers, zur Besinnung und zur Einkehr reif werden. So hat es jetzt den Anschein — möge der Verlauf ein besserer werden. Aber selbstverständlich, was irgend geschehen kann, muß geschehen, um durch Belehrung und Überredung die Sinneswandlung einzuleiten oder wenigstens vorzubereiten. Darum ist schließlich eine Propaganda großen Stiles unter der Devise „Zurück aufs Land!" ein wichtiges Mittel, um möglichst viele Menschen auf das Kommende hinzuweisen und die Besonneneren unter ihnen vor dem drohenden Unheil zu bewahren. Menschen aufs Land hinauszubringen, bedeutet jetzt soviel wie Seelenrettung — keine Seelenrettung ohne ein Herankommen an die Seele, kein Herankommen ohne Liebe, keine Liebe ohne selbstverleugnende Arbeit. Ob sich genug Menschen finden, die das haben und können, die sich ganz einzusetzen gewillt sind, um deutsche Menschen dem deutschen Volk zu retten, indem sie ihre Gesinnung landreif machen — davon hängt jetzt sehr, sehr viel ab. Zurück aufs Land auch der Gesinnung nach, das ist der Weg, der noch am Abgrund vorbeiführen kann.

Herbert von Hoerner
Volksselbstbewußtsein

Ich saß, zusammen mit zwei zufälligen Schicksalsgenossen, in einer Zelle des Kreisgefängnisses irgendeiner Stadt Mitteldeutschlands. Wir befanden uns in Schutzhaft. Der Ausbruch des Krieges hatte uns in Deutschland überrascht, und als feindliche Ausländer waren wir verhaftet und in sicheren Gewahrsam gebracht worden. Soweit war alles in der Ordnung.

Eines Tages erhielten wir Besuch. Ein General, in wohlwollender

Absicht, kam uns besichtigen. Er gewährte uns, die wir im Offiziersrang standen, einige kleine Vergünstigungen. Ich hatte einen besonderen Wunsch und äußerte ihn, dessen Erfüllung allerdings eine ausnahmsweise Behandlung bedeutet hätte. Er wurde mir abgeschlagen, und das war auch in der Ordnung. — Aber die Begründung, warum meine Bitte nicht gewährt werden könne, befremdete mich. — Die Zeitungen waren gerade damals voll von den russischen Greueltaten in Ostpreußen. — „Lesen Sie," sprach der General mit erhobener Stimme, „wie die Kosaken, Ihre Kameraden, sich benommen haben!" Das Wort „Kameraden" war in diesem Zusammenhange sehr unangenehm. Ich wandte schüchtern ein, daß ich Kurländer, Balte, also deutscher Herkunft sei. — „Das ist mir ganz einerlei," sagte der General, „Sie sind russischer Reserveoffizier."

Einige Tage später kam meine Braut, eine Reichsdeutsche, von fern her, um nach mir zu sehen. Sie wurde vom Herrn Kriegsgerichtsrat, der über uns zu bestimmen hatte, als Russenliebchen aufgefaßt und demgemäß empfangen.

In meinen Papieren stand, daß ich russischer Staatsangehöriger sei und im russischen Heere gedient habe. Folglich war ich ein Russe.

In Frankreich leben die Franzosen, in Rußland die Russen und in Deutschland die Deutschen. — Das ist so. — Und wenn es mal ausnahmsweise nicht so ist — „wer kann dem Menschen ins Herz sehen!"

Einige Monate später — und ich befand mich in einem Lager für gefangene russische Offiziere. Dem Posten ist es zwar verboten, mit den Gefangenen zu sprechen, aber es ist zu menschlich und so geschieht es doch. — Der Mann spricht Berlinerisch mit einem Anklang ans Englische. Er ist zwei Wochen vor Ausbruch des Krieges aus Amerika nach Deutschland zurückgekehrt. — „Vaterland," sagt er, „wo ich mein Geld verdiene, da ist mein Vaterland." — Er seufzt über sein „Pech" — hätte er die Reise nicht um zwei Wochen verschieben können!

Die besten Posten (für uns!) waren die Polen. Durch sie war alles Unerlaubte (Alkohol und das „Berliner Tageblatt") erhältlich, denn sie sympathisierten mit uns. Und wenn sie wegkamen, um ins Feld zu marschieren, ließen sie sich von uns kleine Zettelchen ausstellen, daß sie uns gut behandelt haben — damit sie auch gut behandelt werden sollten drüben in russischer Gefangenschaft.

Ein Elsässer, der uns bewachte, äußerte: „Je suis prisonnier comme vous." — Leider waren es nicht nur Polen und Elsässer, die so dachten.

Ach, warum ließen die Rollen sich nicht vertauschen! Ein Gefangenenlager, zusammengelesen aus allen den untauglichen, undeutschen Leuten, die Posten bei mir gestanden haben, und mich als Posten davor! — Wieviel richtiger wäre das gewesen, wie zufrieden alle Teile! Und war der deutschen Sache auf diese Weise nicht besser gedient? — Aber —

in Deutſchland leben die Deutſchen und man kann dem Menſchen nicht ins Herz ſehen.

Gegen Ende des erſten Kriegsjahres fing man deutſcherſeits an, die Ukrainer mit Aufmerkſamkeit zu behandeln. Sie wurden getrennt und beſſer gehalten als die übrigen gefangenen Ruſſen. Selbſtverſtändlich machte man auch mit den Juden eine Ausnahme. Auf die Gruſinier wurde man aufmerkſam, den Eſten und Letten ſchenkte man Beachtung. — Es gab alſo doch nicht ſchlechtweg Ruſſen, ſondern deren mehrere verſchiedene Arten. Als Kurland erobert wurde, entdeckte man die Balten.

Da war denn auch meine deutſche Herkunft nicht mehr „ganz einerlei“ — und ich kam frei.

Nun habe ich von meiner Gefangenſchaft erzählt, nicht um mich über die mir zuteil gewordene Behandlung zu beklagen. Dazu habe ich keinen Grund. Im Gegenteil, ſie hätte kaum beſſer ſein können. Ich habe nur ſagen wollen, daß man mich in Deutſchland anderthalb Jahr lang für einen Ruſſen gehalten hat. — Zwar habe ich bei Einzelnen meiner deutſchen Bewachung, vom Poſten bis zum Lagerkommandanten, Verſtändnis für meine deutſche Geſinnung und Intereſſe für das Deutſchtum meines Heimatlandes gefunden. Aber es dauerte lange, bis Verſtändnis und Intereſſe dort zu finden waren, wo ſie Wert hatten: in der Öffentlichkeit und bei den maßgebenden Stellen.

Kurland war erobert und Livland und Eſtland folgten. Mit Wort und Bild, mit Vorträgen und Ausſtellungen wurde das deutſche Publikum bearbeitet, — aufgeklärt über das Baltenland, die älteſte deutſche Kolonie. Nicht umſonſt, ſo ſchien es, hatte das Deutſchtum hier ſo zähe ſtandgehalten, es ſollte nicht verloren ſein.

Der Anſchluß, enge Anſchluß an das deutſche Reich ſchien nur noch eine Frage des gegebenen Augenblicks. Große Pläne waren in Bearbeitung. Hier war Siedelungsland für Tauſende deutſcher Bauern. Für eine deutſche Einwanderung großen Stils wurde geworben.

Und uns Balten ſollte nun zuteil werden, was wir nie beſeſſen hatten, beides: ein Vaterland und ein Volk eignen Stammes...

Und doch — was war es, das wie ein Mißvergnügen und eine Bangigkeit unſere Hoffnungen niederhielt? Wenn man uns behalten wollte, was zögerte man, es uns zu ſagen? Warum ſprach Deutſchland nie das Wort vom Recht des Siegers? Warum mußte erſt das Selbſtbeſtimmungsrecht der kleinen Völker, dieſes Kompliment vor einer engliſchen Phraſe, herangezogen werden? — Durfte hier nicht deutſch geſprochen werden? — Die Ruſſen hatten es uns verboten, und jetzt, wenn wir es taten, klang es nicht mitten aus Deutſchland her zu uns wie eine ängſtliche Stimme, die uns ins deutſche Wort fiel: „Bitte, nicht ſo laut!“? —

Viele unſerer feldgrauen Herren ſind uns zu Freunden geworden. Und wer von denen, die uns kannten, hätte es nicht gut mit uns gemeint?!

Als der Krach kam, da zeigte ſich ein ander Bild. Wir, die deutſche Oberſchicht des Landes, hatten Berührung gefunden mit der Oberſchicht des deutſchen Heeres. Offiziere, Beamte und die Gebildeten unter der Mannſchaft, die waren es, die mit den Deutſchen im Lande bekannt und vertraut wurden. Der einfache Mann aber ſuchte und fand ſeinen Anſchluß beim einfachen Manne, das heißt hierzulande: beim Letten. Der Offizier lebte hier in einem deutſchen, ſein Burſche aber in einem lettiſchen Lande. So kam es, daß die Soldatenräte, vom erſten Tage ihres Auftretens an, ſich zu Führern des lettiſchen Volkes machten gegen uns, die deutſchen Herren.

Nicht die Deutſchen hat hier Deutſchland befreit, ſondern die Letten.

Es war meine Abſicht nicht, das Klagelied des Balten um eine Strophe zu bereichern. Das Schickſal des kleinen Häufleins Balten und die Geſchichte ihres Heimatlandes erſcheinen in dem rieſigen Bilde des Weltkrieges und ſeiner Folgen faſt ebenſo belanglos wie die Erlebniſſe eines einzelnen Gefangenen. Was kommt es darauf an? — Was ich als Gefangener erlebte und was ich als okkupierter Balte ſah —, ich habe damit nichts anderes erbringen wollen als Beiſpiele, ſelbſterlebte, und die Geringfügigkeit der Beiſpiele bedeutet nicht, daß der Gegenſtand, von dem man reden möchte, ein geringfügiger iſt.

Es handelt ſich um das Selbſtbewußtſein des deutſchen Volkes, um das deutſche Nationalgefühl.

Wer heute ein Zeitungsblatt zur Hand nimmt, das nur wenige Monate zurückdatiert, der wird erſtaunt ſein, wie dieſes veraltete Blatt — iſt das Papier nicht ſchon vergilbt? — von nationalem Selbſtbewußtſein ſtrotzt. — Es gab ein offizielles, ſozuſagen amtlich eingeſetztes, pflichtſchuldiges Nationalgefühl, das den Eindruck machte, als ſei über die ganze deutſche Preſſe ein einziger Redakteur eingeſetzt, der ſämtliche Blätter — aller Richtungen — belieferte.

Dieſer gewaltige Redakteur war auf allen Gebieten des Lebens und des Sterbens tätig. Zuerſt und vor allen Dingen trat er den Heeresbericht, der ihn in ſeiner Kürze und Klarheit unbefriedigt ließ, breit. Sodann urteilte er über die allgemeine militäriſche Lage, die natürlich immer gut — „noch nie ſo gut geweſen" — war. — Von der politiſchen konnte er das gleiche leider nicht immer behaupten. Bei Mißerfolgen und Rückſchlägen ruhte er nicht eher, als bis er ihnen ein freundliches Geſicht abgewonnen hatte. Er ſah ſich bei unſern tapferen Verbündeten um und fand, daß ſie felſenfeſt daſtanden. Er ſpähte ſcharf zu unſern Feinden hinüber und prophezeite, daß ſie es nicht lange

mehr machen könnten. Ein Feind mehr erſchien ihm, ehe er da war, recht bedenklich — war er da, hatte es nichts zu ſagen. Er war, ſah und wußte alles. Keine Tür blieb ihm, wenn er als Interviewer kam, verſchloſſen. Über die wirtſchaftliche Lage, die Ernährung des Volkes wußte er nur Günſtiges auszuſagen. Knurrende Mägen erfüllte er mit dem Troſt, daß ſoundſoviel Gramm irgendeines Nahrungsmittels ſoundſoviel Wärmekalorien an den menſchlichen Körper abzugeben haben, — im übrigen ſeien die Ausſichten für die nächſte Ernte glänzende. Viel hatte er mit moraliſcher Entrüſtung zu tun. Vom erſten bis zum letzten Tage des Krieges beſchäftigte ihn die Schuldfrage: wer hat den Krieg angefangen? Das „Gott ſtrafe England" hat er zwar nicht erfunden, aber populär gemacht. Neun Zehntel aller Kriegsliteratur verfaßte er. Er war mit dabei geweſen im Schützengraben, im U-Boot, im Luftſchiff über London. Er reiſte ins neutrale Ausland und kehrte von dort als militäriſcher Sachverſtändiger wieder. Kam er auf die Kriegsziele und die Zukunft Deutſchlands zu reden, ſo wurde er zum Diplomaten, das heißt, er ſprach, ohne etwas zu ſagen. Seine Auffaſſung vom Kriege war die, man führe ihn, um zu ſehen, was dabei herauskommt. — Er wandte ſich oft an das deutſche Volk, aber er duldete nicht, daß ein anderer es tat. Selbſt was die Großen, die Führer, dem Volke zu ſagen hatten, mußte erſt durch ſeine Redaktion und dann klang es ſo, als hätte er ſelber es verfaßt. — Und dieſe ganze mächtige Geiſtesarbeit bewältigte er mit einem Wortſchatz, der ſo gering war, daß ein Kriegsdichter, der ſich nicht wiederholen wollte, ihn in ein einziges Kriegsgedicht von wenigen Verſen zuſammenfaſſen könnte. — Das einzige, was er dem deutſchen Volke nie geſagt hat, iſt: wofür in Wahrheit es kämpft, blutet und hungert. —

Er iſt tot — erſtickt an ſeinen Phraſen, als der große Schreck ihm in die Kehle fuhr.

Suchen wir das deutſche Nationalgefühl an anderer Stelle! —

In der breiten Maſſe? Im Volke? —

In Dresden läuteten die Glocken Sieg. „Ach was, Sieg?" ſagt eine Frau auf der Straße zur andern, „meinen Mann will ich wiederhaben!" — Das war Stimme des Volkes. —

In Kurland heiratet ein deutſcher Soldat eine Lettin. Die Bauern loben ihn: „Er ſpricht Lettiſch ſchon faſt wie wir." Und die Kinder, die aus dieſer Ehe kommen werden? —

In Frankreich war dieſer Krieg volkstümlich. „Revanche" iſt eine Idee, und es galt die beſetzten Teile zurückzugewinnen. Sicherlich hätte das deutſche Volk länger durchgehalten, wenn der Feind auf deutſchem Boden geſtanden hätte. Als der Krieg ausbrach, lag die Gefahr vor, daß Deutſchland von allen Seiten überrannt werde. An dieſer Gefahr entzündete ſich die Flamme der deutſchen Volksſeele. Als die eherne

Front im Westen aufgerichtet und die Russen aus Ostpreußen vertrieben waren, da hörte der Krieg auf populär zu sein. — Was wollte man noch? Daß die Feinde „noch" wollten, hat das Volk nicht geglaubt. — Was nun, nachdem der Krieg unglücklich geendet hat, kommt, wissen wir nicht. Vorläufig ist das deutsche nationale Selbstbewußtsein nicht beim Volke.

Bei der Regierung?

Ist es erlaubt, die Regierung von heute als eine veränderliche Größe anzusehen? Es wäre schade, wenn ein so kostbares Gut wie das Nationalbewußtsein an einer den Winden des Wechsels so ausgesetzten Stelle aufgehoben wäre. Wie leicht könnte es da morgen schon verweht sein! —

Wo ist es denn, wer hat es denn, das Selbstbewußtsein des Volkes, das deutsche Nationalgefühl, den nationalen Stolz, das deutsche Ehrgefühl? Wenige haben es, wenige sind dazu berufen, Hüter des Hortes zu sein. Der Deutsche im allgemeinen hat es nicht. Er hat — und das wird ihm zum Verhängnis — ein ausgeprägtes Staatsgefühl. Er wandert aus, geht in der Nation, zu der er kommt, vollkommen auf, und wird in ihr — kraft seines Staatsgefühls — zum staatenbildenden, machtschaffenden Element.

Im besetzten Litauen bildeten sich Räuberbanden. Sie wurden gefährlich, als deutsche Deserteure zu ihren Führern wurden. Was wäre die russische Armee wert gewesen ohne die vielen deutschen Namen an ihrer Spitze? Und wer ermißt, welchen Anteil der deutsche Einschlag in Amerika an der Kraftentfaltung dieses Gegners hatte? Es scheint, der Deutsche ist dazu bestimmt, Deutschlands Feinde zu organisieren, um sie gegen sein Stammland ins Feld zu führen.

Aber was ist das Nationalgefühl, worin spricht es sich aus?

Es spricht: „Ich bin ein Deutscher und so bin ich anders als ein Engländer, ein Franzose, ein Russe oder sonst irgendein anderes Volk. Ich sehe ihre Fehler und die will ich ihnen nicht nachmachen. Ich sehe ihre Vorzüge und die kann ich ihnen nicht nachmachen, aber ich will es ihnen auf meine Art gleichtun oder sie übertreffen. Ich bin ein Deutscher, spricht es, darum bin ich in allen Dingen gründlich, denn Gründlichkeit ist eine deutsche Eigenschaft. Ich bin ehrlich, denn ein Deutscher ist ehrlich. Ich bin ordentlich, denn die Ordnung ist immer des Deutschen Stolz gewesen. Ich kenne meine Pflicht und erfülle sie, wie nur ein Deutscher seine Pflicht erfüllen kann. Ich strebe nicht nach falschem Glanz, Geld geht mir nicht über alles. Ich stehle, lüge und betrüge nicht, ich vergewaltige nicht, ich verübe keine Grausamkeiten, denn ein Deutscher tut so etwas nicht. Recht und Freiheit, die zusammenstehen, halte ich hoch und niemand darf sie mir antasten. Mein Wort halte ich, zu meinen Freunden stehe ich treu. — Ich bin stark,

spricht er, stark in der Überwindung, stark im Widerstande gegen Feinde. Ich bin eine Macht. Meine Feinde können mich überwältigen, mich zu Boden werfen und peinigen, ich bleibe doch, der ich bin: ein Deutscher. — Ich liebe meine deutsche Sprache. In ihr haben meine Dichter zu mir geredet, in ihr habe ich die Schätze des Geistes und des Gemütes empfangen, in ihr hat mein Verstand zu denken gelernt. — Ich liebe meine deutsche Kunst. Bei allen Zeiten und bei aller Mitwelt ist sie in die Lehre gegangen und aus allem Herbeigeholten und Gelernten hat sie mir ein eigenes Können erbracht, ist mein Eigentum geworden, das ich zu teilen bereit bin mit aller Welt, die Teil daran haben will. — Ich liebe meine Brüder und Schwestern, die Kinder meines Volkes, ich suche sie in der Fremde auf und erkenne sie wieder. — Ich verehre meine Helden, die lebenden und die toten. — Ich bin stolz auf jedes deutsche Ding. — Ich freue mich über jeden guten deutschen Mann und über jede gute deutsche Frau. — Und meine Kinder sollen Deutsche sein!"

Das nationale Selbstbewußtsein eines Volkes ist kein Grund zur Feindschaft gegen andere Völker. Im Gegenteil. Ein Volk, das sich seines Volkstums bewußt und in seiner Nationalität rein und fest ist, hat Verständnis auch für das Nationalgefühl anderer und wird es, soweit die eigene Verteidigung außer Frage ist, nicht unnötig verletzen.

Die höchsten Güter der Menschheit sind aus nationaler Eigenart hervorgegangen, sie haben sich, indem sie sich ausbreiteten, national verschieden gefärbt und sind doch kraft ihrer Gemeinsamkeit zu einem verbindenden Element zwischen den Nationen geworden.

Ein Völkerbund kann sich auch nur dann gedeihlich entwickeln, wenn die einzelnen Völker erst ganz zu sich selbst gekommen sein werden. Denn wie in der Persönlichkeit, so liegt auch hier beim Volke erst in dem Sich-selber-finden die Ruhe, die Kraft, die Sicherheit, das Verständnis für andere und die Friedfertigkeit.

Aus dem Mangel aber, der Unsicherheit des eignen Nationalgefühls entstehen Mangel an Verständnis für fremde Eigenart und Unsicherheiten und Fehler im Umgang mit den andern. Es fehlt der sichere Instinkt, der Freund und Feind zu unterscheiden weiß. Wo das Fremde nicht als fremd empfunden wird, da wird auch das Verwandte nicht als verwandt erkannt.

Ein Volk, das Krieg führen muß, ohne den veredelnden und festigenden Halt starken nationalen Selbstbewußtseins, ist schlimm daran. Seine Führung ist unfest, unsicher, schwankend, sie weiß nicht, was ihr zukommt und was sie erreichen kann, sie kennt weder ihre Möglichkeiten noch ihre Grenzen. Das Volk selber aber erschlafft und verroht und gibt der Welt allenthalben Anlaß, es zu schmähen. Der deutsche Soldat, der den Stolz nicht mehr hat, daß er ein Deutscher

iſt, iſt bald ein übler Kerl. Niemand hat dem Anſehen des Deutſchen in der Welt ſo ſehr geſchadet wie die Paktierer, die Verbrüderer, die Friedensmacher auf eigne Hand. — Ein Volk von ſchlechtem Ruf — wer wird ſich um ſeine Freundſchaft bemühen? — Nur ein ſtolzes, wahrhaft deutſches Deutſchland kann Frieden haben mit der Welt.

Am erſten Kriegstage, als ich, ein feindlicher Ausländer, verhaftet war, da hätte die wütende Menge, die „Spion, Spion" rief, mich zerriſſen, wenn nicht ein deutſcher Offizier mich geſchützt hätte. Er ſprang vor mich hin und ſchrie die Menſchen an: „Vergeßt nicht, daß ihr Deutſche ſeid!"

Der Ruf, der damals einem Feinde das Leben rettete, — ach, möchte eine Stimme ſich finden, ihn laut genug zu rufen, daß alle, die er betrifft, ihn hörten: Vergeßt nicht, daß ihr Deutſche ſeid! —

Th. Gläß / Vom Staatsbegriffe

Wir leben in einer Zeit des Gärens und Drängens. Altes ſtürzt, Neues erſteht, deſſen Verwirklichung man geſtern noch in ferne Zeiten gelegt hatte. Die Ereigniſſe folgen einander ſo ſchnell, daß die Maſſe unſeres Volkes gar nicht zu folgen vermag. Eine Meldung überholt die andere, und man weiß nicht, ob das, was man heute gedacht und geſchrieben hat, nicht ſchon morgen der Vergangenheit angehört. Eins aber iſt das ſchlimmſte: Viele, viele Hoffnungen müſſen begraben werden. Dabei läßt es ſich heute noch nicht überſehen, ob die Erfüllung ſo mancher Wünſche auf anderen Gebieten dieſen Verluſt aufwiegen kann. Es hilft ja nichts, es hinter Worten zu verſtecken: Unſer Deutſches Reich iſt in Gefahr, vernichtet zu werden. Von außen und innen ſind Kräfte am Werke, die es zerſtören möchten. Tief bedrückt es jeden Deutſchen, daß die Zukunft unſeres Staates nicht von uns, wenigſtens nicht von uns allein, abhängt. Und doch iſt kein Grund vorhanden, die Hände mutlos in den Schoß zu legen. Weite Gebiete bleiben ſtets unſerer Betätigung, ja fordern gebieteriſch, daß man ſie nicht brach liegen läßt. Auf ſie will auch dieſer Aufſatz hinweiſen und zeigen, daß wir nicht an unſerer Zukunft verzweifeln dürfen und brauchen.

Die Tatſache, daß die Sorge um den Fortbeſtand unſeres Staates uns ſo ſehr quält, daß es uns unausdenkbar ſcheint, daß unſer „Deutſches Reich" einmal aufhören könnte zu beſtehen, zeugt von einem ausgeprägten Staatsbewußtſein, das unſerer Zeit eigen iſt. Die feſten Umriſſe dieſes Staatsbewußtſeins haben ſich im weſentlichen erſt im 19. Jahrhundert entwickelt. Einem Schiller, einem Goethe war es fremd, wenn beide ja auch mittelbar — durch ihre Werke — viel dazu

beigetragen haben, daß es ſich bildete. Ich erinnere nur an die Wirkungen, die vom „Wilhelm Tell“ ausgingen. Bezeichnend für die Gedankenwelt, in der man damals lebte, iſt mir immer der bekannte Ausſpruch Goethes über Napoleon geweſen: Das heilige Streben, das Vaterland von den Bedrückern zu befreien, hat die breiten Volksmaſſen ergriffen. Goethe fühlt ſich nur geſtört durch die Unruhe, die die Begeiſterung mit ſich bringt. Und als ihm im Hauſe von Schillers Freund Gottfried Körner, deſſen Sohn Theodor mit ins Feld gezogen war, etwas von ihrem Feuer entgegentritt, bricht er unwillig in die Worte aus: „Ja, ſchüttelt nur an euren Ketten ſoviel ihr wollt; der Mann iſt euch zu groß, ihr werdet ſie nimmer zerbrechen!“

Wer wollte Goethe Liebe zum deutſchen Volke abſtreiten? Aber vom Staate, gar von der Liebe zum Staate, trennte ihn eine tiefe Kluft. Dieſer Ausſpruch zeigt ſogar, daß es ihm — wenigſtens zeitweilig — nicht gelang, zu den Strömungen Stellung zu gewinnen, die die deutſche Volksgeſamtheit durchpulſten. Uns ſind heute ſolche Gedankengänge unbegreiflich. Wir empfinden ſie als ganz Weſensfremdes und ſtehen ihnen geradezu faſſungslos gegenüber. Die Ereigniſſe des 19. Jahrhunderts: das Streben nach Einheit, nach demokratiſcher Freiheit, die Reichsſchöpfung Bismarcks, das Aufdämmern ſozialer Geſichtspunkte, haben unſer Denken und Fühlen ſo gewaltig auf den Staat gelenkt, daß uns die Anſchauungen der klaſſiſchen Zeit unverſtändlich erſcheinen. Im letzten Jahrhundert iſt ein „Reichsempfinden“ feſt mit uns verwachſen. Vorher konnte es ſich nicht bilden, denn ein Deutſchland in dem Sinne, wie wir es heute faſſen, hat es nie zuvor gegeben. In Fichte, dem Fichte, der die Reden an die deutſche Nation hielt, mögen wir etwa den Ahnherrn unſerer Staatsauffaſſung erblicken. Heute ſteht ſie beherrſchend im Mittelpunkt — in weit höherem Grade und auch andersartig wie Fichte es ausgeführt hat. Unzweifelhaft hat das dieſer Krieg gezeigt. Das Deutſche Reich erſchien uns als das, um was wir kämpften, als das, was wir erhalten müßten. „Bismarcks Erbe“ wollten wir verteidigen.

Das war gut. Ohne Zweifel bedeutet die Einwurzelung des Staatsgedankens einen Fortſchritt. Wir haben Grund, darüber froh zu ſein, daß wir empfinden können, wo die klaſſiſche Zeit kalt und unempfindſam blieb. Aber ich denke doch, daß es ſich lohnt, einmal zu fragen: Iſt denn das, was die Zeit vor 100 Jahren als „deutſch“ empfand, nichts wert? Es kann doch unmöglich ſein, daß die Dichter, denen wir uns ſonſt in ihrem ganzen Denken und Wollen ſo verwandt fühlen, in dieſem ganz wichtigen Punkte völlig andere und — nach unſerem Empfinden — verkehrte Wege eingeſchlagen haben ſollten. Vielmehr glaube ich, daß wir dazu kommen werden, daß viel, viel Berechtigtes in ihren Gedanken ſteckt.

Was erkannten denn die Deutſchen damals als das Ziel ihres Strebens? Wem galt ihre Liebe? Nicht dem Staate, ſondern – um es mit einem Worte zu ſagen — dem deutſchen Volke als ſolchem. Einen deutſchen Staat, der ihre Gedanken mit ſtarker Kraft auf ſich lenken konnte, gab es nicht. So mußte ſich ihre ganze Liebe der deutſchen Volksgemeinſchaft zuwenden.

Da liegt alſo der Gegenſatz, und wenn wir uns dem Begriffe des Staates zuwenden wollen, müſſen wir notwendig auf den Zuſammenhang zwiſchen Volk und Staat eingehen. Daß überhaupt ein Zuſammenhang zwiſchen ihnen, wie zwiſchen dem Empfinden der großen Klaſſiker und dem unſerer Zeit, beſtehen muß, iſt ohne Zweifel.

Eine Bemerkung zuvor.

Ich ſprach bisher vom „Begriffe" des Staates und das mit Vorbedacht. Mit voller Abſicht vermied ich das beliebte Wort „Weſen", denn es darf meiner Anſicht nach nicht im Zuſammenhange mit dem Worte „Staat" gebraucht werden. Unſere deutſche Sprache iſt ſo wunderſchön und philoſophiſch; aber gerade weil ſie es iſt, müſſen wir ſie richtig anwenden. Die Grundlage unſerer Sprache, mit deren Hilfe wir das meiſte ausdrücken, bildet das Hilfszeitwort — ich möchte es Kernzeitwort nennen — „Sein". Im Laufe der Sprachentwicklung ſind drei Wörter zu dem einen Kernzeitwort verſchmolzen. Ihre Stämme ſind in den verſchiedenen Formen des Wortes erkenntlich: Ein Stamm bildet die Nennform: „Sein". Ein zweiter findet ſich in der Gegenwart: „Bin". Ein dritter bildet die Vergangenheit und das 2. Mittelwort: „(Ge)weſen". Und dieſe 3 Stämme ſtehen in einem inneren Zuſammenhange. Es iſt auch kein Zufall, ſondern muß ſo ſein, daß dieſes Wort die Grundlage bildet. Ich kann mir keine Sprache vorſtellen, die nicht darauf aufgebaut iſt. — „Sein" iſt die tiefſte, grundlegendſte Eigenſchaft, die ein Ding haben kann. Was Sein hat, das iſt ſchlechthin, d. h. war immer und wird immer ſein — iſt ewig. Sage ich von einem Etwas weiter nichts aus, als daß es iſt, weiſe ich ihm Ewigkeitswert zu. Wenn ich an das Tiefſte im Menſchen denke, darf ich ſagen: Ich bin; Gott iſt. Eng damit zuſammen hängt der 3. Stamm: Das, was an einem Dinge ewig iſt, nennen wir ſein Weſen, ſeine Weſenheit. In dem Sinne nur ſprechen wir — ſtreng genommen — vom Weſen eines Menſchen, vom Weſen eines Volkes. Weſenheit dürfen wir nur einem Etwas zuſprechen, das zwar nicht ewigen ſichtbaren Beſtand zu haben braucht, aber Ewigkeit in ſich trägt. Ich weiß wohl, daß man heute leichtfertiger mit dem Worte umgeht, aber das ändert nichts an der ſtrengen Richtigkeit.

Darauf kommt mir nun alles an, daß Weſenheit, d. h. ewiges Sein, dem Staate nicht zukommt. Ewigkeitswerte liegen nicht im Staate, ſondern im Volke, und es wird eine Zeit geben, da der Staat gar nicht mehr ſein wird. Das bedarf einer näheren Begründung:

Jedes Ding, jeder Begriff, jeder Satz hat Inhalt und Form. Um es an einem Beispiele zu zeigen: In dem Satze „Die Deutschen sind ein Volk" bilden 2 Begriffe den Inhalt: Deutsche und Volk. In der Beziehung beider Begriffe aufeinander — hier also in der Gleichstellung ausgedrückt durch das Wort „sind" — liegt die Form des Satzes. Ein anderes Beispiel: „der Mensch"; das ist ein Ding. Sein Wesen, seinen Inhalt kann man etwa in die Worte fassen: das Sittliche in ihm. Ihm gegenüber steht seine Erscheinungsform: sein Körper, sein Geist.

Wie Inhalt und Form scheinen mir nun Volk und Staat zueinander zu stehen. Die Form des Volkes scheint mir der Staat zu sein, das Volk also das im eigentlichen Sinne Wesenhafte. Das Leben des Volkes gewinnt Form im Staate.

Damit haben wir gesagt, daß man heute in vielen Fällen dem Staate zuschreibt, was dem Volke gehört. Lieben kann man nur das Ewige. Eine Liebe zum Staate ist eine Liebe, der es nicht gelungen ist, von der Form zum Wesen vorzudringen. Die Liebe gehört eigentlich dem Volke. Bisher galt aber der Staat alles. Der Staat forderte, dem Staate gab man. Man sprach von staatsbürgerlicher Erziehung, von Opfern, die dem Staate dargebracht werden, vom Staatsleben.

Es soll diesem allen durchaus nicht die Berechtigung abgesprochen werden, aber diese überstarke Betonung ist doch ein Hinausschießen über das Ziel, bedingt durch die Entwicklung des letzten Jahrhunderts, vielleicht sogar noch längerer Zeiträume. Wohl müssen wir froh sein, daß es uns gelungen ist, eine Form für das Leben unseres Volkes zu finden, aber es ist von Grund aus verkehrt, nun diese Form so in den Vordergrund zu stellen, wie es unsere Zeit tut. Form muß Form bleiben, und nie darf vergessen werden, daß der Kern stets das Volk selbst ist. Es ist unter gewissen Bedingungen denkbar, daß ein Volk ohne feste Staatsform wirklich lebt. Wie lange haben wir Deutschen es müssen! Aber ein Staat ohne Volk — undenkbar. Das zeigt uns ganz klar, wo wir die Grundlage zu suchen haben.

Fast hätte es manchmal scheinen können, daß Österreich ein Staat ohne dahinterstehendes Volksganzes wäre. Lebten in ihm doch völlig verschiedene Menschenrassen, nur zusammen gehalten durch das Band des Staates, man möchte sagen, nur durch das gemeinsame Herrscherhaus. Aber geschichtlich stellt es sich doch anders dar, und die neueste Zeit erst hat den Abschluß dieser Entwicklung gebracht. Ursprünglich war das deutsche Volk Träger des großen, mit Österreich vereinigten deutschen Staates. An diese feste Kulturgemeinschaft waren fremde Völker: Slaven, Magyaren, angegliedert. In dem Augenblick, da die Mehrheit der deutschen Volksgemeinschaft die Verbindung mit dem österreichischen Staate löste, war dessen Schicksal besiegelt. Von nun

an fehlte die Kulturgemeinſchaft, die allein ein Staatsweſen am Leben zu erhalten vermag. Es mußte zerfallen. Die Geſtalt des greiſen Franz Joſeph hat es bewirkt, daß es ſich bis in unſere Tage gehalten hat. Unverkennbar waren aber ſchon ſeit Jahren die Kräfte, die auf eine Auflöſung hinarbeiteten. Die letzten Ereigniſſe ſind uns eine Stütze für unſere Anſchauung.

Wenn es auch denkbar iſt, daß ein Volk allein durch ſich lebt, ſo kann es ſich doch in unſerem Zeitalter nur voll entfalten, wenn es eine feſte Staatsform hat. Nur ſie gewährleiſtet ein freies Schaffen, d. h. ein Schaffen, das nicht fremden Einflüſſen ausgeſetzt iſt. Wenn wir daher in dieſem Kriege das Deutſche Reich verteidigt haben, haben wir verſucht, dem deutſchen Volke die Möglichkeit zu erhalten, ſich frei zu entwickeln, ſeine Anlage, ſeine Eigenart zu entfalten; und das war unſere Pflicht. Die Geſchichte hat es immer wieder gezeigt, daß ein Volk auf die Dauer ſich nur dann zu erhalten vermag, wenn es ihm gelingt, eine feſte Staatsform für ſich zu erſchaffen. Daß es uns Deutſchen gelungen iſt, uns durch lange Jahrhunderte ohne oder doch nur mit dürftiger Staatsform am Leben zu erhalten, zeugt nur von der großen Kraft, die in unſerem Volke ſtecken muß. Wenn man aber nachprüfen könnte, welche Schäden uns daraus erwachſen ſind, würde man ſicher auch für uns unendlich ſchwere Verluſte aufweiſen können. Die Regel iſt, daß ein Volk in ſolchen Umſtänden vernichtet wird. Sein Weſen zwar — falls es ein ſolches hat — iſt ewig und kann nicht vergehen; aber es geht in anderen Völkern auf und muß darauf verzichten, ein Eigenleben zu führen.

Weſen und Form eines Dinges ſtehen immer in engſtem Zuſammenhange, in Wechſelwirkung. So auch Volk und Staat. Beide bilden ein Ganzes, und es wird praktiſch oft unmöglich ſein, ſie zu trennen. Vor allem dann, wenn beide der Idee nahe gerückt ſind. Aber es kann doch wichtig ſein, ſie zu ſcheiden, ſo weit es möglich iſt, um ihrem Weſen mehr auf den Grund zu kommen. Jedem Denken muß ein Zerlegen voraufgehen. Erſt muß man den Gegenſtand, auf den ſich das Denken richten ſoll, herauslöſen, um ihn dann für ſich allein mit den Mitteln zu behandeln, die das Denken bietet. Erſt Abſtraktion, dann Reflexion. Es iſt auch angängig, ſo zu verfahren. Nur darf man dann nicht vergeſſen, daß man herausgelöſt hat und alſo den Teil eines Ganzen betrachtet.

So will ich auch auf die Frage: Was iſt ein Volk? kurz eingehen, Staat und Volk alſo voneinander trennen. Wie es ganz allgemein unſere Fähigkeiten überſteigt, Tatſachen, in denen wahrhaftes Weſen lebt, in Begriffe zu faſſen, ſo wird es uns auch nicht gelingen, das Weſen des Volkes erſchöpfend in Worten darzuſtellen. Alles Ewige ſpottet des begrifflichen Erfaſſens. Es iſt wohl möglich, Worte dafür zu finden;

aber ſie ſind uns nicht mehr als die Noten für die Muſik. Leſen kann nur der in den Zeichen, der ſie verſteht. Ich meine, nicht nur rein logiſch auffaßt. Das genügt nicht. Noten wirklich leſen kann nur ein muſikaliſcher Menſch, nur einer, dem die toten Noten Zeichen ſind für ein tief-inneres Leben. So einer Art muſikaliſcher Anlage, eines Fühlens und Ahnens, verbunden mit gedanklicher Klarheit bedarf es auch, wenn Menſchen ſich in dem verſtehen wollen, was ſich nur durch Zeichen andeuten läßt. Der in dieſem Sinne Unmuſikaliſche wird es nur ſehr ſchwer erfaſſen können. Er mag die Noten ſehen, ſie begrifflich erkennen, vielleicht gar die Melodie ahnen; aber ob er auch das Leben in der Melodie ſpürt?

Damit iſt nicht geſagt, daß es überhaupt unmöglich iſt, auf dieſem Gebiete eine Brücke von Menſch zu Menſch zu ſchlagen. In einer Hinſicht vermag man das Weſenhafte dem Verſtändnis etwas näher zu bringen: Man muß zeigen, wie es ſich im Leben auswirkt. An den Früchten muß man die treibende Kraft zu erkennen verſuchen.

Das Volk hat Weſenheit, d. h. es iſt, war und wird ſein, hat Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Klar iſt, auch ſchon nach dem Vorausgegangenen, daß ich nicht nur das als „Volk" bezeichne, deſſen Form etwa die materielle, körperliche Menſchenmaſſe wäre, die nun heute z. B. unſer deutſches Volk bildet. Über der Maſſe der deutſchen Menſchen ſchwebt die Idee des deutſchen Volkes, und ihre Form iſt der deutſche Staat. Die Menſchenmaſſe wird und vergeht, und keiner weiß, ob ſie ewigen Beſtand hat. Sie iſt heute nicht die gleiche wie geſtern und wird morgen wieder anders ſein. Das Volk, wie ich es meine, iſt ewig dasſelbe, hat eine unbegrenzte Zukunft, wie eine Vergangenheit und Gegenwart.

Zu der Gegenwart eines Volkes gehört das — körperliche ſowohl als auch geiſtige — Leben der Volksmaſſe. Die Gegenwart iſt jedoch nur der Punkt, an dem Vergangenheit und Zukunft ſich ſcheiden.

Die Vergangenheit eines Volkes werden wir nur zu einem geringen Teile aus der Geſchichte erkennen können. Geſchichte, wie ſie gewöhnlich aufgefaßt wird, betrifft mehr die Entwicklung des Staates. Einen weit weſentlicheren Teil bringt uns die Kulturgeſchichte — ſo mag man es kurz nennen — nahe. Durch ſie erfahren wir von dem Leben unſeres Volkes in vergangenen Jahrhunderten. Das Ergebnis dieſes vergangenen Lebens eines Volkes können wir mit ſeinem „Volkstum" bezeichnen. Unſer heutiges Leben iſt durch das vergangene bedingt. Daher können wir aus ihm Verſtändnis gewinnen für die Probleme unſerer Tage. Ohne die Entwicklung, deren Ergebnis unſer Volkstum iſt, iſt das deutſche Volk von heute einfach nicht denkbar. Mit unſerem Volkstum ſollten wir uns darum auf das eifrigſte beſchäftigen. So unendlich viel aus der ferneren Vergangenheit iſt uns

verlorengegangen. Deshalb sollten uns die spärlichen Reste aus jenen Zeiten heiliger Besitz sein. Sie könnten uns so sehr helfen, uns zu verstehen. Und wie wenig ist heute Eigentum der einzelnen Glieder unseres Volkes! Denken wir doch nur an die alten dichterisch-religiösen Erzeugnisse: Edda, Nibelungenlied, Gudrunlied, die Märchen, die Sagen, die Volksbücher, oder an die philosophisch-religiösen wie die Schriften Meister Eckeharts und Taulers.

Und die Zukunft unseres Volkes? Was wissen wir von ihr? Wenn wir zunächst an unseren Volkskörper denken, läßt sich der Zusammenhang leicht fassen: Wir sind Kinder unserer Vorfahren, und die Deutschen der Zukunft werden unsere Kinder sein, sowohl ihrem geistigen wie ihrem körperlichen Leben nach. Es ist klar, welche ungeheure Verantwortung schon durch diese einfache Tatsache auf uns ruht. Die Zukunft des Volkswesens muß noch tiefer liegen. Sie scheint mir in der Idee zu liegen, der ein Volk nachstrebt. Die Idee ist Ziel und Gipfelpunkt alles Lebens. Sie allein erhebt eine Gemeinschaft zu einer ewigen. Nur die Gemeinschaft, die einer hohen gemeinsamen Idee nachstrebt, ist im tiefsten Sinne ein Volk. Alle aber, die die Liebe zu dieser gemeinsamen Idee eint, bilden das Volk. (Rasse — das ist etwas, was noch zum Körperlichen gehört. Trotzdem darf man über sie nicht hinwegsehen, so weit sie gemeinsame Anlage bedeutet, die eine Gleichheit und Allgemeinheit des Zieles erleichtert. Aber die Gleichheit des Strebens steht über der Rasse. Es ist allein die Liebe zur gemeinsamen Idee, die ein Volk schafft.) Führer in dieser Gemeinschaft wird der sein, der diese Idee am klarsten erfaßt hat und am tatkräftigsten vertritt. Sie selbst wird aber im Volke liegen und nicht vom Führer geschaffen werden. Er mag sie nur mit prophetischem — musikalischem — Geiste zuerst heben und von den Schlacken befreien.

Es ist auch nicht gleich, welcher Art das Ziel ist. Durch das Wort „Idee" wird schon angedeutet, daß es ein sittliches sein muß. Hier ist nicht der Ort, auf das Ziel näher einzugehen. Im Vorbeigehen möchte ich sagen, daß ich mich zu dem Fichteschen bekenne: „Der Zweck des Erdenlebens der Menschheit ist der, daß sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte." *

Das Leben ist also im Volke. Vielleicht wendet jemand ein, wo es denn wäre in der schönen Masse, wie sie sich heute darbietet. Ich müßte ihm entgegnen, daß das wahre Leben zwar unter einem Wust von Häßlichkeiten schlummert und sicherlich in großer Gefahr schwebt, daß es aber doch da ist. Vielleicht vermögen wir es heute manchmal im Staate leichter zu erfassen als im Volke, weil es in ihm — trotz der vielen, vielen Mißstände — als Spiegelbild weniger gestört in die Erscheinung tritt. Und vielleicht vermag er deshalb so viel der Liebe

* In den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters".

auf ſich zu ziehen. Der im vorhin gezeigten Sinne Muſikaliſche wird aber das Leben auch im Volke überall finden. Dadurch, daß wir das vollkommene Weſen des Volkes in ſein Ziel verlegten, haben wir ja auch ſchon geſagt, daß bisher noch alles Weg zu dieſem Ziele — alſo Unvollkommenheit — war und noch lange ſein wird. Große Männer, in denen dies Ziel immer wieder zum Ausdruck kam — Luther, Fichte, Schiller nenne ich — und die doch ohne die dahinterſtehende Geſamtheit nicht zu denken ſind, legen immer wieder von dem Leben Zeugnis ab; Märchen, Sagen und, in erſter Linie, unſere Sprache zeigen, daß viel unbewußtes Leben in unſerer Volksgemeinſchaft quillt. Und nur um dieſer Wurzel willen erhebt ſich der Baum des deutſchen Volkes noch heute. Man darf darum doch von einem „deutſchen Volke" in unſerem Sinne ſprechen.

So viel vom Weſen des Volkes. Und der Staat? Er iſt das Produkt dieſes Lebens. Das Leben im Volke iſt ewig. Es iſt einfach da, naturgegeben, göttlich. Den Staat aber ſchuf ſich dieſes Leben, weil es ihn brauchte, zu einem menſchlichen Zwecke. Das Volk iſt die Grundlage, in ihm pulſt das Leben. Der Pulsſchlag des Lebens im Volke bringt dem Staate neues Blut. Eine Staats- und Staatengeſchichte — und das war alle Geſchichte bisher nur zu ſehr — iſt eigentlich ein Unding. Die Staaten laſſen ſich nur begreifen aus ihrem Volksleben heraus. Iſt einmal das Ziel erreicht, ſind die Völker vollkommen, dann gibt es keine Staaten mehr, nur noch Völker. Der Staat iſt das ordnende Prinzip im Leben der Völker. Er muß alſo danach ſtreben, ſich ſelbſt aufzuheben. Hat er einmal ſein Ziel erreicht, iſt alles vollkommen geordnet, ſo iſt er überflüſſig. Nietzſche ſagt im Zarathuſtra wunderſchön: „Dort, wo der Staat aufhört, — ſo ſeht mir doch hin meine Brüder! Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücken des Übermenſchen? —"

Oh, es iſt ſo verſtändlich, wenn in einem großen Menſchen ein tiefes Sehnen nach der Zeit lebt, da das Weſen geſiegt hat, da das Volk frei, aus ſich heraus lebt und nicht des Staates bedarf. Aber es iſt doch nicht ſo, daß der Staat etwa die Quelle des Übels iſt. Der Staat iſt ſo wie das Volk, deſſen Form er iſt, und iſt er ein Übel, ſo iſt er ein notwendiges. Das Volk ſchafft ſich ſeinen Staat. Wenn man an Einzelheiten denkt, mag man ſtutzen. Welche Widerſtände ſtellten ſich z. B. dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht in Preußen entgegen! Es wirkt eben in der einmal geſchaffenen Form das Trägheitsgeſetz. Was auf der Welt iſt, will in dem Zuſtand beharren, in dem es ſich nun einmal befindet. Dem gegenüber ſtehen die Kräfte des Strebens nach vorwärts, und ſuchen es zu überwinden. So kommt es zu harten Kämpfen, und ich glaube ſogar, daß dieſe Kämpfe gut, notwendig ſind. Sie verhindern, daß einmal die Form dem Inhalt gar zu ſehr voraus-

eilt. Wenn man aber die Jahrtausende überblickt, gilt das Gesetz des schaffenden Volkes. Das lehren uns auch die innerpolitischen Ereignisse der letzten Zeit.

Das ordnende Prinzip im Volke, sagte ich, sei der Staat. Alles im Volke drängt auf ein Ziel, und auf dieses Ziel alle Kräfte zu richten, ist seine Arbeit. Das Leben lebt allein durch sich selbst und darf durch den Staat nicht gestört werden. Es ist der Quell, der nicht verschüttet werden darf. Aber er muß es ordnen, muß — durch Gesetze, wenn es nötig ist — dieses Leben gegen rohe Gewalt schützen, die Punkte zeigen, wo es angreifen muß, jedem Menschen, der einen Teil des Volkslebens in sich trägt, seinen Platz anweisen. Weil der Staat das ganze Leben ordnen muß, darf er auch überall eingreifen. Man möchte wohl manchmal reine Kulturgebiete, vor allem die Schule, von seiner Herrschaft ausnehmen. Wenn er wirklich das Ordnende im Leben ist, ist das nicht angängig. Er kann die Aufgabe, alle Kräfte auf das eine Ziel zu lenken nur erfüllen, wenn er überall eingreift. Aber bisher wurde ein großer Fehler begangen — und wie es werden wird, weiß man noch nicht —; eins wurde übersehen: Der Staat darf niemals als selbständiger Herrscher auftreten sondern muß sich stets bewußt bleiben, daß er Diener des Lebens ist und nur des Lebens halber überhaupt daseinsberechtigt. Wehe dem Volke, da der Staat als Despot auftritt und das wahre Leben zerstört! Die Aufgabe des Staates ist ordnen, nicht mehr, nicht weniger.

Dem Staate als solchem gegenüber gibt es nur Pflichten; Liebe fordert das Volk. Nietzsches scharfer Ausspruch besteht zu Recht, wenn er es eine Lüge nennt zu sagen: „Ich, der Staat, bin das Volk." Der Staat ist dem Volke bedingungslos unterzuordnen. Niemand kann ein rechter Staatsbürger sein, der nicht zuvor ein rechtes Glied seines Volkes war. —

Auch der Krieg mit seinen ungeheueren Opfern wurde letzten Endes doch um unser Volk geführt. Wer hätte auch die Verantwortung tragen können, ihn um des Staates, überhaupt um irgend eines Menschenwerkes willen zu führen? Aber es war das Leben unseres Volkes in Gefahr. Es bestand von vornherein die Möglichkeit, daß es uns verwehrt werden könnte, unserem Ziele nachzustreben. Uns diese Möglichkeit zu nehmen, bedeutet aber, unser Volk auflösen. Gegen diese Möglichkeit kämpften wir. Der Staat an sich könnte uns zu solchem Kampfe nicht antreiben, noch viel weniger die Staatsform, wie wir sie zu Kriegsbeginn gehabt haben. Aber es ging darum, daß die hohen Leistungen unserer Vorfahren nicht vergeblich gewesen sind, daß die Gedanken eines Luther, eines Kant, eines Schiller, eines Fichte — ach, wer nennt die Namen alle! — nicht verloren gehen. Es ging darum, daß wir Deutsche bleiben durften, d. h. Menschen mit

deutſcher Anlage, deutſchem Denken, mit einem deutſchen Ziel. Dieſer große Geſichtspunkt muß uns über alles Ungemach hinweghelfen. Gewiß, es läßt ſich über ſo manche mißlichen Umſtände nicht hinwegſehen. Aber ſeien ſie noch ſo wichtig, ſie ſollen uns den einen großen Leitgedanken nicht umſtürzen und können es nicht. Wer einmal in dieſen ſchweren Tagen, die unſer Volk durchlebt, geſpürt hat, was auf dem Spiele ſteht, der ſteht über all dem Häßlichen, das dieſer Krieg ausgelöſt hat.

Die Überlegungen, die wir eben angeſtellt haben, können uns Troſt gewähren auch in den dunkelſten Stunden. Sollte wirklich einmal das Entſetzliche Wirklichkeit werden, und unſer Staatsbau untergehen, ſo würde noch kein Grund vorliegen, unſere Hoffnungen aufzugeben. Es wäre dann viel, ſehr viel verloren, aber doch nicht alles. Und erſt, wenn alles verloren iſt, gibt es für den ſittlich ſtrebenden Menſchen ein Ende des Strebens — Verzweiflung. Es bleibt uns doch auf jeden Fall die urſprüngliche, treibende Kraft: unſer Volk. Es gilt darum nicht zu verzweifeln, ſondern alle Kraft an den Aufſtieg des Volkes zu ſetzen. Ein Volk, in dem das Leben wahrhaft zum Durchbruch kommt, muß ſich auch ohne Staatsform durchſetzen können. Dieſem Ziele allein muß dann alle Arbeit gelten.

Dazu gilt es, die Entwicklung von Volk und Staat im letzten Jahrtauſend feſt ins Auge zu faſſen, um auf dieſer Grundlage zu erkennen, was uns in der Zukunft not tut.

Volk und Staat haben ſich ein Stück voneinander entfernt, ſich auseinander entwickelt. Die Zuſtände, wie ſie in unſerem Volke herrſchten, fanden nicht ihren Ausdruck in der Staatsform. Ich will die Entwicklung nur ganz kurz andeuten: Die Erkenntnis hat uns bis in Tiefſtes geführt. Der Verſtand iſt auf manchen Gebieten an Grenzen angelangt, an Grenzen, die er wenigſtens ohne ſichere Führung durch das Gefühl nicht überſchreiten kann. Häufig wird es für ihn wohl nur noch eine Entwicklung in die Breite, aber nicht mehr eine in die Tiefe geben. Damit iſt eine andere Entwicklung Hand in Hand gegangen: Im Gegenſatz zu früheren Zeitaltern, die Einzelmenſchen überhaupt nicht kannten, ſondern nur Geſchlechtsgemeinſchaften, wo nicht der Einzelne für ſich verantwortlich war, ſondern für ihn die Gemeinſchaft, der er angehörte, iſt jetzt mehr und mehr die Perſönlichkeit in den Vordergrund getreten. Welche Folgen das haben wird, läßt ſich heute noch gar nicht überſehen, heute, da uns in den meiſten Fällen mehr die Schattenſeiten als die Lichtſeiten dieſer Entwicklung erſcheinen. Auf jeden Fall liegt darin die Möglichkeit zu einem Aufſchwung. — Der Neigung zum Individualismus entgegen ſteht die Entwicklung des Staates. Er hat, je länger je mehr, das Streben, den Einzelmenſchen ganz zu beſtimmen, ihn ganz zu beherrſchen. Notwendig muß das Streben des Staates,

alle Menſchen unter ſeine Geſetze zu beugen, mit dem Streben nach Freiheit der Perſönlichkeit eines Tages zuſammenſtoßen. Erſt aus einer Syntheſe beider Entwicklungen kann ſich ein neues Zeitalter ergeben. Für den Staat hängt alles davon ab, daß es gelingt, die durch die Entwicklung frei gewordenen Kräfte auf das eine große Ziel zu lenken.

Es iſt ſchwer, über die Entwicklung des Staates in der Zukunft etwas zu ſagen. Geklärt iſt nur die allgemeine Richtlinie: das Volk wird mehr in den Vordergrund treten. Überall muß darum das Bewußtſein wach werden, daß im Volke das Weſen liegt, daß das Volk Träger des Lebens iſt, und etwas anderes es nicht ſein kann. Der Staat muß zum Volksſtaat werden. Wir werden den Staat als ordnende Macht noch lange nicht entbehren können; aber die Entwicklung des Volkes wird in ihm zum Ausdruck kommen müſſen. Gleichheit aller in Rechten und Pflichten iſt die Forderung — alſo Demokratiſierung. Ob die Zeit jetzt ſchon reif iſt für die politiſche Demokratie — ich wage es zu bezweifeln. Einerlei, ſie iſt über Nacht zu uns gekommen, und wir müſſen mit ihr rechnen. Es wird auch nur wenige Deutſche geben, die nicht froh ſind über die Entwicklung, die unverkennbar zum Volksſtaat führt. Aber eine Forderung ſteht im Vordergrunde: Die Zukunft muß gleiche Entwicklungsmöglichkeiten für alle bieten. Im Volke ſind die lebendigen Kräfte, und aus ihm wird man ſie entwickeln müſſen, wenn man einen Schritt nach vorwärts tun will. Die Demokratie kann nur dann eine wirkliche werden, wenn das Volk reif wird, wenn ihm ſeine Verantwortung, ſeine Rechte und Pflichten klar werden. Das iſt mehr als die Arbeit einer Generation. Damit iſt geſagt, daß nur Erziehung helfen kann. Eine andere Einwirkung auf das Leben gibt es nicht. Eine allgemeine Erziehung, die alle Kräfte mit Nachdruck auf das gemeinſame Ziel hinweiſt, ſcheint mir die nächſte Aufgabe zu ſein. Die politiſch-wirtſchaftliche Demokratie wird ein Schritt auf dem Wege zur Verwirklichung dieſer Forderung ſein. Auf keinen Fall dürfen wir vergeſſen, daß wir um keinen Schritt weiter ſind, weil wir eine andere Staatsform haben. Es kommt allein auf den Inhalt, auf das Volk ſelber an.

Wie traurig war doch all das Geſchrei: Übergangswirtſchaft, Friedenswirtſchaft, Kolonien, Rohſtoffgebiete! — Gewiß! Aber iſt das alles?? Nein, das weſentlichſte fehlt in dieſen Forderungen — und fehlt den Menſchen, die ſtets ſo rufen. Man vergaß, daß hinter allem der lebendige Menſch mit ſeinen ſittlichen Forderungen, ſeinen Nöten, ſeiner Freude und ſeinem Schmerz ſteht. Jetzt, da das alles in den Hintergrund treten muß, viel mehr als uns allen lieb iſt, müſſen alle Gedanken auf unſer Volk gelenkt werden. Wenn alles Leben vom Volke ausgeht, dann gilt es auch, es in ihm zu erhalten und zu fördern. Es gilt nun gerade alle Kraft einzuſetzen, damit unſer deutſches Volk

ſeinem hohen ſittlichen Ziele näher kommt. Dieſes Ziel und dieſer Weg bleiben uns, möge der Friede ausfallen wie er will. Ein ſchlechter Friede, d. h. ein Friede, der uns die notwendigſten Lebensbedingungen nimmt, und zum Tode verurteilen will, kann uns nur ein Anſporn ſein, unſere Anſtrengungen zu verdoppeln. Faſt möchte ich ſo ſagen: Je ſchlechter der Friede, deſto mehr muß unſere Arbeit nach innen, Kulturarbeit im beſten Sinne, wachſen. Das Wirken nach außen wird uns leider beſchränkt werden. So laßt uns endlich einmal die Gelegenheit ergreifen und die Arbeit im Innern in Angriff nehmen, die wir ſo lange verſäumt haben. Dieſe Arbeit kann uns die Kraft geben, auch die ſchwerſte Zeit zu überwinden. Wir wollen nie vergeſſen, daß eine völlige Umkehr, eine Weſensänderung kommen muß, daß es endlich einmal gilt, alle Kräfte auf das Leben zu richten und nicht auf ſeine tote Form. Das allein kann entſcheiden. Nur ſo kann eine Entwicklung einſetzen, die zur völligen Verſchmelzung von Volk und Staat zu harmoniſcher Einheit führt.

Der Kern deſſen, was ich ſagen wollte, mag uns noch einmal in einem ſchönen Dichterworte vor die Seele treten. Hölderlin ſagt im Hyperion:

„Die rauhe Hülſe um den Kern des Lebens und nichts weiter iſt der Staat. Er iſt die Mauer um den Garten menſchlicher Früchte und Blumen.

Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein."

Möchten doch die Gewitter des ſterbenden Weltkrieges uns dieſen Regen bringen!

Friedrich Stieve
Bismarck und das Kaiſertum

Dieſer Aufſatz wurde vor zehn Jahren geſchrieben und 1909 in einem Buche „Kampf unſerem Jahrhundert", Verlag Haupt & Hammon, Leipzig, veröffentlicht. Iſt es nicht ein Zeichen für die politiſche Unmündigkeit des deutſchen Volkes, daß ſolche Stimmen ungehört verhallten? Dieſer Aufſatz ſei den Herren Mitgliedern der Nationalverſammlung, allen Parteipolitikern, all den Preſſeleuten und wer ſich ſonſt noch an redneriſchen Worten berauſcht, unter die Naſe gehalten. (Leit.)

Jede Zeit hat ihre Deſpoten, aber die unſere beſitzt deren übergenug. Und ſie, die ſich rühmt, die abſolute Gewalt der Gekrönten beſeitigt zu haben, hat ſich doch vor der eiſernen Willenskraft eines Genies gebeugt und neben den vielen unperſönlichen

Fesseln auch noch den schroff persönlichen Herrscher über sich geduldet. Unter diesem Herrscher meine ich Otto von Bismarck. Helden der Tat pflegen auf ihrem Jahrhundert zu lasten mit der ganzen Wucht ihrer Größe und ihm den unvergänglichen Stempel des eigenen Wesens tief aufzupressen. Darin liegt ihr Sieg, aber zugleich auch der Kern ihres Untergangs. Denn je gewaltiger der Druck, desto stärker der Gegendruck. Es muß über kurz oder lang ein Menschenalter kommen, das die bestimmende Gewalt als eine Hemmung des freien Werdens empfindet, und dies um so mehr, als Menschen des Willens notwendigerweise einseitig sind und dadurch mit ihren Werken auf die Dauer niemals ganz befriedigen. Für Otto von Bismarck naht die Stunde des Rückschlages, obwohl es äußerlich scheinen möchte, als sei eben jetzt der Prozeß seiner Heiligsprechung im Gange. Denn seine Worte werden von unseren Politikern zitiert wie Evangelien und unwiderlegliche Wahrheiten, sein Leben und Handeln selbst wird als unfehlbar hingestellt, seine gesamte Gestalt ins Heroenhafte vergrößert und mit übermenschlichem Schimmer umgeben. Aber vielleicht gerade durch diese Art, ihn seiner lebendigen Wirklichkeit zu entkleiden, raubt man ihm unmerklich einen Teil der realen Macht. Ein leises Zittern geht durch die Grundfesten seiner großartigen Schöpfung.

Betrachten wir uns ein wenig, was er vollbracht! Ein deutscher Festredner würde sich ungefähr folgendermaßen ausdrücken: „Der eherne Reichskanzler hat dem deutschen Volke das gegeben, wonach es jahrhundertelang gesehnt und vergeblich gestrebt: ein einiges Kaiserreich.“ Solche Herren sollten, anstatt ihrer Rede einen dröhnenden Klang zu verleihen, bei derartigen Worten etwas still und nachdenklich werden und sich überlegen, was es im Grunde heißt, wenn eine Nation das Ziel ihrer innersten Begierde von oben her als Gabe erhält und nicht allein aus eigenster Kraft. „Aber“ wird er entrüstet auf diesen Einwurf erwidern: „haben nicht unsere Väter auf den Schlachtfeldern geblutet und nie dagewesene Siege errungen?“ Gewiß! Und das sogar in dem klaren Gefühl stolzer Eintracht. Aber das Endergebnis des Krieges: die Reichsgründung, ist dennoch nahezu ausschließlich das Werk des einen, einzigen, des Fürsten Otto von Bismarck; und wer es nicht glauben will, besehe das Werk selber, und er wird die Spuren seines Geistes überall deutlich erkennen. Manchmal möchte man direkt sagen, daß seine Schöpfung nur für ihn erzeugt wurde, für sein besonderes Wesen, so ist sie seinem Charakter angepaßt. Eine unbedingt monarchische Gesinnung ist die Seele des Ganzen. Wäre Bismarck selbst König gewesen, so hätte er keineswegs das Amt des Reichskanzlers mit persönlicher Verantwortlichkeit eingerichtet. So aber mußte er sich einen festen Machtposten sichern und sein eigenes Herrschergenie traf daher diese scheinbar sehr liberal angehauchte Neu-

ordnung. Wer ferner die Geſchichte kennt, weiß auch, wie der Reichskanzler dazu kam, das allgemeine Wahlrecht zu gewähren, das er ſelbſt für wieder abſchaffbar erklärte, wenn es keine guten Früchte zeitigen ſollte. Eine Erfolgfrage im Innern beſtimmte ihn zu dem Schritt, es war ein einfacher Schachzug berechnender Intereſſenpolitik und nicht etwa romantiſche Begeiſterung für Gleichheit. Der realdenkende Fürſt war kein Mann der Ideen; dieſe lagen vielmehr im Jahrhundert offen da und boten ſich willigſt zum Gebrauche an. Er benutzte ſie, wenn er ſich davon für ſeine Ziele Erfolg verſprach. Wohlbemerkt war es natürlich nicht kalter, perſönlicher Egoismus, der ſeine Handlungen lenkte, ſondern der preußiſche Staatsegoismus, der in ihm eine wunderbare Verkörperung fand.

Aber das Volk mit ſeinen Wünſchen für ſich kam dabei unzweifelhaft viel zu kurz. Was hat es eigentlich im neuen Deutſchland zu tun und zu ſagen? Ihm ward der Reichstag gegeben, der ſeine Rechte nach oben hin vertreten ſoll. Alle anderen freiheitlichen Beſtimmungen, beſonders in den Kommunen, gehen auf den Freiherrn von Stein zurück, der an Genie für innere Politik Bismarck ganz entſchieden überragte. Manche ſeiner großen Pläne blieben bis heute ein unausgeführtes Ideal. Doch wir haben ja den Reichstag, das iſt unſer Haupttroſt. Freilich, die Befugniſſe dieſer allgemeinen Vertretung ſind, wenn man ſie an der einſtigen Sehnſucht des Volkes nach Mitregierung mißt, unendlich beſchränkt. Geldbewilligung und Beantragung oder Billigung von Geſetzentwürfen, das ſind die Rechte der Abgeordneten, aber auch dieſe ſind noch durch beſondere Beſtimmungen, wie z. B. Auflöſung der Verſammlung, eingeengt. Ein ſtarker Monarch oder Reichskanzler kann durch den Reichstag nie in ſeinen Handlungen dauernd gehindert oder entſcheidend beeinflußt werden.

Die Rückſicht auf die Perſönlichkeit des einen Lenkenden hatte die Zurückſetzung der vielen Volksvertreter zur Folge. Das gilt vor allem in der auswärtigen Politik, von der die Nation ſchlechterdings gänzlich ausgeſchloſſen iſt. Da zeigt das Werk beſonders deutlich die Züge ſeines Schöpfers, der auf dem Felde, das ſo recht ſein eigenſtes war, niemand mitreden laſſen wollte. Die Verhandlungen mit fremden Mächten, Entſcheidungen über Krieg und Frieden, alles geſchieht ohne das Mitwiſſen der Geſamtheit. Es iſt unglaublich, mit welchen ſogenannten Aufklärungen über die Beziehungen Deutſchlands zu den übrigen europäiſchen Gewalten die Abgeordneten abgeſpeiſt werden; mit Worten, die im Grunde nur ſehr Allgemeines oder direkt Nichts beſagen, und das Volk, das im Falle eines Kampfes die heilige Pflicht hat, ſein Blut zu vergießen, hat nicht nur kein Recht, dieſen Kampf im Entſtehen zu verhindern, ſondern überhaupt keine Möglichkeit dazu. In dieſer Einrichtung liegt eine große Verachtung der Nation,

die einstens nach der Selbstbestimmung gestrebt hat, aber nun mehr und mehr entwöhnt wurde, sich mit den eigenen Angelegenheiten zu befassen. „Warum kümmert sich die deutsche Jugend z. B. an den Universitäten gar nicht um die Politik?" so fragen alle Ausländer, die uns besuchen und bei unseren Studenten den fast gänzlichen Mangel an Interesse in dieser Hinsicht mit Staunen beobachten. Die geschichtliche, innere Ursache liegt in Bismarcks Auftreten, das uns wohl zu Stärke und Glanz nach außen hin verhalf, aber mehr durch Genie und Kraft des einen Mannes als durch bewußtes Handeln aller. Es wurde uns zu viel vorgetan in den großen Jahren der Reichserstehung. Diese selbst ist, wie schon gesagt, mehr ein Geschenk, als ein durchaus selbsterrungenes Gut. Und seitdem ging es immer so weiter in allen auswärtigen Fragen! Bald wiegte man sich im Gefühle bequemer Sicherheit; die unfehlbare Hand des ersten Kanzlers lenkte das Steuer ja so gut, da brauchte man nicht zu sorgen. So hat die Menge die Gedankenlosigkeit und Zufriedenheit von Kindern sich angeeignet, die gar nichts mehr darin finden, wenn die wichtigsten Vorgänge ohne ihre Zustimmung und tiefere Kenntnisnahme geschehen. Dieser Zustand birgt eine große Unwahrheit in sich, ein Mißverhältnis, das sich sogleich empfindlich geltend macht, wenn die Leitung in weniger erfahrene Hand zu liegen kommt.

Der hohe Gedanke der Selbstbestimmung der Nation ist geboren, mit stolzen Schmerzen geboren in den Befreiungskämpfen zu Beginn des 19. Jahrhunderts; ja in den vortrefflichsten Köpfen, wie bei Stein, Fichte und W. v. Humboldt, hatte er schon vorher Leben erhalten, als Napoleons Gewalt noch von der Masse bestaunt wurde. Seitdem er aber zum Bewußtsein kam, rang er unaufhörlich um den Sieg. Die graue Zeit der Reaktion wurde überdauert mit dem Trotz von Märtyrern, und immer neue Wellen der emporstrebenden Kraft bäumten sich auf. Aber dennoch blieb ihr der eigentliche Erfolg bis heute versagt, denn ein treuer Anhänger der Gewalt, gegen die sie sich wandte, vollendete mit eiserner Hand von oben her einen Teil ihrer innersten Träume, und blendete durch dieses Schauspiel die Augen der begehrenden Streiterin Idee! Ja noch mehr! Er entmutigte sie, da er mit realer Berechnung das erzwang, wofür sie vergeblich geblutet und gebangt. Er führte den greifbaren Nutzen gegen sie zu Felde und raubte ihr dadurch die ergebene Schar der Jünger. Die Wucht seiner Taten ließ ihr Hoffen als dünn und blutlos erscheinen, und bald war Spott und Verachtung ihr allgemeines Los. Sie floh aus dem Lichte des siegesfrohen Tages und lange schien es, als sei sie ganz dahin. Aber man täusche sich nicht! Eine Idee, die einmal Licht geworfen in das Dunkel dieser Welt, die einmal Fuß gefaßt auf unserem flüchtigen Erdball, verschwindet nie mehr, eh' sie gewisse Triumphe gefeiert hat. Und zu-

mal eine Idee höherer Freiheit! Sie kann unterdrückt werden und verstummen, aber sterben wird sie nie. Denn dies ist das Merkwürdige bei dem Geschlechte der Menschen: obwohl ihr Wesen zum Dienen eingerichtet ist, wirkt doch in wenigen ein unwiderstehliches Streben nach immer größerer Ungebundenheit und Selbstregierung. Und von diesen Wenigen gehen Fäden aus zu den Vielen und ziehen diese nach, langsam, aber sicher auf der kühnen Bahn der Befreiung. So ist auch der Gedanke der Selbstbestimmung unserer Nation nicht in Wahrheit vertilgt, wenn er gleich über ein Menschenalter geschwiegen.

Es war in den berühmten Novembertagen des Jahres 1908, da er ganz, ganz schüchtern sich wieder hervorwagte aus dem Versteck, in das er vor der Macht des Tages sich verborgen hatte. Es war in dem Augenblick, als man zum erstenmal recht deutlich empfand, welche Fehler die Verfassung Bismarcks in sich trug. Ein impressionistisch angelegter Herrscher, der leicht von Stimmungen sich hinreißen läßt und in dem ganz persönlichen Regierungssystem zu einseitiger Überschätzung seiner Einzelpersönlichkeit vorgedrungen ist, gefährdet plötzlich durch seine Redseligkeit das ganze Volk, so daß ringsum Feinde erstehen. Wer kann das verhindern, und wer kann berechnen, wohin das unter Umständen zu führen vermag? Mit einem Schlage sieht man die gesamte Gefahr, und zugleich die Unmöglichkeit, sie nachdrücklich zu verhüten. Dahin mußte es kommen, und es ist gut, daß wir endlich an diesem Punkt angelangt sind. Wenn sich auch die meisten noch nicht klar sind, was es eigentlich bedeutet und wo der letzte Grund zu finden ist — die Wunde ist doch einmal aufgedeckt und das Gefühl ihres Vorhandenseins kommt der Nation nie mehr abhanden. Und einmal, wenn die Empfindung wächst und bis zur Bewußtheit reift, wird das Volk — oder vielmehr die Wollenden und Denkenden unter dem Volk werden erkennen, daß ihr Kampfruf heißen muß: Gegen Bismarck! Das klingt unserem Ohre wie toller Wahn. Er soll unser Feind sein, den wir achten, wie keinen zweiten, nach dessen unfehlbarer Steuermannshand wir uns beinahe täglich sehnen; gegen ihn und sein unsterbliches Werk sollen wir uns richten? Aber es ist so und muß dazu kommen. Den großen Menschen in ihm werden wir ewig verehren, den gewaltigen Kämpfer und Sieger immerdar bewundern, aber dennoch werden wir uns erheben gegen seine imposante Macht, um die Fehler seiner Taten zu beseitigen.

Wiederum scheint es bizarr, wenn ich sage, daß der erste Reichskanzler in gewisser Hinsicht der echte Vorläufer Wilhelm II. war, obwohl dieser ihm den Abschied gab. Denn unser Regierungssystem ist so beschaffen, daß eine Persönlichkeit die Hauptleitung in der Hand hat, diese eine Persönlichkeit kann entweder der Kaiser oder der Reichskanzler sein. Unter Wilhelm I. war in der Tat Bismarck Regent von Deutschland,

auf ihn folgte der junge Enkel des alten Preußenkönigs, mit nachdrücklichem Herrschergelüste ausgestattet, und der Kampf gegen den bisherigen Gewalthaber Bismarck war unvermeidlich. Die bestimmende Stellung des ersten Beamten übernahm bald der willensstarke Kaiser selbst. Solange die Verfassung von 1871 dauert, wird unser Vaterland immer eine nahezu absolute Monarchie bleiben, und die Frage dreht sich dann bloß darum, ob der Kaiser oder der Kanzler der eigentliche Monarch ist. Man regt sich heute über die unmäßige Selbstgerechtigkeit Wilhelm II. auf. Bismarck, sein Vorfahre im Regieren, ging nicht minder eigenmächtig zuwege, nur bestand dabei der Unterschied, daß er ein Genie war. Der Fehler liegt aber am System, das einem Mantel gleicht, der auf einen Riesen zugeschnitten ist, und die Kleineren, die ihn nun tragen, zu allerlei Fehltritten verleitet. Es ist eben die Gewalt zu einseitig geteilt und ausschließlich in die oberste Sphäre verlegt.

Und der Reichstag, schon von Geburt her ein Schwächling, tut selbst noch alles, um sich die wenigen Kräfte, die er besitzt, mutwillig zu rauben. Er ist zerspalten in Parteien, die sich gegenseitig bitter befehden und ihre Streitigkeiten für das Bedeutendste auf der Welt halten. Hier hat das kleinliche Machtgelüste mittelmäßiger Naturen vollen Spielraum, sich in seiner ganzen Unerfreulichkeit zu entfalten. Parteizwiste im Schoße eines Volkes sind immer ein jämmerlicher Anblick, aber auch sie können doch mit einem gewissen Anflug von Großzügigkeit geführt werden. Davon jedoch ist bei uns eigentlich nie die Rede. Und gar den Blick für die Gesamtheit der Nation hat kaum einer von all denen, die sich rühmen, unser Volk zu vertreten und seinen innersten Wünschen in hoher Versammlung gebührenden Ausdruck zu verleihen. Es ist nur allzu oft ein Bild beschämender Kleinlichkeit, das die „vereinigten" Abgeordneten dem Auge des ernst besorgten Deutschen bieten. Die Erkenntnis der meisten reicht nicht hinaus über die engen Grenzen der Partei! Die Parteien sind Interessengruppen, deren jede sich für den Hauptteil der Nation erklärt und ihr Gedeihen für das Heil des Ganzen. Der blanke Egoismus regiert sie, nicht die Vernunft oder ideale Beweggründe. Und die Führer der einzelnen Gruppen werden getragen von lächerlichem Bewußtsein ihrer Wichtigkeit, von mehr oder weniger unverholenen kleinbürgerlichen Machtinstinkten. Eine Einheit des Handelns ist nicht zu erzielen und ein Bewußtsein der Abgeordneten als Vertreter des Volkes überhaupt besteht nicht. Das zeigten wiederum die Novembertage in erschreckender Deutlichkeit. Wohl hatte es zuerst den Anschein, als sei allgemeine Übereinstimmung vorhanden. Aber was hätte ein zielgewisses, in sich starkes Parlament getan, dem der Wert der eigenen gesamten Körperschaft über alles geht? Es hätte ohne Bedenken die Finanznot der Regierung benützt, um sich höheren Einfluß zu ertrotzen. War das

Bewilligungsrecht neuer Steuern nicht ein willkommenes Sprungbrett? Der richtige Vorschlag wurde von den Sozialdemokraten gemacht, aber drum mit Abscheu von den übrigen Parteien zurückgewiesen. Das hätte ja sonst ausgesehen wie ein Sieg dieser inneren Feinde. Damit bewies der Reichstag, daß er, so wie er ist, gar keine größeren Rechte verdient. Denn nur, was man selber begehrt, kommt einem in Wahrheit zu. Ein Volk, das keine bessere Freiheit fordert, verdient sie auch nicht und ist nicht imstande, sie zu ertragen. Das ist ein trübes Zeichen für unsere Nation, aber der letzte Grund sind — wie bereits angedeutet — die Parteien mit ihren inneren Zerwürfnissen und mit der kläglichen Art gegenseitiger Befehdung. Man denke an die Verhandlungen über die Reichsfinanzreform im Jahre 1909. Die Männer wären schon da, die sich selbst genügend Mut und Einsicht zutrauen, um auch die Hand in das Feuer außerpolitischer Fragen zu legen, Männer, die lieber mitdulden würden, um nur mitarbeiten zu können, lieber die eigene Kraft ansetzen, als sich stumpf leiten zu lassen, Männer endlich, die ihr eigenes Ich hoch genug werten, um eine „gütige" Bevormundung als lästigen Druck zu empfinden. Doch diese einzig echten Bürger kommen kaum zu Worte, geschweige denn zur Betätigung.

Wie aber wird nun die Politik gehandhabt, von der man so vorsorglich die Gesamtheit auszuschließen für gut erachtet? Welche Gesichtspunkte sind da maßgebend? Beim ersten Anblick bemerkt man eine allgemeine, allseitige Friedensliebe, die bei jeder möglichen Gelegenheit krampfhaft betont wird. Unter diesem schönen Namen verhüllt man jedoch im letzten Grunde nichts anderes als eine große Scheu vor dem Krieg, die heute allen europäischen Regierungen in gleicher Weise innewohnt. Dieses Bangen ist es, das bei genauerem Zusehen eigentlich den Verkehr der Mächte untereinander bestimmt. Es ist humoristisch, dies im einzelnen zu verfolgen, und man hat beinahe jeden Tag Gelegenheit dazu. Das Auffallendste ist, daß man sofort mit den Waffen laut und mutig droht, um dadurch einschüchternd zu wirken um so das Losschlagen sicher zu verhüten. Diese Methode des gegenseitig sich Verblüffens und Erschreckens wird von allen mit mehr oder weniger Kunst geübt. Es wird auf diesem Wege jede Streitigkeit ausgefochten, und es kommt nur darauf an, wer am klügsten oder verwegensten sich raufluſtig zu stellen vermag. In Wirklichkeit herrscht, wie gesagt, überall eine gründliche Abneigung gegen den Krieg. Die europäischen Reiche sind teils altersschwach, wie Spanien und die Türkei, teils aber sind sie vorwiegend Handelsvölker geworden und hassen als solche jede Störung ihrer friedliebenden Tätigkeit. Kaufleute, die bis zu einem gewissen Grade ihren Ausdehnungstrieb gesättigt haben, sind für den Kampf kaum mehr zu begeistern, beson-

ders nicht für den aggressiven. Sie beschränken sich auf Wahrung der Interessen und gleichen großen Parvenüs, die zwar ein sehr empfindsames Ehrgefühl haben, aber die Ruhe dennoch über alles schätzen. Die wichtigsten Schlachten werden heute auf dem Markte geschlagen und auf dem Felde der Technik. Das ist eine unendlich befriedigende Tatsache. Und die gekrönten Häupter sind die Hauptverwalter des Handels, allen voran König Eduard von England, der sämtliche Tugenden eines gewandten Geschäftsreisenden besitzt und die Firma „Britannia" ausgezeichnet nach außen hin zu vertreten und gegen Konkurrenzunternehmungen, die er gerne, soweit wie angänglich, isoliert, zu schützen weiß. Der Schwung stolzer Tatenlust und kühner Begierde ist bei Fürsten und Nationen ersetzt durch die feinen Künste egoistischer Berechnung, große politische Leidenschaften sind abgelöst durch blutlose List und Vertragstaktik. Noch eines gibt es übrigens, was die Flinten im Zaum hält: die innere Finanznot vieler Länder, die eine Verschwendung von Mitteln gar nicht erlaubt. Und außerdem lastet über allen mit der beengenden Macht des Alpdrückens das Gespenst des europäischen Brandes; des Kampfes aller Nationen gegen alle, ein Gespenst, das wie ein unsichtbarer Schutzengel des Friedens mit seinen Flügeln ganz Europa beschattet.

Die deutsche Regierung nun stimmt in das allgemeine Konzert getreulich ein, nur mit einem leisen Einschlag von ungeschickter Ehrlichkeit und steifer Gefühlsromantik, wodurch die Gegner oftmals Siege erringen. Dazu aber kommt als entschieden unvorteilhaftes Moment die impulsive Persönlichkeit des Kaisers, die zu allem eher als zu der wesensarmen Politik unserer Zeit angetan ist. Außerdem fehlt Wilhelm II. die innere Fühlung mit seiner Nation. Es ist schon zu viel in diesen Punkten gesagt worden, um hier alles zu wiederholen. Das Endergebnis bleibt, daß die Leitung unserer auswärtigen Beziehungen geschieht ohne Wissen und Wollen der Gesamtheit und oft genug direkt deren Wünschen entgegen. Dies geht, solange der Frieden währt; da erträgt man alle diplomatischen Schlappen und Umzingelungen geduldig genug. Sollte aber einmal der Krieg entbrennen, aus dieser unpopulären Politik heraus, so wird man endlich die Schäden erkennen, die Wunden klaffen sehen. Für die innere Erweckung unserer Nation zum Streben nach höherer Freiheit und Selbstbestimmung könnte ein Kampf nur äußerst fruchtbar sein. Die Deutschen scheinen nun einmal daran gewöhnt, allein vom Unglück zu lernen, sei es durch die trüben Erfahrungen der Jahrhunderte oder aus eigener Trägheit und aus Mangel an selbständiger Initiative. Aber wenn man einmal bluten würde für das gegenwärtige System, dann müßte ja die Frage erwachen, ob die heiligen Opfer mit Recht vergeudet werden. In der Hand des Leidenden ist die Kritik eine gefährliche Waffe, und der

Mensch, der sein Leben hingibt, will auch den Wert des Preises kennen. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre ein Krieg ein Segen für uns: eine harte Schule zur inneren Reinigung.

Die Geschichte erträgt die Lügen im Leben der Staaten nur bis zu einem gewissen Grade. Sie hat gegen die innere Unwahrheit des Papsttums die Reformation geboren, gegen das falsche Wesen der europäischen Kabinette Napoleon, sie tilgt die Mißverhältnisse, wenn sie zu Krankheiten heranwachsen und die Fühlung mit realer Möglichkeit zu verlieren beginnen. So hat sie als Arzt für die Zerrissenheit der deutschen Stämme Bismarck ernannt, hat einstens die unnatürlichen Zustände des ancien régime durch das Fieber der Revolution geheilt. Auch für unsere jetzigen Leiden wird sie die Zeit der Gesundung heranführen. Es ist eine historische Lüge: dieser Widerspruch zwischen der Sehnsucht der Besten nach mehr Selbstbestimmung und der lauten Wirklichkeit des ewigen Bevormundens von oben her. Und diese Lüge wird weher und weher tun, je mehr Ungeschicklichkeit und Selbstherrlichkeit in den Höhen und je mehr Eigenbewußtsein und Energie in den Tiefen sich verbreitet. Dann kommt sicher einmal der Punkt, wo sie in sich unmöglich wird. In dieser Richtung liegt eine große und stolze Zukunft; die Hoffnung auf sie mag uns die matte Schwüle der Gegenwart leichter erdulden helfen, und den Glauben an die Jugend der Nation, trotz aller bedenklichen Alterszeichen, erhalten. Denn ein Volk, das innere Rätsel zu lösen hat, ist noch jung. Die Rätsel sind, wie für den Einzelnen, so auch für Gesamtheiten, die Götter des Werdens. Wer sich satt und befriedigt fühlt, ist zum Sterben reif. Alle, die unsere Verfassung als vollkommen preisen, weil sie ihrer Bequemlichkeit oder Machtgier entspricht, sind die wahren Feinde des Vaterlandes. Nicht Sicherheit, sondern Freiheit ist das Ziel der Menschenentwicklung. Wer den Gang dahin meidet oder gar aufhalten will, gehört zum Reiche der Finsternis, wer ihn wandelt, wandelt zum Licht.

Rudolf von Delius/Sprüche

1

In jeder Unklarheit steckt ein Stück Feigheit: darum ist es eine Schmach, unklar zu sein.

2

Diese dürftigen Seelen fordern allgemeine Menschenliebe: es ist als predige das Öllämpchen von der Welterleuchtung.

3

Die Herrſchaft des Geiſtes läßt uns die Sinne erſt recht genießen. Je ſicherer man die Zügel hält, um ſo feuriger dürfen die Roſſe rennen; je feſter die Hand des Lenkers, um ſo luſtiger die Fahrt.

4

Es war die größte aller Revolutionen, als zum erſten Male ein Tier „Ich" ſagte. Aber in dem Augenblick war es eben kein „Tier" mehr. — Wieviele Menſchen ſind noch Tiere!

5

Erſt wenn der Herr den Sklaven freiläßt, iſt er ſelber ganz frei. Alle Kräfte inſtizieren ſich gegenſeitig in Wechſelwirkung.

6

Welche Gebundenheit: wir ſind Anpaſſungen; welche Freiheit: wir ſind Mittelpunkte. — Aber auch, welche Sicherheit: wir ſind Anpaſſungen; welche Unruhe: jeder iſt Mittelpunkt.

7

Die meiſten Menſchen behaupten, ſie liebten gar ſehr die Wahrheit, aber dann ſieht man erſtaunt, wie ſie jeden Weg, der ins Hochgebirge der Wahrheit führen könnte, ſorgfältig vermeiden, ja ſich recht mitten in der Ebene anſiedeln. — Manche Deutſche haben geradezu eine Sehnſucht nach Unklarheit.

8

Jeder Menſch wird genau ſo lange Religion beſitzen — wie er ſie nötig hat. Religion iſt eine Art Vorübung zur Geiſtigkeit. Das Gebet etwa leitet an zu innerlicher Sammlung und Prüfung, hier noch unter der Fiktion, als rede man mit einem anderen; denn der Dialog iſt leichter als der Monolog.

9

Die Gefährlichkeit der Religion begann, als man ſagte: Frommſein iſt wertvoller als Tüchtigſein. Zugleich aber öffnete dies reine Frommſein den eigenſten Innenhimmel der Seele. — Jeder pſychologiſche Fortſchritt hat ſo ein doppeltes Geſicht.

10

Wie tief oft die Worte ſind; man ſagt: die Dinge „wahrnehmen". Ganz richtig: ich nehme die Dinge als wahr; was ich von den Dingen nehme, das eben iſt für mich ihre Wahrheit. Die ganze Erkenntnis-kritik ſteckt darin. Die Sprache behauptet nicht: die Dinge ſind wahr, ſondern: ich nehme die Dinge wahr. Dieſe „Wahrnehmung" iſt keine Täuſchung, aber eine ſubjektiv „genommene" Teilwahrheit. Abſolute Wahrheit kann es nicht geben.

11

Die Vergänglichkeit des Glückes ist kein Einwand gegen das Glück. Im Gegenteil. — Und dann: jedes große Glückerlebnis bleibt doch dauernd über dem Dasein stehen in brennendem Lichte. Das tief Gefühlte ist unzerstörbar.

12

Schämt euch, Lust und Unlust mit der Krämerwage abwiegen zu wollen. Das Leben ist ein Teppich, bunt gewirkt aus Hell und Dunkel. — Schmerzlosigkeit als Grundforderung der Ethik, das ist feige.

13

Es ist nie zu spät. Jeden Tag ist die Vollendung erreichbar. Immer liegt noch eine ganze Welt vor dir.

14

Unter neuer Atmosphäre kann der Geist auch neue Blüten treiben. — Es kommt vor, daß der Mensch durchaus ein anderer wird und dann darf und soll er seine Vergangenheit mit all ihrer Schuld restlos vertilgen und vergessen.

15

Wenn jemand sich entschließt, nicht mehr zu lügen, so nennt man ihn nüchtern. — Es gibt nichts Verlogeneres als die „poetischen" Menschen.

16

Man lehrt: Du sollst lieben. Die innerste Zartheit wird unter Androhung von Strafe befohlen. Und niemanden tritt die Schamröte ins Gesicht.

17

Zur Religion: Gerade von solchen Dingen, die ganz außerhalb ihrer Erkenntnissphäre liegen, sagen die Menschen besonders gerne: Dies ist meine Überzeugung.

18

Wer eine „feste Überzeugung" hat, braucht nicht weiter nachzudenken und kann doch ein stolzes Gesicht machen. Wie hübsch die Denkfaulheit sich zu verkleiden weiß.

19

Welche Unsauberkeit der Seele: mit so geflickten Mischmasch-Gedanken das Haus zu schmücken. — Unsere Kultur ist eine rechte zusammenhausierte Bettelkultur.

20

Wie finster, wie ernst! Habt ihr Magenschmerzen? — In eurer Seele liegen so viele unverdaute, fremde Brocken umher.

21

Es ist doch sehr komisch, wenn ein 50jähriger einem 20jährigen die „Bändigung der Triebe" predigt. Es ist, wie wenn einer, der glücklich

ans Land kam, einem anderen, der noch im ſchwankenden Boote ſich müht, zuruft: „Steh doch feſt!“

22

Alles hat ſeine Zeit. Alles gärt, ſtrudelt, reift und wird ruhig. Schweigt doch von euren „moraliſchen Verdienſten“. — Wer als Jüngling die Betäubungen des Weines brauchte, lebt als Mann vielleicht in nüchternſter Mäßigkeit.

23

Ich traf Leute, die ſtolz waren auf ihre „Beherrſchung der Leidenſchaft“. Doch dann fand ich, daß ſie Spülwaſſer in den Adern hatten.

24

Wenn Kinder ihren Eltern nicht gehorchen, ſo liegt es immer daran, daß die Eltern nicht befehlen können.

25

Welche Atmoſphäre ein Kind einatmet, das iſt die Hauptſache.

26

Überall im Geiſtesleben, ſelbſt in der ſtrengſten Wiſſenſchaft, gibt es richtige Moden, denen ſich eine Zeitlang mit erſtaunlicher Gleichförmigkeit jeder unterwirft. — Man muß als einfache Tatſache feſtſtellen: die Fähigkeit zum Selbſtdenken iſt unter den Menſchen immer noch erſt ganz gering.

27

Wiſſe, wo dein Zentrum liegt. Und dann halte es unerſchütterlich feſt.

28

Der Sinn der Maſchine iſt: dem Menſchen alle maſchinenhafte Arbeit abnehmen, die Seele entlaſten. Und nun hat im Gegenteil die Maſchine den Menſchen ſelber zur Maſchine gemacht. Gibt es ein ſchlimmeres Mißverſtändnis!

29

Eine Leidenſchaft iſt nur zu beſiegen durch eine andere ſtärkere Leidenſchaft. — Ihr Lehrer, entzündet doch dieſe große Flamme, die alle kleinen verſchlingt.

30

Die bewußt ausgeſprochene Lüge iſt immer noch etwas Harmloſes gegen die „feſte Überzeugung“, die unbewußt eingewachſene Lüge. Denn der bewußte Lügner kann ſich beſſern und kann lernen, die Wahrheit zu ſagen; der Überzeugungstreue atmet ganz im Irrtum, ja hält das Falſche für heilig und tief.

31

Die Hauptmaſſe der Menſchentätigkeit iſt nur gedankenloſes Nachahmen von dem, was andere tun.

32

Man ſagt ſo herablaſſend von den Tieren: ſie haben nur Inſtinkt. Aber faſt das geſamte Fühlen des Durchſchnittsmenſchen iſt auch nur Inſtinkt. (Inſtinkt iſt mechaniſch gewordene, angeerbte Gewohnheit.)

33

Schwächlinge rufen immer gerne: „Ich will!!“ Dabei heißt das doch eigentlich nur: „Ich habe die Abſicht!“ Ob Fähigkeit und Kraft da iſt, darauf kommt es aber an.

34

Mit jedem Menſchen ſtirbt eine Welt.

35

Die Sinnlichkeit des geiſtigen Menſchen iſt keine Sinnlichkeit mehr. Die vom Geiſte durchſtrahlte Materie iſt ein neues Element.

36

Zum Monismus: die einzige Einheit, die wir überhaupt denken können, iſt unſer eigenes Ich. Draußen iſt alles mannigfaltigſte Vielheit. — Und ſelbſt dieſes Ich quillt und ſprudelt von Veränderungen.

37

Gerade erſt ſeitdem wir wiſſen, daß wir Tiere ſind, können wir ganz tief gütig ſein.

38

Man kann von jedem Menſchen ohne Ausnahme verlangen, daß er glücklich iſt. Irgendwie muß jeder ſein Licht zum Brennen bringen. Unglückliche Menſchen haben keine Exiſtenzberechtigung.

39

Man meint, ein Irrtum könne durch Verfeinerung allmählich zu einer Wahrheit werden. Der Dämon entwickelt ſich zum Gott. Aus dem Geſpenſte wird etwas Heiliges. — Im Gegenteil: das falſche Grunderlebnis vergiftet auch noch eure „modernſte Weisheit“.

40

Jemand, der gerne ſein Pflichtgefühl betont, ſteht nicht ganz feſt. Er muß immer eine Peitſche knallen hören, damit er auf dem richtigen Wege bleibt.

41

Der Tod iſt weder ein Geheimnis noch ein Problem, noch irgendetwas Tiefes. Er iſt der ganz dürftige Schlußpunkt hinter dem großen Gedichte des Lebens.

42

Der Tod iſt keine Macht irgendwelcher Art, kein Skelett und kein Dämon: er iſt das reine Nichts. Darum kann ich niemals mit ihm zuſammentreffen, denn ſobald er eintritt, bin ich nicht mehr da.

43

Es iſt erſtaunlich, welche Angſt die Menſchen vor Worten haben. Auch wenn ſie „gar nichts mehr glauben", wollen ſie doch nicht Atheiſten heißen. Sie verkriechen ſich lieber hinter ein wohlklingenderes Wort.

44

Was wir „Sünde" nennen, iſt doch wohl nur ein Reſt jenes dauernden ſchlechten Gewiſſens der primitiven Völker, die ihre Seelen ewig umlagert glaubten von beleidigten Dämonen.

45

Ebenſo ſtammt vielleicht alles, was wir heute noch als „heilig" bezeichnen, in direkter Linie von dem Zauberbegriffe „tabu".

46

In der Geſchlechtsliebe macht jeder den anderen zu einem Genußmittel und verzuckert ſich dieſes Genußmittel durch Selbſttäuſchungen.

47

Es ſchadet der reinen, zarten Blüte nichts, daß die ſie nährenden Säfte unten aus feuchter Wurzelerde heraufſteigen.

48

Man ſchwärmt von der „Erhabenheit" einer Ethik. Aber gerade durch dieſe Erhabenheit iſt ſie unbrauchbar. Wie verlogen! Ihr hebt euere Ethik in die Wolken und nun hängt ſie ſo hoch, daß ihr euch gar nicht mehr um ſie zu kümmern braucht.

49

Die Moralen und ihre Ziele könnte man einteilen in Ruhe-Moralen und Bewegungs-Moralen. Die Ruhe-Moral ſieht das Glück in der Stille, im Aufhören aller Leidenſchaft, im Frieden des Schauens, im Hafen; die Bewegungs-Moral iſt erſt geſättigt und ſelig in der vollen Funktion ſelber, im Sturm des Erlebens, in der abwechſelnd bewegten Fülle. — Zu welcher dieſer beiden Moralen man ſich wendet, hat natürlich einen rein phyſiologiſchen Untergrund.

50

Die faſt etwas erſchreckende Tatſache wurde mir klar, daß ſehr viele Menſchen die Philoſophie auffaſſen als eine Art Zuflucht und letztes Aſyl der Denkfeigheit vor den böſen Naturwiſſenſchaften. Die Philoſophie gilt ihnen als ein halbdunkles Grenzgebiet, wo ſich auch heute noch gut ſchwindeln und ſchmuggeln läßt. Das Bedürfnis nach Unredlichkeit treibt ſie alſo zur Beſchäftigung mit der abſtrakten „Weisheit".

51

Das eigentlich Unſittliche an den „Geheimwiſſenſchaften", den Okkultiſten und auch den meiſten Freireligiöſen iſt doch dies, daß der ſtrenge

langsame schwere Weg allmählichen Erkennens verschmäht wird und man dagegen behauptet, ein Organ zu besitzen, das den „Erleuchteten" direkt hinter alle Geheimnisse und Rätsel führt. Fragt man nun nach der Beschaffenheit dieses Organes, so wird mit einem pathetisch leeren Nebelgerede geantwortet. Das Unsittliche daran ist also einmal die Anmaßung, die etwas zu wissen vorgibt, was sonst niemand weiß (und dessen Erkenntnis uns eben unzugänglich ist) und dann die Leichtfertigkeit, die alle echten Methoden des Wahrheitssuchens überspringt.

52

Das Ziel des Lebens kann gar nichts anderes sein als möglichst gesteigertes Leben.

53

Um sich einem Allgemeinen hingeben zu können, muß zunächst einmal ein Allgemeines da sein. Es gibt heute kein Geistig-Allgemeines mehr. Darum ist Individualismus das einzig mögliche. Wer jetzt eine volle runde Welt haben will, ist darauf angewiesen, sie sich selber zu schaffen. Dort draußen werden ihm nur geflickte und zersplitterte Welten angeboten.

54

Es kann niemals schädlich sein, den Kindern die Wahrheit zu sagen und zwar die volle, reine, ganze Wahrheit. — Daß es immer noch üblich ist, Kindern etwas vorzulügen, ist nur ein Beweis für den jämmerlichen Tiefstand unserer Kultur.

55

Jedes Einzelgeschöpf auf Erden dauert nur kurze Zeit. Diese Kürze der Existenz gehört zu unserem Wesen. Jeder ist nur ein paar Jahre lang „dran". Dann kommen andere. Es widerspricht daher dem innersten Sinn der Welt, dies Einzelgeschöpf nun in eine „Ewigkeit" hinaufschrauben zu wollen. Es ist gerade ein Haupt-Naturgesetz, daß die Individuen sich ablösen, daß jedes Einzelne wieder verschwindet. — Und eben darum kommt alles darauf an, aus dieser kurzen irdischen Lichtzeit nun etwas möglichst Schönes, Rundes, Insich-Vollkommenes zu machen.

56

Ich fand häufig, daß die besonders warmen Verteidiger der Seelen-Unsterblichkeit irgendeinen organischen inneren Knacks hatten (etwa an Nerven, Herz oder Lunge). — Die „Ansichten" sind viel weniger freischwebend und geistig als man gewöhnlich annimmt; gar oft mündet ein Körperzustand direkt als Sehnsucht, Tröstung oder Vorurteil in das Denken.

57

Wahre geſteigerte Kraft iſt zugleich geſteigerte Zartheit. Der aufgepeitſchte Brutale iſt nur ein flacher Schwächling. Das ſtarke mächtige Leben iſt höchſte Feinheit.

58

Man höre doch auf, den Genuß zu verleumden. Genuß iſt der Gipfel jedes lebendigen Daſeins. Er läßt ſich nicht trennen in ſinnlich und geiſtig. O wie erbärmlich ſchlecht genießen dieſe „rein Geiſtigen"! Genuß iſt Überſtrömen der Vitalität: das Feſt des Lebens.

59

Das rechte Maß in ſich haben, das iſt: den Formwillen rein wirken laſſen. Denn das Formprinzip des Organiſchen iſt Maß: Harmonie der Quantität und Qualität. Maßloſigkeit iſt Schwäche des Zentrums, das die Zügel nicht halten kann.

60

Das ganze bisherige Denken der Menſchheit war erſt ein Denken in Kriſtallform: hartkantig, ſteif, mathematiſch; ein Ordnen in ſtarr getrennte Schubfächer. Wir nähern uns jetzt der zweiten Stufe, dem organiſchen Denken; dem flüſſig gelöſten, lebendigen Verſtehen der Wachstumsgeſetze. Das ergibt eine Umwälzung ſondergleichen.

Oskar Maria Graf
Die Aufgabe der kommenden Kunſt

„Kunſt um der Kunſt willen ... Ein wundervoller Glaube! Aber ein Glaube nur für Starke. Kunſt! Das Leben umkrallen, wie der Adler die Beute, es in den Äther emportragen, ſich mit ihm zum Licht emporſchwingen! ...

Kunſt iſt gebändigtes Leben. Kunſt heißt: das Leben fördern." R. Rolland: „Johan Chriſtof in Paris."

Der Kunſt eine Aufgabe geben, heißt ſie zum Mittel machen. Ein Kunſtwollen, das von einer Zeit die Zielrichtung bekommt, erniedrigt ſich und verurteilt ſich ſelbſt zur Ohnmacht, eine ſolche Zeit gibt ſich von ſelbſt den Charakter einer Zwiſchenſtufe. Die großen Künſtler ſolcher Läufte ſind Menſchen ohne Zeitlichkeit. —

Sie ſtellen ſich als Schöpfer neuer Wirklichkeiten ſchon durch ihr Tun von vornherein gegen jede Zeitbeſtimmung. Ihr Ich iſt „Volk, Welt, Wirklichkeit" in einer Einheit, die Aufgabe und Zweck in ſich birgt, ohne daß ein äußerer Anſtoß, eine „Not der Zeit" uſw. ſie irgendwie beeinflußt ...

Es mehren sich die Anzeichen, die dem heutigen Kunstwollen eine zeitliche Berufung zu geben scheinen. Mit schärfster Eindeutigkeit wird folgendes klarer:

Nach der Kraftäußerung einer zweifellos tief im Unterbewußtsein der Völker verankerten Machtpotenz, die sich als Krieg verwirklichte, setzte sich unsere Zeit den Anfang und öffnete mit Hilfe eines rein mechanisch-sich-gebärdenden Ausgangsmomentes die Schleusen für die jeweilige, weitere Auf- oder Abwärtsentwicklung kommender Geschlechter. Ungeheuer selbstherrisch vollzog sich eine durch die äußeren Loslösungen vom Vergangenen bedungene Umstülpung der geistigen Gesamtlage. Diese Umstülpung schloß unerbittlich ab mit den vorhergegangenen Zeiten der Verständigkeit, der Reflexion und Überdachtheit, setzte ein mit einer fast instinktiv zu nennenden, demokratisch-gerichteten Auskurvung gemeinsamen Aufloderns völkischer Empfindungen und gab allem Gegenwärtigem und selbst schroff Entgegengesetzten mit noch nie dagewesener Wucht die Rechtfertigung zwingender Notwendigkeit, ohne dadurch einem dauernden Einsfühlen innerhalb eines erwachten Volkes fruchtenden Boden zu schaffen. Da der Geist von heute nicht mehr aus der Kunst kam und so auch nicht mehr die Macht in sich barg, einen durchgängigen Rythmus zu zeugen, sondern lediglich eine Geistsituation darstellte, entstand ein Wirrwar von kleinen Strömungen und kunstunterminierten Interessenrichtungen, über das Tröstungen und Rechtfertigungen wie etwa „allgemeine Not einer Zeit", „Menschenschicksal" usw. als vorgetäuschte Lebenssurrogate lagern —: Nicht der Geist gab der Zeit die Richtung, sondern die Zeit dem Geiste.

Damit bewies letzterer seine Ohnmacht. —

Der Geist einer Zeit (wir wagen es nicht, vom Heute als solcher zu reden) erhält sein Fundament durch die Kunst. Sie ist deshalb auch verantwortlich für ihn. —

In früheren Jahrhunderten wurden durch Umwälzungen, wie wir sie eben darzulegen versuchten, Kulturen wach, deren einheitlichem Ausdruck wir heute in der überlieferten Kunst damaliger Völker mit staunender Bewunderung begegnen. Damals stand sozusagen der Mensch unter der Kultur, erhielt seine Untertänigkeit durch das gemeinsame Gefühl des Glaubens, die Kultur ging als Kunst ihm voran. —

Deshalb erstarrten solche Perioden, sobald sie sich ausgeschöpft hatten durch die Kunst, veräußerlichten sich zum Dogma und starben ab. —

Der heutige Mensch aber steht über der Kultur, wenn wir allerdings diesen Begriff umdeuten in eine Summation von zeitlichen Gegebenheiten, die die Vielheit „Um uns" darstellen. Dieses „Um uns" hat heute keine Beziehung mehr zum Menschen. Er ist entweder mechanisch eingruppiert oder steht darüber, wird demgemäß zur unwesentlichen Null einer Masse, oder einsamstes Ich, alleinstehender Einzelner.

Heute, wo „die Errungenschaften und der Fortschritt" eine Zeit in neurastheniſch ſich hetzende „Epochen" zerſtückte, fühlt dieſer Einzelne, ſich verſenkend in das Kunſtgeſicht früherer Jahrhunderte, eine Art machtloſe Beſchämung und wird in Augenblicken jäher Beſinnung ſolcher Zuſammenhangsloſigkeit inne. Er weiß mit einem Male von der Beziehungsloſigkeit heutiger Kunſt zum Menſchen, wird hineingeſchleudert in die ſchroffgeſpaltete Kluft zwiſchen plötzlichem Ende und ahnungsverborgenem Anfang, der ſchon die erſten, frühen Windwellen über Zertrümmerung und Getrenntheit rauſchen läßt und formt aus ſeinem ſchwankenden Warum eine endliche klare Forderung an die Kunſt als Weckerin des Geiſtes und Schöpferin einer neuen Wirklichkeit . . .

Einer Wirklichkeit, die eine Reſonanz vom Einen zum Einen zu erzeugen mächtig iſt. Denn alle große Kunſt des Heute wird ſich ſchon deshalb als „neu" erweiſen, weil ſie, im Gegenſatz zur derjenigen früherer Jahrhunderte, nicht mehr aus einer geiſtverbundenen Volkheit als eine Art höherer Rythmus wächſt, ſondern aus dem Ich des Künſtlers, der in ſich die Dreieinheit „Volk, Kultur, Kunſt" birgt, ſomit immer einer Jetztheit ſeine Schöpfung als andere gegen dieſe gerichtete Wirklichkeit gegenüberſtellt. —

Dieſes Ich revoltiert ſchon im erſten Augenblicke des Auswirkenwollens beinahe geſetzmäßig gegen alles Gleichmachen des „Um uns" und ſetzt ſomit an die Stelle der zeitgeborenen Zielrichtung eines gemeinſamen Geiſtwollens ſich ſelbſt als Anfang, Mittelpunkt und Urſprung alles Schöpferiſchſeins. —

Nicht die Zeit wird die Urſache des Dranges nach reſtloſer Aus-ſich-ſelbſt-Schöpfung ſein, ſondern der tief im Ich verankerte Glaube an das Ich, das Glauben an den Menſchen wird den Menſchen im Künſtler hochreißen aus der ſeeliſchen Erlebniswucht zur unerhörten Geſtaltung.

Erſt dadurch erhält alle Ichauswirkung als Kunſt die Verantwortung der Wirkung. Indem ſich der Menſch wieder auf ſich ſelbſt ſtellt, gewinnt er ſich ſein Schickſal wieder zurück, wird damit Verantworter ſeiner ſelbſt.

Hier zerblättert alles gedankliche, begriffhafte Formulieren. Nur ſo wird die Kunſt wirkend zu einer neuen Wirklichkeit, aus der ſich der Menſch wieder aufreckt, glaubend an ſich, neue Intenſivität erfühlend in ſeinem Spiegel Kunſt.

Eine ſolche Wendung läßt ſich im heutigen Kunſtwollen zwar unſchwer feſtſtellen, aber ſchon nach den erſten Anfängen fällt meiſtens das Ideeliche der Vorneunzehnhundertvierzehnzeit in die Flut des jungen Sturmes. Der Schwung der Stürmenden verliert zwar die Beſchaulichkeit, ſpitzt ſich aber denkeriſch zu —:

Der Künstler wird zum Gedankenmenschen, sein Ich blättert sich auf in der Idee und gibt sie propagandistisch weiter, Angenommenes läßt er laut werden, statt daß er Leben aus sich schöpfte. . .

Leben! Leben aus sich schöpfen und wirken lassen als Geist! Wie denn, wenn dieser selbe Geist nichts anderes ist als ein Gedachtes, nicht längst schon in uns Verwirklichtes? Wie denn, wenn ich mich mit allem nur beschäftige wie mit einer interessanten Frage der Zukunft und Aberzukunft, beschäftige, weil ich das Zeug dazu habe, Kluges darüber zu sagen und damit fertig, wenn das Ding nicht mein Ding ist, meine Sache, wenn ich es als etwas Zukünftiges ausposaune, statt es selbst mit all seiner Gegenwärtigkeit in mir zu haben, statt gar nicht mehr anders zu können als es jeden Augenblick zu leben, zu tun, weil es in mir ist, immerwährend, da, da!

Was ist dann das „Beschäftigen"!?

Geist etwa? —

Ist es nicht viel eher Geistigkeit, jenes üble Gemisch von widerlichster Unergriffenheit und verlogener Überlegenheit —: geistausgehöhlter Journalismus! Jene Geistigkeit mit ihren tiefenlosen, spielerischen Begleiterscheinungen, wie „Literarisch", „Virtuos" usw., die das Heutige in der Kunst durchsickert!

Diese Übernommenheiten haben es fertiggebracht, daß der außerhalb der Kunst stehende, statt ein Aufnehmender, nur ein Genießer, ein Sucher nach Interessantem geworden ist. (Es braucht bloß darauf hingewiesen werden, welche Gier nach Gespenstischem, Merkwürdigem sich allerorten breitmacht. Man will seine „Experimente".)

Solche Süchte beherrschen Zeiten, die zwischen Anfang und Ende stehen; das „Experiment" gibt solcher Zeitkunst die Physiognomie. Aber diese Sucht und dieses verhastete Suchen sind verräterische Kennzeichen, denn sie deuten zugleich auf, daß die überschüttete Seele irr vom Getriebe, sucht. Nicht mehr Handgreifliches, sondern Tieferes, — sucht und nicht findet, aber finden wird. . .

Hier soll nicht einer Zeit, die für die ganze Menschheitseele eine ungeheure Schicksalswende und Richtungschwenkung darstellt, der Verfall angesagt werden. Dazu fehlt uns die Distanz. Wir stehen mitten drinnen, zerstückt, herausgerissen, bis zur letzten Fuge erschüttert. Aus solcher Erschütterung sucht der Mensch wieder nach vergessenen Tiefen, nach vergrotteten, plötzlichen Aufstrahlungen geistiger Unterminiertheiten durch die Kunst. Die Gewalt eines aufblätternden Zeitablaufs verlangt ein Gegengewicht, die Expansion hat alle Dämme fortgeschwemmt — wo bleibt die Kunst, als Richtungsbestimmung, als Formerin einer neuen Menschheitsresultante?! —

Aus Verschüttungen werden frühe Stimmen hörbar. Stimmen, die noch behaftet sind von der Not des Getrenntseins, herauswachsend

aus einem neuen religiösen Grundstrom, Stimmen, die auffordern, die schmerzgeboren wieder vom Tag wissen, wie von einer Gnade, die den Menschen rufen zur Verantwortung seiner selbst. —

Das Joch einer Brücke vom Einen in eine Gemeinschaft, die doch weiter nichts werden kann als wieder eine ideeliche Erstarrung wie etwa „Staat", „Gesetz", „Nation" zerfällt unter der Wucht dieser Starken, nicht mehr auf einen „Geist" hin zielt das Wollen der heutigen Kunst, kann sie zielen, sondern sie wandelt sich durch die Intensität des Erlebenden zum Rythmus einer Vielheit von Einen. —

Die Intensität des Erlebenden stellt sich gegen die Bewußtheit des „Geistigen" im heutigen Menschen, dessen Masse sich die Bequemlichkeit einer Gesamtverantwortung erfunden hat und der Künstler wird damit wieder Künder eines Schicksals, das wieder Sonderangelegenheit des Einzelnen wird, seine Sache.

Die Ahnung von der Zerrissenheit der inneren Einheit in allen Menschen, die Wechselwirkung von der in uns seit frühester Kindheit lagernden Fremdheit mit dem eigenen Wesen, der Drang zu einer Lösung und der Haß gegen bequeme Kompromisse, das gestaute Verlangen nach einem Erlöstseinwollen stößt den heutigen Künstler in die Flut des Erlebens und macht somit seine Kunst zum Aufschrei. Das Unerträglichste: Der Konflikt von Leben und Erleben setzt ein, das Nichtwissen des einen vom andern bricht sein ideengefangenes Ich auf, schwelt Sehnsucht, läßt scheinbare Brücken erstehen, die er — wissend, daß es erzwungene, vorgetäuschte sind — zertrümmert und ins Nichts einer beschämenden Unwesentlichkeit zurückstößt. Er steht mitten, oder besser, zwischen trümmerndem, zerstücktem „Um uns" und schreit die Wehheit des Einsamseins tot. Alles vor und um ihn ist Brachfeld, Fels, Mauer, Gegenwehr. —

Dies nimmt seiner Kunst den Makel des Selbstzwecks, macht sie zur eindeutigen Manifestation des dahinterstehenden Menschen, des Ichs. —

Damit erhält sein Wollen wieder einen Forderungsuntergrund, aus dem es wächst. Die sich durch die gewaltigen Geschehnisse der Tatsache „Krieg" wahrnehmbare unbewußte Auswirkung der Machtpotenz des „Außen", des „Um uns" erhält damit das Gegengewicht, denn nicht darauf kann es heute mehr ankommen die „Geistiggerichteten zu einer Gesamtheit gegen eine mechanische, im tiefsten Grunde schicksalhafte wütende Machtauswirkung zusammenzurufen", sondern solchem Schicksal einer Gesamtheit das Schicksalsgewachsene des Einzelnen entgegenzustellen. Schon aus diesen Erwähnungen heraus wird jede programmatische Einzäunung einer Willenstendenz hinfällig, die ja doch nur und gerade dadurch, daß sie eine Beginnensrichtung festlegt, ihr das Laufbett sozusagen anweist, sich selber zum schwächlichen Versuch her-

unternivelliert und bei schärferer Betrachtung nur ein Zugeständnis einer begrenzten Kraftwirkung darstellt. —

Und welche Zeit war je so erfüllt von Programmen, wie die heutige! Und wann war je der Geist machtloser als jetzt! Das kann nicht daran liegen, weil zu wenig wirksamer Geist da ist, sondern viel eher an der beinahe beispiellosen Unerfülltheit der Geistigen. Bislang täuschte man uns eine Fülle vor. (Es ist erstaunlich, mit wieviel Reichtun sich solches Geistigsein den Anschein einer Fülle zu geben vermag.)

Hinter vieler Geschicktheit verbarg sich ein spekulativer Jongleur. Der Mensch, der durch den Krieg wieder sein Schicksal erhielt, droht beinahe zu ersticken in solchem Geistwust, der nichts darstellt als ein Sammelsurium von widerstreitenden Ideen, die von diesem Geist ihre jeweilige philosophische Deutung erhalten. Der Mensch, der sich als Mittelpunkt wieder in sein Schicksal stellte und von hier aus mit neuer Wucht, mit dem unerhört-intensiven Erleben auf will, will Rhythmus, will Leben — — will hinter der Kunst den Menschen, der erfüllt ist...

Schon deshalb ist die vielstimmige Forderung nach einer allgemeinen „Geist"richtung nur ein schwacher Wiederbelebungsversuch unverdauten Mittelalters, denn nicht, daß der Künstler seine Kunst in den Dienst einer Zeitströmung stellt, kann uns heute wesentlich Neues bringen, sondern, daß seine Erfülltheit die Zeit hinanführt und ihr die Blickrichtung seines Ichs aufzwingt. —

Dazu gehörten zu allen Zeiten schöpferische Menschen, die eine beinahe vital zu nennende Wucht auf das „Außen" ausströmten. Dazu gehört Religion im tiefsten Sinne des Wortes, Religion als Potenz.

Indem sich aber solche Potenz auswirkend in den Dienst einer Idee stellt, bricht sie in sich selbst zusammen, sie belügt sich, sie weicht ab von sich, strandet in der Fremdheit der Abstraktion, der Reflexion, der Wirkende hört auf Ich zu sein. Sein Tun hat in dem Augenblicke, als sein erlebnisgeberstetes Ich das Joch auf sich nimmt, ein Aufblättern aller Individualität zur Folge. Der Künstler, der sein Schöpferisches solchermaßen einordnet, verzichtet unbewußt auf seine Lebensmöglichkeit als Mensch zum Menschen und bekennt sich als Werkzeug einer Idee. Diese Einwendung ist das Kriterium aller Programme.

Als Volk noch war und Kunst eine Auswirkung seiner tiefsten Wesenheit durch den Einen darstellte, war vielleicht überhaupt keine so schroffe, abgegrenzte Definition irgendeines Begriffes möglich und schon aus diesem Grunde grenzt es beinahe an Vermessenheit zu solchen Zeiten in dieser Art von Ideenwirkungen zu sprechen. Solche Wirkungen waren durch ihre Verwirklichtheit ein Lebendiges, das keine Formel ertrug.

Anders heute —: Wir verdanken es der Begriffswerdung der Idee, daß sie die Ursache aller Trennung von Mensch zu Mensch ist.

Der Künſtler aber, der aus dem Glauben an die lebendige Ichheit aller Menſchen heraus ſein Ich als Schöpfung in die Welt ſchickt, der in einer blitzhaften Sekunde die Viſion dieſer ſelben Schöpfung aufleuchten ſieht und damit unbewußt das Schickſal geſtaltend aller Ichs, kann nur dann einer ganzen Zeit die Form geben, wenn er die Weſenheit alles Ichſeins in ſeiner Schöpfung ſummiert.

Er glaubt an ſich als an etwas Neues, er iſt die Verkörperung desſelben.

Nicht ein Untertan einer jeweiligen Wirklichkeit, ſondern der Schöpfer derſelben iſt er. —

Nicht auf den Geiſt kommt es an, ſondern auf den Menſchen, ſelbſt wenn dieſer Geiſt den „Menſchen" zur Idee werden läßt.

Darum wird Aufgabe der neuen Kunſt ſein —: Den Rhythmus einer neuen Wirklichkeit bewußt zu machen in der Seele des Menſchen. —

Umſchau

Die moraliſche Zerſetzung Wer möchte heute noch ſingen: „O Deutſchland hoch in Ehren"? Wer möchte von den Tugenden des Deutſchen in dieſem Augenblick reden? Redlichkeit, Ordnungsſinn, Beſcheidenheit, Ehrfurcht, Wahrheitsliebe, Unerſchütterlichkeit des Charakters, Tapferkeit, wo ſind ſie zu ſehen?

Wo bleibt bei dem Gebahren der Maſſe die Güte des Herzens? Man verſteht unſere Zeit nicht, wenn man ſich nicht klarmacht, daß der Krieg eine unſelige Verbitterung im Volke erzeugt hat, zumal unter den Frauen. Die Bauernfrauen ſind überarbeitet, das Dorfleben war freudlos, der Arbeiterfrauen Leben war 4 Jahre lang voll elender Mühſeligkeit in ihrer Exiſtenz und voll Kärglichkeit im Eſſen, voll Not mit den Kindern, und alle waren ohne ihre Männer. Es iſt gar nicht möglich, daß es bei der langen Kriegsdauer anders ſein konnte, es fragt ſich nur, welche innere Hilfe ihnen das Bürgertum brachte.

Das, was es ihnen gab, war die Suggeſtion der patriotiſchen Phraſe, aber es lebte ihnen nicht den Opfergedanken fürs Vaterland vor, weil es nicht die moraliſche Kraft dafür aufbringen konnte. Deutſchland hat ſchon von dem Zeitpunkt an den Krieg verloren, als das Rationierungsſyſtem einſetzte. Jenes verſagte von Anfang an, weil jeder nur an ſich und nicht an das Allgemeine dachte. Es ſtellte ſich heraus, daß die Deutſchen keine Bindungen mehr zu einem nationalen Ethos beſaßen. Denn die Kirche, die Philoſophie, die Kunſt, die Preſſe, der Reichstag, ſie alle waren ſchon Jahrzehnte hindurch opportuniſtiſch in ihrem Wirken, ſie ließen ſich von den Verhältniſſen beſtimmen, anſtatt daß ſie die Verhältniſſe beherrſchten.

Unſere klaſſiſche Zeit war der erſte Verſuch des deutſchen Geiſtes ſeit langer Zeit, die Selbſtbeſtimmung und Würde des Deutſchen menſchlich zu errichten. Dieſer Verſuch blieb auf eine kleine Schicht beſchränkt, er drang nie in das politiſche Leben des Volkes ein, weil die Revolution 1848 an den ſubalternen Eigenſchaften des deut-

ſchen Michel ſcheiterte. Es wäre die Aufgabe des Reichstages und der Preſſe geweſen, im Volke das Selbſtverantwortungsgefühl zu entwickeln. Aber das Epigonentum unſeres Denkens und Fühlens ſchuf einen geradezu geilen Boden für Strebertum und Erwerbsgier, die das Ethos unſeres Volkes veräußerlichten und die Erbſchaft unſerer klaſſiſchen Zeit verkümmern ließen.

Die Hauptſchuld daran trägt unſere Preſſe. Nicht, daß ſie beſonders viel log, aber ſie verſchwieg alles Weſentliche und färbte dadurch alle Wirklichkeiten. Der Anſchein der Biederkeit, den ſie ſich gab, und heute noch gibt, vergiftete die Volksſeele. Der deutſche Geiſt iſt dem Problematiſchen zugewandt; er braucht die Stimme des Gewiſſens. Dieſes hat die Preſſe im Deutſchen erſtickt, die jüdiſche ebenſo wie die völkiſche, die ausgeſprochen chriſtliche wie die ſozialiſtiſche, weil alle der gleiche Geiſt des Geſchäftemachens materiell oder politiſch beſeelte. Nur wenige Zeitungen ſind auszunehmen, und auch dieſe werden unwillkürlich von dem allgemeinen Gebaren der ſittlichen Charakterloſigkeit beeinflußt.

Das erſte Prinzip der Tageszeitung iſt, alles auszuſchalten, was bei den Abonnenten Anſtoß erregt und was ſie zu einer ernſten Auseinanderſetzung mit einem Problem nötigt, und dann, ſeinen Leſern unentwegt eine beſtimmte Meinung einzuhämmern. Zu dieſem Zweck unterſchlägt der beauftragte Herausgeber alles, was nicht in ſeinen Horizont, in ſeine Abſichten hineinpaßt. Anſtatt ſich als Diener einer Aufgabe zu fühlen, erſetzt er ſeine Ideenloſigkeit durch geſteigertes Machtbewußtſein und Virtuoſität in dem Anſchmiegegefühl, welche Schlagworte bei ſeinen Leſern wohl am beſten ziehen. Dient aber die Preſſe einſeitig der Parteipolitik, ſo lebt ſie in der Inzucht von Prinzipien und wird doktrinär. Dafür aber gibt es um ſo mehr Geſchrei um das Unweſentliche, um das Senſationelle und Aktuelle. Man ſucht ſeine Leſer zu kitzeln, und darüber verliert man den Inſtinkt für das Werdende. Es gibt nichts Hilfloſeres einer neuen philoſophiſchen, ſozialen oder religiöſen Formulierung gegenüber, wie einen Zeitungsfabrikanten der öffentlichen Meinung, das kann ich aus eigenſtem Erfahren beſtätigen. Es fehlt ihnen nicht an Intelligenz, es fehlt ihnen zwar etwas an Zeit, aber ganz und gar fehlt es ihnen am Offenſein für die Werte des Echten.

So hat die Preſſe im Kampf gegen Schiebertum und Wuchergeiſt völlig verſagt, ſie ſteht mitten im moraliſchen Zerſetzungsprozeß, ſtatt über ihm zu ſtehen.

Das Verleumden des Gegners iſt von ihr und den Parteien ausgegangen. Sie bauſcht die Tagesgröße auf, die Vergangenheit erſcheint anläßlich von Jubiläumsartikeln, die Zukunft iſt ihr ein Buch mit ſieben Siegeln, denn die Literaten, die ſie füttern, ſind ideenlos.

Wer aber kann die moraliſche Zerſetzung, die von Woche zu Woche fortſchreitet, aufhalten? Die Kirche gewiß nicht, die Univerſitäten auch nicht. Nur einzig die Kunſt, wenn es ihr gelänge, dem Volk wieder ein Verhältnis zur Idee zu geben und es von den Illuſionen zu befreien, in die es das Geſchwätz ſeiner Unentwegten verſetzt hat.

Das Volk hat keine Ehrfurcht mehr vor Größe und damit vor dem Schickſal, auch die Ritterlichkeit dem Gegner gegenüber hat es verlernt. Bezeichnend iſt, wie die Spartakiſten zum Beiſpiel ſo oft ihr Wort nicht halten, das ſie bei Verhandlungen geben.

Wo ſind die dramatiſchen Dichter, die wie einſt Sophokles und Äſchylos die Tragik und die unergründliche Tiefe des Lebens im Symbol und Mythos deuten und damit ihr Volk erziehen?

Eugen Diederichs

Von der Presse

Im Grunde besehen ist die Tagespresse ein Geschäft. Dieses kauft und verkauft Ware. Diese Ware besteht in Nachrichten von Ereignissen und Äußerungen einzelner Individuen über solche. Einen solchen Vorgang gegenüber wäre nichts einzuwenden, denn etwas anderes tut der Kaufmann auch nicht.

Wie bezeichnen wir aber einen Kaufmann, der in der Hinterstube seines Geschäfts die Waren, die er rein erhalten hat, mischt, ändert und verfälscht? Wie bezeichnen wir einen Händler, der wertlose Ware durch eine marktschreierische Reklame an den Mann bringt? Er ist ein Schwindler und kommt mit soundsovielen Paragraphen des Gesetzes in Konflikt. Was geschieht aber anderes in den Redaktionen der Blätter aller Parteien? Was geschieht schon in den verschiedenen Korrespondenzbureaus aller Länder?

Nachrichten, die nicht in eine bestimmte Richtung passen, werden von der Vermittlung ausgeschlossen. Andere werden so zugerichtet, daß sie eine ganz bestimmte Richtung bekommen, die sie ursprünglich noch nicht hatten. Und den Glanzpunkt der Fälschung bildet dann die Betrachtung oben oder unter dem Strich, so daß von den wirklichen Ereignissen nichts mehr übrigbleibt.

Was die Presse also im Wesen vermittelt, sind keine Tatsachen mehr, sondern der Ausdruck dessen, was dieser oder jener mit oder ohne Namensnennung denkt. Diese Gedanken werden dann, um sie glaubhaft und eindringlich zu machen, mit dem Schein der Tatsachen maskiert.

Nun bleibt natürlich auch das gute Recht zur Veröffentlichung empirieloser Gedankengänge, und diese können nicht minder wichtig sein, als die Vermittlung von Tatsachen. Die öffentliche Gefahr liegt aber in der steten verantwortungslosen Mischung zweier grundverschiedener Inhalte.

Die breite Menge hat gar nicht die Absicht, diese Mischung zu beziehen. Sie will Tatsachenmaterial, sie will eine rein sachliche Aufklärung, und sie glaubt auch diese beiden Elemente aus der Presse aufzunehmen.

Ihre Ehrfurcht vor dem gedruckten Wort bedingt den Glauben an die Echtheit der in der Zeitung bezogenen geistigen Ware und dieser Glaube weiterhin die geistige Struktur des Zeitungslesers. Deren Gesamtheit bezeichnen wir wohl als „öffentliche Meinung".

Bei Licht besehen ist aber gewöhnlich die öffentliche Meinung nichts anderes als der Ausdruck verhältnismäßig weniger von keiner öffentlichen Verantwortung beschwerter Individuen.

Daraus ergibt sich die leichte Lenkbarkeit, denn die tatsächliche von der Presse abgelöste Meinung der Allgemeinheit kommt gar nicht zu Wort. In dieser geistigen Herrschaft Weniger liegt der Imperialismus der Tagespresse, der gerade Gegensatz geistiger Demokratie.

Die Folgen dieses Imperialismus sind typisch für diesen. Alle Richtungen, die nicht der seinen entsprechen, werden bekämpft und vernichtet. Er dient dem Interesse einiger Weniger und erweckt den falschen Anschein, als würde die Allgemeinheit für diese durch dick und dünn gehen. Wie verheerend dieser Mangel an Pressedemokratie ist, zeigten die traurigen Ereignisse der letzten Jahre vor dem Kriege, welche nur durch eine weitestgehende Fälschung der öffentlichen Meinung in allen Ländern möglich waren.

Und die Abhilfe?

Zunächſt verſagen negative Mittel wie die Zenſur, denn dieſe iſt wieder nichts anderes als Zwang nach einer beſtimmten Richtung, iſt ebenfalls eine Form des Meinungsimperialismus. Und niemals haben Verbote den Fortſchritt gefördert.

Die Abhilfe könnte nur eine poſitive ſein. Wir brauchen eine Preſſe, welche ſich mit allen Mitteln im geiſtigen Sinn neutrales, alſo den Tatſachen entſprechendes Nachrichtenmaterial zu erlangen trachtet und unverändert bringt. Dies iſt nicht ganz leicht, aber wohl des Schweißes der Edlen wert. Die Beleuchtung dieſer Nachrichten dürfte nicht aus einem Parteigeſichtswinkel, ſondern müßte von verſchiedenen Standpunkten aus erfolgen. Alle Schaffenden und Denker jeglicher Richtung müßten zu Wort kommen.

Eine derartige Zeitung würde im wahren Sinne demokratiſch ſein und bald das Vertrauen aller jener finden, die nichts anderes als ein Körnchen Wahrheit ſuchen. Ein ſolches Blatt würde ſich nicht in unfruchtbarem Parteigezänke verlieren, ſondern dem Leben an ſich dienen.

Die Parteipreſſe würde dadurch nicht überflüſſig werden und ſoll es auch nicht, denn Imperialismus und Demokratie ſtehen wohl irgendwie in einem polaren Verhältnis. Aber eine neutrale Stelle, an der ſich die wahre öffentliche Meinung bilden kann, müßte vorhanden ſein. Was durch die Zeitſchrift die „Tat“ in einer Monatsſchrift möglich war, würde in einem Tageblatt für die breite Menge erſt recht fruchtbar werden. Erſt dann könnte man von einer Demokratie des Geiſtes ſprechen.

Edwin Zellweker

Der Prophet im Smoking
Ein Wort gegen Walther Rathenau

Eitelkeit tötet die Sache.
(W. Rathenau. Von kommenden Dingen.)

Wenn ich hier gegen Walther Rathenau rede, geſchieht es auf die Gefahr hin, daß ſich einige tauſend Leute in Deutſchland betroffen fühlen, darunter auch Paul Eberhardt, der im letzten Heft der „Tat“ für Rathenau zu ſprechen glaubte. Es liegt nicht in meiner Natur, Betrachtungen über den Zeitgeiſt anzuſtellen und dabei ſo zu tun, als wäre Walther Rathenau ſchon eine jedem Zweifel entrückte, objektive Kraft, die ihre geiſtige Aufgabe ſo ſelbſtverſtändlich erfüllt, wie etwa die Sonne ihre natürliche Funktion im Tagesablauf. Ich bin kein Erleuchteter, der alles verſtehen will. Ich verſtehe im Gegenteil vieles nicht, was in Walther Rathenau und um ihn vorgeht. Wo ich aber nicht verſtehe, bin ich gewohnt, das auch deutlich merken zu laſſen. Mit einem Wort: Ich will die geiſtige Perſönlichkeit, die Walther Rathenau heißt, nicht „betrachten“, ſondern will ihr auf den Leib rücken, um durch kräftiges Zupacken zu erkunden, ob dahinter ein Menſch ſteckt, der es lohnt, daß man die Zeit ihrer Schlechtigkeiten halber abkanzelt.

Zuerſt: Ich kann die Sache Walther Rathenaus nicht gleichſetzen mit der Perſon Walther Rathenaus, obwohl mir damit das Geſchäft der Unterſuchung erleichtert wäre. Ich kann das darum nicht, weil ich ſonſt gerechterweiſe auch jeden Paſtor oder Kaplan identifizieren müßte mit der göttlichen Erlöſungsidee des Chriſtentums. Das gefiele dieſen Herren ſchon, denn menſchliche Gebreſte laſſen ſich ſchon verdecken mit dem Mantel irgendeiner großen Idee.

Der Fall Rathenau liegt für mich recht einfach. Ich kann mir eben nicht helfen: Solange ein Menſch aus ſeinen Erkenntniſſen nur Bücher macht, aber keine beiſpielhafte Tat, hat niemand das Recht, ihm die gute Abſicht als Leiſtung anzurechnen.

Man macht dem lieben Gott Vorwürfe, daß die Welt unvollkommen ist, obwohl er sich redlich bemüht. Sollte Rathenau gar mehr Rücksicht verlangen dürfen?

Rathenau schreibt Bücher. Er schreibt sogar unheimlich viele und unheimlich dicke Bücher. Darin steht zu lesen, was ein kluger, gebildeter Mensch, der auf seinem Schloß ungestört nachdenken kann, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft meint. Ich gebe zu, daß es ein Fortschritt ist, wenn jemand in der Lebenslage Rathenaus nachdenkt, statt einfach in Hoppegarten auf einen Gaul zu wetten. Aber ist die Leistung, nachzudenken und über das Erdachte Bücher zu schreiben, wirklich schon eine so zweifelsfreie Legitimation, daß Liebhaber eines blümeranten Stils die Zeit züchtigen dürfen, weil sie anders ist, als in Rathenaus Büchern verlangt wird? Ist das Wort überhaupt diese Einschätzung wert und wenn es noch mehr Geist trägt, als Rathenau aufbringt? Doch nur dann, wenn es zur Schwelle wird, über die eine entscheidende Tat in die Welt tritt.

Auf diese Tat warte ich. Oder will Rathenau anderen den Vortritt lassen, weil er ganz aufs Schreiben und Prophezeien eingestellt ist? Dann wird im Augenblick, wo der erste Wille zur neuen Zeit sich regt — und er regt sich schon überall! — Walther Rathenaus gedruckte Prophetie zu Makulatur, wie es denn meine feste Überzeugung ist, daß in einem Jahrzehnt kein Mensch mehr nach den Büchern des Generaldirektors der A.E.G. kräht. Der herbe Hauch, der von der ersten Tat des neuen Geistes ausgeht, bläst diese losen Blätter, durch die „Seele" und anderer Wind zu verstimmend raschelt, in alle zweiunddreißig Himmelsrichtungen.

Was helfen die schönsten Reden, wenn sie nur gedruckt bleiben? Rathenau soll die „Seele" ungeschoren lassen, wenn er sie nicht in der allein gültigen Erscheinung zitieren mag, die uns überzeugt: die vorbildliche Tat! Was soll dieses ästhetisch verbrämte Säuseln von Welterneuerung, solange wir daraus nichts anderes entnehmen, als daß Rathenau sich darauf versteht, einen klaren Gedanken durch verzwicktes Deutsch zu verdunkeln? Ich habe Rathenaus Bücher stets nur mit innerstem Widerstreben zu Ende gelesen trotz dem ehrlichen Vorsatz, „objektiv" zu sein. Es ist mir aufgefallen, daß Rathenau stets nur er selbst ist, wenn er von Dingen spricht, die mit der Mystik nichts zu schaffen haben. Über Wirtschaftsorganisation mag er leidlich zu hören sein, vorausgesetzt, daß er nicht ins Moralisieren gerät. Dieser Trieb setzt immer dann ein, wenn Rathenau klare, sachliche Schlüsse aus einer Erkenntnis ziehen müßte. Aber es soll ihm nichts helfen. Alle religiösen Rettungen des Staatskapitalismus sind umsonst. Wir danken für Rathenaus Wirtschaftskirche, die aus der Welt eine einzige A.E.G. machen möchte, in der Walther Rathenau die neue Moral predigt und seine Anhänger die Orgel dazu spielen.

Gilt nun der Prophet wirklich nichts in seinem Vaterlande? Auf Rathenau trifft das nicht zu, denn er wird viel gelesen und noch mehr bewundert, allerdings in Volkskreisen, die in ihrem Hofstaat auch einen Propheten dulden, wenn er den Smoking zu tragen versteht und in seiner Predigt nicht gegen die Regeln der Ästhetik verstößt.

Wir andern wollen ruhig auf der Bank der Spötter und Sünder sitzen und uns in unserer täglichen Arbeit für eine neue Zeit nicht durch Rathenau stören lassen. Unser Kreis wird bald wachsen und schließlich alle umfassen, die es nicht für gleichgültig halten, daß zu einem Propheten auch die Wüste, das härene Gewand und die Heuschrecken gehören.

Karl Bröger

Zinsablaß In der Schriftenſammlung „Deutſche Gemeinwirtſchaft" (Diederichs, Jena) erſcheint ſoeben die kleine Schrift eines jungen Ingenieurs Hans Paaſch über den „Zinsablaß". Sie ſchlägt eine radikale Löſung des Verſchuldungsproblems vor: nämlich die zeitliche Begrenzung aller — ſtaatlichen und privaten — Schuldforderungen. Sie ſollen von ſelber erlöſchen, ſobald die Zinſen in Summa den dreifachen Betrag des Kapitals erreicht haben. Bei einer Verzinſung von 3 Proz. wäre alſo ein Kapital in 100 Jahren, bei 6 Proz. in 50 Jahren abgetragen. Nach Ablauf dieſer Friſt ſollen dann alle Kapitalgüter in den Staatsbeſitz übergehen; unbelaſtete würden zu dieſem Zweck pro forma mit Eigentümerhypotheken belaſtet. Paaſch verſpricht ſich von dieſer zunächſt ungewöhnlich erſcheinenden Maßregel die Rettung aus der unüberwindlichen Not, in die wir durch den Krieg geraten ſind. Das ganze Gebäude der kapitaliſtiſchen Wirtſchaft würde vorläufig nicht erſchüttert, eine Vermögensabgabe, ja ſogar eine über erträgliche Grenzen hinausgehende Beſteuerung vermieden (da der Staat auf den Zukunftswechſel hin neue Anleihen auflegen könnte); der Einzelne und der Staat hätten zwei Generationen Zeit, um ſich auf die „Vergeſellſchaftung" vorzubereiten (durch Sparſamkeit, die auch Rückkauf ermöglichte — durch Erziehung der Beamten zur Verwaltung des künftigen Staatseigentums).

Paaſch weiſt nach, daß das geltende Patentrecht ganz ähnliche Grundlagen hat. Er zeigt die Wirkung des Zinsablaſſes im Vergleich zur Beſteuerung an dem Beiſpiel des alten Ehepaars, das ſeine Rente voll aufzehren und für den Reſt ſeines Daſeins nicht im geringſten zu ſorgen braucht, weil der Anſpruch auf die Rente ja erſt nach fünfzig, ſechzig Jahren erliſcht; wieviel härter würde es durch Vermögenseinziehung oder harte Steuern getroffen!

Paaſch hat ſelber nicht gewußt, daß er das „Halljahr" von 3. Moſ. 25 in moderner Umprägung auferwecken will. Dieſe „Utopie" iſt alſo alte Geſetzgeberweisheit.

Bezeichnend iſt es, daß auch hier ein Ingenieur — nicht ein zünftiger Volkswirt — neue Bahnen weiſt: man erinnert ſich, daß Wichard v. Moellendorff auch Ingenieur iſt. Schairer

Realpolitiker des Sozialismus Daß unſere außenpolitiſchen Realiſten, die Alldeutſchen und Alldeutſchengenoſſen, in Wahrheit weltfremdeſte Ideologen waren, völlig faſziniert von der einen „Idee" der brutalen rückſichtsloſen Gewalt, ohne jedes Verſtändnis für die Bedeutung anderer, ebenſo realer politiſcher Faktoren, als da ſind der Wille zum Recht, zur Rechtsverteidigung und zur gegenſeitigen Verſtändigung, — dieſer Satz dürfte ſeit kurzem ziemlich allgemein anerkannt werden. Auf dem Gebiet der auswärtigen Politik hält man heute nicht mehr diejenigen für Realpolitiker, die eine beſondere in ihrem Kopfe fixierte Idee für realſten Realismus andauernd ausrufen, ſondern nur noch diejenigen, die zur Durchſetzung ihrer mehr oder weniger allgemeinen politiſchen Ideen ſich in ihrer Praxis um genaue Kenntnis der wirklichen Welt und um rechte Abſchätzung der wirklichen Stärke der in ihr wirkſamen Triebkräfte fortwährend bemühen.

Aber derſelbe Irrtum, der auf dem Gebiete der äußeren Politik vorläufig überwunden, vielleicht auch nur momentan zurückgedrängt iſt, wuchert üppig weiter auf dem Gebiete der inneren Politik. Auch in der Frage nach den Möglichkeiten der Sozialiſierung, die für unſere innere Politik gegenwärtig von ausſchlaggebender Wichtig-

keit ist, triumphieren heute ganz ebensolche „Realpolitiker". Es sind dies jene Leute, welche jedem Versuch einer Ausdehnung der Gemeinwirtschaft (Vergesellschaftung, Sozialisierung) den blinden Glauben entgegensetzen, daß seit Adams Zeiten der grenzenlose Egoismus aller Wirtschaftssubjekte die einzige Triebfeder des menschlichen Wirtschaftslebens gebildet habe und in Ewigkeit weiterbilden werde. Dieser Einwand gegen die Verwirklichung des sozialistischen Gedankens wurde bei uns wie in anderen Ländern in den Jahren vor dem Kriege und der Revolution so lange immer von neuem wiederholt, daß er schließlich nicht nur von den Gegnern, sondern auch von den Freunden des Sozialismus als unbestreitbares Dogma hingenommen wurde. So war es vor der Revolution, und so ist es auch heute noch. Vor mir liegt das erste Heft einer neuen „sozialistischen Wochenschrift", die den Namen „Freies Deutschland" führt (Verlag „Freies Deutschland", Hannover). In ihr Aufsätze bekannter sozialistischer Führer, wie Max Cohen und Ernst Heilmann, und eine anonyme Betrachtung von ‚Spektator' über „Sozialisierungsmöglichkeiten". Der Verfasser will die Beseitigung der kapitalistischen Privatwirtschaft und die Entwicklung zu sozialistischer Gemeinwirtschaft, „die restlose Entfernung der kapitalistischen Giftzähne" gilt ihm, in seiner eigenen Redeweise ausgedrückt, als das erstrebenswerte Ziel unserer Wirtschaftspolitik. Aber genau wie nur irgendein abgesagter Feind des Sozialismus, bekennt sich auch dieser Anhänger unbedenklich zu dem „realistischen" Dogma, daß der unbegrenzte Eigennutz aller wirtschaftenden Subjekte die einzige reale Grundlage der Wirtschaft bilde.

Was wird aber aus dieser allgemein anerkannten Voraussetzung „realistischer" Sozialpolitik, wenn wir, mißtrauisch geworden durch die endliche Aufdeckung des rein ideologischen Charakters der außenpolitischen „Realpolitik", auch an dieses Dogma einmal nicht mehr mit blindem Glauben, sondern mit nichts ungeprüft hinnehmender Kritik herantreten? Ich meine, kurze Überlegung führt uns zu dem Ergebnis, daß der sozialpolitische „Realismus" dem außenpolitischen an Weltfremdheit in nichts nachsteht. So wenig wie der blinde Gewaltanbeter etwas von wirklicher Weltpolitik, so wenig ahnen die blinden Eigennutzapostel der Sozialpolitik etwas von der wirklichen Wirtschaft und der Mannigfaltigkeit ihrer Triebfedern. Und ihre Vorstellung vom völlig egoistischen Wirtschaftsmenschen, welche ihnen selbst und der Masse der oberflächlichen Zuhörer der Gipfel des Realismus scheint, ist in Wahrheit eine in gerader Linie aus den Lehrbüchern der klassischen Nationalökonomie des vorletzten Jahrhunderts abstammende, abstrakt büchergelehrte Idee. Es ist der von Adam Smith und seinen theoretischen Vorgängern erfundene „wirtschaftliche Normalmensch" und nicht der konkrete Mensch unserer wirklichen Welt, der „von Natur so organisiert ist, daß er sich in allen seinen Handlungen lediglich von egoistischen Interessen leiten läßt", und mit seiner Arbeit unter allen Umständen nichts anderes, als „den denkbar größten Nutzen" für seinen privaten Geldbeutel zu erlangen trachtet. Nur diesen wirtschaftlichen Normalmenschen und nicht den wirklichen Menschen nimmt also auch ‚Spektator' in dem Aufsatz „Sozialisierungsmöglichkeiten" zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen und konstruiert auf dieser „realistischen" Grundlage, indem er alle originellen Utopisten „von Plato bis Bellamy" mit Überlegenheit abweist, seinerseits die wenig originelle, gleichwohl aber völlig wirklichkeitsfremde Utopie einer aus lauter gänzlich ungeselligen Subjekten zusammengesetzten Gesellschaft. Von welchen anderen Triebfedern, neben und an Stelle der privaten Gewinnsucht, sich der heutige wirkliche Mensch, in specie der moderne Großunternehmer, leiten läßt,

das leſe man in den Schriften des wirklichkeits- und wirtſchaftskundigen Walther Rathenau nach. Oder wenn einem dieſes Zeugnis verdächtig, ſo faſſe man ſich an den Kopf und überlege ſich, welche verſchiedenen Gründe wohl bei allen den Leuten, die man perſönlich kennt, mitgeſprochen haben, als ſie ſich für ihren Beruf oder ihre Erwerbstätigkeit entſchieden, — ob ihnen als größeren oder kleineren Unternehmern wirklich nur an dem jährlichen Reinertrag ihres Betriebes und an ſeinem ſonſtigen Gedeihen gar nichts gelegen iſt, — warum ſie als Angeſtellte oder Arbeiter an dem Orte und in der Stellung, wo ſie längere Zeit geweſen ſind, oft unter Ablehnung anderwärts gebotener beſſerer „Chancen" zu verbleiben wünſchen, — wie ſie ſich zu ihrer Familie, ihren Freunden, ja ſelbſt ihren „Bekannten" und „Kollegen" verhalten, — kurz, wie viele von ihnen allen, dieſen lebendigen und wirklichen, uns perſönlich bekannten „Wirtſchaftsſubjekten", überhaupt bereit wären, unter Ausſchaltung aller anderen Motive lediglich den „denkbar größten Privatnutzen" zum Leitſtern ihrer perſönlichen Lebensführung zu machen! Aus dieſer Überlegung wird wohl der eine oder andere die Hoffnung ſchöpfen, daß bei richtiger Entwicklung und Lenkung des auch bisher ſchon in engeren Kreiſen gepflegten „Egoismus zu zweien" und mehreren, (der doch auch ſchon kein „Egoismus zu einem" mehr, ſondern bereits ein Anfang zum Altruismus war) und des umfaſſenderen Gemeinſinns (der bisher z. B. für allgemeine „völkiſche" oder „nationale", auch für kirchliche und religiöſe und noch für manche andere, an ſich unwirtſchaftliche Ideen wirkſam gemacht wurde!) auch eine wahrhafte Gemeinwirtſchaft, das iſt eine wirklich ſozialiſtiſche Wirtſchaftsordnung, noch unſerer Generation beſchieden ſein könnte. Wer aber auf Grund ſeiner an den wirklichen Menſchen in ſeiner Umgebung gewonnenen Menſchenkenntnis den unbekehrten Mr. Scrooge aus dem Dickensſchen „Weihnachtsliede" für den ewig gültigen Normaltyp der Menſchheit hält, der verzichte auch auf die Hoffnung, daß durch bloß äußere, weſentlich finanzpolitiſch begründete, ſtaatliche Maßnahmen wir dem wahrhaften Sozialismus auch nur einen Schritt näher kommen, dem Kapitalismus auch nur einen ſeiner „Giftzähne" wirklich ausreißen könnten.

Welche mannigfachen Möglichkeiten für die Realiſierung ſozialiſtiſcher Gemeinwirtſchaft wir unſerer ökonomiſchen, politiſchen und ſozialpſychologiſchen Geſamtlage, wie ſie einer wirklich realiſtiſchen Betrachtung ſich darſtellt, ſchon gegenwärtig abgewinnen können, bleibe einer beſonderen Abhandlung vorbehalten. Für diesmal ſollte nur jener gegenwärtig ſo verbreitete „pſeudorealiſtiſche" Sozialismus zurückgewieſen werden, der ſtatt die Frage aufzuwerfen, und mit Gründen zu beſcheiden, wie weit der Menſch geſellig und alſo Vergeſellſchaftung möglich ſei, von der gänzlich egoiſtiſchen, d. h. ungeſelligen Natur des „Normalmenſchen" als realer Tatſache ausgehen will und es nun natürlich nicht ſchwer hat, die Unmöglichkeit weiterer Vergeſellſchaftungen zu beweiſen, da es ihm von ſeiner „realiſtiſchen" Vorausſetzung aus vielmehr ſchwerfallen müßte zu erklären, durch welches Wunder von präſtabilierter Harmonie denn die beſtehende und täglich neu werdende „Geſellſchaft" überhaupt entſtanden iſt und beſtehen bleiben kann. Nur ſoviel ſei gleich heute geſagt, daß zu einer erfolgreichen Sozialiſierungspolitik neben andern Realitäten auch ein wirklicher Wille zu ſozialiſieren gehört. Wenn Max Cohen in ſeinem obenerwähnten Aufſatze als das innerpolitiſche Ziel der Sozialdemokratie ſchlechthin und einzig und allein die „Hebung der Produktivkräfte mit allen Mitteln" hinſtellt, ſo iſt dies kein Sozialiſierungswille. Wäre dieſer Wille da, ſo müßte es heißen: 1. Hebung der Produktivkräfte durch Sozialiſierung; 2. Sozialiſierung aller Betriebe,

die eine Sozialiſierung ohne Schwächung der Produktivkräfte geſtatten; 3. Durchſetzung gewiſſer ſozialpolitiſcher Mindeſtforderungen ſelbſt dann, wenn damit eine zeitweilige oder dauernde Schwächung der Produktivkräfte verbunden ſein ſollte.

Karl Korſch

Bürgertum und Aufbau

Wer die Verhandlungen des Reichsbürgertages, der Anfang Januar d. J. in Berlin ſeine erſte Sitzung abhielt, beobachtete, der konnte bemerken, wie ſchwer es iſt, das geiſtig zu erfaſſen, was ſich heute „Bürgertum" nennt. „Bürgerlich" in dem Sinne, wie das Wort heute gebraucht wird, iſt eigentlich ein Schlagwort der Gegner jener Volksgruppen, die ſich heute nur ſchwer des Anſturms der Maſſen erwehren können. „Bürgerlich" nennt der Proletarier alles, was wirtſchaftlich über ihm lebt und ſchafft. Als „bürgerlich" bezeichnet aber auch der Künſtler oder der Weltmann die geiſtige Enge oder die biedere Tüchtigkeit des Handwerkers, Kaufmanns oder Beamten. Die alte Bedeutung des Wortes, die den Stadtbewohner vom Adel und vom Bauern unterſchied, iſt hinter dieſen neuen ſozialen und geiſtigen Merkmalen zurückgetreten. — Iſt aber dieſer Volksbeſtandteil, wie er heute unter den angegebenen negativen Merkmalen verſtanden wird, wirklich ein in ſich ſelbſt geſchloſſenes Ganzes? — Hätte ſich dieſes Bürgertum wohl je zu der Veranſtaltung eines Reichsbürgertages zuſammengefunden, wenn es nicht von außen dazu gedrängt worden wäre? Kurz — hätten die dort vertretenen Kreiſe der Bevölkerung je an *Organiſation* deſſen gedacht, was ſie heute Bürgertum nennen? —

Organiſation iſt der Gegenſatz des Organismus. Zur Organiſation bedarf es der Aufgelöſtheit eines Organismus — bedarf es der Teile, denen das geiſtige Band fehlt. Man will etwas zum Mittel, zu einem verſtandesmäßig geſetzten Zweck, machen, wenn man organiſiert — Lebendiges braucht man nicht zu organiſieren. Organiſieren hat immer etwas mit Mechaniſieren zu tun. Das heutige Bürgertum iſt als ein Reſt des organiſchen Volkstums vergangener Zeiten anzuſehen, das ſich ehedem inſtinktiv mit der Kraft und dem Recht des lebendigen Gewächſes ſeine Formen von innen her gebildet hatte. Mit Organiſation von außen hatte es ſeinem Weſen nach nichts zu tun. Organiſation wurde erſt zum Ziel, als die Maſſe Bedeutung gewann. Organiſation wurde einer der Grundgedanken des reifenden 19. Jahrhunderts. Vorausſetzung war: Auflöſung der alten Formen des Gemeinſchaftslebens. Das Bürgertum kämpft heute um ſeine alten Formen (darunter: freies Eigentum und Vererbung dieſes Beſitzes, freier Erwerb, Gliederung des Volkes nach Beſitz und individueller Leiſtung uſw.). Bürger iſt der, der ſich als Perſönlichkeit gegenüber der Maſſe fühlt; ſo wurde auf dem Reichsbürgertag definiert. Alſo Perſönlichkeiten will man organiſieren, lebendig Wachſendes, Wirkendes zum Mittel machen..? —

Das Bürgertum will das Kampfmittel ſeiner Gegner, der Proletarier, benutzen und vergißt dabei, daß es ſeinem Weſen nach nicht dazu befähigt iſt — oder wenigſtens ſein ſollte... Daß es viel tiefer greifen muß, um die Mittel zu ſeiner Stärkung und Erhaltung zu finden. Es bedarf wohl der Bindung im Geiſte, aber nicht, wie die Maſſe, durch *Organiſation von außen*, ſondern durch *Erneuerung von innen her*, durch Erweckung des Geiſtes. Solange nicht der Geiſt innen, im Einzelnen Leben ſchafft, Leben der unvergänglichen Art, ſolange iſt alles Organiſationsſtreben Halbheit und nichts weiter als ein Aufhalten des nahenden Zuſammenbruchs. Das Bürgertum muß begreifen lernen, daß die geiſtige Führung des Volkes heute bemüht iſt, die ſchöpferiſche Einheit alles Geiſtigen neu zu begründen, einen Beziehungs-

punkt zu finden, von dem aus alle Rhythmen des vielgeſtaltigen Lebens ſchwingen und zu dem ſie alle zurückkehren. Nur auf dieſem Wege kann die zerriſſene Volkseinheit wiederhergeſtellt werden — freilich muß auch das Bürgertum vieles opfern, ehe dieſes hohe Ziel erreicht werden kann. —

Religion, Kunſt, Patriotismus ſind nur Worte für das eine: den Geiſt. In ihm ſind alle drei eins, aus ihm blühen ſie als die verſchiedenen Triebe einer Wurzel. Hervor aber treibt ſie die Liebe, die alles hohe Werk ſchafft. Unſere Zeit iſt liebeleer — leer weniger an heilender Liebe als an ſchöpferiſcher. Doch wie ſagt der edle Novalis: „Religion kann man nicht anders verkündigen, wie Liebe und Patriotismus. Wenn man jemand verliebt machen wollte, wie finge man das wohl an?“ . . .

Curt Hotzel

Parteiwirtſchaft und Führerauslese

Es kam die Revolution und mit ihr die Verheißung eines neuen Nationalfrühlings. In tauſend Schriften und hunderttauſend Wahlreden wurde eine neue Zeit mit neuem Staat und neuer Wirtſchaft verſprochen. Neue Männer: ſo hieß überall die Loſung. Es iſt erſt ſo kurze Zeit her, daß ſelbſt der ſimpelſte Wähler die Verſprechungen noch nicht vergeſſen haben kann.

Und nun — ? — das alte Bild: dieſelben Männer in den Parteileitungen, in den Landtagen, in der Nationalverſammlung. Oh, neue Namen ſtanden auch genug auf den Liſten: weit unten, wo keiner mehr mitzählte. Ob dort unten ſich die Männer mit den geſuchten Führereigenſchaften fanden, konnte man aber keiner einzigen Liſte von außen anſehen.

Und wie vollzog ſich erſt die Ausleſe! Ein wüſtes Geraufe, ein würdeloſes Gezerr, erſt um die Ehrenämter in den Parteien: die bisherigen Parteitaktiker allen andern um Naſenlänge voran; alsdann dasſelbe Bild bei Aufſtellung der Liſten, und wiederum dasſelbe Bild in den Landtagen und in der Nationalverſammlung bei Bildung der Regierungen. Überall das gleiche ſchamloſe Vordrängen und Ausbieten; überall derſelbe ſchmachvolle Schacher. —

Die Entwicklung in einer ganzen Anzahl von „Kulturminiſterien“ wird ein ganz beſonders charakteriſtiſches Kapitel gegenwärtiger Kulturgeſchichte einnehmen dürfen.

Die Ausleſemethode der Parteien begünſtigt vorweg die geriebenen Routiniers und das Parteibeamtentum. Über ein Fünftel der Nationalverſammlung beſteht aus Parteibeamten: die geborenen Führer der Nation! Von demokratiſcher Seite wurde dem Gedanken berufsſtändiſcher Vertretungen entgegengehalten: da würden doch nur die Beamten der Organiſation aufſteigen. Das wäre ſehr ſchlimm; man wollte aber damit nur ſchreien: Haltet den Dieb!

Geradezu typiſch für die Ausleſe durch die Parteien iſt die Laufbahn des jetzigen Reichspräſidenten. Ebert als tüchtiger Menſch in allen Ehren: es handelt ſich hier nicht um ſeine Perſon, ſondern um ſeinen ſymboliſchen Aufſtieg. Erſt Parteibeamter, dann Parteihaupt, ſchlecht und recht, infolge einer Verlegenheit in der Partei. Bebel war tot, und ſein präſumptiver Nachfolger, Frank, der Reviſioniſt, hatte ſich durch ſeine berühmte Maſſenſtreikrede, die ihm die Wahlgunſt der Radikalen eintragen ſollte, zwiſchen zwei Stühle geſetzt. So kam das Amt an Ebert. Und als Marine, junge Soldaten, Unabhängige, Spartakiſten und ruſſiſche Rubel die Revolution gemacht hatten, ſchwemmte die Welle das Parteihaupt der Mehrheitsſozialiſten an den oberſten Platz. Ebert und ſein Aufſtieg ſind Symbol deſſen, was Deutſchland zur Zeit an Führern hervorzubringen vermag.

Ganz täppischen Zufällen, daß sie just an Stellen standen, an denen eine Welle anbrandete, verdanken viele Dutzende der heutigen „Führer", Minister usw. ihren Platz, darunter geradezu horrible Nullen.

„Uns hebt die Welle, verschlingt die Welle,
Und wir versinken."

Sie ruhen sanft!

Es gibt eine Gruppe von Demokraten, die in der Demokratie nicht Selbstzweck, sondern ein geeignetes Mittel zur Auslese politischer Führer sehen. Max Weber, der jedenfalls eine Gefolgschaft besitzt, formuliert das Problem also: „Ein parlamentarischer Führer ist, wer es vermag, das Vertrauen und die freie Hingabe einer politischen Gefolgschaft dauernd um sich zu scharen. Das ist eine Auslese prinzipiell anderer Art, als innerhalb des Beamtentums ... Heute bedarf es der freien Bühne der allgemeinen Volkswahl, um jene spezifisch politischen Begabungen an das Tageslicht zu bringen ... die freie gleiche Volkswahl und die Auslese im Parlament ist das einzig mögliche Gegengewicht gegen die schrankenlose Herrschaft des reinen Fachwissens."

Weber verachtet die Ideologen und die Literaten mit ihren Tintenfaßhorizonten tief. Was er aber da vorträgt, ist eben auch nichts anderes als Ideologie mit allen Merkmalen einer solchen, vor allem durch das Auslassen entscheidender realer Faktoren. Wie bekommt der politische Führer eine Gefolgschaft? Wie ist sie ihm gegeben in Deutschland, wo es keine Hydeparkcorners gibt? Wie kommt er ins Parlament? Führer und Masse kommen nur zusammen, wenn die Parteiorganisation sie zusammenbringt. Das Schicksal Webers, der weder in Hessen-Nassau, noch in Baden noch sonstwo einen Platz auf der Wahlliste seiner Partei erhalten konnte, da er sich nicht zum Figuranten im Orkus der Liste hergeben wollte, ist eine tiefe Ironie auf seine eigene Theorie vom Führer und eine leuchtende Illustration für die freie Bahn in den Parteien. Ich hatte gegen Webers Auftreten schon manches einzuwenden; aber ich meine, wir seien nicht eben reich an Köpfen seiner Gattung. Wenn einer, so hätte er in die Nationalversammlung gehört.

Was fehlt uns heute noch mehr als das tägliche Brot? — Männer! Was tut uns künftig am meisten not? — Männer! Was wird durch die Parteiauslese am meisten verhindert? — der Aufstieg von unabhängigen Charakteren und unabhängigen Köpfen. Die Auslese in den Parteien erfaßt stets jene unentwegten Parteinaturen, engste Köpfe, Horizonte in Scheuklappen, ewig leiernde Phrasenmühlen an Stelle geistiger Produktion. In jeder Versammlung mindestens einmal sprechend, sind sie der Partei unentbehrlich, unvermeidlich: sie gehen ganz auf (oder unter) in der Partei: etwas Ganzes kennt keiner von ihnen. — Armes Deutschland! Die Parteiknechte würfeln um dein Kleid, zerteilen deinen Leib, verschachern deinen Geist!

Das Proportionalwahlsystem ist eigens erfunden, um selbständige Männer von den Parlamenten fernzuhalten: es ist seine ausgesprochene Absicht, den Mann, die Person, d. h. die Hauptsache auszuschalten und die Partei endgültig an seine Stelle zu setzen. Das Proportionalwahlrecht entspringt dem Ressentiment der Allzumittelmäßigen gegen die Köpfe.

Man denke sich ein Parlament zusammengesetzt nach idealen Parteimischungen und schönsten Parteiprogrammen: es wird eine tote Maschine bleiben, gänzlich unproduktiv ohne schöpferische Männer. Man stelle daneben ein Parlament aus ganz schlechter Parteimischung und gänzlich ohne ideelle Programme: ein halbes Dutzend Männer formen aus dem Ton Gestalt, Geist, Charakter.

Schneidet den Bazillenherd der Proportionalwahl aus, bevor das Volk davon durchſeucht iſt! —

„Neue Männer.“ „Freie Bahn den Tüchtigen.“ „Aufſtieg der Begabten.“ Das ſind einige der Schlagworte, mit denen die Zeit ihr böſes Gewiſſen betäuben und unter deren Schutze man gern beim alten bleiben möchte. Gewiß, die Parteien können keine Männer aus der Erde ſtampfen, wo keine ſind: aber ſie werden überall, wie bei Weber, hindernd auftreten, wo Köpfe und Charaktere ſich finden. Hat jemand die Tüchtigen geſehen, denen freie Bahn gemacht wurde? Hat jemand die Begabten entdeckt, denen bisher der Aufſtieg freigegeben wurde? In der Partei? Im Staat? Im öffentlichen Leben überhaupt? Hat jemand eine deutſche Univerſität entdecken können, welche einer Leiſtung ihre Anerkennung zollt, ohne daß der Autor erſt durch ihre Prüfungsjoche hindurchgekrochen wäre? O nein: freie Bahn verlangt man immer nur für irgendwelche mythiſchen, erſt noch kommenden, erhofften Perſonen. Man kann dann um ſo ungehinderter denen, die es wagen, eigene Meinungen, eigene Einſichten und eigenen Willen zu haben, alſo den Köpfen und Charakteren die Bahn erſt recht ſperren, weil ſie unbequem ſind. Frei gemacht wird die Bahn aber angelweit für Parteiklüngel. Freie Bahn den Cliquen: das haben wir bislang erreicht.

Die Schule hat ſich vom Aufſtieg der Begabten ſofort eine eigene Formel zurecht gemacht und ein neues Syſtem darauf gegründet. Man ſieht der Methode dieſer Ausleſe wie allen entſprechenden Schuleinrichtungen auf jede beliebige Entfernung an, daß ſie alles andere bewirken, nur das nicht, was ſie ſollen: nämlich echten, originalen Köpfen und künftigen Charakteren Entfaltungsfreiheit ſchaffen. Das ganze Ausleſeſyſtem wirkt mindeſtens ebenſo zweckwidrig wie die Parteiausleſe: es erfaßt die kleinen, geriebenen Routiniers und leitet ſie mechaniſch gewiſſen „höheren“, tatſächlich aber täglich mehr proletariſierten Berufsarten zu.

Nach wie vor, unter der Revolution ebenſo wie unter dem „Obrigkeitsſtaat“, treibt das öffentliche Leben in Deutſchland täglich tiefer in einen Sumpf von Verlogenheit hinein: und das Schlimme iſt: man hat gar keine Empfindung mehr dafür; man weiß nicht mehr, wie man ſich täglich ſelbſt belügt.

Unter den alten Ordnungen ging es den Volksgenoſſen wie den Fröſchen in der Aeſopiſchen Fabel: unter der winterlichen Eisdecke gelobten ſie dem Gott die herrlichſten Lob- und Jubelchöre, wenn er ſie befreie. Der Frühling kam; munter ſchwimmen die Fröſche zum Ufer und erfüllen die Luft mit ihrem Quaken wie vor alters.

Ernſt Krieck

Soziale Rechte und Pflichten

Die wenigen Wochen ſeit dem Umſturze der alten Staatsordnung haben ſchon gezeigt, daß Deutſchland für die geplante neue Ordnung leider nicht ſo reif iſt, wie man es wünſchen müßte. Der Krieg, der die äußeren Bedingungen zu raſchem Niederreißen geſchaffen, hat die Vorausſetzungen für raſchen Neubau zerſtört: Gemeinſchaftsgefühl und Arbeitswillen. An ihrer Wiedererweckung, und zwar an ſehr ſchleuniger, hängt das Schickſal Deutſchlands; wirtſchaftlich, damit auch politiſch und kulturell. Das Wichtigſte, worauf es jetzt ankommt, iſt die Erziehung der Maſſen zur ſozialen Demokratie, zum Verſtändnis der Lebensbedingungen eines Volksſtaates. Das iſt noch wichtiger als die neue Reichsverfaſſung und vielleicht ſogar wichtiger als die Friedensbedingungen — denn es iſt Vorausſetzung beider.

Unter der Herrſchaft des kapitaliſtiſchen Obrigkeitsſtaates war es berechtigt, wenn ſozialpolitiſche Erörterungen hauptſächlich von den Rechten der arbeitenden Maſſe,

von den Pflichten der Unternehmer und der Regierung sprachen. Heute kehrt sich mit der politischen Macht auch die Sozialpolitik um; sie muß den Massen von den Pflichten sprechen, ohne die weder unser Staat noch unsere Wirtschaft wieder aufgebaut werden und leben kann: Arbeitspflicht, Ordnungspflicht, Verantwortung für das gemeinsame Ganze.

Ein wirksames Erziehungsmittel dazu ist das im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erschienene Schriftchen des bekannten Sozialpolitikers und früheren Parlamentariers Dr. Heinz Potthoff: „Soziale Rechte und Pflichten" (M 1.—), das in Form von knappen, scharf geschliffenen Aphorismen zu allen großen Fragen der Zeit Stellung nimmt. Gerade diese Form macht es besonders geeignet für die gegenwärtigen Wochen der Hast und Unruhe, weil es kein „Studium" erfordert, sondern auch beim flüchtigsten Blättern unbedingt festhält. Darauf aber kommt es an, daß alle Volksgenossen sich auf die Umstände, Bedürfnisse und Möglichkeiten der Zeit besinnen. Ist die richtige Erkenntnis gewonnen, so dürfen wir zu unserem Volke die Zuversicht hegen, daß es auch die richtigen Folgen daraus ziehen und die Arbeit leisten wird, die allein uns vor dem Untergange retten kann. Karl Möller

Organische Sozialisierung

In seinem programmatischen Aufsatz: „Erlösung"*, aus dem im Februarheft dieser Zeitschrift ein Abschnitt wiedergegeben wurde, tritt Wilhelm Vershofen für weitgehende Autonomie der wirtschaftlichen Verbände (Syndikate, Kartelle, Trusts) gegenüber dem Staat ein. Der Verband soll für seine Mitglieder das werden, was früher der Bundesstaat für sie war. Sie steuern ihm, und er gibt einen Teil der Steuern an das Reich weiter. Seine Verfassung soll wie die Reichsverfassung sein, heute also demokratisch. Es soll ein Unterhaus und ein Oberhaus bestehen.

Der Vershofensche Vorschlag zeugt von einem praktisch-politischen Sinn, wie er in Deutschland leider selten ist. Um so mehr muß es wundernehmen, daß Vershofen bei der Ausführung seines Zukunftsbildes von „Werkbesitzern" im alten Sinne spricht: „denn zunächst wird es noch und immer wieder wird es Besitzer geben". Ihnen stehen die „Nichtbesitzer" gegenüber. Ist nun schon die Konstruktion eines „demokratischen" Verbandes von Besitzern und Nichtbesitzern theoretisch äußerst anfechtbar, so ist sie es praktisch noch viel mehr; und von dieser Seite wollen wir sie betrachten, zumal da Vershofens Vorschlag ja ein praktischer sein soll.

Wenn Vershofen sagt: „Der Einzelne wird mit seinem Beruf und Verband viel enger verflochten, am Ergebnis der wirtschaftlichen Arbeit seines Verbandes, am Verbandsvermögen aufs innigste interessiert", so soll das doch wohl, wenn ich recht verstehe, die Hoffnung ausdrücken, daß das künftige Verbandsbürgergefühl an Intensität etwa dem heutigen Bundesstaatsbürgergefühl gleichkommen werde. Diese schöne Hoffnung wäre berechtigt, wenn der Verband tatsächlich sich aus Bürgern, und zwar nur aus Bürgern zusammensetzte. Leider ist das nicht der Fall. Die große Menge der Verbändler, die Nichtbesitzer, sind keine Bürger; denn als Nichtbesitzer „bürgen" sie nicht. Diese Nichtbürger müßten keine Menschen sein, wenn sie nicht von dem Vorrecht aller Nichtbürger, dem Recht auf Opposition, ausgiebigsten Gebrauch machen würden; der dunkle Hintergrund ihrer Forderungen wird aber immer die Drohung mit dem Reich, mit der Verstaatlichung, mit dem Marxismus sein.

* Vollständig in der Zeitschrift „Nyland", Heft 2, und als besondere Broschüre (Jena, Diederichs) M —.40.

Jedenfalls muß man, um die Hoffnung hegen zu können, daß dies nicht der Fall ſein werde, mehr Optimismus haben, als einem Realpolitiker zuträglich iſt.

Andererſeits iſt ſchwer einzuſehen, welchen Vorteil der Beſitzer von einem Beſitz haben ſoll, der gar nicht mehr dieſen Namen verdient, da ja im Grunde genommen die Nichtbeſitzer über ihn verfügen, wenigſtens wenn man ſich dagegen ſträubt, darin einen Vorteil für den Beſitzer zu ſehen, daß er für etwas verantwortlich ſein ſoll, worüber Unverantwortliche verfügen. Wie lebhaft erinnert doch dieſe Anhänglichkeit der Beſitzer an einem Beſitz, der gar keiner mehr iſt, an die Anhänglichkeit der Monarchen an Vorrechte, auf die ſie, gerade um ihre Stellung zu behaupten, verzichten müßten! Wieviel leichter hätte es der Verbandspräſident, wenn er doch ſeine Stellung nur dem Vertrauen, das ihm entgegengebracht wird, verdanken wollte anſtatt einem „Beſitzrecht", von deſſen Vorzügen nur der erſichtlich iſt, daß er ſeinen Inhaber mit dem zweifelhaften Odium der Eigennützigkeit belaſtet!

Allen dieſen Dingen könnte man jedoch ihren Lauf laſſen, wenn keine andere Gefahr weiter beſtünde, als daß die Nichtbeſitzer eines Tages auch ihren Beſitzanteil verlangten und erhielten; denn das iſt es ja gerade, was wir wollen und was unſerer Meinung nach die berufsſtändige Gliederung erſt ſtabilieren würde; leider iſt aber in Deutſchland jeder wirtſchaftliche Streit, und wenn es auch, wie in dieſem Falle vielleicht, ein Scheinſtreit wäre, Waſſer auf die Mühlen der Marxiſten, und der Verband iſt daher nicht nur von einer heilſamen inneren Revolution, ſondern auch von einem äußeren Feinde, der Verſtaatlichungsidee bedroht.

Darum muß, gerade wer ein Freund der berufsſtändiſchen Gliederung iſt, den Vershofenſchen Vorſchlag auf das ſchärfſte bekämpfen; denn wenn es wahr iſt, daß man eine Sache ſchlecht macht, wenn man ſie halb macht, ſo muß der Vershofenſche Vorſchlag, ſo gut er auch gemeint ſein mag, der Sache der berufsſtändiſchen Gliederung ſchaden, weil er nicht klar und entſchloſſen zur Hauptfrage, zu der Frage des Beſitzes Stellung nimmt.

Die berufsſtändiſche Gliederung iſt heute, wo einmal die Frage des Eigentums an den Produktionsmitteln aufgerollt und ihre Löſung — ſo oder ſo — nicht mehr gut umgangen werden kann, nur als Krönung und Sicherung der „organiſchen Sozialiſierung", wie ich ſie nenne, des Übergangs der Werke in den geſellſchaftlichen Privatbeſitz der Arbeiter denkbar. Nur ſo werden die Verbände das werden, was ſie im Mittelalter waren, nämlich Zünfte, und nur ſo werden ſich auch da ſchnell Verbände bilden, wo heute noch keine ſind. Gern werden die bisherigen Werkleiter an ihrer Stelle bleiben — was ſollten ſie auch beſſeres tun? — wenn der neue Beſitzer, die Arbeiterſchaft, die Stellen ausſchreibt mit dem Bemerken, daß die bisherigen Inhaber bevorzugt werden würden; denn eine ſoziale Revolution iſt nicht ſo perſönlich wie eine politiſche.

Wenn die Marxiſten auf dieſen Plan erwidern ſollten, der deutſche Arbeiter ſei nicht reif dafür, ſo hätten ſie leider recht damit; ſo recht nämlich, wie einer, der Unkraut auf einem Acker geſät hat, recht hat, wenn er ſagt, man könne nun keinen Weizen mehr von dem Acker erwarten. Das Unkraut, was die Marxiſten ſeit vielen Jahrzehnten in Deutſchland geſät haben, iſt die Sekuritätsidee, und die Saat iſt herrlich, alles andere überwuchernd, aufgegangen.

Und doch haben ſie das Gute im Volke nicht ganz erſticken können. Ich will die ſogenannten „wilden Sozialiſierungen" nicht in Bauſch und Bogen gutheißen; ſie ſcheinen aber zu zeigen, daß die Arbeiterſchaft ſelbſt über ihre Befähigung, ein

Riſiko zu tragen, unbewußt anders denkt, wie der marxiſtiſche Schriftgelehrte, der ſie gängeln will und ſich einbildet, mit ihr ſpielen zu können. Und wer anders iſt denn ſchließlich für den Schaden, den das proletariſche Temperament anrichtet, verantwortlich als der, der es nicht verſtanden hat, ſeinen Ausbrüchen durch ſofortige organiſche Sozialiſierung ein breites Ventil zu ſchaffen?

Wenn die Marxiſten ſich einbilden, man ſchaffe ſchon dadurch eine Republik, daß man einfach den Monarchen davonjagt, ſo muß ihnen geſagt werden, daß ſich die unorganiſche Sozialiſierung, die ſie beabſichtigen, durchaus nicht mit der Idee einer Republik verträgt; denn eine Republik ohne Autonomie der Berufsſtände iſt keine Republik. Ein marxiſtiſcher Staat ſcheint mir immer eine Monarchie zu ſein, auch wenn kein Monarch an der Spitze ſteht. Dafür iſt ja ſein Statthalter da, der heilige Bureaukratius! Karl Walter

Erzieherwürde! „Wir können nicht Sozialdemokraten ſein, uns hindern daran die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung und der Klaſſenkampf! Die reine Lohnarbeiterpartei negiert unſere Exiſtenz. Wir Geiſtigen aber können nicht die Auflöſung der Perſönlichkeitswerte im Ökonomiſchen mitmachen!“ So ſchallt es immer wieder aus Akademikerkreiſen. Und iſt doch nur eine Weisheit von Marionetten, die die Drähte nicht ſehen, an denen ſie der Kapitalismus in ſeinen geſellſchaftlich-ſtaatlichen Maskierungen zappeln läßt. Die „idealiſtiſchen“ Geſchichtslehrer pflanzten ſeit langen Jahrzehnten die reine Macht-, Gewalt-, Wirtſchaftstheorie, nach ihrem unbewußt kapitaliſtiſchen Rezept, in die Köpfe, ſie höhnten, beſtenfalls herablaſſend mitleidig, die „großen“ Perſönlichkeiten anſtaunend und ſelber in ſchlimmſtem Determinismus auf demokratiſche Perſönlichkeitsdurchſetzung verzichtend, die Rechtsidee, den Pazifismus, die Volksannäherung (und lehnten dabei mit „Entrüſtung“ den „Marxismus“ ab, obgleich jeder Volkswirtſchaftslehrer der Hochſchulen bei Marx in die Lehre ging, obgleich der hundertprozentige, orthodoxe, wortgläubige Marxiſt weder exiſtiert noch verlangt wird, obgleich ſie meiſt nur „über“ Marx laſen und die wenigſten neben ihren Treitſchke, Bernhardi, Chamberlain uſw. wirklich ernſtlich die Laſſalle, Marx, Engels, Kautsky, Mehring, Bernſtein, Cunow uſw. ſtudierten und mit ihnen in ernſtem Geiſterkampf rangen). Es ward ihnen auf den Gymnaſien, den Hochſchulen, in den Seminarien ſo beigebracht, es wurde von oben ſo vorgeſchrieben und es wurde ſo fortgeſetzt, ohne böſe Abſicht, aus „bewährter Tradition“. Raum zur Selbſtändigkeit war wenig vorhanden, der Direktor beſchnitt ſie, erſt recht ließen die oberen Behörden nur Freiheit in der Methodik; in der Auffaſſung waren die Wände eng geſtellt. Wer wollte den Stein erheben, wer läſtern und verdammen? Ein Keil trieb den andern, die Fächer griffen ſo wohlgepaßt ineinander, daß jeder in der Regel meinte, „frei“, der Vorgeſetzte „wohlwollend“ zu ſein und nur der Verfluchte, den ein hartes Schickſal früh vom Baume der Erkenntnis eſſen ließ, der dieſe Koſt trotz ihrer Bitterkeit nie wieder entbehren konnte, er ſtieß ſich den Leib tauſendfach wund und ward doch nicht müde auf den Tag zu hoffen, der der Erziehung zur Männlichkeit (Bismarcks Wort von der Zivilcourage vergaßen die ihn Vergottenden ſo gerne!) die Tore weit öffnen würde.

Wie kann es nun anders werden? Freier, reiner, gläubiger? Freie Menſchen können nur von freien Menſchen erzogen werden, von Männern (und Frauen!), die „Würde“ nicht in der Standesachtung, in Titeln, Orden, Würden ſuchen, ſondern allein in verantwortungsfreudiger Aufgabenſetzung und -erfüllung, in ſtaats- (nicht partei-

und Kasten-), volks-, menschheitsbürgerlicher Hingebung, in treuer Arbeit ohne Vorgesetztenlob und Menschenfurcht. Seien wir nicht hart und pharisäisch! Es ist unerhört schwer, allein gegen den Strom zu schwimmen und die Nixen rund herum ob des Trotzkopfs lachen zu hören. Das System muß die Freiheit verbürgen und zur Freiheit herausfordern. Der Durchschnittsmensch und der feinfühlige Gelehrte, sie wollen nicht täglich „Mauern einrennen", die Straßen müssen frei daliegen. Darum schalte man um! Ebenso sehr wie auf die Neuerbauung des vieltorigen und -stöckigen Schulpalastes kommt es auf die Menschen an, die in ihm lehrend wandeln sollen.

Statt äußerer Autorität die Kollegialität, die innere Autorität, die in der Demokratie die Persönlichkeit sich erwerben muß und kann! Die „höheren" Schulen, die dem Volk die „Führer" erziehen sollen, sind in diesem Punkte noch schlechter gestellt als die Volksschulen, an denen der Rektor nur der geschäftsführende und leitende Kollege der Lehrer ist. An den höheren Schulen ist der Direktor der Vorgesetzte der Oberlehrer, er hat Strafrecht (also Ankläger und Richter fallen zusammen wie auf einem Rittergut). Dies Verhältnis ist im Kerne unfruchtbar. Es ertötet fast stets das vorbehaltlose Vertrauen und bringt den Schulleiter um seine schönste Aufgabe, in rückhaltlosem Gedanken- und Erfahrungsaustausch dem Unterricht, den Lehrern und Schülern zu nützen. Bei diesem amtlichen Verhältnis spielt auch hier schon der Paradebetrieb eine Rolle. Der strebsame Lehrer, der selber empor will, ist außerdem beengt; er muß und will Konflikte vermeiden, um seiner Karriere willen. So steht er da als schwankende Gestalt, die Gegenwart zur Linken, die Zukunft zur Rechten und wendet sich oft nach rechts. Die Auffassung des deutschnationalen Handlungsgehilfen, der selber einmal Unternehmer werden will, obsiegt: „Wenn die Oberlehrer noch mehr Rechte erhalten, möchte ich nicht Direktor sein."

Dem allen macht die Demokratisierung, besser Kollegialisierung, ein Ende. Der Direktor wird befristet vom Lehrerkollegium gewählt. Einigt sich nicht eine beträchtliche Mehrheit, etwa zwei Drittel, der Lehrer auf einen aus ihrer Mitte, der also fraglos eine autoritative Stellung dank innerer Vorzüge sich erworben hat, so mag das Lehrerkollegium aus einer Vorschlagsliste, die ihm die Philologenkammer vorlegt, einen auswärtigen Kollegen zum Direktor wählen, der sich nur durch eine Funktionszulage von seinen Kollegen abhebt, der wieder gewählt werden darf oder, wie ein Universitätsrektor, nach Ende seiner Amtsperiode ins Kollegium zurücktritt. Wo ist da Schande? Die Konferenz ist in allen inneren Angelegenheiten ihrer Schule souverän, der Direktor nur ihr Exekutivbeamter und als solcher von ihr mit Macht ausgerüstet. Revision gegen Konferenzbeschlüsse kann nur bei der nächst-höheren Instanz eingelegt werden. Strafrecht besitzt der Direktor nicht, wohl aber das der Einwirkung. Es geht, es geht sicherlich glänzend, wenn erst einmal die Tradition der Selbst- und Gegenseitigkeitserziehung den jetzigen Zustand, daß das Auge des Vorgesetzten wohltätig über den Untergebenen wacht, „dem Kontrolle gut ist", „historisch" gemacht hat. Korruptionsbefürchtungen sind gar nicht am Platze. Ein Kreis hochgebildeter Männer einigt sich nicht auf einen Minderwertigen, um ein faules Leben führen zu können, und weshalb sollte dann Parteibevorzugung eher möglich sein als beim monarchischen System? „Und sollten sich viele nicht lieber vielen vertrauen als einem?" Als unschätzbarer Vorzug aber wäre zu buchen, daß dann jeder Anreiz zur Stellenstreberei durch Devotion wegfiele. Auch jetzt ist, neben allerlei „Beziehungen", Tüchtigkeit eine Empfehlung, aber sie muß sich laut bemerkbar machen und ein Einschlag von Devotion muß dabei sein. In den Kollegien denkt man

über die Personalqualitäten jedenfalls recht häufig anders als in den „Instanzen". Das würde sich ja bei Kollegialwahlen zeigen. Man glaube ja nicht, daß da stets der Demagoge siegen werde! Das freudige, sachlich-uneigennützige Schaffen, das dann ja nicht der Streberei verdächtigt werden kann, — welch eine Lust, sich dann auszuwirken, sein eigener Richter! —, schafft schon Respekt. Auch bei der Ergänzung des Kollegiums muß diesem die entscheidende Stimme zugestanden werden. Wieviel kommt auf die Harmonie im Lehrerkollegium an, wenn eine einheitliche Erziehung stattfinden soll! Die oberen und Disziplinar- (besser „Ordnungs"-) Behörden soll die Lehrerschaft selber wählen, damit sie Vertrauen haben kann und alle unkontrollierbare Nebeneinflüsse ausgeschaltet sind. In jeder Provinz, jedem Staat beschließen über alle inneren Fachangelegenheiten gewählte Philologenkammern, die nach Durchführung der Einheitsschule Abteilungen der Lehrerkammern bilden; sie selber wählen auf Zeit die Mitglieder der Provinzialschulkollegien, des Ministeriums, der Disziplinarbehörden. Über alle didaktischen, methodischen, pädagogischen Fragen wird durch Diskussion eine Einigung erzielt, nicht eine Verordnung dekretiert.

Außerhalb des Dienstes ist der Beamte frei, noch freier! Unwürdig war es, daß allein in Deutschland einem Beamten bestimmte Parteien verboten waren, daß er um die Erlaubnis bitten mußte, ein staatsbürgerliches Ehrenamt annehmen zu dürfen. Und daß man ihm die Annahme eines Mandats nur widerruflich gestattete oder, ohne Angabe von Gründen!, sie ihm versagte, weil er zu weit links orientiert war, weil die Gegenpartei die Behörden mit Denunziationen bombardierte, weil man „für die Gesundheit des Mannes fürchtete" oder ihn vor einer Vernachlässigung seiner amtlichen Pflichten bewahren wollte, statt diese abzuwarten und dann, mit Recht!, gegen ihn vorzugehen. Noch einmal: Sie war unwürdig, diese geistige Schutzhaft! Männer, die man so bewindelte, sollten „Charaktere" erziehen, die tateten, nicht allein redeten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders." Die Gewöhnung an selbstverantwortliche Betätigung wird Männer werden lassen, denen Freiheit nie zur Frechheit entarten kann. Wo jetzt die Revolutionswehen — eine Revolution ist nun mal kein Philisterſonntagsvergnügen — ein Chaos gebären, da klagt euch an, ihr Gewalthaber der vorigen Epoche. „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Mann erzittere nicht." Wer Zensur, Belagerungszustand, Schutzhaft, Volkstäuschung, Hilfsdienstgesetz säete, der muß nun Mißtrauen und Unordnung ernten. Wer die Betriebe auflöste und die Leute durch hohe Löhne in die Munitionsfabriken zwang und lockte, der soll nicht jammern, wenn nun der Lohn- und Streikkoller wütet! Tu l'as voulu, George Dandin! — Aber du, armes Deutschland, mußt die Sündenmahlzeit des militaristischen Kapitalismus auslöffeln und der Schuldige steht grinsend daneben und höhnt über die „Mißlungene Probe auf die sozialistische Republik", die doch in dem Armenhaus zur Welt kam, zu dem jener das reiche deutsche Land verludert hat.

Auf die Tore, Demokratie in die Schulen, in die höheren, in Alle Stockwerke des erst skizzenhaft entworfenen und darum noch lichtvoll erbaubaren Einheitsschulgebäudes! Tragt Gedanken in die Köpfe der Eltern und Schüler, ihr Lehrer! Heischt Freiheit! Ihre Süßigkeit wird lange Jahre der einzige Aufstrich auf das Brot der kommenden Wüstenwanderung sein. Dann führt ihr ein Volk der Verheißung ins Zukunftsland des Sozialismus, in dem die Schieber- und Streberfreiheit nicht mehr existiert, aber Geistesfreiheit, die erst nach Ordnung und Sicherung der materiellen Bedingungen möglich ist, obwaltet. Paul Oestreich

Über die Möglichkeiten einer ſozialiſtiſchen Aufklärungsarbeit

Man darf behaupten, daß der „Sozialismus“ vor der Revolution keine öffentliche Angelegenheit des deutſchen Geiſtes geweſen iſt. Wohl war er ein politiſches Ziel für eine immer wachſende Menge von Parteigängern und ein Gegenſtand akademiſchen Erkenntnisſtrebens für Nationalökonomen, Kulturhiſtoriker und ſolche, die es werden wollten. Viel oder alles fehlte daran, daß er ein wirklich dringendes, Kopf und Herz aller geiſtig Lebendigen in Deutſchland erfüllendes, ſie vom Denken und Fühlen zum Wollen und Handeln weiterdrängendes Problem geweſen wäre. Sozialismus als Weltanſchauung, als eine geiſtige und ſeeliſche Not und als eine Revolution der Herzen, die eine Revolution der Welt bedeutet, gab es unter den Gebildeten in Deutſchland nur für ganz engbegrenzte und vom Geſamtleben des deutſchen Geiſtes durch äußeren Zwang wie durch innere Neigung abgeſonderte Kreiſe.

Dies alles iſt durch die Revolution des November anders geworden. Sozialismus iſt heute eine öffentliche Angelegenheit geworden. Eine geiſtige Angelegenheit! Alles das, was in der materiellen, wirtſchaftlichen Grundlage des menſchlichen Daſeins Geiſt und Geſinnung iſt, wurde mit einem Schlage ſichtbar, und klar treten die Fäden hervor, die zwiſchen dem Geiſt in der Wirtſchaft und den ſonſtigen Provinzen des geiſtigen Geſamtlebens herüber und hinüber laufen. Ganz neu und unüberſehbar verwirrend zunächſt, tritt dieſes Bündel ökonomiſcher Fragen, geiſtiger und ſeeliſcher Bedeutſamkeiten heute an die große Menge der endlich aufgerüttelten und geweckten Menſchen heran. Wie nie zuvor ſind ſie bereit, ihr Wiſſen zu ergänzen, um ein beſſeres Verſtändnis der veränderten Umwelt zu ringen, all dem Neuen gegenüber die rechte innere Einſtellung zu ſuchen und ſchließlich für ſich zu einer geiſtigen Entſcheidung zu gelangen. Eine große Anzahl ſonſt Unterrichteter und Gebildeter iſt ſich auf dieſem Gebiet heute ihrer Unwiſſenheit und Unbildung bewußt, die ganze Schar neu zum Wiſſen und zur Bildung Drängender möchte auf dieſem Gebiete zuerſt unterrichtet und gebildet werden.

Eine Aufklärungsarbeit, welche unter dieſen durch die Zeitlage empfänglich gewordenen Menſchen für ein rechtes Verſtändnis vom Weſen des Sozialismus wirken und ſie zur poſitiven Mithilfe am Aufbau der ſozialiſtiſchen Gemeinſchaft werben will, könnte in folgenden Formen ſtattfinden:

1. Vorträge, Diskuſſionen, Kurſe für die Erörterung ſozialiſtiſcher Probleme, veranſtaltet durch einen hierfür zu gründenden „Arbeitsbund“ und ſeine Untergruppen.

2. Die Schaffung einer geeigneten Aufklärungsliteratur.

3. Dauernde gegenſeitige Förderung der Bundesmitglieder in der vollen Erfaſſung und Durchdringung der ſozialiſtiſchen Lehre. Im beſonderen gemeinſame, von Untergruppen unternommene, ſelbſtändige Forſchungsarbeit (Tatſachenſammlung und Gedankenklärung).

4. Aktive Teilnahme von Bundesmitgliedern an allen öffentlichen Aktionen von Behörden, Vereinen und Parteien, die ſich auf Probleme des Sozialismus und der Sozialiſierung beziehen.

Von beſonderer Bedeutung unter dieſen verſchiedenen Formen der vom Bunde zu leiſtenden Aufklärungsarbeit iſt die Schaffung einer Aufklärungsliteratur über das Weſen des Sozialismus und den Aufbau der ſozialiſtiſchen Gemeinſchaft. Dieſe hätte, von gelegentlichen, ganz kurzen, aktuelle Fragen hell beleuchtenden *Flugblättern* (z. B.: Was iſt Sozialiſierung?) abgeſehen, zu beſtehen aus einer zwangloſen Folge

von Flugschriften, deren Länge durchschnittlich 20, und auch in Ausnahmefällen 40 Druckseiten nicht überschreiten sollte. Diese Aufklärungsschriften müßten in klarem Druck auf gutem Papier hergestellt und unter dem Selbstkostenpreis schnell und weit verbreitet werden. In ihnen würde die Geistesart und der Arbeitswille des Bundes nach außen am sichtbarsten in Erscheinung treten. Im einzelnen hätten diese Schriften folgende Anforderungen zu erfüllen:

1. Sie müssen unparteiisch sein. Nicht im Sinne einer geistig unfruchtbaren, wissenschaftlichen Voraussetzungslosigkeit, aber im Sinne einer Freiheit von den streng umschriebenen Dogmen der Parteiprogramme. Eine Aufklärungsliteratur von Sozialisten für Sozialisten und solche, die es noch werden können. Eine Literatur, die offen im voraus erklärt, für den Sozialismus werben zu wollen, dann aber die Tatsachen, die Gefühle und Ideen selber hinstellt, aus denen Sozialismus als Lehre, als Praxis und als Weltanschauung sich aufbaut, es dem Leser selbst überlassend, zu entscheiden, was ihm diese Tatsachen, diese Gefühle und Ideen bedeuten, ob sie ihn anziehen, oder zurückstoßen oder nur erschüttern und zu weiterer Beschäftigung mit den dargebotenen Problemen anregen.

2. Sie müssen wissenschaftlich im Sinne der höchsten mit heutigen Forschungsmitteln erreichbaren Zuverlässigkeit, zugleich aber gemeinverständlich und faßlich sein. Sie brauchen nicht durchweg mühelos zu lesen und leicht verständlich zu sein. Aber sie dürfen keine speziellen Vorkenntnisse voraussetzen und müssen möglichst vermeiden, das Verständnis durch fremdartige Terminologie und Kompliziertheiten der Ausdrucksweise zu erschweren. — Sie müssen mit Reichtum des Inhalts und völliger Klarheit der Gedankenführung die größte erreichbare Kürze verbinden.

3. Sie müssen persönlich und verantwortlich geschrieben sein. Das heißt, die Schriften sollen nicht bloß vorgefundene, gegenwärtige, fast schon wieder vergangene Lehren zur Darstellung bringen, sondern den Leser auch mit der erregenden Kraft der zukünftigen, eben anfangenden Geistesentwicklung in Berührung bringen. Sie müssen die Produktivität und geistige Selbsttätigkeit des Verfassers spüren lassen.

4. Sie müssen sich inhaltlich zu einem Teile auf die allgemeine Theorie und Philosophie des Sozialismus beziehen, zu einem ebenso großen anderen Teil die Anwendung des Sozialismus auf Einzelprobleme zum Gegenstand haben, drittens werden sie auch die Beziehungen zwischen dem Sozialismus und den Problemen anderer Gebiete geistigen Lebens zu erörtern haben. Niemals aber darf in diesen Schriften der durch das Wort „sozialistische Aufklärung" gezogene Umkreis von Gegenständen derartig erweitert werden, daß die Sammlung ihre Bestimmtheit und ihr eigentümliches Gesicht verliert. Sie darf keine allgemeine Sammlung an sich vorzüglicher, untereinander höchst verschiedener Abhandlungen werden.

Als Beispiel für den Inhalt solcher Flugschriften seien zunächst folgende, von dem Kreise um Professor Wilbrandt im Zusammenhang mit den dringenden Aufgaben der gegenwärtigen Lage bereits begonnene Schriften genannt:

1. Sind die Sozialisten sozialistisch genug?
2. Was ist Sozialisierung?
3. Kritik des spartakistischen Sozialisierungsprogramms.
4. Reagrarisierung Deutschlands?
5. Die Sozialisierung nach dem Vorbilde des Jenaer Zeißwerkes.
6. Die Sozialisierung als Arbeiterfrage, als Produzentenfrage und als Konsumentenfrage.

Weitere Gegenſtände wären z. B.: Tatſachen für Sozialiſten. — Was iſt Sozialismus? — Sozialismus und Kommunismus. — Was iſt der volle Arbeitsertrag? — Enteignung mit oder ohne Entſchädigung. — Der Sozialismus und die geiſtig Begabten (Überſetzung eines Fabian Tract von Shaw). — Fortſchritte der Sozialiſierung in außerdeutſchen Ländern. — Sozialismus und Chriſtentum. — Führer durch die ſozialiſtiſche Literatur. — Verſicherung oder Verſicherungsprinzip? — Staatskapitalismus oder induſtrielle Autonomie? — Sozialiſierung der Bildung, und andere mehr.

Eine Aufklärungsarbeit in dem hier beſchriebenen Stil und Charakter iſt in England von der Geſellſchaft der Fabier mit ungeheuerem Erfolg ſeit Jahrzehnten betrieben worden. Sie hat bewirkt, daß in England, wo die ſozialdemokratiſche Partei noch heute eine machtloſe Minderheit bildet, der Sozialismus als Lehre und als Geſinnung in das Bewußtſein und Gewiſſen der gebildeten und geiſtigen Schichten in unvergleichlich viel höherem Grade eingedrungen iſt, als in dem alten Deutſchland vor der Revolution. Noch weit Größeres könnte eine mit gleicher Energie unternommene Arbeit heute bei uns im neuen Deutſchland erreichen, niemals und nirgends in der Welt iſt ſie hoffnungsvoller und notwendiger geweſen*.

Karl Korſch

Gedanken zur Zeit

Vom geiſtigen Sozialismus. Es iſt der Fluch der Sozialdemokratie, daß ſie zu einer Zeit entſtand, in der der Materialismus herrſchte. So kam ſie als Partei unter dem Einfluß von Marx zu dem einſeitigen Schluß, daß alle geiſtige Entwicklung nur von der wirtſchaftlichen bedingt werde. Daß die Triebkräfte der Seele wirtſchaftliche Formen hervorbringen, bzw. umgeſtalten könnten, wurde beiſeite geſchoben. Sie ſteht darum noch heute auf dem Standpunkt, wenn eine gerechte Güterverteilung durchgeführt ſei, und es allen gleichmäßig wohl gehe, ſo würden ſich die geiſtigen Fähigkeiten aller Menſchen ganz von allein viel reicher entwickeln, als in den Zeiten wirtſchaftlicher Willkür.

Aber der Menſch beginnt ſein Leben als Kind durchaus nicht mit Selbſtloſigkeit, ſondern er nimmt und nimmt inſtinktiv, ſpäter führt ſeine geiſtige Entwicklung ihn zur Notwendigkeit der Selbſtbeſchränkung und damit zur Form. Aber um Früchte zu tragen, muß er in der Zeit der Reife zu einem lebendigen Gemeinſchaftsbewußtſein gelangen, das ihn religiös ins All erhebt.

Der ſoziale Menſch ſteht durchaus nicht am Anfang der Kultur, ſondern iſt deren Folge. Darum kann der Sozialismus die vorausgegangenen Entwicklungen nicht abſchaffen, ſondern hat ſie weiterzubilden. Als ſeine Grundlagen bleiben beſtehen: Individualismus und die Form der Ordnungen. Ich habe ſchon früher einmal in der „Tat“ für das politiſche Leben das Bild des Baumes gebraucht; Liberalismus (d. h. Individualismus) iſt die Wurzel, die aus dem Erdreich die Säfte holt, Konſervativismus iſt der Stamm, der die Säfte in die Zweige weiterführt (er iſt die geſetzmäßige Ordnung), Sozialismus iſt das Laub, in deſſen Schutz Blüte und Frucht ſich entwickelt. Frucht iſt aber das Weſentliche und ſie braucht das Ineinanderwirken aller drei Prinzipien.

Wir erleben heute, daß ſich die jüngere ſozialiſtiſche Generation ſeitwärts der

* Wer Intereſſe an der Gründung einer Geſellſchaft hat, die in dieſer Art im Stil der „Fabian Society“ arbeiten will, ſchreibe darüber an den Verfaſſer: Berlin W, Tiergartenſtraße 18e.

Partei ſtellt und kommuniſtiſch wird. Es ſind das Individualiſten, die längſt mit dem Parlamentarismus innerlich fertig ſind, die der ſozialiſtiſchen kompakten Maſſe die Gruppengliederung entgegenſetzten, in der wieder die Einzelperſönlichkeit zu ihrem Recht kommt. Denn ſie empfinden den Maſſengeiſt als chaotiſch hemmend und lehnen darum das ſozialdemokratiſche Programm ab.

Sie haben recht. Maſſenherrſchaft iſt Wahnſinn, und Spartakus iſt deren natürliche Reaktion.

Es iſt aber ein Fehlſchluß der Spartakiſten, die jetzige ſozialiſtiſche Entwicklung mit der Zeit des Urchriſtentums in Parallele zu ſetzen, mit der geiſtigen Haltung der Beſitzloſen und Enterbten, die den römiſchen Imperialismus, die römiſche Staatsform negierten. Unſere Zeit iſt nicht allumfaſſend geiſtig wie das Urchriſtentum, ſie iſt ſubjektiviſtiſch und materiell orientiert. Das Urchriſtentum beſeelte der Jenſeitsgedanke, darum waren ihm die irdiſchen Güter nichtig, der heutige Sozialismus fußt auf dem Diesſeitsgedanken und dem Werte der irdiſchen Güter. Aber mit ſeiner Formel, Religion iſt Privatſache, hat er verſäumt, den Diesſeitsgedanken religiös zu geſtalten. Der Proletarier wird es auch heute unter dem Druck der Zeit nicht fertig bringen, das Verſäumte einzuholen. Bei Geſtaltung von Wirklichkeiten muß man aber von den Tatſachen ausgehen und nicht von ideologiſchen Wünſchen.

Der Sinn der deutſchen Revolution iſt der ſoziale Staat und damit die Umwandlung des Eigentumbegriffes. Dieſen Begriff umzuwandeln, iſt nur möglich durch eine religiöſe Einſtellung auf das Leben. Es geht aber dem Bürgertum heute ſo wie den Oſtelbiern mit der Wahlrechtsvorlage, es merkt nicht, daß es zu opfern hat, nämlich das Rentnertum. Es hat die Zeit noch nicht begriffen, das Verdienen ſchreibt es noch genau ſo groß wie in der Kriegsgewinnlerzeit. Das Bürgertum muß wieder flüſſiger in ſeiner Struktur werden, denn ſeine egoiſtiſchen Familienintereſſen haben ſich jetzt zur Volksgemeinſchaft zu erweitern. Es iſt darum die Aufgabe der Revolution, alles was menſchliche Enge und Kleinheit im Bürgertum heißt, zu zertrümmern. Sozialismus iſt nicht mehr Privatſache, ſondern iſt die notwendige Form der nächſten religiöſen Betätigung. Die Menſchheit als Ganzes muß ſich bereiten, ſozial zu werden.

Es wäre aber eine Phraſe, Sozialismus gleich Religion zu ſetzen. Religion haben, bedeutet lebendige Beziehungen zu dem Wirken des Geiſtes im Kosmos zu haben. Seine Kriſtalliſationen in Ideen ſind kosmiſche Gebilde, die aber nur gedeihen können in einem diesſeitigen Gemeinſchaftsleben. Die Vergeiſtigung des Sozialismus kann nur kommen, wenn das Bürgertum gelernt hat, aus Erfahrung zu wiſſen, was Gemeinſchaftsleben iſt. Denn die Seele will mehr als die Ankettung an wirtſchaftliche Verhältniſſe. E. D.

Das Schickſal der deutſchen Revolution. Augenblicklich bedeutet die Revolution Auflöſung, weiteres Fortſchreiten zum Chaos. Das Schickſal zeigt dem Deutſchen im Spiegel des Geſchehens ſeine bodenloſe politiſche Unfähigkeit. Binnen kurzem wird Deutſchland finanziell vollkommen zerrüttet ſein, die Arbeitsloſigkeit wird zu einer dauernden Einrichtung, denn niemand hat Luſt, aufs Land zu gehen und dort zu arbeiten.

Es fehlte der deutſchen Revolution jegliche bewußte Idee, ſie iſt bis heute nur eine Meuterei mit anſchließender Lohnbewegung, während die ruſſiſche Revolution „Geiſtig-

keit" will. Das Übelſte bei beiden aber iſt, daß die vorwärts ſtürmenden Kräfte mit Geld gewonnen werden, daß man revolutionär „gegen Bezahlung" iſt. Das iſt Sklaventum. Deutſchland müßte darum einen anderen Weg als durch den Terror zur Geiſtigkeit ſuchen. Aber der intellektuelle Deutſche redet und ſchreibt Bücher, doch er handelt nicht. Die Parteien in der Nationalverſammlung ſetzen das altgewohnte Reichstagsgeſchwätz fort, ſtatt daß ſich eine jede um eigene poſitive Löſungen bemüht. Keine Partei iſt bei der Eröffnung der Nationalverſammlung einmal auf den Gedanken gekommen, programmatiſch zu formulieren was die poſitiven Ziele der neuen Zeit ſind. Einzelne ihrer neuen Köpfe kamen wohl darauf, aber die Parteibonzen unterdrückten ſie als „Phantaſten".

Dafür blüht überall der Doktrinarismus und die Gläubigkeit der Hammelherde. Man beobachte: wo die ſozialdemokratiſche Zeitung unabhängig iſt, flugs wählt die ganze Stadt unabhängig (Beiſpiel Leipzig, dort ſind etwa 200000 Unabhängige und 5000 Mehrheitsſozialiſten), iſt ſie aber mehrheitsſozialiſtiſch, flugs wählt die ganze Stadt regierungsfreundlich (Beiſpiel Chemnitz. Die wirtſchaftlichen Verhältniſſe und die Raſſeneigentümlichkeiten ſind aber in beiden Städten gleich). Die Demokraten möchten ſich gern um die Auseinanderſetzung mit dem Kapitalismus drücken, die Rechtſer gleichen immer noch dem Gerber, dem die Felle fortgeſchwommen ſind. Sie haben nicht die geringſte Vorſtellung von der Zukunft, es ſei denn, ſie knüpfe wieder an die Zeit vor dem Zerfall an.

Es wird ſinnlos geſtreikt, denn Unfähigkeit und Ideenloſigkeit ſind brüderlich vereint. Wir müſſen als Volk noch ganz tief herunter, jede Spur von Hochmut muß aus unſeren Geſichtern, aus unſerem Gehaben verſchwinden. Das Schickſal will, wir ſollen wieder ein Volk von Brüdern werden. Es liegt in der Hand des Bürgertums, ob es die Brüderſchaft auf Grund des allgemeinen Bettlertums will, oder ob es zuvor dem Mammonismus entſagt.

Was aber endgültig aus der Revolution wird, entſcheiden nicht die Arbeiter, ſondern das beſtimmen die geiſtigen Kreiſe des Bürgertums. E. D.

Selbſtachtung. Die „Weißen Blätter" künden für ihre nächſte Nummer an: Roſa Luxemburg, „Die Seele der ruſſiſchen Literatur", der Verlag von Paul Caſſirer bringt Kurt Eisners „Geſammelte Schriften" auf den Markt, die Schaufenſter der Buchhandlungen ſind voll von der Flut von Broſchüren und Büchern, die ſich ſeit dem November aus der Schweiz nach Deutſchland wälzt, und in der uns in geiſtreichen und kräftigen Worten die Schuld am Weltkriege, moraliſche Verkommenheit, intellektuelle Rückſtändigkeit, undemokratiſche Feigheit und was weiß ich ſonſt noch alles beſcheinigt wird. Sternheim und Heinrich Mann ſind die neueſten deutſchen Klaſſiker. Der begeiſterte Leſer kommt ſich dabei unglaublich vorurteilslos und voll eines neuen europäiſchen Geiſtes vor. Hat aber dieſes Treiben noch etwas mit der Sehnſucht jedes vernünftigen Menſchen zu tun, jetzt die Fenſter weit aufzutun und in der Berührung mit fremden geiſtigen Werten eine ehrliche innere Abrechnung mit ſeinem eigenen geiſtigen Stand zu halten? Sicher ſehr wenig, und dafür macht ſich eine kokette, ſpieleriſche Würdeloſigkeit breit, eine Art kultureller Sadismus. Man macht ſich mit einer inneren Umkehr und Erneuerung intereſſant und wichtig; glaubt man aber einem Menſchen, daß ihm die Arbeit am eigenen Ich ernſt iſt, wenn er ſich jeder Selbſtachtung und Würde bar erweiſt? Glaubt man, daß aus Leuten, die ſich leichtfertig und zugleich ſelbſtherrlich wegwerfen, noch einmal etwas Rechtes werden ſoll?

Soll der Mensch eine Zukunft haben, der seine Vergangenheit beschmutzt und verleugnet, statt sie zu überwinden und zu einem Neuen zu gestalten? Und ist es nicht die weibischste Karikatur der rechten geistigen Toleranz, wenn man Menschen noch immer zu verstehen sucht und als imponierende Kuriosität bewundert, die statt mit Ideen zu kämpfen, Verbrecher gegen mich hetzen? Aber natürlich verliert der Mensch mit der Selbstachtung auch die Fähigkeit, Nein zu sagen und einen reinen Tisch vor sich zu machen, und vor allem die gediegene Kraft, Verachtung und Hohn mit Reserve, und Haß mit Haß zu erwidern. R. Buchwald

Mehr Menschenwürde! Wenn wir im Leben etwas taugen und sind, dann sind wir's als Menschen ungeschmückt mit Titeln, Würden, Orden und Ehrenzeichen! Das sollte jedem aufrechten und aufrichtigen Deutschen eine Selbstverständlichkeit sein. Aber wie sieht es in Wirklichkeit aus? Trotz Revolution ist alles beim alten geblieben; hohler Schein und Würdelosigkeit, wohin man blickt.

Unsere sogenannten guten Sitten haben Knechtsinn und Unaufrichtigkeit, Liebedienerei und Überhebung großgezogen, deren sich jeder echte Deutsche schämen muß. „Wollen der Herr Hauptmann", „haben der Herr Präsident", „sind die Frau Ökonomierat", so klingt's noch allerorten und allerwegen an unser Ohr. „Radfahrer" nennt der Volkswitz solche Leute, „die nach oben buckeln und nach unten treten".

Es ist höchste Zeit, daß wir uns auf uns selbst besinnen, soll der neue freie Volksstaat Wirklichkeit werden und nicht ein frommer Wunsch von Idealisten bleiben. Vorläufig aber klappert die alte Mühle weiter! Trostlos!

Um den Deutschen von seiner jüdischen Rückgratlosigkeit zu heilen, sollte jeder Mißbrauch mit Titeln und Würden strafbar sein. Ihr Gebrauch ist nur berechtigt zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, im Amtsbereich, und zur Unterscheidung und Kennzeichnung von Personen. Daß es aber auch da für einen aufrechten und aufrichtigen Deutschen nur heißen kann: „Haben Sie, Herr Major", und nicht anders, darüber ist kein Wort zu verlieren. Jeder andere Gebrauch ist Mißbrauch.

Befreien wir uns endlich von der Hohlheit und den Äußerlichkeiten der sogenannten guten Sitten der sogenannten Gebildeten.

Mehr Menschenachtung, mehr Menschenwürde!

M. Schlegel

Zur Klarstellung! Herr Dr. Paul Eberhardt legt Wert auf die Feststellung, daß er mit der Anführung des Wortes: „Richtet Euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Taten" (Märzheft 1919 der „Tat", S. 923) in keiner Weise hat sagen wollen, daß dies Wort auf Herrn Dr. Walther Rathenau irgendwelche Anwendung findet. Schwer einsichtigen Lesern gegenüber bemerkt der Verfasser, daß er sich nicht mit seiner Anschauung in Gegensatz zu Rathenau und den anderen angeführten großen Männern stellen wollte, sondern daß er das Bestreben hatte, den Lesern zu Gemüte zu führen, daß solche Fragen bei der Beurteilung auszuschalten haben. Im Falle des Herrn Dr. Rathenau kommt noch hinzu, daß selbst Übelwollende, wenn sie mit Anführung jenes obigen Wortes ihn zu treffen gedächten, der Wirklichkeit ins Gesicht schlügen. Vgl. das im Märzheft, S. 922, Zeile 9 v. u., Gesagte.

Monatlicher Literaturbericht*

Probleme der Zeit in der neuen Literatur

I. Unser Verhältnis zu den Völkern. Für den Aufbau neuer Beziehungen zwischen uns und der Welt fehlt es nicht an gutem Willen. Aber am Glauben.

Die Worte von Johannes Fischer („Revolutionsgedanken", Heft 7 der Politischen Aufklärungsschriften, Verlag O. Büchle & Heukeshoven, Stuttgart) kennzeichnen die allgemeine Einstellung: „Es fehlen die Voraussetzungen für den Gedanken des Völkerbundes und der sozialen Gerechtigkeit, überhaupt für ethische und sittliche Ziele im Streben der einzelnen Völker und der Menschheit als Ganzes heute mehr denn je. Darum müssen wir die Hüter dieser Gedanken werden. An unserem Beispiel soll sich das Streben der besseren Elemente auch in den anderen Völkern entzünden, bei uns Stützpunkt und Rückgrat finden. Das ist heute wie immer der tiefe und wahre Sinn des Geibelschen Wortes, daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll." Diese Einstellung ist nicht nur (politisch) um des pessimistischen Einschlages willen schädlich, sondern (allgemein) auch durch den Inhalt ihrer Hoffnung. Die Reimung „Deutsches Wesen — Welt genesen" — durch die dem Krieg willfährige Literatur längst zu Tode gehetzt und auf lange Zeit um alles Ansehen gebracht — feiert unfröhliche, unzeitgemäße Auferstehung. Sie ist Grundlage für unbedachte neue Aspirationen. Übereilte Zuflucht in die Welt unserer Denker, die wir erst wahrhaft erwerben müssen, ehe wir zeigen dürfen, daß wir sie wirklich besitzen. Anlaß zu rascher Entlastung von der Erinnerung und der Nachwirkung der hinter uns liegenden Ereignisse. Deutet doch eine Schrift aus neuester Zeit die Vergangenheit schon so aus: „Wenn der nationalistische Geist in Deutschland eine so furchtbare Katastrophe erlitten hat (daß jetzt größere Bescheidenheit von ihm erwartet werden dürfte), dann ist dies kein Zufall, denn er ist nicht deutsch, made in England, Jingoismus, angelsächsischer Import. Aller Schimpf, den die Enttäuschten, den die Hasardspieler eines die Grenzen überschreitenden Machtdünkels nun auf unser Volk werfen wollen, ist innere Lüge. Denn der deutsche Nationalgedanke ist nicht mit Brutalität und Herrscherwille durchsetzt, sondern findet seine Ziele und Grenzen im Geistigen." Auch die „Deutsche Nation" — eine wohl der demokratischen Partei nahestehende, neue (in der Hauptsache durch die überwiegende Anonymität auffällige) Zeitschrift („von einem Kreis von Männern geschrieben und herausgegeben, die die Fehler des alten Regimes aus unmittelbarer Nähe erlebt und bekämpft haben und den Glauben an die deutsche Nation und ihre ewige Jugend auch an der Wirrnis des neuen nicht zugrunde gehen lassen wollen") erschöpft sich in der Kampfstellung, auf den Rechtsfrieden und die Verpflichtungen Wilsons pochend, voll Eifer und Betriebsamkeit, sich vor der Welt zu rechtfertigen und die Welt zu belasten, unbeherrscht nach außen wie gegen die eigenen Landsleute. Es ist ein betrübliches Schauspiel, Männer — die als Politiker das alte Regime „aus unmittelbarer Nähe erlebt haben" — die Schuld von der Politik auf das Militär abladen zu sehen, dessen Vorgehen die Politiker gekannt und durchschaut und doch stillschweigend geduldet haben.

II. Wir und der Bolschewismus. Die Opposition gegen den Bolschewismus ist literarisch unumstritten einheitlich. Ein in Berlin ansässiges „Generalsekretariat zum Studium des Bolschewismus" leitet das Kleinfeuer flüchtiger Flugschriften und verrät die Richtung und das Ergebnis dieses seines Studiums gleich im Titel, indem es neben dem „Studium" der „Bekämpfung" des Bolschewismus sich zu widmen erklärt. Es sieht die Rettung vor Bolschewismus in der sozialen Verständigung (weil

* Es ist für jeden Monat ein Bericht über die literarischen Erscheinungen der vorhergehenden Wochen geplant. (Leit.)

„nach langen Kriegsjahren und nach den uns umgebenden Tatsachen" nur die Wahl zwischen solcher Verständigung und dem Bolschewismus bleibt). Zugleich auch in Kampfstellung gegen den Ententeimperalismus des chauvinistischen Westens, deren consules es gegen das „Weltchaos" aufruft, das sonst die Folge sei. Nicht ganz so leicht macht sich die Aufgabe Dimitry Gawronsky, der (ein Veteran der russischen sozialistischen Bewegung und überzeugter Internationalist) „auf Grund authentischer Quellen" die „Bilanz des russischen Bolschewismus" zieht (Paul Cassirer, Berlin, 1919). An Hand seiner Schrift geht man zum erstenmal der äußeren Entwicklungsgeschichte der Bewegung nach, die man Bolschewismus nennt, ihren Voraussetzungen, ihrem Ausgang, ihren Zielen. Das Ergebnis ist erschütternd, ein Bild von Gewaltsamkeit, dessen Züge sich in die Erinnerung schmerzhaft einbohren. Dieser Eindruck ist ernster, eindringlicher als der, welchen das Januarheft der Süddeutschen Monatshefte („Bolschewismus") hinterläßt, in dem die Tendenz über die ruhige Sachlichkeit herrscht. Auch die darin gegebene Deduktion des Bolschewismus vom Marxismus und seine Deutung als letzte Konsequenz der marxistischen Ideen entspricht deutschem wissenschaftlichen Brauch, neuen Erscheinungen in ihrer Entstehung und in ihren Voraussetzungen nachzuspüren. Nur wird sich aus dem Zusammenhang mit dem Marxismus der Bolschewismus — dem nicht nur Marx, sondern auch Bakunin, Tolstoi, Krapotkin vorgearbeitet, dem erst die russische Veranlagung, die Erfahrungen der russischen Geschichte, die Eigentümlichkeiten des russischen Lebens sein Profil gegeben haben — letztlich nicht erklären lassen. So wenig es ausreicht, die Summe unserer eigenen Erfahrungen des Krieges dahin zu ziehen: „Wir erlagen England, weil dort Männer des Glaubens am Steuerruder des Staates saßen, die Männer des ungebrochenen Glaubens an Englands göttliche Mission zur Weltherrschaft, während bei uns Männer des Zweifels an Deutschlands Sendung das Reich führten." Auch der — sehr bemerkenswerten, politisch eigentlich grundlegenden — Korrespondenz der neutralen Vertreter mit der Sowjetregierung wird kein Wort des ihr gewidmeten Kommentars sachlich gerecht.

III. Demokratie oder Diktatur? Eine scharfe Grenze gegen die Methoden des Bolschewismus zieht Anna Schieber, die schwäbische Dichterin („Unser Bekenntnis zur neuen Zeit", Strecker & Schröder, Stuttgart) in schlichter, anspruchsloser, dem Leben zugewandter Gesinnung und Form: „Ich will mich gerne da einreihen, wo man Lebendiges schafft nicht nur, sondern wo man sich selber dem Werden offenhält und nicht in starre Formen sich einschließt". „Dort drüben ist nicht Werden, sondern Leidenschaft des Zerstörens, und wenn auch ein Ideal des Neuschaffens in manchem heißen Herzen lebt und ein heiliger Menschheitsgedanke, der einmal in vielleicht fernen Zeiten sich erfüllen wird, wenn die Völker und die Einzelnen noch viel höher emporgestiegen sind, — jetzt ist die Zeit nicht dazu und jetzt sind die Menschen nicht die, die es ertragen könnten, in Gemeinsamkeit allen Besitzes und ohne Eigensucht zu leben". Als Politiker stellt die Frage „Demokratie oder Diktatur" Karl Kautsky (Paul Cassirer, Berlin, 1918) unter dem Gesichtswinkel, ob wir in der Lage des russischen Bolschewismus sind und darum der Diktatur bedürfen: „Der Ruf nach der Diktatur wäre bei uns nur ein Zeichen innerer Schwäche, des Mißtrauens zu unseren eigenen Leistungen, des Zweifels, ob unser Anschauungsunterricht derart sein kann, daß es ihm gelingen werde, die Volksmassen unserer Fahne treu zu erhalten. Und als Symptom von Schwäche und Zweifel an sich selbst könnte die Diktatur und schon die bloße Propagierung der Idee der Diktatur nur eins bewirken: Den Glauben großer Volksmassen an unsere innere Kraft ins Wanken zu bringen. Wir verlieren dann die sieghafte Macht der Überzeugung, daß die große Mehrheit des Volkes unzweifelhaft hinter uns steht. Die Idee der Diktatur würde aber auch, ebenso wie in Rußland, ein spaltendes Element für das sozialistische Proletariat selbst werden. So ungeheuer die Schwierigkeiten sind, die wir zu bewältigen haben, wir dürfen

hoffen, ihrer Herr zu werden, wenn wir einmütig uns daran machen, sie in positiver Arbeit zu überwinden, für die durch die Revolution der Boden geschaffen wurde. Diese einmütige positive Arbeit, das ist der Anschauungsunterricht, den wir zu leisten haben, um des Proletariats willen und um des Sozialismus willen. Die Idee der Diktatur kann diese Arbeit nicht fördern, sie kann sie nur stören; sie kann nicht dahin wirken, daß der Prozeß der Selbstzerfleischung innerhalb der sozialistischen Reihen durch die Notwendigkeit gemeinsamer positiver Leistungen überwunden, sondern nur dahin, daß er aufs höchste gesteigert wird in dem Moment, in dem die siegreiche Sozialdemokratie sich nur durch die Geschlossenheit des Proletariats zu behaupten vermag." Im Ziel einig; in dem Temperament, in der leidenschaftlichen Hingabe an den Anteil des Geistes an der Entwicklung der Welt, in der rein menschlichen Erfassung der Probleme verschieden; eindringlich durch die Wärme des Tons und das innerliche Beteiligtsein (wie Kautsky es durch die kühle und klare gedankliche Deduktion ist) ruft Gustav Landauer zum Sozialismus auf, den er nicht als fertige Doktrin, sondern als eine in lebendigem Fluß befindliche Entwicklungslinie aufgefaßt sehen will („Aufruf zum Sozialismus", Paul Cassirer, Berlin, 1919): „Der verkennt den Sozialismus durchaus, der meint, jetzt sei ein Geist nötig und möglich, der sich so zur Gestalt kristallisiert, daß er Endgültiges durchsetzte und der Zukunft nichts mehr übrigbliebe. Der Geist ist immer in der Bewegung und im Schaffen; und was er schafft, wird stets das Unzulängliche sein, und nirgends als im Bilde oder der Idee wird das Vollkommene zum Ereignis. Es wäre vergebliches und verkehrtes Bemühen, ein für allemal Patenteinrichtungen schaffen zu wollen, die jede Möglichkeit zur Ausbeutung und Bewucherung automatisch ausschließen. Unsere Zeiten haben gezeigt, was sich ergibt, wenn an die Stelle des lebendigen Geistes automatisch funktionierende Institutionen gesetzt werden. Sorge jede Generation tapfer und radikal für das, was ihrem Geiste entspricht: es muß auch später noch Grund zu Revolutionen geben; und sie werden dann nötig, wenn neuer Geist sich gegen die starr gewordenen Residuen verflogenen Geistes wenden muß. So wird denn auch der Kampf gegen das Eigentum zu ganz anderen Resultaten führen, als manche, z. B. die sogenannten Kommunisten, wohl glauben. Eigentum ist etwas anderes als Besitz; und ich sehe in der Zukunft Privatbesitz, Genossenschaftsbesitz, Gemeindebesitz in schönster Blüte; Besitz keineswegs bloß an den Dingen des unmittelbaren Verbrauches oder den einfachsten Werkzeugen; auch den von manchen so abergläubisch gefürchteten Besitz an Produktionsmitteln aller Art, an Häusern und an Boden. Keinerlei endgültige Sicherheitsvorkehrungen fürs tausendjährige Reich oder die Ewigkeit sollen hergestellt werden, sondern eine große und umfassende Ausgleichung und die Schaffung des Willens, diesen Ausgleich periodisch zu wiederholen."

IV. Die Sozialisierung des Wirtschaftslebens. Folgendes ist heute das erste praktische Problem der Sozialisierung: „Streben wir einem Sozialismus zu, oder sind die sich herausbildenden Gemeinwirtschaften nur gleichsam Überbaue unserer gegenwärtigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, an deren Grundfesten sie nicht rütteln? — An dieser Frage scheiden sich die Geister, denn während die eine Seite fast leidenschaftlich eine vollständige Sozialisierung des ganzen Wirtschaftslebens fordert, da nur hierin allein das Heil der Menschheit erblickt wird, sehen andere weite Kreise in einer das gegenwärtige Maß überschreitenden Verstaatlichung des Wirtschaftslebens eine schwere Gefahr für den Fortbestand unserer Volkswirtschaft."

Leopold von Wiese („Freie Wirtschaft", Der Neue Geist Verlag, Leipzig) sucht eine Lösung von einer Kritik des Systems aus, das Walter Rathenau in seiner „Neuen Wirtschaft" aufgestellt hat. Er entwirft ein wirtschaftspolitisches Programm der nächsten Zukunft in dem Sinne: „Es gilt durch Vereinigung aller Kräfte, die sich der großen Verantwortung für die Zukunft des Volkes bewußt sind, das Wesentliche nicht zu verlieren und alles, was nicht zum Unerläßlichen gehört, beiseite zu

schieben. Notwendig aber scheint mir vor allem, liberale und sozialistische Forderungen, die sich politisch auf dem Boden der Republik und des freien Volksstaates begegnen, auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete zu vereinigen, damit sie der großen Gefahr der Stunde, die ihr aus dem Vordringen des gemeinsamen Gegners, des radikalen Kommunismus erwachsen, nachdrücklich entgegengestellt werden können." Die Erfahrungen der letzten Friedensjahre hätten gelehrt, erklärt der Verfasser, „daß man durch freie Beratung und gegenseitigen Meinungsaustausch weiter gelange als durch Zwangsorganisation". Zu demselben Ergebnis kommt die volkswirtschaftliche Untersuchung Karl von Tyszkas („Die Sozialisierung des Wirtschaftslebens". Gustav Fischer, Jena, 1919). Die Frage, was im einzelnen zu sozialisieren sein wird, scheint ihm für die Beantwortung noch nicht reif. In Betracht kommen seines Erachtens: „Die Verstaatlichung des Bergbaus mit Einschluß der Unternehmen im Großeisengewerbe, also eine Monopolisierung der gesamten Montanindustrie, Verstaatlichung der Rüstungsindustrie, Elektrizitätsmonopol, Stickstoffmonopol, Leuchtöl- und Spiritusmonopol, Tabaksmonopol, Versicherungsmonopol, Verstaatlichung der chemischen Großindustrie." Er fügt dieser Reihe die Betrachtungen hinzu: „Bei allen Vorschlägen, Plänen und Erwägungen wird man sich aber stets bewußt sein müssen, daß der Staat nur dann als wirtschaftende Persönlichkeit mit Erfolg auftreten kann, wenn er die Grenzen innehält, innerhalb deren er der privaten kapitalistischen Unternehmung gewachsen ist, dann aber wird die Gemeinwirtschaft der privaten Wirtschaft nicht nur in sozialer, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht überlegen sein. Zu warnen aber wäre vor einer zu weitgehenden Sozialisierung, die, da der Staat dann unrentabel und unwirtschaftlich arbeiten würde, der Volkswirtschaft schwere Schäden zufügen müßte. Von dem ganzen Handel, von der Ein- und Ausfuhr, der Schiffahrt muß — mit vielleicht ganz verschwindend geringen Ausnahmen — der Staat vollständig seine Hand lassen, denn in diesen Gebieten ist Spekulationsbegabung, schnelle Entschlußfähigkeit, Anpassung an die stets wechselnde Konjunktur erstes Erfordernis." („Der Ausweg", Berlin, H. S. Hermann, 1919.) Franz Oppenheimer erweitert von demselben Standpunkt des liberalen Sozialismus dieses Programm durch Vorschläge zur Sozialisierung der Großlandwirtschaft durch Zurückgehen auf die Modernisierung der im hohen Mittelalter geltenden „Großgrundherrschaft".

V. Erziehung. Wirtschaftsformen überträgt Wilhelm Vershofen in einer auch sonst ökonomische Forderungen in Ethik und Philosophie verankernden Schrift („Erlösung" Eugen Diederichs, Jena, 1919) auf das Bildungswesen, das „vom Schulanfang bis zur Absolvierung der Hochschulen aller Art selbstherrlich durch den Schulverband geregelt werden soll", dem angehören „alle Eltern, die Kinder zur Schule senden, alle Schüler, die das vierzehnte Lebensjahr vollendet haben, alle Lehrer und sonstigen Beamte des Bildungswesens. Genau wie die wirtschaftlichen Verbände wählt auch dieser Kulturverband ein Unterhaus. Daneben steht ein Repräsentationshaus, bei dessen Wahl jedes Schulsystem drei Stimmen hat, eine Lehrer-, eine Eltern- und eine Schülerstimme". Vershofen meint, ein solches System werde die geistige Öde des sozialistischen Staates vermeiden und dennoch die Schäden der kapitalistischen Organisation heilen. Mir scheint es zweifelhaft, ob durch Parlamentarisierung das Erziehungswesen überhaupt etwas gewinnt und sicher, daß nach dem Überschwang der ersten Revolutionszeit die Erziehung auf natürlichen Wegen auf die natürlichen Faktoren zurückgeführt wird; das gesunde freie Verhältnis zwischen frei und stark empfindenden Lehrern und der Jugend. Auch die Forderungen der sozialistischen Pädagogik — für die Unterstaatssekretär Baege eine eigene Zeitschrift „Die Neue Erziehung" (Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H., Berlin) gegründet hat — scheinen mir in Fragen äußerer Organisation steckenzubleiben und in einem vorerst wohl begreiflichen Hochgefühl, sozialistischer Erziehungsideen

in die Tat umsetzen zu können. Am beachtenswertesten ist das Zugeständnis, daß für eine neue Schule die Erziehung der Erzieher die Vorbedingung ist. In der Richtung möchte man mehr angeregt und getan wissen als das bis jetzt geschehen ist. Denn wiewohl in dem ersten Heft der „Neuen Erziehung" die Meinung ausgesprochen ist, daß das Alte zusammengebrochen sei, weil das Neue so lebenskräftig geworden, „daß es imstande war, der neuen Staatsform sofort die notwendige Zahl von geistig, politisch und wirtschaftlich geschulten Kräften zur Verfügung zu stellen, um Verwaltung und Versorgung des Volkes sicherzustellen", ist doch das gegenteilige Geständnis richtiger und fruchtbarer, das der Herausgeber in seiner Einführung ausspricht: „In diesem Augenblick, da das Proletariat die politische Macht in die Hand nimmt, kann es, dank unserer Schule, aus seinen Reihen nur eine verschwindend kleine Zahl von Angehörigen stellen, deren geistige Entwicklung sie zur Mitarbeit befähigt."

Wie aber Menschen heranzubilden sind, zeigt ein Deutscher in „Worten an die deutsche Jugend", die er in der Schrift „Zarathustras Wiederkehr" (Verlag Stämpfli, Bern, 1919) niedergelegt hat. Wie Zarathustra kommt er aus der Fremde, von den Bergen, namenlos, unbekannt und doch vertraut, wie ein wahrer Freund, dem das Herz entgegenschlägt, auch wenn er nach langer Zeit und unerwartet zu einem tritt. Ein in der Schweiz lebender deutscher Dichter setzt sich für die Schrift warm und tatkräftig ein, weil die Güte, der Stolz, die Zuversicht und die Wahrhaftigkeit der Schrift seinem eigenen Charakter gemäß sind. Zarathustra tritt nicht als Volksredner, nicht als Soldat oder als Heerführer, weder als Arbeiter noch als Bauer auf. Es ist der alte Einsiedler und Spaßmacher, lächelnd und doch voll lauter Traurigkeiten, voll gütigen, männlichen, feierlichen Ernstes. Es ist wie ein Spiegel, in dem wir uns selbst sehen. Es ist Zarathustra, der gelernt hat er selbst zu sein und der nun kommt, es andere zu lehren. Es ist Zarathustra, der weiß, „was Menschen und Schicksal ist". Unter Bäumen am Rande der Stadt führt er Jünglinge aus der Betriebsamkeit, aus dem Lärm und Geschrei der Stadt in die Stille, wo Gedanken ruhig und groß ausreifen können. Dort lehrt er sie den Sinn des Leidens, aus dem Kraft und Gesundheit wächst, das stark und stählern macht. Ruft er sie zu guten strahlenden Taten auf, die nichts mehr gemein haben mit dem Tun der vergangenen Zeit: „Ihr habet erobert, ihr habet das Unsinnigste ertragen, ihr habet das Riesigste gewagt. Und jetzt? Ist es jetzt gut? Ist es jetzt still und froh im Herzen? Schmeckt jetzt das Schicksal süß? O nein, es schmeckt bitterer als jemals, und darum eilet ihr zu neuen Taten, laufet auf die Gassen, stürmet und schreiet, wählet Räte und ladet wieder die Gewehre. Und dies alles, weil ihr ewig auf der Flucht vor dem Leiden seid! Auf der Flucht vor euch selbst, vor euerer Seele!" Er leitet sie hinweg von den Klagen über „das Vaterland und die Feinde": „Ich verteidige euere Feinde nicht. Ich liebe sie nicht. Sie sind, wie ihr auch seid, gemein im Erfolg, und voll von Kniffen und Ausreden. — Aber, Freunde, ist dies jemals anders gewesen? Und ist es unsere Sache, das Unabänderliche ewig neu in lauten Klagen festzustellen? Unsere Sache ist, so scheint es mir, unterzugehen wie Männer oder weiterzuleben wie Männer. Nicht aber zu heulen wie Kinder. Unsere Sache ist, unser Schicksal zu erkennen, unser Leid uns zu eigen zu machen, seine Bitterkeit in Süße zu verwandeln, an unserem Leide reif zu werden. Unser Ziel ist nicht, so schnell als möglich wieder groß und reich und mächtig zu werden, und Schiffe und Heere zu haben. Unser Ziel sei kein Kinderwahn — haben wir nicht gesehen, was es mit den Schiffen und Heeren, mit der Macht und dem Gelde auf sich hat? Ist das schon wieder vergessen? Unser Ziel, deutsche Jünglinge, ist nicht mit Namen und Zahlen zu nennen. Unser Ziel ist, wie es das Schicksal jedes Wesens ist, eins mit dem Schicksal zu werden. Sind wir das, so mögen wir groß oder klein sein, reich oder arm, gefürchtet oder belächelt, daran ist nichts gelegen." Zarathustra läßt selbst dem Spartakus —

der doch „aus den Sklaven keine Menschen gemacht und am Untergang des damaligen Herrentums nur als Handlanger teilgehabt hat", die Jünglinge lernen: „Achtet nicht auf das, was sie reden! Aber achtet auf das, was sie tun. Diese Menschen sind der Tat fähig, weil sie, wenn auch auf einem anrüchigen Seitenwege, nahe der Schicksalsreife gekommen sind. Ihr habet mehr Möglichkeiten als jene, ihr habet höhere, aber ihr seid noch am Anfang des Weges. Jene sind am Ende und sie sind euch in der beredten Weise überlegen, ihr Freunde, wie alle zum Untergang Bereiten den Zögernden und Rückständigen überlegen sind." Aus wahrhafter, tätiger Bereitschaft aber will er das wahre deutsche Wesen erwachsen lassen, das frei von der langen gültigen sklavischen, alle großmannssüchtigen Instinkte fördernden Vergangenheit zur Mannheit, zum Glauben, zur Wahrheit und Treue gegen sich selbst erstarkt: „Möchtet ihr lernen, den Gott in euch selbst zu suchen! Möchtet ihr vor dem geheimen Etwas, vor dieser Zukunft in euch einst so viel Ehrfurcht empfinden, wie ihr sie vor Fürsten und Fahnen empfandet! Möchte euere Frömmigkeit einmal nicht mehr auf Knien liegen, sondern aufrecht auf starken, auf männlichen und gestählten Füßen stehen". Zarathustra glaubt an die Deutschen, an ihre Zukunft, ihre Möglichkeiten, an das lockende, hinter hundert Wolken blitzende Vielleicht. Aber allen Volksrednern ruft er entgegen: „Es eilt nicht so sehr! Jene alle rufen euch aus allen Ecken an: ‚Eilet! Laufet! Entscheidet euch in der Minute! Die Welt brennt! Das Vaterland ist in Gefahr!' Aber glaubet mir: das Vaterland wird nicht Not leiden, wenn ihr euch Zeit lasset, wenn ihr eueren Willen, euer Schicksal, euere Tat austraget und reif werden lasset! Die Eilfertigkeit hat, ebenso wie die Freude am Gehorchen, zu den deutschen Tugenden gezählt, welche keine sind."

VI. Die Grundfehler des Krieges. Georg Steinhausen, der Herausgeber des Archivs für Kulturgeschichte, beschäftigt sich in einer bei Perthes erschienenen Schrift mit den „Grundfehlern des Krieges", die den Generalstab angehen. Der Gedanke des Präventivkrieges, der Einmarsch in Belgien sind ihm rein militärisch gesehen Grundfehler. Für den politischen Rahmen, in dem diese These mit ruhiger, scharfer Sachlichkeit abgehandelt wird, sind die Folgerungen noch nicht mit gleicher Schärfe gezogen. Vielleicht ist es richtig, erst allmählich die Tatsachen des Krieges heraus zuarbeiten, weil sonst die Wucht der neuen Erkenntnisse nicht zu ertragen wäre. Auch Philipp Witkop, der sich in einem neuen Bande den „Kriegsbriefen gefallener Studenten" wieder mit so viel Liebe hingegeben hat, wird fortan diese Aufgabe freier und ohne Voreingenommenheit weiterführen können und neben diese nur kriegsbejahenden Briefe auch die Bekenntnisse junger Menschen stellen dürfen, die sich mit aller Kraft ihres jungen Lebens gegen den Gedanken und die Tat des Krieges aufgebäumt haben, und dadurch mithelfen können, der Stimmung im Felde ein alle wesentlichen Erscheinungen umfassendes Denkmal zu setzen.

Karl Hönn

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Die schwäbischen Volksbildungsschulen

Von den Zielen der „ersten Volksbildungsschule in Schwaben" hat ihr Gründer, Pfarrer Paul Stürner in Flacht, in der „Tat" 1917, Heft II, berichtet. Jetzt liegt eine Broschüre vor unter dem Titel „Volkshochschularbeit, Grundsätzliches und Praktisches, von Oskar Planck und Paul Stürner, Stuttg. 1918, Verlag des Ev. Preßverbandes für Württemberg", in der außer zwei Vorträgen „Was wir wollen" und „Wie wir uns die Arbeit denken" auch Berichte über die weitere Ausbreitung der Stürnerschen Arbeit in Württemberg enthalten sind.

In Württemberg sind jetzt in vollem Betrieb:

Seit 1914: die „Volksbildungsschule Weissach" mit winterlichem Halbtags-

unterricht für Bauernsöhne aus den Nachbardörfern und der abendliche Volkshochschulkurs in der ländlichen Industriegemeinde Gerlingen;
seit 1917: die weibliche Volksbildungsschule in Möglingen mit winterlichem Halbtagsunterricht und der abendliche Volkshochschulkurs in Ulm.

Für den Winter 1918/19 waren zwei Volkshochschulheime (Internate) geplant und so gut wie unter Dach gebracht, ferner drei weitere Halbtagsschulen und sechs städtische Volkshochschulkurse. Zur Ausführung kamen davon: der Städtische Volkshochschulkurs in Stuttgart und das Volkshochschulheim in Liebenzell.

Der Hauptträger der Arbeit ist die evangelische Kirche gewesen, und zwar wollte der erste Führer der Bewegung, Pfarrer Stürner, bei dem Streben, nach dem Versagen der Jünglingsvereine usw. ein neues Organ für die Verbindung mit seiner Gemeinde schaffen, und knüpfte dabei an das Vorbild der dänischen Volkshochschule an, während Stadtpfarrer A. Planck ausdrücklich erklärt, daß es anfangs gar nicht in seiner Absicht gelegen habe, die Ulmer Kurse ganz auf den Boden der evangelischen Gemeinde zu stellen; „wie wir uns aber fragten, mit welchen Personen und Organisationen etwas zu machen sei, da wurden wir ganz von selbst auf sie geführt."

Um sich über die Bedeutung dieser Schulen ein Urteil zu bilden, muß man Äußerungen von kirchenfremden oder wenigstens der Kirche gegenüber gleichgültigen Arbeitern abwarten, die uns sagen müssen, ob sie durch Herkunft und Zusammensetzung dieser Schulen irgendwie gegen sie beeinflußt worden sind. Soweit mir Äußerungen bisher vorliegen, sind solche Gegensätze nicht aufgetreten, vielmehr scheint wirklich das Ideal einer Bildung verwirklicht zu werden, die gemeinsamer und einigender Besitz aller Volksglieder wird und das Elend der auseinanderfallenden Standesbildungen beseitigt. Gerade dies Ziel ist auch klar erkannt und in den Planckschen Leitsätzen zur Volkshochschultagung in Stuttgart am 10. Juli 1918 in einer Form ausgesprochen, die vorbildlich ist und auf die sich ohne weiteres alle heute in unzähligen Aufsätzen und Broschüren streitenden Richtungen der Volkshochschulbewegung einigen sollten. Die Eigenart der Volkshochschule besteht danach in folgenden Punkten:

a) Sie ist eine freiwillige Erwachsenenschule für alle Männer und Frauen, die den Drang nach innerer Weiterbildung haben, vor allem in den breiten Volksschichten, denen bisher derartige Bildungsstätten fehlten.

b) Ihr Bildungsideal ist nicht mechanisch, sondern organisch. Sie verwirft also alles Angelernte und erstrebt statt dessen freie Selbstentfaltung der eigenen Persönlichkeit bei bodenständigem Wurzeln in Heimat und Familie, Beruf und Volk. Ihre Bildungsmethode ist: nicht aufklären, sondern aufwecken. Ihr Bildungsstoff ist nicht bloß die Welt des Rationalen, sondern weit mehr die des Irrationalen. Sie will also nicht zunächst zur Erkenntnis des Berechenbaren und Nützlichen führen, sondern den Sinn für die in der Tiefe des Lebens wirkenden und es von innen her tragenden Mächte wecken, die sich uns in Geschichte, Dichtung und Religion erschließen.

c) Sie unterscheidet die Gebildeten nicht nach Ständen, sondern nach Stufen, und hält es für unbedingt nötig und wohl möglich, in allen Ständen führende Persönlichkeiten heranzubilden, die auf der Stufe wahrer Bildung stehen.

Zusammengeschlossen sind die schwäbischen Volksbildungsschulen im „Ev. Presseverband für Württemberg, Abteilung Volksbildungswesen, Stuttgart". — In der Geschichte des deutschen Volksbildungswesens scheint den schwäbischen Schulen schon heute die bleibende Bedeutung zuzukommen, daß sie den Typus „Ländliche winterliche Halbtagsschulen" geschaffen haben, die eine glückliche Anpassung des dänischen Vorbildes an die deutschen kleinbäuerlichen Verhältnisse sind. R. Buchwald

Volkshochschule Thüringen In Jena hat sich ein Arbeitsausschuß für eine „Volkshochschule Thüringen" gebildet, der die Volkshochschulbewegung in den jetzigen thüringischen Staaten anregen und unterstützen will. Dabei sollen alle Formen der Volkshochschule als berechtigt anerkannt und gefördert werden: Die städtischen Volkshochschulen, bei denen jedoch die üblichen Vorträge zu längeren Kursen (8 bis 20 Stunden) erweitert und durch Arbeitsgemeinschaften (Seminare) mit beschränkter Teilnehmerzahl ergänzt werden sollen; die ländlichen Halbtagsschulen nach schwäbischem Muster; und endlich die dänische Volkshochschule mit Internat, in dem städtische und ländliche Arbeiter mehrere Monate nur ihrer Weiterbildung leben sollen. Diese letztere Form ist sicher das Ideal einer Volkshochschule, ist aber bisher überall sowohl an pekuniären Schwierigkeiten sowie an der Frage der Schülerauslese gescheitert. Nun macht die Volkshochschule Thüringen zum ersten Male den Versuch, eine ganze Landschaft mit autonomen, aber doch zu einem Bunde zusammengeschlossenen und vom gleichen Geiste beseelten Schulen zu überspannen; diese sollen dann als Überbau die „dänische" Volkshochschule tragen, indem sie ihre besten Schüler gewissermaßen als Stipendiaten dahin schicken. Die Einrichtung der ersten Sommerkurse für 1919 ist wesentlich beschleunigt worden durch die Notwendigkeit, für die Arbeitslosen Gelegenheit zu ihrer geistigen Weiterbildung zu schaffen. Man hat dabei in Thüringen grundsätzlich davon abgesehen, besondere Erwerbslosen-Kurse zu veranstalten, sondern überall die Errichtung der bleibenden und allgemeinen Volkshochschulen gefördert und beschleunigt, die den Erwerbslosen ihre Einrichtungen möglichst kostenlos zugänglich machen. Außer dem Unterrichtswesen bildet die volkstümliche Kunstpflege, besonders auf dem Lande, einen hauptsächlichen Programmpunkt. Die Geschäftsstelle der „Volkshochschule Thüringen" befindet sich in Jena, Carl-Zeiß-Platz 3. Bodenständige „städtische Volkshochschulen" sind bereits in Jena, Erfurt, Gera, Meiningen, Hildburghausen usw. entstanden oder in der Entstehung begriffen. R. B.

Wandlung durch Handlung Die Vorbereitungen zur gesetzgebenden deutschen Nationalversammlung haben gezeigt, daß wieder wie früher Schlagworte und persönliche Anfeindungen als Mittel des geistigen Kampfes verwendet wurden. Trotzdem der Zusammenbruch des alten Systems den Beweis der Nichtigkeit dieser Kampfart erbracht haben sollte, zersplittern sich die Kräfte nach wie vor in einseitiger Parteipolitik.

Es ist notwendig, Politik mit praktischer Lebensreform zu verschmelzen. Bisher verfolgten die einzelnen Reformer in der Bewegung ihre eigenen Ziele, ohne den Zusammenklang der Welten zu verstehen. Sie sollten aus Liebe zur Menschheit und aus Sehnsucht zur eigenen Harmonie erkennen, daß uns eine Vereinigung not tut, die sagt: der Staat benötigt die Lebensreform, damit die ethische Wertung des Volkes gehoben wird.

Mithin wird Organisation zur Pflicht*. Alle Vereinigungen und Menschen, die im Sinne der gesagten Ausführungen an eine Aufwärtsbewegung glauben, fordern wir auf, ihre Anschrift einzusenden.

Werner Sennewald, Richard Boy
Bruno Pampe, Hans Friedrich
Auskunft gibt: W. Sennewald, Berlin-Steglitz, Sedan Str. 5. Fernspecher „Steglitz 3020".

* Wir veröffentlichen zwar diesen Aufruf, glauben aber nicht, daß „Organisation" der richtige Weg ist. Dieser liegt nur in einer naturgewachsenen Bildung von Lebensgemeinschaften, die alles Reformgerede beiseite lassen, in denen aber von Opferbereitschaft getrieben jeder seine Kräfte an Aufgaben erprobt. (Leit.)

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

11. Jahrgang Heft 2 Mai 1919

Lulu von Strauß und Torney

Heroische Revolution

Überall stehen heute, sichtbar und laut, die Menschen der Tat, des äußeren Lebens auf ihrem Posten. Reden, versammeln sich, agitieren, schießen. Bilden Räte, stellen Programme auf. Formen die Zeit — denn es ist ihre Zeit.

Hinter ihnen aber, an die Wand gedrückt und überschrieen, stehen andere, ebenso durchfiebert vom Blut der Zeit, ebenso durchschüttert bis ins tiefste. Diesen Menschen aber ist die Hand wie gehemmt, die Zunge wie gelähmt, im Rausch und Wirbel des Geschehens. Es sind die Menschen des Innen, des Schauens, der Idee. Künstler sind darunter, Sucher der Wahrheit, Gläubige des Geistes. Schöpferische Menschen.

Niemand scheint heute so überflüssig wie diese Verstummten. Will die Zeit nicht Tat, noch einmal Tat und zum drittenmal Tat? — Ihr Leben hat seinen Sinn verloren. Und in der Verzweiflung dieser Sinnlosigkeit werfen sich die einen in die revolutionäre Tat hinein, die sie nicht meistern, an deren Roheit sie zerbrechen. Die andern aber kehren sich ab, verbittert und angewidert von einem Heute, das für den Geist keinen Raum mehr hat.

Steht es nun aber wirklich so, daß für unsere Zeit die Menschen des Geistes Unzeitgemäße und Überflüssige sind? —

Im Anfang war das Wort. Jede Tat ist nichts als Wirklichkeit gewordene Idee. Es ist seltenste Gnade der Natur, in Jahrhunderten einmal geschenkt, daß ein Mensch der Tat zugleich schöpferischer Mensch ist. Zumeist nur blindes Werkzeug, das den Willen nicht kennt, der es lenkt. Bestenfalls kluge Hand, die ausführt, was der Kopf vordenkt.

Deshalb muß der Geist, der sich handelnd im Tatmenschen ausdrückt, noch einen andern Weg finden, um der Tat Sinn und Ziel zu geben. Er muß Deuter und Künder dieses Ziels berufen, daß sie neben der Tat, vor ihr her — oft Jahrzehnte und länger vorher — gehen. Vom Geist Getaufte, Erleuchtete des inneren Lichtes, Träger der Idee Denn die Idee allein ist es, durch die Tat zur Schöpfung wird.

Revolution ist, seit Menschheitsgeschichte ist. Lange Zeiträume sind, in denen sie schläft, einen unruhig wartenden Schlaf, und nur dann und wann unter der Erde pocht wie gefangenes Feuer: wann kommt meine Zeit? — Generationen leben und sterben darüber weg, sind taub für ihr Pochen und verlernen, an sie zu glauben. Steht ihr in solchen Zeiten ein Prophet und Künder auf, so ist er ein Unverstandener unter seinem Volke, und ein Künftiger. Bis eines Tages die Zeit erfüllet ist, die unterirdische Flamme herausschlägt, schrecklich und schön wie Götterdämmerung des Vergangenen und Apokalyptische Reiter.

Aber nicht jede Revolution ist die Revolution, ist Ausbruch ihrer tiefsten Quelle, Tatwerdung ihrer letzten Idee. Der muß tief graben, der diese Quelle finden will. Es gibt Teilausbrüche, Revolutionen wirtschaftlicher und politischer Art, die einen äußeren Druck, eine zur Unerträglichkeit erstarrte Form sprengen wollen. Aber sie rühren nicht an Letztes, sie revolutionieren nur Oberfläche. Unter der aber glüht ein verhülltes Geistiges, für das keine rationelle Erklärung ausreicht. Das zu seiner Zeit die Geister ruft und zündet, die ihm Wegmacher und Propheten sein sollen. Und das in keiner wirtschaftlichen oder politischen Errungenschaft seine Erfüllung findet.

Denn die Revolution, die ich die heroische nennen möchte, will immer ein Letztes, ein Absolutes. Ihr geht es nicht um irgendwelche einzelne Bindung des Wesens, sondern um das Wesen selbst. Sie will Staat, Bürger und Gesellschaft nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Höheren, das dahintersteht. Sie will Menschentum. Rückkehr zum Reinen, Naturgeschaffenen, wie es Rousseau formulierte. Steigerung und Erfüllung zum Gottgewollten, wie andere Rassen und Zeiten es ausdrückten. Der Sinn aller heroischer Revolution, ihr Evangelium ist immer nur eines: die Wiederbringung des Menschen.

Die größte Revolution der Weltgeschichte, von der wir wissen, ist das Christentum. Ohnegleichen die Kühnheit, mit der es Macht und Druck der Materie, statt sie mit Gewalt zu sprengen, einfach negierte und von innen heraus die Herrschaft des Geistes, das freie Menschentum konstituierte. Hätte sich diese Revolution radikal durchgesetzt, jede spätere wäre überflüssig geworden, denn die Materie wäre entwertet, ihre Knechtung machtlos geworden. Aber es ist das tragische Schicksal der reinen Idee, daß sie, um sich zu verwirklichen, mit der Materie in Berührung kommen, sich mit ihr verquicken muß und dadurch selbst

materialiſiert wird. So wurde das Chriſtentum, dieſe reinſte Revolution der Idee, ſiegend zum Beſiegten, wandelte ſich aus Befreiung zu einer neuen und ſtärkeren Bindung. Immerhin war die Stoßkraft der urſprünglichen Idee ſo ſtark, daß es zu ihrer völligen Erſtarrung eine Entwicklung von anderthalb Jahrtauſenden bedurfte. Eine neue Revolution war nötig, um dieſe Erſtarrung zu ſprengen. Als ſie kam, war ſie zwar als wartende Bereitſchaft ſchon längſt Stimmung des Volkes, aber als Erſcheinung doch erlöſende und zündende Tat eines Einzelnen — und als ſolche das ſchlechthin Irrationale, das in der Rechnung der materialiſtiſchen Welterklärung nicht aufgeht, das Meſſiasereignis, das Kommen des großen Menſchen. Aber als Tat eines Einzelnen, ſo befreiend und blitzhaft erhellend ſie auch wirkt, hatte ſie ihre Grenzen. Im geſunden Inſtinkt ſeiner Kraftnatur ſtand Luther anfangs freilich nicht nur für Befreiung des Glaubens, ſondern des Menſchentums überhaupt auf. Aber ſeine eigene Entwicklung ſowohl wie die des Befreiungskampfes ſelbſt drängte ihn immer einſeitiger auf das rein dogmatiſch-kirchliche Gebiet. Und als das Volk inſtinktiv auch wirtſchaftlich und ſozial die revolutionären Konſequenzen zog im Bauernkrieg und dem kommuniſtiſchen Verſuch der Münſterſchen Wiedertäufer, erſchrak und erzürnte ſich der Reformator vor den Folgen der eigenen Tat und wollte nicht mehr kennen, was doch Geiſt von ſeinem Geiſte war. So verebbte auch dieſe Revolution in Teilſtrömungen, und ein paar Jahrhunderte nach Luther hatte ſich ſeine Seelenbefreiung ſchon zu einer neuen Seelenknechtung ausgewachſen, die ebenſo tyranniſch war wie die von ihm geſtürzte.

Die Nachwehen dieſer Erſchütterung der Geiſter gingen noch mehr als ein Jahrhundert lang in ſchweren Kriegen und Verfolgungen über die europäiſchen Kulturländer. Zu dieſen Nachwehen gehörte auch die engliſche Revolution, in der neben dem kirchlich-religiöſen zum erſtenmal das politiſche Element aufſprang. Dafür fehlte jeder ſoziale Einſchlag, fehlte vor allem der große Menſchheitsgedanke, und ſo wurde auch dieſe erſte politiſche Revolution großen Stils nicht die heroiſche, nicht die Revolution, die letzte Forderungen aufſtellt und das Abſolute will.

Daß dieſe geboren werde, müſſen zwei Dinge zuſammenwirken, und ſie zeugen: Geiſt und Materie, dieſe ewig Verfeindeten, ewig Vermählten. Der Druck der Dinge, die Unerträglichkeit wirtſchaftlicher, ſozialer, politiſcher Zuſtände muß von außen drängen, revolutionärer Geiſt von innen ſprengen. Wirkte beſtimmend nur das Außen allein, die Materie, ſo hätten wir Hungerrevolten, Militärmeutereien, politiſche oder Palaſtrevolutionen. Revolutionierte der Geiſt ohne Beziehung zum Außen, ſo wüchſe daraus eine rein geiſtige Neuorientierung und Befreiung, etwa in der Art des Humanismus. Erſt wenn

beides zusammenströmt, wenn der Geist in die dumpfe Gärung der Massen das Wort der Zeit, die Idee wirft, schlägt das große verzehrende Feuer auf, in dem aus dem flammenden Untergang des Überlebten, Todesreifen die neue Schöpfung, die Zukunft geboren wird.

Im Frankreich des 18. Jahrhunderts erfüllten sich diese beiden Bedingungen. Der unerträgliche Druck des Absolutismus, des alten Feudalsystems, trieb das entrechtete niedere Volk in eine drohende Verzweiflung herein. Im Bürgertum, das weniger wirtschaftlich bedrückt, aber politisch ebenso entrechtet war, nahm die Erbitterung die bewußtere Form fordernder politischer Opposition an. Beides hätte aber noch nicht genügt, um die große, die heroische Revolution zu schaffen. Dazu bedurfte es der religiösen Glut eines Geistes, der von einer großen Menschheitsidee erfüllt war und sie zündend in das gärende Zeitchaos warf. Jean Jacques Rousseau starb ein Jahr vor der Revolution, aber in ihr, im revolutionären Frankreich, war er glühend lebendig. Ohne ihn wäre sie nicht geworden, was sie war; Tatwerdung der Idee, heroische Revolution, die Absolutes, Letztes als Forderung an die Menschen stellt.

Monumentaler Ausdruck dieser Forderung war die Erklärung der Menschenrechte, die in jenen Tagen des unbeschränkten Absolutismus Ungeheures bedeutete. Ihre Wirkung ging weit über eine tatsächliche und äußerliche Befreiung, ja weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. Es ist Kennzeichen aller heroischen Revolution, daß sie sich nicht auf ihren Herd beschränkt, eben weil sie nicht nur für lokale und zeitliche Fragen eintritt, sondern daß sie mit ihrem Appell an das Tiefste, Reinmenschliche die Antwort alles Menschentums wachruft. Die Ideen von 1789, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, gingen wie laufendes Feuer über alle Kulturländer Europas und wurden von allen freien und feurigen Köpfen leidenschaftlich als Evangelium und Morgenrot einer besseren Menschenzukunft gegrüßt.

So ist es die übernationale und überzeitliche Bedeutung der französischen Revolution, daß sie als erste seit der geistigen Revolution des Christentums das Letzte, Absolute, die Idee des Menschentums auf ihre Fahne schreibt. Aber in dieser Eigenschaft des Absoluten, Unbedingten liegt zugleich ihre Grenze. Noch weniger als auf dem geistigen und innerlichen Wege des Christentums läßt sich die Idee in äußerer Form in die Wirklichkeitswelt übersetzen. Mit ihrer Forderung des reinen Menschentums stößt sie notwendig überall an die Grenzen des empirischen Menschentums. Um sie rein zu erhalten und durchzusetzen, werden ihre Fanatiker ebenso unbedingt in der Ausführung, wie sie es in der Idee sind. Und so entsteht die Paradoxe einer Despotie der Freiheit, die naturgemäß ihren Gegensatz, die Reaktion, heraufruft.

So endete der Freiheitsrausch und Menschheitstraum der franzö-

ſiſchen Revolution äußerlich in Blut, Chaos und ſchließlich in dem Deſpotismus Napoleons. Die Ideen aber, die ſie mit unerhörter Leidenſchaft und Wucht in die werdende modern-europäiſche Geſellſchaft hineingeworfen hatte, waren ſo ſtark und eigenlebendig, daß ſie auch über den äußeren Untergang hinweg fortwirkend und zeugend blieben und heute Allgemeingut geworden ſind. Die Revolution hat in dem ſeither vergangenen Jahrhundert nicht wieder völlig geſchlafen, ſondern iſt immer von neuem, in Pauſen von Jahrzehnten in kurzen, gleichſam prophetiſchen Eruptionen aufgeflackert.

Freilich handelt es ſich zunächſt nur um Teilausbrüche, die meiſt rein politiſcher Art waren; ſo der Dekabriſtenaufſtand in Petersburg, der ein konſtitutionelles Kaiſertum an Stelle des zariſtiſchen Abſolutismus ſetzen wollte; ſo die Julirevolution in Frankreich, die noch letzter direkter Ausläufer der großen franzöſiſchen Revolution war; ſo die revolutionäre Erhebung von 1848. Aber in dieſe letzte ſchrillte doch ſchon ein neuer fremder Klang herein, der mehr bedeutete als das ganze Wortgetöſe leidenſchaftlicher Verfaſſungskämpfe, mehr als ſelbſt die damals führenden Geiſter ahnten: die Kampfanſage einer neuen Klaſſe. Ein Jahr vorher ſchon war der erſte Fanfarenſtoß dieſes neuen Kampfes aufgeſprungen: das kommuniſtiſche Manifeſt. Von der Zeit längſt zu großem Teil überholt und berichtigt, bleibt es immer ein Menſchheitsdokument erſten Ranges, als erſter bewußter und entſchloſſener Ausdruck dieſer neuen Klaſſe, die aufſteht und ihr Recht fordert.

Die franzöſiſche Revolution war das Werk des dritten Standes, des Bürgertums geweſen. Nicht daß dieſes bewußt nur Klaſſenpolitik hätte machen wollen, es hatte ja anfangs mit dem ganzen feurigen Idealismus und Pathos der Raſſe die Menſchenrechte proklamiert und die Revolution auf dieſem Boden begonnen. Aber deren endgültiges praktiſches Reſultat war das ewig wiederkehrende aller menſchlichen Reformen und umſtürzenden Welterneuerungsverſuche: die Halbheit, der Kompromiß. Nicht die Menſchenrechte, ſondern die Rechte des dritten Standes waren erkämpft, und die Bourgeoiſie gab ſich damit zufrieden, ohne danach zu fragen, ob hinter ihr noch breite Volksmaſſen zurückblieben, denen die neue Weltordnung weder Befreiung noch Aufſtieg bedeutete. Und wie ſeinerzeit die vorrevolutionäre herrſchende Klaſſe, der Feudalismus, nicht ſah und nicht ſehen wollte, wie unter ihm eine neue Klaſſe heraufkam, die Vollzieher des Schickſals an ſeiner überlebten Geſellſchaft und Kultur werden ſollte, ebenſo hatte jetzt das Bürgertum in ſeiner herrſchenden Stellung keine Augen für die dunkel und dumpf heraufdrängenden Schichten der Beſitzloſen, des Lohnarbeitertums; ja, es drückte ſie durch ſeine eigene Entwicklung, durch Maſchinenarbeit, Produktionsſteigerung und Großkapital immer

tiefer in eine wirtſchaftliche Abhängigkeit, die zu einer härteren Knechtung und Entrechtung des Menſchentums führte, als es der Feudalismus je geweſen war.

Frankreich, das klaſſiſche Verſuchsland der revolutionären Idee, war auch der Boden des erſten Arbeiteraufſtandes im Anſchluß an die Februarrevolution. Er wurde zwar raſch und gründlich niedergeſchlagen; aber die dumpfe entrechtete Schicht des Lohnarbeiterſtandes war damit zum erſtenmal geſchloſſen in den Kampf getreten. Das neue Klaſſenbewußtſein war geboren. Daß es raſch wuchs, ſich in ſcharfer Wendung gegen die kapitaliſtiſche bürgerliche Geſellſchaft zum Klaſſenkampf ſteigerte, dafür ſorgte die Entwicklung des Kapitalismus ſelbſt. Parallel mit ſeinem Anwachſen und Überwuchern geht im nächſten halben Jahrhundert die Steigerung der revolutionären Tendenzen. Marx und Engels ſchufen der jungen Arbeiterbewegung die geiſtigen Waffen. Daß ſie den ſozialiſtiſchen Gedanken, von der naturwiſſenſchaftlichen Richtung der Zeit beſtimmt, einſeitig materialiſtiſch begründeten, wurde ſeine populäre logiſche Kraft, aber ſeine innerliche Verarmung; denn ſie verankerten ihn damit in einer wandelbaren wiſſenſchaftlichen Hypotheſe, ſtatt im zeitlos Religiöſen, im Kopf ſtatt in der Seele. Die Folgen dieſes einſeitig materiell Gerichtetſeins ſpürt unſer Volk heute am eigenen Leibe, ohne ſie noch zu erkennen.

2

Wenn wir die Vergangenheit befragen, ſo iſt es nur um der Gegenwart willen. Denn für uns, die wir als völlig erſchöpftes, durch Druck und Qual dieſer Jahre auch moraliſch zerrüttetes Volk mitten im ungeheuerlichen Zuſammenbruch eines verlorenen Weltkriegs ſtehen, iſt die Frage aller Fragen die nach dem Weſen der Revolution, die aus dieſem Zuſammenbruch ſelbſt mit elementarer Gewalt herausſchlug. Kann dieſe Revolution, ſo chaotiſch ſie ſich heute gebärdet, uns Rettung und Aufſtieg aus dem Untergang werden? Iſt ſie etwa, wie ſo viele nur im Vergangenen verwurzelte Menſchen ſie ſehen, nur Krampf und Chaos dieſes Untergangs ſelbſt? Oder iſt ſie das Chaos, über dem der Geiſt ſchwebt, Chaos, aus dem neue Schöpfung und Zukunft geboren werden will? Iſt ſie Wiederbringung des der Materie verknechteten, in der unerhörten Qual dieſer Jahre zertretenen Menſchentums, iſt ſie Forderung des Letzten, Abſoluten, iſt ſie heroiſche Revolution?

Die mechaniſtiſche Weltanſchauung iſt in ihrer ſchematiſch äußerlichen und problemloſen Einſtellung raſch mit der Frage nach dem Weſen dieſer wie aller Revolution fertig: Sie iſt Produkt wirtſchaftlicher Urſachen, ihrem Weſen nach rein ſozial, akute Zuſpitzung und Austrag des Klaſſenkampfes, Erhebung des Proletariats zum Umſturz der kapitaliſtiſchen und zum Aufbau der neuen ſozialiſtiſchen Ge-

ſellſchaft, in der Kampf, Ungleichheit und Ungerechtigkeit abgeſchafft und das Problem der beſtmöglichen Geſellſchaftsordnung gelöſt ſein wird.

Dem Schauenden und Quellenſucher ſagt dieſes Rezept nichts. Nicht daß er die Kauſalität alles Geſchehens leugnete. Aber Kauſalität bedeutet ihm nur äußere Erſcheinungsform, nicht Erklärung und Deutung des Lebendigen und ſeiner Kräfte. Worauf es bei der Neugeburt eines Volkes ankommt, das iſt ein neuer Geiſt. Durch Umwandlung der äußeren Form, der Geſellſchaftsordnung, dieſen Geiſt erzeugen wollen heißt ihm das Pferd am Schwanze aufzäumen. Wohl können durch gerechtere Lebensbedingungen für Alle manche Hemmungen für die Entwicklung des Geiſtes weggeräumt werden. Der Geiſt ſelbſt läßt ſich nicht ſchaffen. Wenn ſich eines Volkes Geiſt nicht von innen heraus wandelt und regeneriert, wird er auf der hemmungsloſen Bahn nur um ſo raſcher in Materialismus, nackter Profit- und Genußgier und völliger Selbſtzerſetzung verenden.

Haben wir alſo eine nur politiſche oder nur ſoziale, eine Teilrevolution, quillt uns die Kraft zur Erneuerung nicht aus tieferen Quellen, ſo ſteht unſre Hoffnung auf Neugeburt und Wiederaufſtieg des Deutſchtums auf ſchwachen Füßen.

Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir uns noch einmal zu den Quellen des modern-revolutionären Gedankens zurücktaſten. Sein Urſprung und Anhang liegt, wie wir wiſſen, im Weſten, im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Aber je weiter er ſich von ſeinem Urſprung entfernt, je mehr verflacht und materialiſiert er ſich. Schließlich durch Marx auch wiſſenſchaftlich auf den Mechanismus feſtgelegt, erſtarrt er völlig zu Schema und Dogma. Fortan konnte er nur noch in die Breite wachſen und wirken, ein Wachſen in Tiefe und Höhe, ins Geiſtige und Religiöſe blieb ihm verſagt. Der Sozialismus iſt zwar Gegenpol des Kapitalismus, aber ebenſo wie dieſer wurzelt er im Materialismus und iſt in ſeiner bisherigen Form unfähig, ihn zu überwinden.

In dieſer Form des Marxismus hat ſich die revolutionäre Idee im Lauf des 19. Jahrhunderts in allen weſteuropäiſchen Ländern Eingang und Boden geſchaffen. Aber dem europäiſchen Weſten breit vorgelagert, geiſtig kaum mit ihm verbunden, lag ein gewaltiges Oſtreich, das noch unter völlig anderen Wirtſchafts- und Lebensbedingungen ſtand als die weſtlichen Kulturländer. Weite unerſchloſſene Landmaſſen, ein primitives Volk, noch in der Kindheit des Menſchentums, geknutet von der Willkür eines Zarismus, der in ſeiner Schranken- und Verantwortungsloſigkeit dem aſiatiſchen Deſpotismus eng verwandt war. Aſiatiſch für den Weſteuropäer dieſes ganze Rußland in ſeiner Buntheit, Primitivität und Brutalität. Aſiatiſch aber auch, dem

Mutterschoß aller großen Religionen noch nahe, in einer Wesensart, die dem modernen Westen völlig fremd war: in einer Ursprünglichkeit des religiösen Gefühls, einer kindhaft zutraulichen Gott- und Weltverbundenheit, die in dem schlichten brüderlichen Menschentum des niederen russischen Volkes reinsten Ausdruck fand.

Unter tieferen Kennern russischen Volkstums konnte man früh schon der Prophezeihung begegnen, daß dieser junge und halberwachte Osten seinerzeit den alternden Westvölkern Europas das größte aller Geschenke zu bringen haben werde: das Geschenk einer neuen Religiosität. Aber ehe es den Weg zu den westlichen Völkern fand, mußte das Russentum erst den Weg zu sich selber finden, seiner eigenen Tiefe bewußt werden. Diesen Weg suchte es in seiner Literatur.

Eine russische Literatur, aus diesem noch unverbrauchten Volkstum herausgewachsen, gab es schon seit dem 17. Jahrhundert. In ihr stand jetzt zu Beginn der neuen Zeit eine ganze Reihe genialer und ausdrucksvoller Köpfe auf. Von westlichen Ideen befruchtet, wußten sie diese doch so stark ins ausschließlich Russische umzubiegen, daß sie ihrem Ursprung fremd, etwas durchaus Neugeborenes wurden. In dieser russischen Welt stießen die Gegensätze — Despotismus und Brudergefühl, Skepsis und Mystik, Intelligenz und Brutalität, asiatischer Prunk und Bettlerelend — so nahe aufeinander, daß für den Kompromiß kein Raum blieb. Auch die revolutionäre Idee mußte sich hier, um überhaupt Boden zu finden, aus aller westlichen Halbheit und Kompromißlerei herausschälen, sie bekam etwas Nacktes, Unbedingtes, Fanatisches, das sie eben „russisch" machte. So wurde hier aus der westlichen revolutionären Idee der Nihilismus geboren. So fand hier auch die große Revolution von innen heraus, die seinerzeit das Christentum gepredigt hatte, aus russisch-religiösem Geist heraus eine Neugeburt von einer Gewalt und Unbedingtheit, wie sie in keinem der westlichen Kulturländer möglich gewesen wäre.

Von den beiden Schöpfern dieser Neugeburt und größten Geistern der russischen Literatur, Tolstoi und Dostojewski, war Tolstoi die stärkere Kampfnatur, sein ganzes künstlerisches wie sozial-ethisches Schaffen eine Revolution des Geistes, eine einzige Absage an die verlogene, materialistische, entgottete und entmenschlichte Kultur seiner Zeit, der er die innere Wahrhaftigkeit, Reinheit und vor allem das Brudergefühl des Urchristentums als Ideal entgegenstellt. Stärker noch als bei Tolstoi strömte dieses Brudergefühl in dem jüngeren Dostojewski, und durchblutete als ein tief verstehendes schmerzhaftes Mitleid mit allem Menschentum sein ganzes künstlerisches Lebenswerk. Dostojewski war die Stimme des stummen russischen Volkes, seine Dichtung gewordene Seele, während in Tolstoi diese Seele aus ihrer religiösen Tiefe heraus sich zum Prophetentum steigerte.

Durch Tolſtoi ſtrömte zum erſtenmal der ruſſiſche religiöſe Gedanke in das deutſche Geiſtesleben ein und gewann überraſchend ſchnell Boden trotz, nein vielleicht gerade wegen des herrſchenden Materialismus. Dieſes im neuen Deutſchen Reich ſatt und ſelbſtgenügſam gewordene Geſchlecht, dem Religion zur Kirche, Wiſſenſchaft zum Mechanismus, Kunſt zu Unterhaltung, Dekoration oder beſtenfalls zu verfeinertem, geiſtigem Genuß, zur Äſthetik geworden war, erlebte hier zum erſtenmal wieder eine Kunſt, die Religion — eine Religion, die Innerlichkeit, Glut, Zorn und Opfer war, und fiel ihr zu. Die großen Ruſſen, dieſe Revolutionäre des Geiſtes, Tolſtoi voran und Doſtojewski mit langſamerer, aber nachhaltig tiefer Wirkung, hielten einen wahren Siegeszug durch den europäiſchen Weſten.

Es iſt leicht, eine ſolche Erſcheinung als Mode abzutun; das Wort mag gelten für die unſelbſtändigen Mitläufer und Snobs der Literatur. Aber wo es ſich wie hier um ſtarke geiſtige Strömungen ganzer Kulturländer handelt, iſt nicht Mode der Antrieb, ſondern tiefſtes, innerſtes Bedürfnis, Notwendigkeit. Der Einfluß der großen Ruſſen kann ebenſowenig unter den Begriff Mode fallen, wie etwa ein Jahrzehnt ſpäter Ibſen mit ſeinem unerbittlichen Gericht über die moderne Geſellſchaft oder heute Strindberg, der ihr mit verzerrt-genialer Grimaſſe ſeinen Haß ins Geſicht ſchreit.

Um die gleiche Zeit, da Tolſtois Einfluß in das deutſche Geiſtesleben eindrang, ſtand in Deutſchland ſelbſt ein Revolutionär des Geiſtes auf, der ſcheinbar aus gegneriſchem Lager kam, in Wahrheit aber den gleichen Kampf gegen die erſtarrte, verlogene und dickblütig gewordene Materie führte: Friedrich Nietzſche. Noch heute iſt dieſer reinſte und glühendſte Geiſt dem Verſtändnis der Viel-zu-Vielen ſo fern, daß er zu einem imperialiſtiſchen Kriegshetzer umgedeutet werden konnte. Er, der erſte, der die prophetiſche Witterung dafür hatte, daß die Zeit untergangsreif und die einzige Rettung ein neues Menſchentum war, das höchſte und härteſte Anforderungen an ſich ſelbſt ſtellte. Alles Mißverſtehen und Verläſtern hat nicht zu verhindern vermocht, daß er breiteſten Einfluß auf das werdende Geſchlecht gewann. Er hat den Boden gelockert für die Zukunft. Eine neue Jugend hat ſich an ihm gebildet, die nicht mehr mittun will in der Unwahrhaftigkeit und dem trägen Genügen der herrſchenden Kultur. Eine Jugend, die den Zarathuſtra mit dem Neuen Teſtament im Feldtorniſter trug, als ſie in den Weltkrieg ausrückte, ihre Probe zu beſtehen ...

So waren die beiden eng verſchwiſterten großen Ideen, Menſchentum und Brudertum als Saat in den Boden Deutſchlands geworfen. Beide wuchſen auf ihre Art fort.

Alle Menſchheitsgeſchichte drängt nach Einheit und Zuſammenhang, jedes Heute will mit dem Geſtern verknüpft, will Glied in der Kette

sein. Wendet sich das Heute in schroffem Bruch gegen ein verrottetes Gestern, um eine neue Zukunft zu schaffen, dann greift es eben über dieses Gestern zurück in tiefere Vergangenheiten und sucht sich dort in Verwandtem Bestätigung und Verankerung.

Um die Jahrhundertwende etwa hält im geistigen Europa eine Gestalt Auferstehung, die ganz göttliche Kindlichkeit und höchste Seelenreife, ganz erdbefreites Menschentum und liebegebundenes Brudertum ist — Brudertum allen lebendigen und leblosen Dingen. Ein wiedergeborener Christus, Revolutionär des Geistes wie sein Urbild selber: der heilige Franz von Assisi. Auch hier ist es nicht Zufall, daß die Wissenschaft — Sabatier, Thode — sein Bild gerade damals in geschlossener Darstellung umriß. In schon geweckte und suchende Seelen fiel es wie in einen Spiegel. Sein hymnischer Sonnengesang schien Stimme eigensten heutigsten Erlebens. Über fünf Jahrhunderte Vergangenheit hinweg war er plötzlich lebendigste Gegenwart, Bruder und Führer, weil er tiefstem Verlangen der Zeit entgegenkam.

Denn alle echte Erneuerung und Wiedergeburt kann nur aus dem Quellgrund des Religiösen kommen. Und aus dieser Quellentiefe pochte es jetzt vernehmlich herauf. Eine Auflehnung gegen das erstarrte Kirchentum setzte ein, aber jetzt nicht wie ein, zwei Jahrzehnte vorher von einer materialistischen und entgotteten Wissenschaft aus, sondern gerade aus den tiefsten und wahrhaftigsten Gottsucherseelen heraus. Religion wurde aus einer Sache der Theologen zur Sache der suchenden Laien. Ein neuer Protestantismus keimte da und hier auf, der nicht nur auf dem von Luther breitgebahnten Weg weitergehen, sondern ganz neu anfangen wollte, der seine Wurzeln tastend schlagen wollte in die innerste Tiefe deutscher Religiosität. Wie aus verschüttetem Schacht stieg vergessenes kostbares Geistesgut, stieg die deutsche Mystik an den Tag, plötzlich wieder unser und lebendigste Gegenwart: der gottinnige Seuse, der geistgewandte Tauler, und vor allem der tiefste und überfliegendste, der verborgenste und lichterfüllteste aller deutschen Mystiker: Meister Eckehart von Straßburg.

Aber die innere Wiedergeburt, die sich tastend gestalten wollte, beschränkte sich nicht auf das religiöse Zentrum allein; von ihm aus wollte sie die Weite und Tiefe der Welt umfassen, wie es die religiöse Inbrunst des frühen Mittelalters konnte: Philosophie, Kunst, Leben, alles Ausdruck der einen, von Innen strömenden Kraft.

Der Philosophie kam die Revolution vom Westen, von Frankreich her, wo Henri Bergson in seiner „Schöpferischen Entwicklung" einen kühnen Vorstoß machte, sie vom tyrannischen Schema der Spekulation und Naturwissenschaften zu befreien, und das Recht der Intuition, des Schöpferischen, des ewig strömenden Lebens gegen Kausalitätszwang und Mechanistik vertrat.

Die Kunſt hatte Jahrzehnte eines erſchreckenden Tiefſtandes und Epigonentums hinter ſich, aus dem ſie ſich vergeblich durch rein äußere Methoden, Naturalismus, Impreſſionismus uſw. freizumachen ſuchte. Das junge Geſchlecht, ſchon mit der drängenden Unruhe, der wartenden Zukunft in der Seele, ertrug die Qual dieſes Zuſtandes nicht länger; es revolutionierte. Die erſte Phaſe dieſer Revolution war ein völliges Brechen mit dem Geſtrigen, ein Hinterſichwerfen aller Tradition, alles Überkommenen, zur Phraſe Gewordenen. Ganz neu anfangen wie das Kind und der primitive Menſch. Ohne Rückſichten, ohne Pietät, ohne Erbe. Und nun, ganz gelöſt und auf ſich geſtellt, aus ſich heraus die neue Welt ſchöpfen. Erſter Menſch ſein, Adam, der allem Geſchaffenen den Namen gibt, und es damit aus ſeinem Geiſte neu erſchafft. Neu erſchaffen heißt aber nicht von außen an die Dinge herankommen; es heißt von innen eins mit ihnen werden, ſie in ihrem Weſenhaften, ihrem Kern erfaſſen und aus dieſem Kern heraus neu geſtalten. Etwa wie nach Meiſter Eckeharts tiefem Wort alle Kreatur ſtrebt in den Menſchen und ſeine Vernunft einzugehen, um in ihm wieder heimgebracht zu werden zu Gott. So iſt Franziskusnatur, Allbruderſchaft in dieſer jungen Kunſt und Gottverſenkung der Myſtik. Aus Stammeln, Ausbruch und Traumſprache einer neuen Lyrik klingt das heraus und redet aus Farbe und Linienrhythmus einer neuen bildenden Kunſt. Freilich führt dieſes Eintauchen ins Weſenhafte, Unbedingte, dies Betonen des Innen letzten Endes zu einer faſt völligen Loslöſung vom Außen, von den Wirklichkeiten der Dinge. Wenn aller künſtleriſche Ausdruck Sprache iſt, Weg zur Mitteilung innerſten Lebens, ſo ſchießt der junge Expreſſionismus noch darüber hinaus: er iſt das Mit-Zungen-Reden der jungen Chriſtengemeinde, von dem der Apoſtel ſagt, wer es tue, rede nicht den Menſchen ſondern Gotte, und nur zu ſeiner ſelbſt Beſſerung und nicht der Gemeine. Und die ſchwere, nicht immer vermiedene Gefahr des Expreſſionismus iſt — da ihm die allgemeingültige Welt großer religiöſer Symbole fehlt, die eine innerliche Ausdruckskunſt wie die Gotik zur Volkskunſt machte — daß er ſich in willkürlich individualiſtiſche Symbole verliert und ſo den Zuſammenhang mit dem Ganzen der Volkskultur nicht findet. Frage der Zukunft, Lebensfrage für ihn iſt, ob er ſelbſt die Kraft haben wird, zwingend allgemeingültige Symbole zu ſchaffen, oder ob die bis ins Tiefſte aufgewühlte zukunftsträchtige Zeit ſie ihm aus ſich heraus gebären wird. — So iſt heute dieſe junge werdende Kunſt zwar Weg und Wille, aber noch nicht Ziel. Hoffnung, aber noch nicht Erfüllung. Johannes, doch noch nicht Meſſias. Aber ſie deutet mit leidenſchaftlicher Gebärde auf eine Erfüllung hin, da die Kunſt wieder werden kann, was ſie früheren gottnäheren Geſchlechtern geweſen iſt: Sprache des Göttlichen, Offenbarung, Prophetie, Gebet — in einem Wort: Religion.

Alle dieſe drängende Zukunft konnte aber nicht Wirklichkeit werden in einer Generation, deren ganzes Denken noch völlig im Vergangenen wurzelte. Ein neues Geſchlecht mußte kommen, in dem die Wegbahner, die Schaffenden nicht mehr als Vereinzelte ſtanden, ſondern einen breiten und bereiten Boden für ihre Saat fanden. Und es kam.

Eine der eigenſten und bedeutungsvollſten Erſcheinungen der modernen Geſellſchaft iſt die Jugendbewegung. Vorbereitet, unbewußt wartend lag ſie in der Jugend, ſeit die erſten Samenkörner der neuen revolutionär-religiöſen Ideen in ihr Boden faßten. Durch dieſe wuchs die natürliche Unterſchiedenheit zwiſchen alter und junger Generation allmählich zu einem Zwieſpalt an, der Väter und Söhne, Schule und Schüler, Jugend und Geſellſchaftsordnung ſcharf und feindlich trennte. Einem Zwieſpalt, an dem die Übergangsgenerationen ſich zerrieben, ohne den Mut zu Bruch und Bekenntnis zu finden. Jetzt aber ſtanden plötzlich Kinder auf, Jungen von 14, 15 Jahren, und erhoben mit der ganzen Unbekümmertheit und dem Wagemut der Jugend Proteſt gegen die Geſellſchaft, nicht mit Worten, aber mit der Tat. Denn nichts anderes iſt der Wandervogel als Revolution, Selbſtbefreiung, und ein erſter naiver und gläubiger Verſuch, zu einem echteren und naturnahen Menſchentum zu gelangen. Die fliegende Ausbreitung des Wandervogels nicht nur über Deutſchland, ſondern auch die Nachbarländer, zeigt, wie weit verbreitet ſchon die Bereitſchaft zu dieſem neuen Menſchentum in der Jugend lag. Der Tragweite ihres Beginnens war ſie ſich anfangs natürlich nicht bewußt; ſie glaubte nur in eigener Sache zu handeln, während ſie die Sache des Menſchentums, der Zukunft und des revolutionären Geiſtes führte. Erſt als aus dem Wandervogel die reiferen Jugendorganiſationen herauswuchſen, wurde ſich das revolutionäre Wollen in der Jugend ſeiner ſelbſt bewußt, machte ſcharfen Schnitt zwiſchen ſich und allem Abgelebten der Vergangenheit und ſetzte ſich das Ziel, aus innerer Wahrhaftigkeit ein neues brüderliches Menſchentum, eine Gemeinſchaft der Schaffenden zu entwickeln. In dieſer Jugend keimten und trieben jetzt alle Samen des Geiſtes, die ausgeſtreut waren, ihr lebten ſowohl der heilige Franziskus und Meiſter Eckehart wie Friedrich Nietzſche; ihr iſt die junge werdende Kunſt Ausdruck eigenſter innerer Gluten und Erſchütterungen, der ungebärdig heiße Strom einer jungen Lyrik iſt das Blut in ihren Adern, und das rebelliſche junge Stürmerdrama verkörpert ihr eigenſtes inneres Geſchick. Suchend ſie ſelber, ratlos noch und vielmals irrend, überheblich und unklar wie es Weſen der Jugend iſt; aber voll eines reinſten Willens zur Wahrhaftigkeit des Lebens, und alle Tore ihrer Seele weit offen dem neuen Werden, der Verjüngung der Welt.

3

So war die Lage der Dinge, als die Katastrophe des Weltkrieges einbrach. Äußerlich Wirkung Schritt für Schritt verfolgbarer Ursachen, ist sie doch durch das Äußerliche allein nicht erklärt. Sie war auch innere geistige Notwendigkeit. Die mammonistische Kultur — oder Unkultur — war in kurzen Jahrzehnten schwindelnd rascher Entwicklung zu einem Babelturmbau angewachsen, an dem alle Völker der Erde mitbauten. Daß alles Maßlose an seiner eigenen Maßlosigkeit und Übersteigerung endlich zusammenbricht, ist ein Gesetz alles Werdens und Vergehens. Die Stunde mußte kommen, da, wie der alte Mythus sagt, der Herr vom Himmel herniederfuhr und die Sprache der Menschen verwirrte. Wer Witterung für das Zukünftige und die Gesetze des Werdens hatte, ahnte die Stunde voraus und begrüßte sie schicksalsfromm als das erlösende Gewitter in unerträgbarer Schwüle.

Wir sehen heute die Dinge anders, als wir sie bei Kriegsausbruch sahen. Wir verneinen vieles, was wir damals bejahten. Eine zornige und büßende Erkenntnis ist wie eine große Woge über unser Volk hinweggegangen. Wir wissen heute, der Glaube, daß der Krieg die Wiedergeburt Deutschlands bedeute, war ein Irrtum. Aber eines sollen und brauchen wir uns durch alle schmerzliche Erfahrung und Erkenntnis nicht nehmen lassen, zu diesem einem dürfen wir auch heute noch aus ganzer Seele Ja sagen; das ist das Erlebnis des August 1914. Denn dieses Erlebnis, das uns alle damals bis ins Innerste faßte und durchschütterte, was war es denn in seinem Tiefsten und Wesentlichen? Nicht Kriegstaumel, Schwerttrausch, imperialistische Hetze — wer das behaupten wollte, der müßte diese Tage schmerzvoll tiefer Opferseligkeit nicht mit durchlebt haben. Es war das heiße, hinreißende Erleben der Volkseinheit, des Brudertums, das uns alle wie eine blitzhafte Offenbarung durchflammte. Dieses Wegfallen aller Grenzen und Schranken vor der großen Gemeinsamkeit der Not, die nackte Gleichheit alles Menschentums vor den Schicksalsgewalten Leben und Tod, die uns auch dem Fremdesten die Hände hinzustrecken, die Seele aufzutun trieb: Bruder! Schwester!

Die Glut dieses heiligen Erlebnisses war erschreckend bald niedergebrannt. Aber konnte es auch nicht von Dauer sein, so war es doch kein Irrtum. Es war nur das Vorwegnehmen einer Erfüllung, für die die Zeit noch nicht reif war, das prophetische Aufleuchten eines Zieles, von dem uns noch ein weiter und schwerer Weg trennte. Ehe wir ihm näherkommen, ehe wir das Zukünftige auch nur aufdämmern sehen konnten, mußten wir erst in unvergeßbar furchtbaren Jahren durch die Tiefen des Todes gehen, mußte noch einmal in der Hölle dieses Weltkrieges die alte mammonistische Weltordnung alle ihre dunklen und brutalen Mächte hemmungslos auf die Menschheit loslassen, da-

mit sie sich selbst durch ihre anarchische und zerstörende Wesensart das Todesurteil spreche. Was wir in diesen Kriegsjahren an Verlogenheit, Wuchergeist, Roheit, Machtgier und nackter Ichsucht erlebten, das bedeutet den innerlichen Bankerott der alten Gesellschaftsordnung und rechtfertigt ihren Untergang.

Der äußere Bankerott dieses Weltkrieges konnte naturgemäß nur eine Seite der kriegführenden Völkergruppen treffen, und es war letzten Endes ein einfaches Rechenexempel, daß er die Mittelmächte und vor allem Deutschland treffen mußte. Der innere Bankerott des alten Systems trifft, da alle Völker an dem Aufbau des Mammonismus gleich schuldig sind, Sieger und Besiegte gleichmäßig. Nur eine Frage der Zeit ist es, wann dieses innerlich schon erfüllte Schicksal sich auch äußerlich sichtbar vollzieht. Denn der Vollstrecker des Schicksalsspruches, die Weltrevolution, ist auf dem Wege.

Als im Jahre 1917 die schon längst schwelende russische Revolution mit elementarer Gewalt losbrach, lag die Bereitschaft zum Ausbruch, durch den übermenschlichen Druck der Kriegsjahre aufs Höchste gesteigert, mehr oder weniger in allen kriegführenden Völkern Europas wie Zündstoff, der auf den Funken wartet. Aber nur in Rußland konnte die Revolution gleich als Weltrevolution geboren werden.

In dem Augenblick, da sie hier losschlug, war sie schon keine rein russische Angelegenheit mehr, sondern Sache aller Völker, der Menschheit. Was sie dazu machte, war die Verschmelzung marxistisch-sozialistischer Theorien mit der tiefen religiösen Menschheitsidee, die aus der Tiefe dieser jahrtausendalten halbasiatischen Volksseele aufstieg — der Idee des brüderlichen Menschentums. Zwar nimmt der Sozialismus diese Idee auch für sich in Anspruch. Aber bei ihm ist sie Theorie, die erst verwirklicht werden soll, ist sie Ziel. In der russischen Seele ist sie Ursprung, religiös verwurzeltes tiefstes Wesen. Nicht erst zu schaffen, sondern selbstverständlich vorhanden. Nicht letzte Sehnsucht, sondern erste Triebkraft. Freilich prallte sie jetzt sofort wieder zusammen mit dem Klassenkampfgedanken des Sozialismus, und aus diesen beiden Gegensätzen wuchs der heutige chaotische Zustand Rußlands, wuchs der Bolschewismus, der im Namen der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit ungezählte Tausende hinmordet und die reine Idee in den Blutströmen des roten Terrors ersäuft. Der bolschewistische Terror entspringt nicht etwa nur der Roheit der unbewußten russischen Volksmassen, sondern ebenso und mehr dem bewußten Fanatismus der Führer, die um einer künftigen ungeborenen Menschheit willen die lebende schonungslos opfert, er ist ein furchtbarer und unbedingter Idealismus, Fernstenliebe auf Kosten der Nächstenliebe. Das Geburts- und Versuchsland der neuerwachten Menschheitsrechte bringt sich so wieder einmal, wie seinerzeit das Frankreich der Revolution, der Mensch-

heit zum Opfer. Aber gerade Opfer und Bluttaufe iſt es, was die Idee braucht, um ſtark und unſterblich zu werden. Und ſo konnte aus dem tragiſchen Schickſal dieſes ſich verblutenden Rußlands die Revolution geboren werden, die die weltverjüngende, ſchöpferiſche, die heroiſche Revolution war. Mag Rußland jetzt ſterben, die Idee lebt. Und ſie ſamt weiter. —

Es iſt ein ſtrenges, vergeltendes Geſetz der Geſchichte, das den Siegern von Breſt-Litowsk nicht nur das gleiche Kriegsſchickſal der Beſiegten auflegte, ſondern ihnen auch zugleich als erſten die Funkenſaat ihrer Revolution ins eigene Land warf, die bald zu roter Lohe aufſchlagen ſollte. Aber in dieſer Vergeltung lag zugleich Gnade und Geſchenk des Schickſals, lagen alle Möglichkeiten einer neuen deutſchen Zukunft.

Wer zukunftgerichtet lebte, der ſpürte im Erlebnis des 9. Novembers, des Tages der deutſchen Revolution, etwas das den Auguſttagen des Jahres 1914 verwandt war. Etwas vom Geiſte eines neuen brüderlichen Menſchentums, das nach jahrelangem Druck aufatmend die alte erſtarrte Form ſprengte, um ſich ſelbſt die neue lebendige zu ſchaffen. Ein ſtarker erlöſender Zukunftsglaube einte und ſchlug Brücken, und über einer neuen Gemeinſamkeit der Hoffnung vergaßen wir die furchtbaren Laſten, die die Gegenwart uns, dem beſiegten und zuſammengebrochenen Volke, auflud.

Bitterſte Erfahrung, daß auch dieſer 9. November Täuſchung, Enttäuſchung werden mußte wie der Auguſt 1914 es geworden war. Zwiſchen dem Damals und dem Heute liegen nur wenige Monate. Wie ſieht es heute im revolutionären, neuen Deutſchland aus?

Statt gemeinſamer Zuſammenarbeit zum Wiederaufbau, zur Rettung aus dem Zuſammenbruch ein tiefer furchtbarer Riß, der das deutſche Volk in zwei feindliche Lager ſpaltet. In einem erbitterten Wahlkampf der Klaſſenhaß zwiſchen dieſen Lagern von ſämtlichen Parteien ſkrupellos als Agitationsmittel ausgebeutet, von gewalttätig radikalen Elementen in täglicher Wühlarbeit noch dauernd aufgepeitſcht. Gemeinſamkeit, Brüderlichkeit verengt ſich in den Köpfen zu einem Begriff, der nur innerhalb der Partei möglich iſt. Darüber hinaus gibt es nur Handgranaten und Maſchinengewehre. Das eigene Privat- und Klaſſenintereſſe iſt beſtimmend, und ſtößt es mit dem Gemeinintereſſe zuſammen, ſo wird dieſes rückſichtslos über den Haufen gerannt. Das gilt ebenſo für die einzelnen Parteien, die A.- und S.-Räte, die Einzelfreiſtaaten mit ihrem Partikulareigenſinn, wie für den heutigen deutſchen Maſſenmenſchen, in dem ſich die moraliſche Aufweichung der Kriegsjahre mit Ellbogenfrechheit paart. Die Folge iſt eine erſchreckende Atomiſierung Deutſchlands. An Stelle innerer Verbundenheit der Volksgenoſſen in gemeinſamer Not das Mißtrauen Aller gegen Alle. Die

stumme Frage: Bruder oder Feind? springt bei jedem Begegnen auf der Straße zwischen Mensch und Mensch im Blicke auf. Wer feine Organe hat für die seelische Atmosphäre, der kann kaum atmen in der haßgeladenen Luft, die uns heute umgibt. Geladen von dem Haß, der, durch vier Kriegsjahre künstlich aufgepeitscht, sich nach außen entlud, der jetzt in der Verzweiflung des Zusammenbruchs wie in einem chemischen Prozeß nach innen zurückschlägt und diesem fiebernden, erbitterten, verhungerten und verhetzten Volk die Seele und die letzten Kräfte vergiften will.

Gewiß, Revolution ist Kampf der Kräfte, chaotisches Wogen der Gegensätze. Doch über dem Chaos muß der Geist schweben, es muß ein Ringen um Ideen sein, über und aus denen am Ende ein großer Menschheitsgedanke siegend, einigend aufsteigt. Aber was ist heute in den Köpfen, den fanatisierten Willen der breiten Masse der Gegenstand, um den es sich bei diesem Kampfe dreht? — Wenn wir nüchtern und unerbittlich aufs Letzte gehen, wenn wir den Mantel demokratischer, nationaler, sozialistischer Phrase herunterreißen und der Wahrheit Auge in Auge sehen — so finden wir nichts darunter als das goldene Kalb, den alten Götzen Mammon, den Besitz!

Daß bei einer Neuordnung der Dinge die Frage der gerechten Verteilung der Lebensgüter mit in vorderster Linie steht, versteht sich von selbst. Man kann über die Durchführung dieser Neuordnung rein sachlich verschiedener Ansicht sein. Aber der Kampf um sie darf nur geführt werden aus dem Geist der Gerechtigkeit und des Opfers heraus. Er darf nur vom Gemeinschaftsgefühl, nicht von der Ichsucht bestimmt werden. Was sich heute aber erbittert hassend bekämpft, das ist eine zäh in den Besitz verklammerte kapitalistische Schicht auf der einen Seite, auf der anderen ein Proletariat, für das ebenso materielle Gier das Treibende, und der Grundsatz „ôte-toi que je m'y mette" Idee der Revolution ist. Kriegsgewinnler und Revolutionsgewinnler. Zwischen beiden eine Schicht von Opportunisten, die hinhorchen, wo etwa der Wind der Zukunft weht, um rechtzeitig den Mantel danach zu drehen.

Wo ist in diesem haßvergifteten Kampf um das Materielle, wo ist der große Menschheitsgedanke geblieben, wo das erlösende Brudertum? — In den Parteien? Aber sie sind Zweckverbände zur Erreichung äußerer Ziele! Wo der Geist, der da von Innen heraus erneut und wieder verjüngt? — Aber es ist noch der gleiche Geist des Mammonismus, nur in anderer Maske, der uns beherrscht und betrügt! — Wo die Menschen, die da bereit sind zum Opfer, die den Willen und den Mut haben zum Letzten, Unbedingten, zur innersten Wahrhaftigkeit? Wo ist bei uns in Deutschland die schöpferische, die große, die heroische Revolution?

Die Männer der Tat haben unsere deutsche Revolution gemacht. Aber Tat aus äußerem Antrieb zeugt nur Äußerliches, leere Form oder Unform. Soll Tat Schöpfung sein, muß sie aus dem Geist heraus geschehen. Wir sind auf dem Wege, über der Tat den Geist zu verlieren. Tagtäglich wächst die Zahl jener, deren anfänglicher froher Zukunftsglaube an ein neues Deutschland der Revolution in tiefe Enttäuschung umschlägt, weil sie eine Revolution des Geistes erhofften, und nun erleben müssen, daß es nur eine neue Herrschaftsform der Materie wird — weil sie an einem Reich der Menschenbruderschaft mitbauen helfen wollten, und sehen statt dessen ein Reich des Chaos wachsen, in dem Hader und Klassenhaß Parole sind.

Wollen wir weiter zusehen, wie unsere deutsche Revolution in der Materie verstockt, in Kämpfen zwischen Gier und Trieb sich zerreißt? Willensschwäche und Ideenarmut spricht aus dem fatalistischen Einwand, daß die russische Entwicklung auch diesen Weg genommen habe und das deutsche Volk die gleichen Phasen der Revolution durchmachen müsse. Seit wann ist das uns innerlich tief verschiedene halbasiatische Slaventum Vorbild und Schrittmacher germanischen Geistes? Die Weltrevolution hat freilich in Rußland ihre Geburt gehalten, aber sie ist Sache der Menschheit. In jedem Volk, das für sie reif ist und sie aufnimmt, muß sie aus seinem eigenen Geist heraus wiedergeboren werden. Dadurch, daß wir sie aufnahmen, ist sie unsere Tat und unser Werk geworden, und wenn Rußland des Chaotischen und Triebhaften in ihr nicht hat Herr werden können, so ist diese Aufgabe damit auf unsere Schultern gelegt. Germanischer Geist ist von jeher schwer und ringend, aber er ist immer positiv, aufbauend, nie negativ. Er trägt Chaos in sich, doch nicht das Chaos der Zerstörung, sondern der Schöpfung. Sollte dieser Geist heute ganz tot oder entartet sein?

Wollen wir nicht an unserer deutschen Revolution verzweifeln, so gilt es, das in ihr zu retten, was Keim zu neuer Schöpfung ist. Das sind nicht wirtschaftliche, politische Bildungsformen. Sie alle sind damit verknüpft, aber nicht identisch, sie sind die Teile ohne das geistige Band. Unter ihnen, unter der Fülle äußerlicher Reformprogramme droht das verschüttet zu werden, was das Wesentliche für uns ist: der große Menschheitsgedanke.

Die Männer der revolutionären Tat können ihn uns nicht mehr retten. Tat ist heute gleich Partei. Tat ist auf dem Wege, völlig geistfremd, rein materiell bestimmt zu werden. Retten kann nur der Geist.

Es wird das Entscheidende für unser Volk sein, ob es gelingt, den Geist wieder in die Tat hineinzuwerfen, sie ihm zu unterwerfen, und sein Führerrecht zu wahren. Die den Geist vertreten sollten, stehen heute abseits, zurückgedrängt, enttäuscht und verstummt. Oder — was

noch ſchlimmer iſt — ſie haben ſich blindlings einer Partei verſchrieben und ſetzen ſich ein für deren materielle kurzfriſtige Ziele.

Geiſt kann aber nicht Partei ſein, denn Partei iſt Beſchränkung. Wenn er es wird, entgeiſtet er ſich, verneint er ſich ſelber. Nimmt er die äußere Form der Partei an, ſo kann er es nur tun wie der Gott des Erlöſermythus, der Menſchengeſtalt annimmt: um die Form zu ſprengen. Um das Menſchentum zu vergöttlichen. Um Partei in Menſchheit zu wandeln.

Dieſer Geiſt, der uns nottut, kommt nicht vom Intellekt her, iſt kein Vorrecht der Bildung. Er ſteigt aus viel tieferen Quellen. Sein Träger konnte ſo gut der mythiſche Königsſohn vom Ganges ſein wie der jüdiſche Zimmermannsſohn. Ebenſogut der fromme Bruder von Aſſiſi wie der ruſſiſche Dichter. Jakob Böhme ſo gut, der Schuſter von Görlitz, wie der Arbeitersſohn und ſchöpferiſche Sozialethiker von Jena, Ernſt Abbe.

Dieſen Geiſt brauchen wir heute, ſo nötig wie Brot für unſern Hunger, wie Luft zum Atmen. Schon im Deutſchland der Vorkriegszeit keimte er da und hier. Der Krieg hat erbarmungslos zertreten, was Unechtheit und Halbheit des Geiſtes war. Aber wo er echt war, iſt ihm aus der unerhörten Not dieſes Erlebens der Wille zum Letzten, Unbedingten, zur höchſten Forderung zwingend gewachſen. Die Revolution des Geiſtes, des Menſchentums war da und glühte, Feuer unter der Aſche, ehe die ſoziale und politiſche Revolution losſchlug. Soll ſie ſich heute erſticken laſſen von dieſer Revolution der äußeren Form, die ohne den Geiſt doch ewig nur Stückwerk bleibt?

Es iſt nicht wahr, daß heute nur die Zeit der Tat iſt. Lauter denn je ſchreit ſie nach ſchöpferiſchem Geiſt. Nach den Menſchen ruft ſie, die ſeine Stimme ſind. Menſchen der Innerlichkeit und der Idee, Künder und Künſtler ruft ſie, Franziskusnaturen, Gottſucher und Propheten. Die neue Jugend ruft ſie, alle die Boden geweſen ſind für den Samen der Zukunft. Jeden ſchlichteſten Menſchen ruft und braucht ſie, wenn er nur glühend genug, nur opferwillig genug iſt, um Werkzeug dieſes Geiſtes, Träger des großen Menſchheitsgedankens zu ſein.

Denn es gibt in dem wachſenden Chaos des Heute nur den einen rettenden Menſchheitsgedanken, der die Kraft hat, Brücke zu werden über den Riß von Klaſſenhaß in unſerem Volke, die Geſellſchaft von innen her zu erneuen. Einen Gedanken, uralt und abgegriffen als Wort und als Forderung an die Menſchheit, aber jung immer noch, neu und unerfüllt als Tat und als Wirklichkeit: den Gedanken des erlöſenden Brudertums. Das Chriſtentum, dieſer früheſte Sozialismus, war der erſte Verſuch großen Stils, ihn durchzuſetzen. Aber das Chriſtentum ſtellte ſeinen Brudergedanken auf die Barmherzigkeit. Für uns

heute hat das Wort Barmherzigkeit im ſozialen Sinn einen geheimen Stachel. Barmherzigkeit iſt eine jämmerliche Abzahlung auf die ſoziale Schuld, die die Geſellſchaft trägt. Mehr als Almoſen iſt Gerechtigkeit. Auf Gerechtigkeit ſteht unſer Brudergefühl heute. Und unſer ſoziales Gewiſſen erträgt es nicht, ſie wie das Chriſtentum auf ein geträumtes beſſeres Jenſeits zu verſchieben.

Denn, wenn das Chriſtentum rein jenſeitig gerichtet, Abkehr von der Welt war, ſo kennt unſer heutiges religiöſes Gefühl keine Trennung von Diesſeits und Jenſeits, weil ihm beide eins ſind. Es will ſich nicht abkehren vom Leben, ſondern will ſich von ihm durchſtrömen laſſen, es ſelbſt wieder von Innen heraus durchglühen und dadurch überwinden. Je inbrünſtiger diesſeitig, je gottnäher weiß es ſich.

Aber diesſeitig bedeutet nicht der Materie verknechtet, nur materiell gerichtet. Es iſt Fluch und Betrug der Materie, daß die proletariſchen Maſſen den ſozialiſtiſchen Gedanken nur materiell auffaßten. Daß ſie es taten, war freilich weniger Schuld des Sozialismus — obgleich deſſen Verankerung in einer rein materialiſtiſchen Weltanſchauung dazu mithalf — als Schuld der mammoniſtiſchen Geſellſchaft. Aber er hat dadurch nur ſeine negativen Seiten entwickelt auf Koſten ſeines großen poſitiven Gedankens.

Dieſen poſitiven Gedanken des Sozialismus gilt es heute zu retten, zu rufen, lebendig zu machen, wenn die deutſche Revolution noch eine ſchöpferiſche werden will. Es gilt, ihn vom Parteigedanken zum Menſchheitsgedanken zu weiten. Ihn aus dem Geiſt heraus neu zu erſchaffen.

Darum braucht der Sozialismus den Geiſt. Nicht den Geiſt des Chriſtentums oder ſonſt einer menſchlichen Gebundenheit, ſondern den namenloſen und freien, der ewig jung aus den Quellen ſteigt und zu Religion umſchafft, was er durchſtrömt. Will der Sozialismus ſeine Revolution ohne ihn führen, ſo wird er eine Halbheit, eine Äußerlichkeit, eine leere Form zuſtande bringen. Wenn aber der Geiſt und der ſozialiſtiſche Gedanke ſich verbinden, ſo werden ſie die neue Religion der Menſchheit zeugen. Nun aber bleibet Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, dieſe drei; aber die Brüderlichkeit iſt die größte unter ihnen!

Wir rufen den Geiſt. Wir zertretenes, zerbrochenes, verhetztes und führerloſes Volk rufen den Geiſt. Auch wenn wir ihn nicht bewußt rufen, ja wenn wir uns ihm widerſetzen. Gerade unſere Dumpfheit, unſer Haß, unſere blinde Hilfloſigkeit ruft den Geiſt, der da von innen erneut. Veni creator spiritus!

Aber wenn wir heute zu dieſem Geiſte beten: Dein Reich komme! ſo rufen wir damit nicht einen Geiſt an, „der nur von außen ſtieße", der über uns ſchwebte und Wunder tun ſollte. Wir rufen die Kraft in uns ſelbſt. Aus ihr allein kann kommen, was uns erneut. Aus ihr allein kann Deutſchland wiedergeboren werden.

Revolution ist nicht etwas, das mit uns geschieht, sondern das wir schaffen. Wir, jeder Einzelne unseres Volkes. An uns ist es, sie zu dem zu machen, was sie sein kann, was das Endziel aller Revolution ist: Forderung eines Letzten, Unbedingten, eines neuen brüderlichen Menschentums; heroische Revolution. Und diese Forderung hat jeder nicht an den anderen zu stellen, an den politischen Gegner, sondern an die eigene Partei; vor allem aber an sich selbst!

Revolution ist Aufgabe. Revolution ist Prüfung. Hast du Volk nicht mehr die schöpferische Kraft zu dieser Aufgabe, so bist du es wert, an ihr zu zerbrechen.

Wir rufen den Geist!

Eugen Diederichs / Vom Mythos des unerlösten Gottes*

Ernst Boldt zitiert im Novemberheft in seinem Aufsatz „Philosophie und Theosophie" das Wort Schellings „Die Zukunft werde eine Wiedergeburt des esoterischen Christentums bringen", d. h. eine neue höhere Form des religiösen Bewußtseins, in der Kunst, Philosophie und Religion eine in sich geschlossene Einheit bilden werden. Er sieht diese Einheit, „das Johanneische Zeitalter" in der Ausbildung des spirituellen Denkens, in der übersinnlichen Wahrnehmung, die durch bestimmte Meditations- und Konzentrationsübungen zu erlangen ist, und die durch innere Gesichte zu verborgenen Wahrheiten, wie der Wiederverkörperungslehre kommt. Letztere ist der religiöse Schlußstein der Theosophie, sie entspringt dem primitiven Denken, das Zeugungsvorgänge und Vererbungseigenschaften sich nicht erklären kann, die das Schicksal, das jeder durch den leiblichen Zusammenhang mit früheren Generationen in sich trägt, übersieht, um dafür dem Einzel-Ich recht viele Lebensmöglichkeiten durch Inkarnationen vorzugaukeln. Ein solches Denken entspricht dem klimatischen Einfluß des Orients, es kennt nicht den schöpferischen Gestaltungsdrang des europäischen Geistes. Für diesen hat daher die Theosophie, abgesehen von mancherlei praktischen geistigen Konzentrationsübungen, nur insoweit Wert, als sie ihn orientiert, wann dieser Drang ins Materielle sinkt. Darum blüht jetzt die Theosophie, weil es dem geistig gerichteten Menschen vor dem Materialismus des naturwissenschaftlichen Denkens ekelt.

Auch der europäische Mensch weiß, daß seine höchste Kraft „die innere Gerichtetheit des Unbewußten auf den Geist" ist, er

* Als Fortsetzung des Aufsatzes: „Das Kommen des dritten Reiches" im Dezemberheft 1918.

gewinnt aber diese innere Gerichtetheit weniger durch Spekulieren, als durch schöpferisches Wirken, durch Herausarbeiten seiner inneren Kräfte, deren er sich dadurch bewußt wird. Der schöpferische Funke, Selbstkritik und instinktives Gewissen werden in ihm zu einer Einheit des Ich-Kristall. Er ist in seiner tiefsten Anlage pantheistisch.

Arthur Drews betont im Septemberheft in seinem Aufsatz „Der deutsche Gott" sehr richtig: Für uns ist Gott kein äußerliches, sondern ein inneres, kein außerweltliches (metaphysisches), sondern ein innerweltliches (immanentes), den Dingen und Individuen selbst unmittelbar einwohnendes und darum auch rein geistiges Subjekt, nicht der Schöpfer oder Vater, sondern das metaphysische Wesen der Individuen und Gegenstände, der geheimnisvolle „Grund" und innerste „Kern" des Daseins, dem wir daher auch kein eigenes Bewußtsein zuerteilen können, weil ein solches einen Gegensatz zwischen Gott und Welt begründen würde, mit dem wir uns folglich auch nicht in ein Verhältnis auf Du und Du im Sinne eines solchen zweier voneinander verschiedener Persönlichkeiten stellen können, weil die Annahme der Persönlichkeit Gottes diejenige seines Bewußtseins voraussetzt und ohne diese ihren Sinn verlieren würde.

Es ist wohl noch wenig bekannt, daß der Philosoph Arthur Drews, der Erreger des Streites um den historischen Jesus, während des Weltkrieges einen wirksamen Einfluß auf die freireligiöse Bewegung in Deutschland, zumal die der badischen Gemeinden gewonnen hat, indem er das religiöse Suchen unserer Zeit auf den immanenten Gott bezog. Dadurch ist die freireligiöse Bewegung über ihr individualistisches Aufklärertum hinausgekommen und wieder positiv religiös geworden. Sie beginnt jetzt auf der deutschen Mystik zu fußen, für die der persönlich gedachte Gott, der wie ein Vater sich um das Geschick jedes einzelnen Menschen kümmert, eine fremde Vorstellung ist, weil sie alles Gottgefühl ins Innere als ein dunkles Bewußtsein des Zusammenhanges der Einzelseele mit der Allseele und deren Mitschwingen im Kosmos legt. Mit dem endgültig klaren Verzicht auf den menschlich persönlich gedachten Gott entschwindet der Boden für jenes religiöse Kompromißlertum, das mit der Unvollkommenheit der Welt zurecht kommt, indem es die Vollkommenheit alles Wirkens ins Jenseits verlegt.

Die Individualität der Erde beginnt und endet in kosmischen Geschehnissen. Diese Erkenntnis formuliert und damit die Religion entscheidend über den Jehovaglauben hinausgehoben zu haben, ist das Verdienst Meister Eckeharts in seiner Predigt von des Geistes Ausgang und Heimkehr, in der er zwischen „Gott" und „Gottheit" deutlich unterscheidet. Warum schweigt sich die protestantische Theologie über solche wesentliche Formulierungen völlig aus, warum stochert sie

immer nur in Luther herum? Es heißt dort: „Abermals will ich nie Geſagtes ſagen: Gott und Gottheit ſind verſchieden wie Himmel und Erde; aber vor allem: Auch der innere und der äußere Menſch ſind ſo verſchieden wie Himmel und Erde! Freilich, Gott ſteht um viele tauſend Meilen höher: Aber auch Gott wird und vergeht ... Da alle Kreaturen ihn ausſprechen, da wird Gott. Als ich noch im Grunde und Boden der Gottheit weilte, in ihrem Strome und Quell, da fragte mich niemand, wohin ich wollte, oder was ich täte: da war niemand, der mich hätte fragen können. Erſt indem ich ausſtrömte, kündeten alle Kreaturen Gott. Fragt man mich: „Bruder Eckehart, wann gingt Ihr aus dem Hauſe? — Eben war ich darin! — Von Gott alſo reden und künden alle Kreaturen. Und warum reden ſie nicht von der Gottheit? — Alles, was in der Gottheit iſt, iſt Eines, und von dem kann man nichts reden! Nur Gott tut etwas; die Gottheit tut nichts, ſie hat nichts zu tun: in ihr gibt es nichts zu tun, und umgeſchaut danach hat ſie ſich auch nie. Gott und Gottheit ſind unterſchieden als Tun und Nichtstun!“

Alſo, um mit Meiſter Eckehart den „tuenden Gott“ zu erkennen, kommt es auf Hören der inneren Stimme an, die Bewegung will, von der Gottheit oder in unſerem Sinne von der „Allſeele“ ſpricht man nicht, man ruht ſchweigend in ihr und fühlt ſich durch ſie verbunden mit jeder Kreatur.

Dieſe höhere Form religiöſen Bewußtſeins, das aktiv und paſſiv, männlich und weiblich zugleich iſt, iſt eſoteriſch und darum kann jener Paſtor, der nur Schäflein hütet, nichts mit ihr anfangen. Er hat ja das vergangene Chriſtentum als Erbe zu verwalten, und nicht das zukünftige zu ſuchen. Gewiß hat das einſeitig dualiſtiſch orientierte Chriſtentum auch heute noch Aufgaben genug: Menſchen, in denen die Gier ungezügelt iſt, dem Soll gegenüber zu ſtellen und ihnen die Wiedergeburt im Geiſte, die Selbſtüberwindung als göttliches Gebot zu zeigen. Aber ſeine Kraft iſt erlahmt, weil Wortglaube an die Stelle innerer Erfahrung trat, weil es von Vorbildern der Vergangenheit redete, aber nicht an neuen Vorſtellungen ſchuf. Wohl noch nie in der Geſchichte des Chriſtentums iſt das Vorbild „Jeſus“ ſo intenſiv verherrlicht worden wie in den letzten Jahrzehnten und wohl noch nie hat das Chriſtentum ſo wenig Einfluß auf die Bildung neuer Sitte gehabt, wie in unſeren Tagen. Wie fern ſteht die Kirche der arbeitenden Klaſſe.

Das „Chriſtustum“ der Zukunft muß ſich, will es zu neuen Aufgaben bereit ſein, vom „Jeſutum“ mit ſeiner Vorſtellung von perſönlichem Weiterleben auf Himmelswieſen deutlich unterſcheiden. Es muß organiſch von dem religiöſen Mittelpunkt der menſchlichen Individualität aus eine geiſtig durchdrungene Bildungsform ſchaffen. Der Menſch muß

ſich voll in die reinen Naturbedingungen alles Lebens einordnen, ſtatt ſich idealiſtiſch von ihnen loszureißen. Er muß aus naturloſer Jenſeitigkeit zu einer gegenwärtigen Verſöhnung gelangen. „Gerade in der letzten Einigung mit der Natur wird das Chriſtentum ebenſo zur rein ſittlichen (nicht mehr ſelbſtiſch-idealiſtiſchen) Erhebung über ſie, wie es ſie zur wahrhaft weihevollen und geiſtdurchdrungenen Heimat des Menſchen macht" (Karl Chr. Planck).

Jede Individualität iſt endlich bedingt und kann ſich über ſich nur durch menſchlich univerſelles Wollen und Wirken erheben. Durch Arbeit an ſich, durch Wirken für andere offenbaren ſich uns täglich von Neuem die Geſetze geiſtigen Werdens, durch die wir zur Erlöſung gelangen.

Alles Leben iſt tragiſch, und darum müſſen wir es heroiſch bezwingen. Nicht Selbſtkultur gilt es zu treiben, die zu genügſamer Abſchließung führt, ſondern Kampf um die Verwirklichung des Geiſtes zu ſuchen. Er iſt der Weg zum Chriſtus und damit zur Erlöſung Gottes und zugleich zur Selbſterlöſung.

Der Weltkrieg ſchafft die Situation, daß die wirtſchaftlichen Dinge durch den Geiſt erlöſt werden müſſen. Wer Augen hat zu ſehen, wer Ohren hat zu hören, ſieht und hört jetzt: den unerlöſten Gott, der uns ruft. Er ruft, daß er Werk werde.

Spricht nicht in folgenden Verſen Rainer Maria Rilke vom „Werk Gott":

„Werkleute ſind wir: Knappen, Jünger, Meiſter,
und bauen dich, du hohes Mittelſchiff.
Und manchmal kommt ein ernſter Hergereiſter,
geht wie ein Glanz durch unſre hundert Geiſter
und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.

Wir ſteigen in die wiegenden Gerüſte,
in unſern Händen hängt der Hammer ſchwer,
bis eine Stunde uns die Stirnen küßte
die ſtrahlend und als ob ſie alles wüßte
von dir kommt wie der Wind vom Meer.

Dann iſt ein Hallen von dem vielen Hämmern,
und durch die Berge geht es Stoß um Stoß.
Erſt wenn es dunkelt, laſſen wir dich los:
Und deine kommenden Konturen dämmern.

Gott, du biſt groß!"

Gottes Rufen nach Erlöſung lebt auch in jenen, die über ihr Ich die ſoziale Gemeinſchaft ſtellen, es lebt aber nicht in denen, die die Religion zu einem Glauben an Nation oder Staat entwickeln möchten. Es iſt geradezu beſchämend zu ſehen, wie liberale theologiſche Vertreter des Proteſtantismus in ihrer Hülfloſigkeit jetzt unter der Wirkung des Krieges zu der Forderung kommen, die Kirche müſſe im Staate auf-

gehen. Die folgerichtige Entwicklung des Werkes Luthers sei: „daß die Kirche eine sowohl keinen Staatsbürger vergewaltigende als auch keine freie religiöse Gemeinschaftsbildung ausschließende Veranstaltung der Staatsgemeinde zur Ausmünzung des religiösen Erbes ist, der Staat aber der nächste gottgewollte Schauplatz der soweit möglichen Verwirklichung der ewigen Stimme, während jede das Reich Gottes als irdische Gemeinschaft vorstellen wollende Kirche notwendig, wenn schon nicht äußerlich, so doch innerlich in die Brüche geht?"* (Richard Rothe.)

„Gott wird und vergeht" sagt Meister Eckehart. Er „wird" nicht nur im Menschen, sondern durch ihn hindurch in der menschlichen Kultur, in der er nicht vergeht, sondern durch die er sich selbst auswirkt. Das ist der Fortschritt über Meister Eckehart hinaus, daß 600 Jahre Weiterentwicklung uns in den Stand gesetzt haben, den Kulturbegriff zu vertiefen und ihn religiös als Lebensordnungen zu fassen, die sich zum Zweck des Durchbrechens geistiger Welten entwickeln.

Es sei noch einmal gesagt, man kann nicht zugleich an den jenseitigen Jehova-Vater-Gott und an den immanenten Gott in der Natur glauben, man muß sich für das eine oder das andere entscheiden. Es kann sich auch nicht darum handeln, den Lebensvorgang gleich Gott zu setzen, sondern das Leben zeigt durch die Ideen, die es entwickelt hat und noch weiter entwickeln wird, das Ziel zu Gott und damit das Ziel der Ich-Entwicklung.

Das Erarbeiten dieses Zieles ist himmelweit unterschieden von der geoffenbarten, christlichen Sittlichkeit, auf die sich die Kirche als Heilshüterin aufbaut, und von allen kirchlichen Begriffen von Schuld, Sünde, Erlösung und Gnade. Hier steht Autonomie zum Beginn, dort Autorität als grundlegender Anfang. Nicht um ein Frommsein von Anbeginn handelt es sich für unser heutiges Lebensgefühl, sondern um ein Frommwerden aus den verschiedensten Anlagen heraus. Die Wege dazu sind verschieden und des Menschen Schicksal ist, sie selbst suchen zu müssen.

Gott als letzter Grund, in dem wir ruhen, ist kosmisch und darum uns verbunden. Er ist wirkliche Lebensmacht, und wer ihn erlebt hat, der lebt mit dieser Macht und erkennt sie als Wirklichkeit. Er läßt sich nicht mehr auf logische Spitzfindigkeiten ein. „Ich will, denn ich muß", damit kommen wir auf die Urworte des alten Goethe, zu denen er sich in jenen feierlichen Tagen auf Dornburg, da sein Geist sein und alles Leben im hellsten Licht göttlicher Wirkung sah und sich zueignete, erhob: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut". Im Lichte dieser

* Hans Müller-Röcknitz, Der Weg zur deutschen Weltanschauung. Hilfe 1918. 15. August.

Auffaſſung wird das menſchliche Wirken nicht unterbunden, ſondern im Gegenteil von dem ihm anhaftenden Krampfe befreit. Es wird in die Sphäre der Schickſalshaftigkeit geſetzt und von der Sonne einer Lebensſtimmung beſtrahlt, die wagt, auch zu dem dunklen Geſchehen des Leidenmüſſens und der Verſchuldung ja zu ſagen.

Darum lehnen wir im bewußten Gegenſatz zu Friedrich Niebergall (im Septemberheft) deſſen Vorſtellung ab, daß mit dem Weltkrieg der Gott der Furcht und des Grauſens der alten jüdiſchen Geſchichte uns wieder ſein Geſicht gezeigt habe. Jede weitere Vertiefung der Gottesvorſtellung muß auf Vereinfachung hinausgehen, ſie muß immer geiſtiger und zugleich umfaſſender werden. Die Religion aber kann nicht mehr länger ſpekulativ für ſich allein daſtehen, möge ſie darum im Verein mit Wiſſenſchaft und Kunſt bald das von Schelling prophezeite „Johanneiſche Zeitalter" heraufführen. Ihr tiefſter Grund iſt das kosmiſche Gefühl im Menſchen, das ihn intuitiv handelnd auf das Geiſterlebnis gerichtet ſein läßt.

Soll aber Chriſtus wieder in der Menſchheit auferſtehen — und das iſt ja der tiefere Sinn des Oſterfeſtes, das nicht Vergangenheit, ſondern Zukunft feiern will — ſo kann es nur dadurch geſchehen, daß die Menſchen als ihre gemeinſchaftliche Aufgabe fühlen, Gott zu erlöſen, indem ſie den Geiſt, der an die Materie gebunden iſt, zur Herrſchaft über ſie führen.

Sie werden das aber nicht eher tun, als bis die Maſſe tyranniſch herrſcht und die Geiſtigkeit in chaotiſcher Not unterzugehen droht. Dann werden Propheten mit Zungen reden, dann werden ihre Denker die Menſchheit ſyſtematiſch zur Umkehr zwingen,* dann werden die Künſtler neue Symbole für den Mythos des unerlöſten Gottes geſtalten.

Arthur Drews / Der unerlöſte Gott

Daß Gott leidet und, ebenſo wie die Menſchen, der Erlöſung bedürftig iſt, erſcheint wohl als ein äußerſt befremdlicher Gedanke. Aber doch nur demjenigen, der im Gedankenkreiſe des jüdiſch-chriſtlichen Theismus aufgewachſen iſt, und auch dieſem wohl nur im erſten Augenblicke.

Oder wer erinnerte ſich nicht der zahlloſen leidenden und ſterbenden Götter, die im religiöſen Bewußtſein des Altertums eine ſo bedeu-

* Ich verweiſe eindringlich auf das im Herbſt 1918 erſchienene Werk von Hans Freyer, Antäus, Grundlegung einer Ethik des bewußten Lebens. Verlag von Eugen Diederichs, Jena, br. M 3.—. Hier finden ſich entſcheidende, gedanklich glänzend durchgeführte Anſätze zu meinen mehr praktiſch erlebten Vorſtellungen. D. H.

tende Rolle spielten? In Babylon war Bel oder Marduk, der von seinem Vater Ea zur Erlösung der Menschen von ihren Krankheiten auf die Erde gesendet wird, ein solcher verschwindender und also doch wohl sterbender und wiederauferstehender Gott und teilte sich in diese Rolle mit Tamuz, der alljährlich in das Totenreich hinabsank und unter feierlichen Gebräuchen von den Seinigen bejammert wurde. In Syrien und Phönizien galt die Klage dem Adonis, einem jugendlichen Gotte, der in der Blüte seiner Jahre einen gewaltsamen Tod erleidet, um — vielleicht durch eine Verschmelzung seines Kultes mit demjenigen des ägyptischen Osiris — nach einiger Zeit als auferstehender begrüßt zu werden. In Phrygien sollte Attis durch einen wilden Eber oder durch die Eifersucht der Kybele umgekommen sein; und auch bei ihm verband sich mit der Feier seines Todes das Fest der Auferstehung des Gottes. Ähnlich scheint in Persien Mithra als sterbender und wiedererstandener Gott aufgefaßt worden zu sein, während in Ägypten diese Vorstellung sich mit der Gestalt des Osiris verknüpfte.

Aber auch den Griechen war die Annahme von leidenden, sterbenden und auferstehenden Göttern nicht fremd. Apollo und der Ärztegott Asklepios sowie Herakles, der als Knecht des Eurystheus sein Leben im Dienste der menschlichen Wohlfahrt und Kultur mit einem gewaltsamen Tode beschließt, gehören in diesen Zusammenhang. Vor allem aber verknüpfte sich der Gedanke eines göttlichen Leidens und Sterbens mit dem Bilde des Dionysos, der in früher Kindheit von den Titanen ermordet, aber wieder lebendig geworden und von seinem Vater Zeus mit der Herrschaft über die Unterwelt betraut sein sollte. Kannten doch übrigens auch unsere eigenen Vorfahren die Vorstellung des leidenden und sterbenden Gottes: Baldur, der strahlende Frühlingsgott, muß die Schuld seiner göttlichen Verwandten mit einem frühen Tode bezahlen, und auf Odins, des höchsten Gottes, Seele lastet die ganze Wucht des geschöpflichen Leidens und hüllt seine Gestalt in einen Mantel düsterer Schwermut ein.

Man sieht: Christus steht als leidender, sterbender und wiederauferstehender Gott keineswegs vereinzelt da. Und auch der Gedanke, der sich mit seinem Schicksal verknüpft, nämlich daß er durch sein Leiden, Sterben und seine Auferstehung für die Seinigen die Bürgschaft ihrer eigenen Auferstehung nach dem Tode und eines unsterblichen Lebens bildet, war allen angeführten Göttern gemeinsam und fand zum Teil in den Mysterienkulten des Altertums, die als Ergänzung und Ersatz für den absterbenden Glauben an die Volksreligionen dienten, eine nicht weniger eifrige Pflege als im Christentume. Wie der Gott durch den Tod hindurchgegangen sein und das Leiden siegreich überwunden haben sollte, so hofften seine Anhänger durch den Anschluß an ihn in der Gesinnung und im Glauben des gleichen Schicksals teilhaftig zu werden.

Eins mit dem Gott im Leiden wie im Tode, waren sie überzeugt, daß sie, ebenso wie er, zu einem neuen Leben erwachen würden. In welchem der Gott geboren wird, der wird damit zu Gott geboren. Ist dessen Tod doch kein zufälliger und ungewollter, sondern wie der Gott zur Erde herabgestiegen und sich dem Leide der endlichen Sonderwesen unterworfen hat um der menschlichen Erlösung willen, so hat er auch den Tod auf sich genommen, um den Seinigen das Leben zu vermitteln. Sein Tod ist ein Selbstopfer des Gottes zur Erlösung der Menschen aus dem Banne des Todesleidens. In dem Opfer ihres eigenen Selbst für Gott finden daher auch die Seinigen ihr Leben wieder.

In die Philosophie, die doch sonst die religiösen Gedanken eines Zeitalters begrifflich auszuwerten pflegt, konnte dieser Gedanke eines leidenden Gottes so lange keine Aufnahme finden, als der aus dem Altertum überkommene Intellektualismus, die Herrschaft des Denkens als Grundgesichtspunktes aller Welterklärung, unerschüttert war und der Nus, der Logos oder die Vernunft für das Urwesen des Seins angesehen wurde. Denn Gott als rein vernünftiges Wesen oder Denkwesen war damit allem Leiden entrückt, und wenn man ihm ein Gefühl zuschrieb, so höchstens die von Aristoteles behauptete „Seligkeit" des reinen Denkens. Wohl klingt bei den mittelalterlichen Mystikern zum ersten Male der Gedanke des leidenden Gottes trotz des auch bei ihnen herrschenden Intellektualismus an. Meister Eckehart läßt Gott sich nach Ruhe sehnen. Er behauptet, Gott leide mit den Menschen, ja, ungleich mehr als jene, die um ihn leiden, und sucht damit die Leidenden zu trösten: „Wenn Gott will leiden, wie sollte ich über dieses Leiden klagen?" „Und wollt ich denn leiden mit einem Menschen, den ich liebe und der mich liebt, so sollt ich's füglich auch gerne mit Gott, der ja auch leidet, um mich leidet, oder der Liebe, die er zu mir hegt. „Gott leidet mir vor, und ich leide nur um ihn." „Alles, was der Gute um Gott leidet, das leidet er in Gott, als welcher selber mit im Leiden steht. Mein Leiden in Gott: mein Leiden Gott!" „Leidest du um Gottes willen und allein um Gottes willen, das Leid tut dir nicht wehe und ist dir auch nicht schwer, denn Gott trägt die Last." „Der gute Kriegsmann achtet seiner Wunden nicht, wenn er den König ansieht, der mit ihm verwundet ist." Indessen ist klar, daß der Mystiker hierbei vorzugsweise an Christus und sein Leiden denkt. Dieser vertritt ihm somit den ganzen Gott, ohne daß er es unternommen hätte, das geschichtlich überlieferte Leiden der zweiten „Person" der Gottheit mit der rein vernünftigen oder denkenden Wesenheit Gottes in Einklang zu bringen und zwischen beiden einen begrifflichen Zusammenhang herzustellen.

Wirklicher Ernst konnte mit der Vorstellung des leidenden Gottes erst gemacht werden, als die Auffassung Gottes als reinen Denkwesens

ihre ausschließliche Geltung einbüßte und der Wille neben dem Denken in Gott zu immer entschiedenerer Anerkennung gelangte. Ein rein denkender Gott ist leidensunfähig. Erst ein Gott, der nicht nur denkt, sondern auch will, kann damit zum Träger eines innergöttlichen Leides werden. Denn der Gefühlsgegensatz von Lust und Unlust kann aus rein logischen Gesichtspunkten nicht begriffen werden. Er ist außerlogisch oder alogisch und setzt die Annahme eines alogischen, dem Denken entgegengesetzten Prinzips in Gott voraus. Und so sehen wir erst einen Jakob Boehme, indem er Gott wesentlich als Willen auffaßt, dem Schmerz eine bestimmte Stellung im göttlichen Lebensprozesse einräumen. Dieser Mystiker spricht von der Angstqual in Gott, von der Zerrissenheit seiner Natur und läßt ihn sich in ungeheuren Geburtsschmerzen herumwerfen, um seine Geschöpfe ins Dasein zu rufen, freilich ohne daß auch er noch den Mut besitzt, diesen dem Theismus so befremdlichen Gedanken wirklich zu Ende zu denken.

Daran wird selbst Schelling, der sich im zweiten Abschnitte seines Philosophierens aufs engste an Boehme anschließt, durch den christlichen Charakter seiner Gedankenwelt und seine Bemühungen um die philosophische Begründung der göttlichen Persönlichkeit noch gehindert, so pessimistisch er auch über das Dasein denkt und darin Schopenhauer vorwegnimmt und so sehr er überzeugt ist, daß der „Quellbronn aller Traurigkeit" unmittelbar in Gott selbst zu suchen sei. Er spricht mit d'Alembert von dem „malheur de l'Existence". Er erinnert an die indischen Vorstellungen von der Unseligkeit alles Seins und fühlt sich im Anblick des allgemeinen Leidens veranlaßt, auszurufen: „Wer wird sich noch über die gemeinen und gewöhnlichen Unfälle eines vorübergehenden Lebens betrüben, der den Schmerz des allgemeinen Daseins und das Schicksal des großen Ganzen erfaßt hat?".

Aber ist nicht Gott das Urwesen aller Wirklichkeit? Ist die Welt nicht bloß das nach außen gewendete All-eine (Uni-versum)? Sollte er da nicht selbst das Leid des Daseins fühlen?

Diesem Schluß kann Schelling in der Tat sich nicht entziehen, so wenig er mit seiner theistischen Grundüberzeugung vereinbar sein mag. So nennt er es einen „Schmerzensweg, den jenes Wesen, was es nun sein und wie es benannt werden möge, jenes Wesen, das in der Natur lebt, auf seinem Hindurchgehen durch diese zurücklegt", und er gesteht: „Schmerz ist etwas Allgemeines und Notwendiges in allem Leben, der unvermeidliche Durchgangspunkt zur Freiheit. Wir werden uns nicht scheuen, auch jenes Urwesen (die erste Möglichkeit des äußerlich offenbaren Gottes), so wie es die Entwicklung mit sich bringt, im leidenden Zustand darzustellen. Leiden ist allgemein, nicht nur in Ansehung des Menschen, auch in Ansehung des Schöpfers, der Weg zur Herrlichkeit. Er führt die menschliche Natur keinen andern Weg, als durch den auch

die seinige hindurchgehen muß. Die Teilnehmung an allem Blinden, Dunkeln, Leidenden seiner Natur ist notwendig, um ihn ins höchste Bewußtsein zu erhöhen. Ein jedes Wesen muß seine eigne Tiefe kennenlernen; dies ist ohne Leiden unmöglich. Aller Schmerz kommt nur von dem Sein, und weil alles Lebendige sich erst in das Sein einschließen muß und aus der Dunkelheit desselben durchbrechen zur Verklärung, so muß auch das an sich göttliche Wesen in seiner Offenbarung erst Natur annehmen und insofern leiden, eh' es den Triumph seiner Befreiung feiert." Ist hiermit ein innerweltliches Leiden Gottes anerkannt, das ihm als Träger und Wesen der endlichen Sondererscheinungen zukommt, so kennt aber Schelling auch ein vorweltliches und außerweltliches Leiden Gottes infolge der grundlosen (zufälligen) Erhebung seines Willens zum Wollen, nur daß er diesen Gedanken nicht wirklich auszudenken wagt und das außerweltliche und vorweltliche Leiden Gottes, wie es aus dessen „Sucht" nach Dasein entspringt, durch die göttliche „Liebe" gleichsam im Keim erstickt werden und nicht zur Verwirklichung gelangen, sondern diesen „Quell der Traurigkeit" zur „ewigen Freude der Überwindung" sich verwandeln läßt.

Was Schelling so aus der Beschaffenheit des göttlichen, von ihm selbst als „blind" bezeichneten alogischen Willens ableitet, das hat Schopenhauer im einzelnen genauer ausgeführt und darauf seine Lehre von der Sinnlosigkeit des Seins sowohl wie seinen Pessimismus gegründet. Das Verhältnis des Willens zur Vernunft, das bei Schelling ein solches der Nebenordnung ist, wird von ihm in ein solches der Unterordnung der Vernunft (Ideenwelt) unter dem Willen aufgefaßt. Damit büßt er zwar das Recht ein, seinen vernunftlosen Willen noch als „Gott" zu bezeichnen, aber zugleich wird es ihm durch diese Loslösung jenes Prinzips aus seinem theistischen Zusammenhang bei Schelling möglich, die leidende Natur des Willens, unbeirrt durch christlich-religiöse Vorurteile, entschieden herauszuarbeiten und sie in den Mittelpunkt seiner gesamten Gedankenwelt zu rücken. Durch Schopenhauer hat der Pessimismus, das verneinende Urteil über den Gefühlswert der Welt, was man auch sonst immer gegen seine Behandlung dieser Frage einzuwenden haben möge, einen festen Platz in jeder philosophischen Weltanschauung erhalten, die dem Willen eine grundwesentliche Bedeutung einräumt. Und damit waren auch zugleich die Bedingungen geliefert, die dem Gedanken des leidenden und erlösungsbedürftigen Gottes zur unabweislichen philosophischen Anerkennung verhelfen sollten.

Es ist das Verdienst Eduard v. Hartmanns, diesen Gedanken zum ersten Male folgerichtig durchgeführt und seine Bedeutung für das religiös-sittliche Bewußtsein mit voller Deutlichkeit aufgezeigt zu haben.

Hartmanns allgemeine philosophische Bedeutung besteht darin, daß er das von Schelling angebahnte Verhältnis des Willens zur Vernunft

wiederhergestellt und auf dieser Grundlage die beiden entgegengesetzten Weltanschauungen Hegels und Schopenhauers in einer höheren Einheit miteinander verschmolzen hat. Das Urwesen ist nicht reine Vernunft, wie Hegel will, auch nicht bloßer blinder Wille, wie Schopenhauer behauptet, sondern die Einheit beider. Damit wird es wieder fähig, zum Gegenstande des religiösen Bewußtseins zu werden. Es erhält den Namen „Gott", den Schopenhauer ihm abgesprochen hatte, zurück, und der Pantheismus, die Lehre, daß Gott alles in allem ist, wird zum erstenmal in der Geschichte der Philosophie in unzweideutiger und einwandsfreier Weise begründet.

Der Allgott ist nach Hartmanns Auffassung kein persönliches Wesen, wie bei Schelling, sondern er ist unpersönlich. Alle Versuche, die Persönlichkeit Gottes im christlichen Sinne zu begründen, müssen Gott zu diesem Zwecke ein Bewußtsein, unabhängig von seinem Bewußtsein in den endlichen Erscheinungen, zuschreiben. Ein solches Bewußtsein aber ist philosophisch nicht zu begründen: es widerspricht dem Begriffe Gottes als des Absoluten oder Allwesens und hat in einer von religiösen Vorurteilen unbeeinflußten metaphysischen Weltanschauung keine Stelle. Gott ist das Unbewußte, nicht im Sinne eines Unterbewußten, wie man ein solches etwa in der Materie zu finden pflegt, sondern eines Überbewußten. Sein Denken bewegt sich in einer höheren Form als in derjenigen des Bewußtseins, das als solches an Gehirn und Nerven gebunden ist. Nur so kann er das alleine Subjekt, das Tätige in allen Tätigkeiten, das Urwesen alles erscheinungsmäßigen Daseins sein, ohne daß sein eigenes übergreifendes Bewußtsein mit dem Bewußtsein der endlichen Individuen, denen er innewohnt, in Widerspruch gerät, und ohne daß die göttliche Persönlichkeit jede Einheit Gottes mit den menschlichen Persönlichkeiten aufhebt.

Als das allumfassende (absolute) Subjekt ist Gott nach dieser Auffassung zwar der Träger aller Einzelbewußtseine der endlichen Sonderwesen, zu denen er sich gleichsam eingeschränkt hat; wie deren sonstigen Inhalt, so „trägt" er mithin auch deren Gefühle. Aber diese verschiedenen Einzelbewußtseine gehören nur seiner Erscheinung an, sind sozusagen bloß peripherischer Art und voneinander getrennt, ohne zu einer übergreifenden Einheit zu verschmelzen. Gott fühlt also zwar in diesem Sinne die Gefühle aller Einzelexistenzen mit, aber nicht als Mittelpunkt, sondern nur als Kreis, nicht als Wesen, sondern als Erscheinung, ohne die Summe der Gefühle, die er als jene und in jenen trägt, zur zentralen Bewußtseinseinheit zusammenzufassen. Immerhin wird man, da Gott das alleine Wesen ist, das als solches auch den Inhalt der Erscheinungswelt mitumfaßt, ihm jene Gefühle als die seinigen zuerkennen müssen. Und da nun der Gefühlscharakter der Welt überwiegend leidvoll sein muß, wenn die Welt, wie das religiöse Bewußtsein for-

dert, erlösungsbedürftig sein soll, so wird man den Träger des Weltleids als unselig und insofern selbst als erlösungsbedürftig anzusehen haben.

Nun fordert aber das religiöse Bewußtsein nicht bloß die Erlösungsbedürftigkeit, sondern auch die Erlösungsfähigkeit der Welt. Und erlösungsfähig ist die Welt nur unter der Voraussetzung, daß der Weltprozeß die gänzliche Aufhebung ihres Daseins, die Zurücknahme der Erscheinungswelt ins göttliche Wesen zum Ziele hat. Aller Schmerz kommt, wie Schelling sagt, vom Sein. Solange die Welt ist, ist sie notwendig unselig, solange ist sie mithin auch erlösungsbedürftig. Stammt doch ihr leidvoller Charakter wesentlich daher, daß alle Wirklichkeit auf dem Gegeneinanderwirken, dem Widerstreite der Teiltätigkeiten des Willens beruht, der durch seine Verwirklichung der göttlichen Vernunftbestimmungen oder Ideen die Erscheinungswelt ins Dasein ruft. Die Erlösung der Welt von ihrem Leiden kann folglich nur als eine solche von ihrem Dasein, d. h. als Rückgängigmachung der Schöpfung, als deren Wiederaufhebung in den Grund ihrer Existenz, als „Wiederbringung aller Dinge in Gott" verstanden werden. Wie der Einzelne von seinem Leiden endgültig nur durch den Tod erlöst wird, so kann die Welt im ganzen ihre Erlösung nur in der Beendigung des Weltprozesses, in dem Erlöschen der göttlichen Willenstätigkeit finden, durch welche die Welterscheinung Gottes aufhört und nur das göttliche Wesen als ruhendes, die „Gottheit" Meister Eckeharts, in zeitloser Ewigkeit zurückbleibt. Und dies setzt wiederum voraus, daß sie ebenso einmal vor endlicher Zeit als Erscheinung aus dem göttlichen Wesen hervorgegangen sein muß, wie sie ein zeitliches Ende finden muß, weil andernfalls der Weltprozeß kein Entwicklungsprozeß, kein Prozeß wäre, der zu einem bestimmten Endziel hinführt, sondern nur ein zweck- und sinnloses Schreiten in einer Tretmühle, das mit keinem Schritte die Welt von ihrer Stelle brächte.

Wie haben wir uns nun nach Hartmann das Hervorgehen der Welt aus dem göttlichen Wesen vorzustellen?

Die Welt ist die vom Willen verwirklichte göttliche Ideenwelt. Im Willen also liegt der Anstoß für die Entstehung der Welt. Dadurch, daß der göttliche Wille aus der Ruhe in Tätigkeit, aus dem Zustande des bloßen Wollen-Könnens im Wollen-Wollen überging und hiermit die Vernunft veranlaßte, ihren Inhalt auf ihn anzuwenden, daß er sich gleichsam der Ideen bemächtigte und diese aus der ewigen Ruhe des Insichseins in die Zeitlichkeit und ins Dasein hinausriß, ist die Gottheit zu „Gott", ist die Ideenwelt zur Erscheinungswelt, ist der vorweltliche, „überseiende" Gott zum Wesen der Weltwirklichkeit und zum innerweltlichen Gott geworden. Nun ist der Wille seiner Natur nach unendlich, ein unendlich starkes Streben nach Erfüllung durch die Idee, in deren Verwirklichung allein er seine Befriedigung findet. Die Ideen-

welt aber, die ſich ihm in jedem Augenblicke zur Verwirklichung oder Erfüllung darbietet, iſt endlich, weil eine unendliche Ideenwelt, als vollendete Unendlichkeit, ein Widerſpruch in ſich ſelbſt und dadurch mit dem Weſen der Vernunft unvereinbar ſein würde. Der Wille könnte nur durch die Verwirklichung eines unendlichen Inhalts befriedigt werden. Eine ſolche aber bietet ſich ihm nicht dar, da die Idee als zu verwirklichende jederzeit nur endlich ſein kann. So bleibt auf der Seite des Willens ein unendlicher Überſchuß von unerfülltem Streben neben dem durch die Idee erfüllten Streben und damit eine unendliche Unbefriedigung übrig, ein tatenloſes unendliches Schmachten und Sehnen nach Erfüllung, ein unendlicher „Hunger nach Sein" (Schelling), dem keine Sättigung zuteil wird. Unbefriedigter Wille aber iſt Unluſt oder Unſeligkeit. Folglich iſt Gott nicht bloß unſelig als innerweltlicher oder als das Weſen der endlichen Erſcheinungswelt, ſondern auch als vorweltlicher und außerweltlicher, ſofern zu ſeinem innerweltlichen Leid die außerweltliche und vorweltliche Unſeligkeit des bloßen Wollen-Wollens mit ihrer leeren Form der Unluſt hinzukommt.

Dieſe Folgerung, die bereits Schelling angedeutet, aber noch nicht wirklich auszuſprechen gewagt hatte, wird von Hartmann rückhaltlos gezogen. Gott iſt ſeinem Weſen nach ein leidender Gott. Hinter allem Leid der Welt, das er als das Weſen der endlichen Erſcheinungen „trägt", ſteht als Vorausſetzung und gleichſam als Stachel des geſamten Weltprozeſſes das unendliche Leid, das aus dem ungeſtillten unendlichen Drange, zu wollen, entſpringt, nachdem ſein Wille ſich erhoben hatte. Könnte Gott das Daſein der Welt mit einem Schlage wieder aufheben, ſo wäre mit dem Leid der Welt zugleich auch dasjenige Gottes aufgehoben. Allein dies iſt unmöglich, weil der Wille, einmal erhoben, nur durch die Vernunft, durch die Vermittlung des Weltprozeſſes und der endlichen Geiſter verneint oder in den Urzuſtand des bloßen Wollen-Könnens zurückgebracht werden kann. Das Weltleid iſt alſo inſofern die Vermehrung des Gottesleides um den Betrag der endlichen Unſeligkeit, um dadurch Gott von der unendlichen Unſeligkeit ſeines Wollens zu erlöſen. Die Welt kann nur erlöſt werden, wenn Gott von ſeinem Leid erlöſt wird, und Gott kann nur erlöſt werden durch den Weltprozeß, den er als Mittel zu ſeiner Erlöſung eingerichtet hat, letzten Endes durch die ſittlichen bewußten Geiſter, die den Weltprozeß zum Gipfel und zur Reife führen ſollen. Darum muß der Menſchheit alles an Gott gelegen ſein, weil ſie nur in Gottes Erlöſung auch ihre eigene Erlöſung finden kann. Darum iſt aber auch, wie alle tieferen Myſtiker ſehr wohl wußten, Gott alles an der Menſchheit (beziehungsweiſe an der Geſamtheit der bewußten Geiſterreiche) gelegen, weil er nur vermittels ihrer den zentralen metaphyſiſchen Akt ſeiner Selbſterlöſung vollziehen kann.

Dem Theisten muß diese Ansicht, wie gesagt, im ersten Augenblicke sehr verwunderlich vorkommen. Er hat sich in die Vorstellung Gottes als eines vollkommen seligen Wesens eingelebt, obwohl nicht einzusehen ist, woher ihm diese Seligkeit kommen sollte, und fühlt sich in seinem Innersten getroffen, wenn man ihm sagt, daß Gott im Gegenteil als ein wesentlich unseliger aufgefaßt werden müsse. Und doch ist die vom Theismus behauptete Seligkeit Gottes gar nicht, wie er sich einbildet, eine Forderung des religiösen, sondern nur des selbstischen Bewußtseins: der Theist verlangt für sich die ewige Seligkeit, kann aber diese nur durch Teilnahme an einer vorausgesetzten Seligkeit Gottes zu erlangen hoffen und folglich nur einen Gott brauchen, der die ewige Seligkeit besitzt. In Wahrheit hat das göttliche Urwesen „wesentliche Selbstgenügsamkeit" im objektiven Sinne, sofern es keines andern zu seiner Erhaltung bedarf, und im ruhenden Zustande ein „zuständliches Genüge" in demselben objektiven Sinne, insofern es kein Bedürfnis nach Veränderung seines Zustandes hat. Aber es hat keine subjektive Selbstgenügsamkeit oder zuständliches Genüge, kein Bewußtsein seines eigenen Zustandes und daher auch keine Seligkeit, sondern nur „Friede". Dieser schlägt jedoch alsbald in ein zuständliches Ungenügen an dem bestehenden Zustande um, sowie das Urwesen durch Erhebung seines Willens aus dem Zustande der Ruhe in denjenigen der Tätigkeit übergeht. Ein solches zuständliches Ungenügen muß aber folgerichtigerweise auch der Theist seinem Gotte zuschreiben, denn wie Hartmann sagt: „Welche Art von Motiven der Theist auch für die Weltschöpfung aufstellen mag, ob den Wunsch nach Erhöhung der eigenen Ehre oder den Wunsch, sich mitzuteilen an andere, ob Selbstsucht oder überströmende Liebe, ob Eitelkeit oder Überdruß an seiner Einsamkeit: immer ist doch das Motiv zum Schaffen ein Wunsch nach Veränderung des bestehenden eigenen Zustandes, der ein volles Genüge an demselben ausschließt. Ein schlechthin und ununterbrochen genügsamer Gott kann nicht schaffen, weil das Schaffen einen Übergang von Nichts zu Etwas, d. h. eine absichtliche Veränderung seines Zustandes, einschließt, die bei völligem Genüge am bestehenden Zustand unmöglich ist." Ist aber das zuständliche Ungenüge Gottes die Voraussetzung für die Weltschöpfung und macht die Wirklichkeit der Weltschöpfung es unmöglich, daß Gott unmittelbar vor ihr auch ohne die Welt zuständliches Genüge hatte, so muß das Ungenüge auch während des Weltdaseins in Gott fortbestehen, und dies Fortbestehen ist folgerichtigerweise auch für die theistische Ansicht der außerweltliche Grund der Welterhaltung, bis dereinst der Zweck der Welt erfüllt sein wird.

Auch Gott ist also hiernach ebenso erlösungsbedürftig wie der Mensch, und wie dieser seine Erlösung nur finden kann in der Hingabe an die Ziele Gottes, so Gott nur durch die Sittlichkeit der endlichen bewußten

Geister, deren „Arbeit am Gottesreiche", unter religiösem Gesichtspunkte angesehen, keine andere ist, als die Welt zu dem Punkte hinzuführen und fortzubilden, wo sie reif sein wird, in Gott zurückgenommen zu werden. Daß Gott erlösungsbedürftig, ein unseliges oder leidendes Wesen ist, ist nicht gerade eine Forderung des religiösen Bewußtseins, wohl aber ist ein leidender Gott im Sinne Hartmanns ein sehr viel geeigneterer Gegenstand zur Anknüpfung eines religiösen Verhältnisses als ein leidloser oder gar seliger Gott. Oder ist nicht gerade dies einer der hauptsächlichsten und berechtigtsten Vorwürfe, die man dem persönlichen Gotte des Theismus machen muß, und hat nicht eben dieser Umstand vor allem zur Untergrabung des Gottesglaubens in unseren Tagen beigetragen, daß Gott den Leiden seiner Geschöpfe von seinem außerweltlichen Standpunkt aus ruhig zusieht, ohne sich dadurch in seiner Seligkeit stören zu lassen? Das Christentum hat das tiefste und herzergreifendste Leid auf den Gottsohn übertragen, da der Gottvater in seiner leidlosen Seligkeit das Herz des Frommen notwendig kalt läßt, und dadurch erst den religiösen Bedürfnissen des Herzens Genüge getan. Das religiöse Gefühl hält sich an den leidenden, nicht an den leidensunfähigen seligen Gott, und es kann nur dabei gewinnen, nicht verlieren, wenn die Leidensfähigkeit und das wirkliche Behaftetsein mit dem größten Leide vom Gottsohn auch auf den Gottvater übertragen wird und diesen seinem Herzen ebenso naherückt, wie ihm bis jetzt nur der erstere steht. So wenig der Begriff der Göttlichkeit in demjenigen des Gottsohnes durch dessen Leiden geschädigt wird, so wenig auch in demjenigen des Gottvaters. Vollends aber kann eine Anschauung, die in pantheistischem Sinne Gott als das Wesen der Welterscheinung auffaßt, sich dieser Annahme des leidenden Gottes nicht entziehen. „Einen Gott, der sich in Gestalt zahlloser Geschöpfe martert, bloß um noch seliger zu werden, müßte das sittliche Bewußtsein als ein unedles Wesen mißachten und die Hingebung an seinen unedlen Zweck verschmähen. Einen Gott, der die schwersten Leiden auf sich zu nehmen genötigt ist, um ein noch schwereres Leiden wenn möglich abzukürzen und aufzuheben, einem solchen Gott würden alle menschlich fühlenden Herzen entgegenschlagen, auch wenn sie nicht sich selbst als das Wesen wüßten, das all dieses Leiden trägt. Wie aller Eigenschmerz, einem Tropfen gleich im Meere, versinkt in den Ozean des Weltschmerzes, so geht die Größe des Weltschmerzes unter in dem unendlichen Schmerze Gottes, der alles nebeneinandergestellte Leiden der Welt in die Einheit des absoluten Subjektes aufnimmt und alle diese innerweltlichen Qualen sich selber auferlegt und duldet, um seiner unendlichen außerweltlichen Unseligkeit willen. Was ist das höchste Weh des Einzelnen gegen die Unsumme von Weh, welche die Gesamtheit der Geschöpfe leidet! Was ist dieses Nebeneinander wiederum gegen

seine Ineinsfassung im absoluten Subjekt! Was ist endlich dieses innerweltliche Weh des Absoluten gegen das außerweltliche Weh, zu dessen Aufhebung es als Mittel dienen soll! Und das Wesen, das all dieses unermeßliche Leid trägt und durch den zielstrebig bestimmten Weltprozeß nach Aufhebung dieser namenlosen Unseligkeit trachtet, ist kein anderes als mein eigenes Wesen; wie sollte ich da nicht alles aufbieten, um, soviel an mir liegt, den Weltprozeß zu befördern, durch Befestigung und Vervollkommnung der sittlichen Weltordnung seinen Gang zu beschleunigen und so den Leidensweg des Absoluten abzukürzen!"

Wenn in dieser Anschauung der Ichschmerz zu etwas Gleichgültigem gegenüber dem Weltschmerz herabgesetzt ist, so erscheint der Weltschmerz zugleich in ihr zum höchsten Schmerze, dem Gottesschmerz, vertieft und emporgeläutert, d. h. zur Trauer über das unermeßliche außer- und innerweltliche Leid, welches das göttliche Wesen zu tragen hat. Der Gottesschmerz im Menschen könnte als Liebe zu Gott oder als Mitleid mit Gott bezeichnet werden, wenn dem nicht die Voraussetzung zugrunde läge, daß Gott und Mensch zwei voneinander verschiedene und getrennte Wesen wären. Einfacher und der Sache angemessener ist es jedenfalls, ihn unmittelbar als das unendliche Leid des allumfassenden Urwesens anzusehen, das auch mein Selbst ist, und das als eingeschränktes Wesen in mir zwar nur den kleinen, mich unmittelbar betreffenden Teil des Weltleids fühlt, als allumfassendes Urwesen aber alles inner- und außerweltliche Leid. So aber soll der Gottesschmerz nach Hartmann nichts weniger als um seiner selbst willen gepflegt werden, sondern vielmehr als ernste, tiefe, weihevolle Grundstimmung des Lebens im Hintergrunde bleiben, ohne sich durch Hervortreten an die Oberfläche gemein zu machen. Desto energischer aber soll er für die Menschen zum Beweggrunde ihres Handelns werden und sie antreiben zur eifrigen sittlichen Mitarbeit am Erlösungsprozesse Gottes und der Welt. „Wie der Schmerz des Menschen um seinen leidenden Gott die Krone im Gefühlskranz des religiösen Verhältnisses ist, so ist der daraus entspringende Wille, an der Gotteserlösung nach Kräften mitzuwirken, der tiefste Quellpunkt für die religiös-sittliche Gesinnung."

In wie hohem Maße eine solche Gottesauffassung und auf sie gegründete tragische Stimmung gerade dem Geiste der Gegenwart entspricht, braucht wohl nur angedeutet zu werden. Haben doch die großen Weltereignisse uns wohl alle zu „Pessimisten" in dem Sinne gemacht, daß wir dem Leid eine ganz andere, viel bedeutsamere und grundsätzlichere Stellung in unserer Weltanschauung einräumen, dem Leben mit ganz anderen Augen gegenüberstehen, als dieses vor dem Kriege der Fall war. Wenn so viele durch die Weltereignisse aus ihrer Bahn geschleudert wurden und mit ihrer Weltanschauung Schiffbruch gelitten haben, so vor allem wegen des geradezu „ruchlosen" Optimismus,

worin die Welt sich vor dem Kriege in ihrem Jubel darüber gefiel, wie wir's so herrlich weit gebracht hätten. Der Glaube an die Berechtigung der Jagd nach Glück, an die Lust als das wesentliche Ziel des Lebens, der Umstand, daß sie für das Leid in ihrer Lebensauffassung keine Stelle hatten, war der wesentlichste Grund, weswegen sie mit der Übermacht der auf sie eindringenden Erlebnisse nicht fertig zu werden vermochten, und was ihnen jeden Halt geraubt hat. Weder der Glaube an den persönlichen Gott der herkömmlichen Religion, noch der Kulturoptimismus einer rein auf die diesseitige Wirklichkeit gerichteten Natur- und Menschenvergötterung erscheint mit demjenigen vereinbar, was der gegenwärtigen Menschheit zu erleiden, auferlegt ist. Nichts bezeichnender als die Art und Weise, wie Maurenbrecher in seinem schönen Buch „Das Leid" die bisherige Stellung der Menschen diesem gegenüber zwar in ausgezeichneter Weise schildert, aber ganz und gar versagt, wo er zeigen möchte, wie es möglich sei, vom Standpunkte unserer gegenwärtigen Weltanschauung aus mit dem Leid des Daseins fertig zu werden. Denn daß die Heldengesinnung, die er dagegen aufruft, ein rein persönliches Ausfluchtsmittel ist, solange sie, wie bei Maurenbrecher, jeder tieferen Begründung ermangelt, das wird sich dieser wohl selbst nicht verhehlen. Dem Leid eine versöhnliche Seite abgewinnen kann nur, wer dessen Allgemeinheit und Notwendigkeit durchschaut, und den Kampf dagegen mit Erfolg aufzunehmen, dazu ist nur derjenige imstande, der sich auf ein Höheres stützt als sein zufälliges kleines Ich in der Überzeugung, daß das Urwesen selbst mit uns leidet und wir dadurch auch gefühlsmäßigerweise mit ihm eins werden können, indem wir den Schmerz der ganzen Welt auf uns nehmen. Die bisherigen Religionen, sagt Hartmann, haben lange genug der Menschheit einen seligen Gott vorgespiegelt, d. h. das Ideal der Glückseligkeit, das der glückshungrige Mensch verfolgte und auf Erden unerreichbar fand, ins göttliche Wesen hineinverlegt. Mit der Einsicht in die Unerreichbarkeit eines dauernden positiven Glückes, zu der die Geschichte uns selbst erziehr, schwindet jener Glaube; und je mehr hiermit die Bahn für echte, d. h. uneigennützige, Sittlichkeit frei wird, desto entschiedener weicht auch der Anspruch auf persönliche Teilnahme an der positiven Seligkeit Gottes dem bescheidenen Wunsche nach Erlösung von dem Übel. Ein seliger Gott steht den armen, elenden Menschen kalt und fremd gegenüber und ist ihnen höchstens ein Gegenstand des Neides; auch läßt ein seliger Gott im Gegensatze zu ihm das irdische Jammertal um so unbegreiflicher erscheinen. Dem Menschenherzen nahetreten kann nur ein Gott, der unselig ist, der gleich ihm leidet und der Erlösung bedarf, der nur eine noch unendlich viel schwerere Bürde des Leides trägt, als das kleine Menschlein. Darum liegt in allen tieferen Religionen der Schwerpunkt der gefühlsmäßigen Beziehungen des Menschen zu Gott

in einer göttlichen Passionsgeschichte. Die Alleinheitslehre, wie Hartmann sie auffaßt, macht die einmalige Passionsgeschichte einer bestimmten vereinzelten Göttergestalt zu einer dauernden Passionsgeschichte der Gottheit schlechthin. Sie betrachtet den ganzen Weltprozeß im Lichte einer Passionsgeschichte des in ihm fleischgewordenen Gottes. Sie erweitert und vertieft dadurch die religiös-sittliche Motivationskraft des Gottesschmerzes ins Ungeheure. Sie macht aber auch Rehraus mit allen Resten von positivem Seligkeitsglauben und eigennützigen Hoffnungen, indem sie an Stelle einer Seligkeit des erlösten triumphierenden Gottes die schmerzlose und wunschlose Ruhe des Gottesfriedens setzt, an der nichts mehr zu genießen ist. Daß hiermit die Wahrheit der Christusidee erst ihren vollkommenen Ausdruck erhalten hat, wo etwaige Bedenken metaphysischer oder geschichtlicher Art sie nicht mehr zu trüben vermögen, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Ich habe an anderer Stelle gezeigt, wie tief diese ganze Vorstellung auch gerade im deutschen Geiste wurzelt, und daß auch die Religion unserer eigenen Vorfahren in ihr ihren Höhepunkt erreicht hat. (Vgl. meinen Aufsatz „Der deutsche Gott" in „Die Tat", Septemberheft 1918.)

Noch ist Gott unerlöst. Noch ahnen erst die Wenigsten, welche Möglichkeiten der Entwicklung in dem überkommenen Gottesbegriffe schlummern, wie dieser erst durch deren Herausstellung immer fähiger wird, dem religiösen Bewußtsein genug zu tun und allen Angriffen der enttäuschten Liebe von seiten seiner früheren Anhänger standzuhalten. Aber die Zeichen der Zeit sind nicht länger mehr zu übersehen. Es tut not, daß die Deutschen sich darauf besinnen, wie in der großartigen Weltanschauung Hartmanns ein Gottesbegriff herausgearbeitet worden ist, der allen Ansprüchen des gegenwärtigen religiösen Bewußtseins genügt, und der auch allein im Stande ist, uns in der furchtbaren Not der Gegenwart als Trost und seelischer Halt zu dienen. Unter allen vorhandenen Philosophien ist die Hartmannsche die einzige, die im Toben des Weltkrieges unerschüttert geblieben ist, und die sich durch den Verlauf der Ereignisse nur immer glänzender bewährt hat. Der „liebende Vatergott", von dem die Theologen reden, hat seine Rolle ausgespielt. Der Widerspruch seiner ewigen Seligkeit mit den Weltgeschehnissen ist offenbar geworden. Wir brauchen einen Gott, aber keinen ausländischen, sondern einen deutschen, keinen seligen, der in unerreichbarer Ferne über seinen Geschöpfen thront, sondern einen, der in der Welt selbst unmittelbar seine Wohnung aufgeschlagen hat, der daher auch im Stande ist, mit den Seinigen zu fühlen und zu leiden, und ein solcher ist der Gott bei Hartmann. Zu diesem Gotte bekennen wir uns. An seiner Erlösung mitzuwirken, so wie er selbst sich in uns und dadurch uns erlöst, das betrachten wir als unsere höchste Aufgabe. „Das reale Dasein ist die Inkarnation der Gottheit, der Weltprozeß, die

Paſſionsgeſchichte des fleiſchgewordenen Gottes und zugleich der Weg zur Erlöſung des im Fleiſche Gekreuzigten; die Sittlichkeit aber iſt die Mitarbeit an der Abkürzung dieſes Leidens- und Erlöſungsweges."

(E. v. Hartmann: Das ſittliche Bewußtſein; Grundriß der ethiſchen Prinzipienlehre; die Religion des Geiſtes; Grundriß der Religionsphiloſophie; Grundriß der Metaphyſik; vgl. auch mein Werk: Die Religion als Selbſt-Bewußtſein Gottes. 1906.)

Karl Gabriel Pfeill
Rabindra Nath Tagore*

Rabindra Nath Tagore lenkte dadurch vor allem die Blicke des weiteren Europa auf ſich, daß ihm nicht lange vor dem Kriege der Nobelpreis für Literatur zuerkannt wurde. Urſprünglich war dieſer große indiſche Dichter, außer in ſeinem Stammlande, hauptſächlich in den Ländern engliſcher Zunge geleſen und geſchätzt, wie er ſelber an der nordamerikaniſchen Harvard-Univerſität eine Reihe von Vorträgen in engliſcher Sprache gehalten, in der ausgeſprochenen Abſicht, „den Weſten in Berührung mit dem Geiſt des alten Indien zu bringen, wie er ſich in den heiligen Texten und im heutigen Leben kund tut". Unter dem Titel „Sadhana" (Realisation of Life) hat eine Londoner Firma dieſe Vorträge herausgegeben. Mit Zuhilfenahme des Engliſchen, das Tagore wie ſeine Mutterſprache beherrſcht, ward es ihm ermöglicht, ſich das Wiſſen des Abendlandes anzueignen, es dem indiſchen Aſien zu vermitteln und mit deſſen, auf den uralten brahmaniſchen und buddhiſtiſchen religiöſen Überlieferungen und Schriften fußenden Weisheit in fruchtbare Wechſelwirkung zu bringen. Dazu vor allem durch ſeine Geiſteskraft vorherbeſtimmt, fiel Tagore dieſe ungeheuer bedeutungsvolle Vermittlerrolle zwiſchen okzidentaliſchem und orientaliſchem Geiſteswiſſen zu, eine Rolle und Aufgabe von einer Bedeutung, die Max Scheler in der Zeitſchrift „Hochland" (Juni 1916) in die Worte zuſammenfaßt, daß mit dem neuerlichen immer offenſichtlicheren Eintritt Aſiens in die Weltgeſchichte „die geheimnisvollſte Stunde, welche die hiſtoriſche Zukunft der Kulturmenſchheit in ſich birgt", heranrückte: „die Stunde einer Auseinanderſetzung der metaphyſiſchen und religiöſen Lebensgrundlagen

* Einleitender Vortrag zu einer Vorleſung Tagoreſcher Gedichte (Kriegswinter 1917/18). Literatur: Beda Prilipp, Rabindra Nath Tagores Bedeutung für Indien und die Weltliteratur („Über den Waſſern", VII, 8; Mai 1914. — Paul Deußen, Sechzig Upaniſhads des Veda (Brockhaus, Leipzig 1905). — Rabindra Nath Tagore, Der Gärtner. Liebesgedichte (Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1916).

Europas und Aſiens". Neben Paul Claudel in Frankreich iſt es in Deutſchland heute der Dichter Franz Werfel, der in ſeinem Geiſte und in ſeinen Werken eine Hochzeit und Verbindung des abendländiſchen mit dem morgenländiſchen Denken vorbereitet. Einem ſeiner letzten Gedichtbücher ſetzte er bezeichnenderweiſe ein Zitat des Laote als Motto vor. Aus einer ähnlichen Verſchmelzung der weſtlichen mit der buddhiſtiſchen Ideenwelt ging bekanntlich die Philoſophie Arthur Schopenhauers hervor. —

Dem indiſchen Denken iſt die uns umgebende Welt, ſoweit wir ſie durch unſere Sinne aufnehmen und erfahren, Maya, d. h. eine Illuſion, eine Trugwelt, von der wir uns, wie Buddha lehrt, befreien, indem wir, da doch alles eitel und nur Kummer und Leiden iſt, jeden Lebenswillen in uns ertöten und das Nirwana, das Nichts, als einzige Rettung anſtreben. Der ältere Brahmanismus ruft uns gleichfalls auf, jene Trugwelt der Sinne zu überwinden und mittels unſerer Geiſteserkenntnis zu durchbrechen, jedoch, um zu dem letzten göttlichen, einheitlichen Grunde alles Seins, dem Brahman, vorzudringen, und uns mit ihm unter Auflöſung unſerer Perſönlichkeit reſtlos zu einen. Jenes Brahman, das als Neutrum, als unperſönliches Seinsprinzip mit unſerem Weſensgrund, der Seele, dem Atman letztlich identiſch iſt und gleichermaßen Pflanze, Tier und Stein, das ganze All durchdringt und erfüllt, aus dem auch die Götter alle erſt hervorgegangen.

Damit — mit dieſer Lehre nämlich von der Befreiung aus dem Sinnentrug und unſerer vollen und ungeteilten Hinwendung zum Brahman — war dem Arya, d. h. dem Angehörigen der drei oberen Raſten in Indien, der Lebensweg vorgezeichnet und nach religiöſer Satzung ſtreng geregelt. Man unterſcheidet dabei vier Lebensſtufen, oder Açramas. Im Jugendalter pflegte der junge Inder der oberen Stände als Brahmacârin, d. h. als Brahmanſchüler, im Hauſe eines Lehrers den Veda zu ſtudieren. Mann geworden lag ihm ob, als Grihaſtha, als Hausvater eine Familie zu gründen, um als ſolcher den bis ins einzelne geregelten umfänglichen Opferkult zu betreiben, oder auch auf ſeine Koſten betreiben zu laſſen. Beim dritten Lebensſtadium zeigte ſich dann die ganze Härte des Geſetzes: mit herannahendem Alter ſollte der Grihaſtha Haus, Weib und Kinder verlaſſen und in die Waldeinſamkeit ziehen, um dort als Vânapraſtha, als Waldeinſiedler, ſich der religiöſen Betrachtung und der Askeſe zu ergeben. Die vierte und letzte Stufe endlich im höchſten Alter beſteht darin, daß der Arya beſitzlos als religiöſer Bettler, als Bhikſhu oder Sannyâſin umherzieht, dem zu geben und den gaſtlich aufzunehmen heilige Pflicht eines jeden war, den erſterer darum anging.

Wie ſich Tagore nun zu der kraſſen Lebensfremdheit dieſer alten geheiligten Vorſchriften ſtellt, zeigt ſich am deutlichſten in ſeinem Ge-

dicht an den „falschen Asketen", das man sich als an Buddha gerichtet denken kann, aus dessen Leben eine ganz ähnliche Szene berichtet wird, wie sie Tagore hier schildert. In diesem Gedicht ist eigentlich bereits all das Neue enthalten, was der kühne Dichter-Reformator seinem Lande, nicht zum wenigsten wohl infolge seiner Berührung mit der westlichen Kultur, zu künden hat. Dabei will Tagore, bis hinauf zu seinem, von dem christlichen z. B. sich scharf unterscheidenden brahmanischen Gottesbegriff, sich keineswegs in Widerspruch zur Religion seiner Väter setzen, sondern beruft sich auch für seine Neuerungen grundsätzlich auf Textstellen der vieldeutigen alten heiligen Bücher des Veda, die er nur mehr als bisher ins Licht rückt und in den Vordergrund stellt. Das betreffende Gedicht lautet:

Um Mitternacht verkündete der falsche Asket:
„Das ist die Zeit, mein Heim aufzugeben und Gott zu suchen. Ah, wer hat mich so lange hier im Wahn gehalten?"
Gott raunte: „Ich", aber des Mannes Ohren waren verschlossen.
Mit einem Kind, an ihrer Brust entschlummert, lag sein Weib, friedlich schlafend auf einer Hälfte des Betts.
Der Mann sagte: „Wer seid ihr, die ihr mich so lange genarrt habt?"
Die Stimme sagte wieder: „Diese sind Gott", aber er hörte es nicht.
Das Kind schrie aus seinem Traum auf und schmiegte sich eng an die Mutter.
Gott befahl: „Halt, Narr, verlaß dein Heim nicht," aber trotzdem hörte er nicht.
Gott seufzte und klagte: „Warum geht mein Diener mich suchen, indem er mich aufgibt?"—

Wir sehen: wie der Grihastha nach altem Brauch Heim und Familie verläßt und allein zurückläßt, um Vânaprastha, Waldeinsiedler zu werden, so reißt sich um Mitternacht der falsche Asket, wie Tagore ihn nennt, von seinem friedlich schlummernden Weib und Kind los, um Gott zu suchen. Ganz dieser Art war ja der nächtliche Aufbruch und die Flucht des Sakyaprinzen Buddha von den Seinen. Der Dichter aber läßt dem Törichten durch Gott zurufen: „Warum geht mein Diener mich suchen, indem er mich aufgibt?" — Nicht in deiner Abkehr von der Welt und den Menschen, sondern in der wirkenden, liebenden Hingabe an sie, in der Erfüllung deiner allereinfachsten menschlichen und häuslichen Pflichten, deiner gottgewollten Anlagen, nicht in ihrer Aufgabe und gewaltsamen Unterdrückung, wirst du am ehesten zu Gott kommen, Gott erreichen und Gott finden: das etwa möchte Tagore uns im schlichten Symbol dieses Gedichtes sagen. Tagore will, so schrieb Beda Prilipp in der Zeitschrift „Über den Wassern" (Mai 1914) von dem Dichter, „im Gegensatz zur lebenverneinenden Weltabkehr ein Leben der Selbstzucht zwar, doch nicht der Askese, Selbstüberwindung, aber nicht Selbstentäußerung, Tätigkeit eher als Be-

ſchaulichkeit und wirkende Liebe gegenüber dem Ertöten alles Fühlens", wie Buddha es anpreiſt. Darin aber beſteht das grundlegend Neue, das Tagore Indien bringt, was ihn auch der europäiſchen Lebensauffaſſung nähert, von der er, wie geſagt, jedenfalls den entſcheidenden Antrieb zu ſeinen Ideen erhielt. Der Inder, wie der Aſiate überhaupt, neigt, im Gegenſatz zum weſtlichen Menſchen, mehr zur Beſchaulichkeit, als zum Wirken, zur Tätigkeit: Indien, China, das ganze Morgenland iſt das eigentliche Land der Träume, der Wunder und der Märchen. Der Indologe Paul Deußen führt ſchön aus, wie dementſprechend in der Religion der Brahmanen die Erlöſung des Menſchen auf einer Wiedergeburt der Erkenntnis fußt, während das Chriſtentum ſie vornehmlich von einer Wiedergeburt des Willens abhängig macht. Tagore aber möchte, wie Beda Prilipp ſagt, über dem erkennenden Menſchen den wollenden nicht verkümmern laſſen; ſo wünſcht er auch die Inder in ihrer Geſamtheit aus dem tauſendjährigen dämmerhaften Verſunkenſein in tiefen metaphyſiſchen Träumen aufzurütteln zu herzhaftem Welterfaſſen und lebendigem, freudigen Wirken im hellen Licht des Tages. Die Freude iſt es, die Tagore beſonders in den Mittelpunkt ſeiner Lehre ſtellt, mit einem Satz aus den alten Texten: „Das unſterbliche Weſen offenbart ſich in Freudeform", und damit wird er vollends der Gegenfüßler zu ſeinem großen Volkgenoſſen, dem Propheten eines abſoluten Peſſimismus: Buddha. Tagores Botſchaft iſt ein Evangelium, eine frohe Botſchaft, und das erklärt vor allem die große Begeiſterung, mit der Indien das Erſcheinen und Aufleuchten dieſes Dichtergeiſtes begrüßte. Nicht bloßer Trug iſt dieſe Welt und die Natur, der bunte Mayaſchleier, ſagt Tagore, ſondern euer von Gott euch geſchenktes Eigentum, das ihr als ſein Abbild und Gleichnis beſitzen, nutzen und genießen, deſſen ihr euch nach ſeinem Willen in edler Weiſe freuen ſollt. So lehrt Tagore denn ſein Volk beten:

> O Geber Deines Weſens! Laß in Deinem als Freude verkörperten Anblick unſere Seelen aufflammen zu Dir gleich dem Feuer, laß ſie ſich ergießen wie Ströme und Dein Weſen durchdringen wie der Duft die Blume durchdringt. Gib uns Kraft, unſer Leben in Freude und Schmerzen zu lieben, es unentwegt zu lieben in Gewinn und Verluſt und in ſeinen Höhen und Tiefen. Mach uns ſtark, Dein All zu ſehen und zu hören in ſeiner ganzen Fülle und mit voller Kraft darin zu arbeiten. Das Leben, das Du uns gabſt, laß uns ganz leben, und tapfer nehmen und tapfer geben. Dies iſt unſer Gebet zu Dir. Laß uns für alle Zeit den armſeligen Gedanken aus unſerem Geiſte bannen, daß Deine Freude ein der Tätigkeit fremdes Ding ſei, geſtalt- und ziellos und ungreifbar. Wo der Landmann die harte Erde pflügt, entſprießt Deine Freude mit der jungen Saat. Wo der Menſch den Urwald lichtet und ſich eine Heimſtätte ſchafft, entfaltet ſich Deine Freude in Ordnung und friedſamem Gedeihen.

Daß solche für die Inder, sonderlich in der religiösen Motivierung, neue Gedankengänge und Aufrufe zum Wirken, zum Handeln das Selbstbewußtsein des indischen Volkes auch im nationalen und politischen Sinne steigern und neuerwecken müssen, läßt sich voraussehen. Der Engländer hat diese Gefahr längst gewittert, und augenblicklich ist Rabindra Nath Tagore, wie man hört, auf Veranlassung der britischen Regierung in Kalkutta interniert. Allein das Wirken des Genius, des freien heiligen Geistes ist durch Mauern und Ketten nicht aufzuhalten und einzudämmen, und ebensowenig die nahende Stunde Englands. —

Wenn der asiatische Mensch, wie wir es darlegten, vorwiegend ein Mensch der Beschauung, der Beschaulichkeit ist, so ist der moderne Europäer (und mit ihm der Bewohner des neuen Amerika) in nicht minder großer und gefährlicher Einseitigkeit der Entwicklung fast ausschließlich zum Menschen der Tat, zum Arbeitsmenschen, ja oft leider bloß noch zur Arbeitsmaschine, oder zum letzten Hebelfortsatz an den kalten, stählernen Maschinenungetümen unserer Industrie und Technik geworden, in unwürdigster, seelenabschnürender Sklaverei und Dienstbarkeit unter der Tyrannenherrschaft dieser Industrie und Technik, wie des ganzen heutigen Arbeits- und Wirtschaftsbetriebes. Tagore, als großer Vermittler zwischen Europa und Asien, zwischen Abendland und Morgenland, der den unterm prächtigen Sternhimmel der Tropen träumenden und in tiefe Betrachtungen versunkenen Inder zur tätigen Wirklichkeitsfreude aufruft, weist andererseits uns Europäer, durch die, bei all seiner Erdenhaftigkeit und gesunden Weltlust, sein ganzes Werk durchziehende und krönende Transzendenz, die immer wiederkehrende Beziehung des Alltäglichen, Irdischen und Sinnlichen auf übersinnliche, ewige Seinswerte nachdrücklich darauf hin, zum „labora“ nicht das „ora“, über dem Arbeiten nicht das sammelnde Gebet, die Betrachtung und das ernste Nachdenken über die tieferen Dinge des Lebens zu vergessen. Bei seiner Lebensliebe, und über diese hinaus, ist des Dichters Seele doch stets „durstig nach fernen Dingen, ... voll Verlangen und wachsam,“ wie es in einem seiner herrlichsten Gedichte heißt, dessen Leitmelodie, wiederkehrend in jeder Strophe, lautet:

„O Ziel in Fernen, o großes Jenseits, o ungestümes Rufen Deiner Flöte!“

Dies Aufsteigen vom Irdischen zum Himmlischen wird besonders schön deutlich in der Nebeneinanderstellung der beiden folgenden Liebesgedichte Tagores*, davon das erste beginnt:

* Diese Gedichte kann man gleichzeitig auch als Überleitung von den Liebesgedichten Tagores zu der späteren religiösen Gedichtsammlung „Gitanjali“ (Sangesopfer) betrachten, die in ihrer Einzigartigkeit eine Sonderwürdigung beansprucht.

Ich halte ihre Hände und preſſe ſie an meine Bruſt.
Ich verſuche, meine Arme mit ihrer Lieblichkeit zu füllen, ihr ſüßes Lächeln mit Küſſen zu plündern, ihre dunklen Blicke mit meinen Augen zu trinken.
Aber, ach, wo iſt das alles? Wer kann dem Himmel ſein Blau abzwingen?
Ich verſuche, die Schönheit zu faſſen; ſie entweicht mir und läßt nur den Körper in meinen Händen zurück.
Betrogen und müde komm ich heim.
Wie kann der Körper die Blume berühren, die nur die Seele berühren ſollte? —

Und daneben das folgende:

Lieb, mein Herz ſehnt ſich Tag und Nacht nach einem Begegnen mit Dir — einem Begegnen, das wie der alles verſchlingende Tod iſt.
Feg mich hinweg wie ein Sturm; nimm alles, was ich habe; ſpreng meinen Schlaf auf und plündre meine Träume. Raub mir meine Welt.
In dieſer Verwüſtung, in der letzten Nacktheit der Seele, laß uns eins werden in Schönheit.
Ach, vergebliches Sehnen! Wo iſt dieſe Hoffnung auf Vereinigung außer in Dir, mein Gott?

Wir ſehen, Tagore wird auch das Weib eine Brücke zu Gott, und wie ſteht es damit in der modernen europäiſchen, voran der franzöſiſchen, doch auch nicht viel anders in der neueren deutſchen Literatur? Wer vermag, in Erinnerung an dieſe Literatnr, ohne Beſchämung die Liebeslyrik des Aſiaten Tagore zu leſen, in ihrer edlen und tiefen Seelenhaftigkeit und maßvollen Haltung, bei aller Stärke und Pracht ſüdlicher Leidenſchaftlichkeit! Wir ſehen auch hier den Vertreter einer uralt adligen, tief vornehmen und klaſſiſchen Kultur vor uns, wie ſie dem, der ſich in die indiſche Literatur verſenkt, immer wieder ehrfurchtsvolles Staunen abnötigt und ihn gründlich von dem Europäerhochmut auf eine bloß materielle und auf techniſchen Errungenſchaften beruhende, im übrigen ſeelen- und geiſtloſe Kultur, im tiefſten Sinne, heilt. Wenn wir von einem Menſchen, ſo von dem Ruſſen, etwas beſonders Verächtliches ſagen wollen, nennen wir ihn einen Halbaſiaten. Tagore iſt Vollaſiate und Indien das Zentrum des aſiatiſchen Erdteils; lernt die Literatur dieſes Landes kennen und dann fragt euch, wo die Barbaren wohnen, ob in Indien, der Heimat der Seele und Aſien, dem Mutterlande der Menſchheit und des verlorenen Paradieſes, dem Morgenlande des Lichtes und aller tiefſten Welterkenntnis, oder in Europa, dem Reiche der untergehenden Sonne, das die entſetzlichſte Barbarei der Weltgeſchichte, dieſen Krieg auf dem Gewiſſen hat? — „Du biſt halb Weib und halb Traum" —, heißt es in einem Tagoreſchen Liebesgedichte; ihm iſt das Weib „zur Hälfte ſeines Weſens eine Blume,

deren Duft nur der Geiſt ſpüren kann". Rührend iſt es auch, wie Tagore, der ragende Leuchtturm des Geiſtes, deſſen Strahlen von Aſien bis nach Europa herüberdringen, wie dieſer der Weltgeſchichte bereits angehörende Denker und Dichter ſich in einfach menſchlichſten Gefühlen ſeiner Geliebten gibt, einem ſchlichten, faſt töricht zu nennenden indiſchen Naturkind, wie ſie uns im Spiegel ſeiner Lyrik entgegentritt, und wie er ihr, die ihn doch nicht auch nur ahnungsweiſe zu verſtehen und die Macht ſeines Genius zu erfaſſen vermag, demutvoll die Huldigung des Dichters darbringt. Auch hier, ähnlich wie bei Goethe und Chriſtiane Vulpius: Gott und Bajadere, Geiſtesheros und reinſtes Naturweſen: die beiden ſich ergänzenden und fordernden Gegenpole.

Und die in Tagores Gedichten niedergelegten Gedanken und Gefühle ſind von menſchlicher Allgemeingültigkeit. Obwohl der Dichter unter anderer Sonne als wir geboren, von einem ganz anderen, uns weit entlegenen Raſſe- und Kulturkreis herkommt, empfinden wir jene Gefühle und Lebenserkenntniſſe völlig als die eigenen, und das iſt es, was, neben der künſtleriſchen Vollendung, Rabindra Nath Tagores Werk den Stempel des Ewigkeitswertes aufdrückt und ihn den ganz Großen der Weltliteratur zureiht, wie dies ja auch die ſchwediſchen Kunſtrichter durch Verleihung des Nobelpreiſes an den fernen Aſiaten zum Ausdruck bringen wollten. Auch von der tiefen Harfe Tagores ertönt das Lied von der großen, alle Räume und Zeiten überſpannenden Einheit der Menſchenſeele, vom Brudertum der Erdbewohner, eine Erkenntnis und Idee, die vor allen Religionen der Erde das Chriſtentum vertritt, und auf die der Weltkrieg eine ſolch furchtbare Läſterung iſt.

Gertrud Prellwitz
Die deutſche Pflicht

Heiße Schmerzen durchlodern unſer Volk. Der Feuerring, der vorher Deutſchland umgab, löſte ſich und nahm ſeinen Weg in das Innere des Volksweſens; die Flammen drohen es zu zerſtören. Und dennoch werden ſie uns nicht zum Tode, ſondern zu einer Läuterung und Erneuerung dienen. Denn unerſchöpflich iſt die Kraft in unſerem Inneren. Wenn ſie ſich nur mit dieſem Leiden verbündet.

Dies iſt jetzt die deutſche Pflicht: nicht zu fragen, welche unter den Menſchen etwa an unſerem Unglück ſchuld ſind, und mit zerſtörendem Gefühl und Willen gegen ſie und gegen das Schickſal anzugehen —

das verlängert das Leiden und vergrößert die Gefahr. Sondern mit mutiger Seele zu fragen: Was will dieſes Schickſal uns? Und mit mutiger Seele *mit* dieſem Schickſal zu wollen!

Und nun ſeht, ihr Deutſchen, was wir lebten: Ein ganzes Volk hatte ſich auf das arme Ziel eingeſtellt, auf dem Markt zu gelten! Ja, ein ganzes ſchaffendes Volk, die Seele voll von Quellen ewiger Kraft, war mit allen ſeinen Lebensbedingungen eingeſtellt auf das eine arme Ziel: auf dem Markt der Welt die Konkurrenz zu ſchlagen! Wie grauenhaft! Als erſchöpfte ſich unſer Weſen im Krämergeiſt! Und es war nicht einmal Krämergeiſt in Ehren: denn der würdige Handelsgeiſt will etwas ganz anderes als die Konkurrenz ſchlagen! will dienen! Will dem Blutkreislauf des Erdballs dienen, will dem Allzuſammenhang der Menſchheit dienen! Will ſchaffen — aber nicht raffen. Sein nährender Lohn ſoll ihm nur eine gerechte Begleiterſcheinung ſeiner redlichen Arbeit ſein. Der Geiſt aber, der jetzt über den Völkern war, hatte ſie gelehrt, und hatte auch uns Deutſche verführt, als das höchſte Ziel anzuſehen, die andern auf dem Markt zu überbieten! zu verdrängen! die Herrſchaft an ſich zu reißen auf dem Markt! Und wir drangen Schritt für Schritt vor, voll Tüchtigkeit und Zähigkeit, zum Staunen, zur neidiſchen Entrüſtung der andern, die alle auch kein anderes Ziel hatten. Bis ſie ſich empörten! Und ſich verbanden, um den unbequemen Konkurrenten zu vernichten, im Namen der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit!

Ihnen wird das auch noch zu ihrem richtenden Schickſal werden, das ihren Weg wendet. Wir aber haben jetzt der richtenden Hand zu folgen, die *uns* weiſt.

Wohl war die Leiſtung des deutſchen Volkes auf dem Weltmarkt als Kraftleiſtung etwas Bewunderungswürdiges, woran man noch rückſchauend ſeine Freude haben muß. Aber dem Geſamtleben eines Volkes dieſes eine niedrige und gemeine Ziel zu ſtellen, dem alles höhere und edlere Weſen geopfert werden muß: welche eine Verirrung! Und iſt jetzt alles verloren — wenn wir es behalten hätten, wir hätten uns ſelbſt verloren! Nun aber will uns das richtende Schickſal lehren, uns ſelbſt zu finden, uns ſelbſt zu ſchaffen!

Was wir jetzt zu entdecken haben, iſt die Kultur der völkiſchen Selbſtbeſchränkung. Nun, Gott ſei Dank, wird aufhören müſſen das oberflächliche Gerede, wir müßten die Konkurrenz auf dem Weltmarkt ſchlagen um unſerer Weltſtellung willen. Wie unwürdig, eine Weltſtellung, die ſich nicht aus Edlerem ergibt als aus ſo gemeinem Bemühen! Würdig iſt eines edlen Menſchen und eines edlen Volkes, in ſich ſelbſt zu ruhen.

Auf uns ſelbſt müſſen wir uns ſtellen, geiſtig und wirtſchaftlich. Wir müſſen begreifen: Deutſchland, das iſt nicht der deutſche Wirtſchafts-

zusammenhang innerhalb der Weltwirtschaft — Deutschland ist zunächst überhaupt nicht ein Volk unter Völkern, Deutschland, das ist eine schaffende Volkspersönlichkeit, die ihr Schaffens-Schicksal zu leben hat zwischen sich und ihrem ewigen Sollen, zwischen sich und ihrem Gott. Und der Sinn ihres Lebens ist Kraftentfaltung. Die Entfaltung von immer göttlicheren Kräften in der Menschheit.

Darum rede man auch nicht von der Schmach und Schande, die Deutschland jetzt ertragen muß, und daß die anderen Völker es verachten. Die Schmach und Schande liegt bei den andern, wenn sie wirklich Deutschland verachten. Denn das kommt aus ihren heuchlerischen und verlogenen Gedankenkräften, und weil sie selber über die Anbetung der Macht noch in keiner Weise hinausgewachsen sind.

Immer wieder müssen wir die Stimme erheben, immer wieder, unaufhörlich, unermüdet, so unermüdet, wie England das Lügengespinst, Lügengespenst von dem machtgierigen grausamen Deutschland, das sie alle auf einmal angriff, der Welt vor die Augen gemalt hat. Bis sie hören müssen! Und unbedingt positiv müssen wir sein, nichts tun als Recht fordern. Nicht klagen noch anklagen, nicht uns verteidigen, nichts beschönigen und nicht uns beschuldigen, Recht müssen wir fordern. Das Recht, das Gott uns gibt: das Recht, als Volk zu leben!

Haben wir die Möglichkeit, zu leben, selbst unter den kargsten Notwendigkeiten des äußeren Daseins, aber es fließen in uns die ewigen, die schaffenden Quellen der Kraft — so haben wir auch in diesem Kampfe gesiegt.

Nicht über Menschen. Es gilt in diesem Kampfe nicht, über Menschen zu siegen, sondern über die dunklen Kräfte, von denen die arme Welt besessen ist. Das ist die deutsche Pflicht.

Um der Sparsamkeit willen werden wir nun erstreben müssen, was Forderung des Edelmenschlichen in uns ist: daß die Kräfte im Volke sich nicht mehr gegeneinander richten und konkurrierend sich bekämpfen, sondern daß sie miteinander sich verbünden zum gemeinsamen Ziel. Die Sorge, daß die Menschen sich nicht mehr genug bemühen, wenn nicht unmittelbare Gewinnsucht, gemeiner Wettbewerb die Kraft spannt, wird uns die Not abnehmen: es wird nötig sein, daß jeder arbeitet. Jenes hastige Sichüberstürzen aber des immerwährenden Wettlaufes — wie notwendig, daß die Menschheit nun endlich davon abläßt! Es blieb ja nicht Zeit und Kraft zum eigentlichen Menschsein! Wenn wir aber zu reinerem Dasein genesen, wird sich ein edlerer Ansporn der Kraft einstellen: Schaffensfreude.

Denn nun werden wir um der Sparsamkeit willen Einfachheit und Echtheit erstreben müssen. Einfachheit und Echtheit aber ist der fruchtbare Mutterboden wahrer Kultur. Wir werden das Glück der Einfachheit lernen; und die Schönheit der Einfachheit.

Überall ſind in unſerem Volke längſt die ſchaffenden Kulturkräfte, die Schönheit in Einfachheit erſtreben, jugendfroh lebendig! Und kämpften hart mit dem Geiſte der Äußerlichkeit, der im Dienſte des Geldſinnes ihnen wieder alles verzerren wollte. Nun aber werden ſie zu ihrem Blühen kommen und uns einen neuen Stil edler Schönheit ſchaffen.

Solange unſer Volk reich war, konnte auch jene edle reine Feſtkultur, die unſerem Volksgeiſte und Zeitgeiſte die Rettung bedeuten wird (und die all *meines* Schaffens heimliches Ziel iſt), niemals erſtehen. Die Menſchen begriffen gar nicht, was gemeint war. Nun aber werden ſie allmählich dieſe Gedanken denken lernen: Welch eine Verſäumnis, wenn die geiſtigen Führer ihr Volk nach ſeiner harten Arbeit zu Vergnügungen gehen laſſen, die es körperlich und geiſtig vergiften! Ihm müßten dann Freuden winken, die die Kräfte des höheren Menſchendaſeins in ihm wecken und pflegen. Wir ſind verpflichtet, ihm Freuden zu ſchaffen, die ſein Fühlen klären, ſein Denken edel erhöhen, ſeinen Willen läutern. Seinen Willen vom Gemeinen erlöſen und zu heiligen Zielen emporrichten.

Die Armut wird uns zwingen, dieſe Wege zu gehen. Denn wie wenig Geld braucht der Menſch zum Leben, der aus innerem Reichtum lebt!

Die Welt will ganz anders werden; ganz andere Vorausſetzungen wollen gelten, ganz andere Ziele wollen aufgeſtellt werden, höhere, reinere Geſetze ſich auswirken. Die Feuerflammen, die jetzt unſer Volk durchtoben, zerſtören die alte Wirklichkeit und lockern unſere Gedanken, die an ihr hafteten. Laßt uns willig ſie löſen! laßt uns bereit ſein, hinaufzufragen: Wo iſt der Wille unſeres Schickſals? daß wir ihn wollen! Um ſo ſchneller wird dieſe vorbereitende Not ein Ende haben können.

So wird unſer Volk werden müſſen: In ſich ſelbſt beruhend, von innen nach außen lebend, ſelbſtgewiß und ſelbſtgenügſam, und darum ſtark aus eigenen Quellen der Kraft, fleißig, ſparſam, auf reine Kultur bedacht, die das Leben mit Gütern bereichert, die es wahrhaft lebenswert machen. Wir werden blühen aus innerem Reichtum! Dazu wird uns unſere Armut helfen.

Laßt uns darüber hinauswachſen! und lächelnd ihre Verachtung uns gefallen laſſen.

Würdig iſt eines edlen Volkes, in ſich ſelbſt zu beruhen, völlig unabhängig von der Ehre oder Unehre, die andere geben könnten. Wer im Schauen Gottes lebt und ſein Schickſal will, weiß nichts von Unehre.

Nun wird ja auch aufhören, Gott ſei Dank, das falſche Rechnen: wir müſſen um unſerer Überbevölkerung willen, um die Maſſen zu ernähren, die Sorge um unſere Stellung auf dem Weltmarkt in den Mittelpunkt des Lebens rücken. Dadurch kam die große Verzerrung aller Lebensbedingungen, und die große Unechtheit und Hohlheit. Nein,

beim umgekehrten Ende müssen wir anfangen: das Wohl des Volkes müssen wir in den Mittelpunkt stellen, ganz ehrlich und ernsthaft. Und wie anders wird die Welt dann aussehen!

Keine Rede davon, daß unsere erste Sorge jetzt sein müsse, Rohstoffe zu bekommen, damit die Industrie nicht untergeht. Unsere erste Sorge muß sein, soviel Menschen als möglich mit Wirtschafts-Heimstätten zu versorgen, und Heimstätten-Gemeinden zu schaffen, die einen einheitlichen Kulturwillen haben. Damit die Menschen sich selbst und andere ernähren können bei einer Arbeit, in der sie körperlich und seelisch gesunden. So müssen wir anfangen: Hier ist der Heimatboden. Wie können wir die Ordnung der Landbebauung so umgestalten, daß er uns möglichst selbst ernährt ohne Hilfe des Auslandes, ja auch unsere Industrie mit den nötigsten Rohstoffen versorgt? Um in unserer schwierigen Lage herzustellen, was uns dringend notwendig ist, und uns dabei möglichst unabhängig vom Auslande zu halten, welch eine neue Art von Arbeitsordnung können wir der Industrie erfinden? Ein langsames Aufbauen aus Einfachheit und Echtheit muß entstehen unter ganz anderen Bedingungen, und zu einer ganz anderen Wirtschaftsform führen, die noch niemals war, die Schritt für Schritt herausgetastet werden muß, die mit reinem Gefühl erfühlt werden muß, von innen her, aus Einfachheit und Echtheit.

Wenn aber die andern Völker, die von Menschlichkeit und Gerechtigkeit reden, und die behaupteten, Deutschland zu bekämpfen, um die Welt von seinem Militarismus und Imperialismus zu erlösen, jetzt, wo bei uns Militarismus und Imperialismus gänzlich dahin sind, wenn sie dem niedergeworfenen Volke ein solches Neuerstehen aus inneren Quellen unmöglich machen wollen, um gewinnsüchtig es auszusaugen, mit heuchlerischen Worten von Strafe

Strafe dafür, daß Deutschland den Krieg angefangen, während sie doch wissen, daß der gemeinsame Geist, dem wir alle dienten, den Krieg anfing, so daß alle gemeinsam schuld sind!

Strafe für die unmenschliche Kriegführung Deutschlands, während sie den unmenschlichen Hungerkrieg nicht nur führten! sondern weiterführen, wiewohl Deutschland schon längst keinen Widerstand mehr leistet — ungerechte, grausame Bedrücker mit der Heuchelmiene der Menschlichkeit!

dann erhebe das deutsche Volk seine Stimme und fordere Recht!

Wer da glaubt, daß Deutschland jetzt alles ertragen müsse, weil es kein Schwert mehr hat, der ist noch im Banne des alten Machtgedankens. Man muß es begreifen: Der Tag des Rechts will anbrechen. Recht müssen wir fordern!

Wir sind in das Stadium des geistigen Kampfes getreten. Sie kämpften die ganze Zeit mit Lügen und Suggestionen und nannten das ihren

geiſtigen Kampf. Daß wir uns nur vor jeder Lüge ſcheuen! Jede Lüge gibt uns in ihre Hand. Mit tiefer Lebensredlichkeit müſſen wir recht tun wollen — und Recht fordern!

Als Geſamtheit des Volkes, ſtark und würdig, müſſen wir unſere Stimme erheben und Recht fordern. Das Recht, zu leben, nichts ſonſt — dies aber darf uns keine Heuchelrücke rauben.

Wir müſſen glauben an einen Gerichtshof der Menſchheit, der Recht geben wird — und ihn dadurch hineinzwingen in die Wirklichkeit. Und hören ſie nicht, weil die Truggewalten des alten Tages ſie mit Siegesrauſch und Machtrauſch und Gewinnrauſch betäuben — Wenn wir in uns ſelbſt beruhen und die anderen Völker nicht brauchen, werden ſie anfangen, danach zu fragen, wie ſie wieder unſere Freundſchaft gewinnen.

Es iſt auch im Einzelleben eines Menſchen dies nur die eine Seite: daß er in ſich ſelbſt ruhen muß und unabhängig ſein von Freundſchaft und Feindſchaft der Menſchen. Die andere Seite iſt die: daß er niemals ganz ſich löſen kann aus dem lebendigen Zuſammenhang mit ſeinesgleichen, und es nicht ſoll. Äußerlich hält ihn die Welt des feſtverwobenen Wirtſchaftszuſammenhanges umfangen, innerlich ein lebendiges Gewebe von Seelenkräften, welches fortwährend ihm Leben zuſtrömt und Leben von ihm fordert. Und es iſt des edlen Menſchen würdig, ſein Verhältnis zu dieſem lebendigen Ganzen bewußt zu geſtalten. So iſt es auch eines edlen Volkes würdig, ſeeliſch und wirtſchaftlich ſeine Stellung im Menſchheitszuſammenhange in Freiheit und Kraft auszugeſtalten.

Deutſchland wird in der umgewandelten Welt wieder auf dem Weltmarkt ſeine ſchaffende Kraft einfügen, gebend und empfangend. Des alten Weltentages übelgönnende geizige Luſt, die Konkurrenz zu ſchlagen und zu verdrängen, wird es dann nicht mehr für ehrenhaft halten. Dem Allzuſammenhange der Erde ſchaffend zu dienen, wird ihm dann Luſt ſein. Denn es wird einen neuen, einen edleren, einen erlöſten Wirklichkeitsſinn dann in ſich entwickelt haben.

Heute bedrängt den Deutſchen die Frage: Iſt in der Geſchichte des deutſchen Volkes die Gründung des neuen deutſchen Reiches nur eine Epiſode geweſen? War dieſe ganze Epoche der Machtentfaltung und des Reichstums vielleicht eine Verirrung? Es kommt auf, zu ſagen: Es erweiſt ſich nachträglich, daß Bismarcks Werk ein Fehlſchlag war. Wir müſſen lernen, viel innerlicher zu ſehen. Unſer äußeres Schickſal, unſere Tat und ihr äußerer Erfolg, ſind nicht der eigentliche Sinn unſeres Lebens. Der Sinn unſeres Lebens iſt die Entfaltung von immer höheren Schaffenskräften in der Menſchheit. In dem lebendigen Gewebe von göttlichen Kräften, die ſich allmählich in dem wunderbaren Menſchen durch ſeine innere Arbeit ausbilden, ſoll eine Bereiche-

rung ſtattfinden. Dem dient, was als Aufgabe fordernd an uns herantritt. Alles äußere Werk, das wir wirken, iſt immer nur das Gerüſt, und mag brechen, wenn der edle Bau errichtet iſt.

Es trat an unſer Volk, nachdem es lange Jahrhunderte nur die innerlichſte Kulturkraft gepflegt hatte und in der Wirklichkeit fremd geworden war, die Aufgabe fordernd heran, die Kräfte, die nach außen wirken, ſchaffend zu entfalten. Denn wie ſollten ſeine edlen Weltenträume ſonſt jemals Erfüllung finden? Da hub es an, nach Wirklichkeit zu fragen, in der Weltwirtſchaft einen Platz zu erobern, unter den Weltmächten eine Stellung zu gewinnen, den Gedanken der Macht zu denken. Ja, und hat es ſo gut gemacht, wie eben ein ſchaffendes Weſen alles macht, was es kräftig anfaßt: hat im Wettbewerb der Völker Weltwirtſchaft getrieben einſeitig, als wäre das ſeines Daſeins letzter Sinn, und zwar Weltwirtſchaft nach den Grundſätzen des alten Weltentages, Einzelheit wider Einzelheit, das Ziel ganz äußerlich und ſeelenlos, das Mittel ganz dämoniſch ſelbſtiſch: Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte und Geld regiert die Welt. Und als das erreicht war, da ſtrömte aus der ſchaffenden Unendlichkeit ein anderes Sollen auf uns ein. Auf einer anderen, entgegengeſetzten Seite ſollten wir nun Kraft erringen und mit der erſterworbenen verbinden. Den Geiſt der Äußerlichkeit ſollten wir nun *überwinden* lernen, die Lockung der Macht *überwinden* lernen, die verlorene Innerlichkeit ſollten wir neu und tiefer wieder heraufholen und den erworbenen Wirklichkeitsſinn mit ihr durchklären, erlöſen zu edler Reinheit — zu Reinheit von dumpfem Zwange und niederer Sucht. Von außen angeſehen, hieß das eine: Sieg und Aufſtieg, und das andere: Niederlage und Wiedergeburt, — von innen angeſehen aber bedeutete beides: eine ſchickſalgewollte Wendung zu neuer, immer edlerer Krafterringung!

Das iſt die deutſche Pflicht: Mit erlöſtem Wirklichkeitsſinn ſollen wir eine neue Welt ſchaffen. Unſere Armut ſollen wir zu innerem Reichtum ausgeſtalten, der als Fülle volkserneuernder Kulturkraft in jungen Taten in die Welt blüht, einen reineren Tag heraufführend.

Umſchau

Gertrud Prellwitz Der 50. Geburtstag von Gertrud Prellwitz am 5. April d. J. gibt der „Tat“ Gelegenheit, ihrer beſonders herzlich zu gedenken; iſt ſie doch, in ſcharfer perſönlicher und frauenhafter Ausprägung, eine Verkörperung des Ideals des religiöſen Menſchen, das hier ſo oft gefordert und beſchrieben worden iſt. Man braucht nur wenige Zeilen von ihr zu leſen, um ſofort wieder der ganzen Eigenart dieſer Perſönlichkeit innezuwerden; es braucht keine lange Unterſuchung, was ſie will und mit welchen Mitteln ſie es anſtrebt und

ob ſie recht hat mit alledem: ſie beweiſt ja nichts und bringt keine neue Weltanſchauung und Lehre, ſondern ſie weckt nur und rüttelt nur auf, hilft uns hinter der Welt der Tatſachen und Begriffe und Naturwiſſenſchaften wieder die Welt der inneren Erfahrungen, des ſtarken, tiefen und einfachen Erlebens entdecken. Kraft, Mut, Andacht, Freude dieſes inneren Erlebniſſes lebt ſie uns in ihren Büchern anſchaulich und mitreißend vor — wenn man von Büchern ſprechen darf; denn was ſie außer den Dichtungen, in denen ſie wohl ihre Hauptwerke ſieht, herausgegeben hat, das ſind ja lebendige, geſprochene und ſchließlich im Druck mit ihrem ganzen klingenden Leben feſtgehaltene Reden. Man erfaßt die Beſonderheit dieſer Frau vielleicht durch ihren geraden Gegenſatz, der etwa Artur Bonus iſt: abermals ein durch und durch religiöſer, glühender Menſch, der nun aber das faſt Unbeſchreibliche ſeiner Erkenntniſſe in immer neu anſetzenden, in jeden Winkel eindringenden Gedankengängen bewußt zu machen und klar darzulegen ſucht. Gertrud Prellwitz dagegen will nur allen erleben helfen; denn innere Erfahrungen dringen viel tiefer und unmittelbarer zum Grundweſen der Welt als äußere Erfahrungen, ſie geben die Gewißheit, daß „in unſerem eigenen Weſen eine Berührung ſich zu fühlen gibt, wie die Berührung einer lichten Kraft, eines verwandten Ich, das uns unendlich überlegen iſt, mahnend, fordernd, zwingend, tröſtend, beſeligend, und doch nichts außer uns Seiendes, ſondern unſer Eigenſtes". Das iſt die eine Aufgabe; die andere iſt die, daß wir aus gottlebendigen Innenwirklichkeiten hineinwachſen in die Außenwirklichkeit, daß wir den Geiſt in der Wirklichkeit ſchauen, daß wir ihn wollen und die Wirklichkeit umſchaffen nach dem Willen des Geiſtes. Immer wieder mahnt ſie, ein innerlich lebendiger Menſch zu ſein; lauteres Leben zu haben, denn ihm teilt ſich das Ewige mit; klare, geſunde, reine Gedanken zu hegen und reinen Herzens zu ſein, denn nur dann gibt ſich das Ewige und Lebendige erlöſend zu erfahren. Von der religiöſen Erziehung des Einzelnen geht ſie dann weiter zur religiöſen Erneuerung des ganzen Volkes. Ein ganzes Volk muß die Wendung zur Innerlichkeit vollziehen, wenn das Heil in die Welt kommen ſoll, und das deutſche Volk ſoll dazu beſtimmt ſein, denn es iſt das Volk Meiſter Eckeharts. Das verkündete der ſchöne Schluß ihres Kriegsbuches: „Von den ſtrömenden Quellen deutſcher Myſtik." Und nun? Wir wiſſen, welche tapfere Antwort ſie in den „Blättern zur neuen Zeit" im Januarheft der „Tat" auf dieſe Frage gegeben hat; und dieſelben Seiten hat ſie nun auch als Ergänzung und Rechtfertigung jenem Buche beigelegt, das ſie auch heute noch nennt „Durch welche Kräfte wird Deutſchland ſiegen?". A. Buchwald

Der geiſtige Menſch und die Gegenwart

Es iſt keinem Denkenden mehr verborgen, daß die Zeit, in die wir geſtellt ſind, eine kataſtrophale iſt, eine Epoche der Erſchütterungen und Zuſammenbrüche. Unausbleiblich war, daß ſich der Menſchen eine ungeheure Verwirrung bemächtigte, die eher zu wachſen als abzunehmen ſcheint. Am ſonderbarſten und hilfloſeſten aber benehmen ſich die, welche man als geiſtige Menſchen zu bezeichnen ſich gewöhnt hat — ja es geſchah das Unglaubliche, daß dieſer Typus Menſch ſich ſeiner Stellung und Sendung zu ſchämen begann, ſich aufgab, im Parteigetriebe verſchwand, daß er, der dem Ewigen verpflichtet iſt, oder ſein ſollte, im Wirbel der Zeit untertauchte.

Von welchem Typus Menſch ich ſpreche, wird denen bewußt ſein, zu denen ich rede — die Demütigung, ihn zu rechtfertigen, kann ich mir ſomit erſparen. Denn

wenn wir erst so weit sind, daß dies äußerste notwendig ist — dann ist Schweigen geboten in Scham und Schmerz.

Heute aber darf noch der Versuch gemacht werden, Einsicht und Selbstbesinnung zu wecken bei denen, auf die es ankommt. Damit das, worauf es ankommt, nicht gänzlich vergessen und verloren wird. Denn dann sind wir am Ende, wörtlich und buchstäblich am Ende, und dann geschieht es, entgegen dem alten Wort, doch, daß sie den Geist töten.

Es ist heute so, daß die politischen und sozialen Momente infolge ihrer überspannt aktuellen Bedeutung in eine Zentralstellung gerückt sind, in die sie nicht gehören. Alles wird auf sie bezogen und gedeutet, ihnen untergeordnet, von ihnen abhängig gemacht. Diese Wertung aber ist verhängnisvoll, weil dadurch etwas, was durchaus in den Vordergrund gehört, immer weiter zurückgedrängt wird und endlich ganz zu entschwinden droht: das Bewußtsein, daß wir in einer Kulturkrisis ersten Ranges stehen. In einer Krisis der europäischen Kultur.

Dies Bewußtsein gilt es unablässig wachzuhalten. Denn einer Not auszuweichen, ist feige und nutzlos zudem, weil sie dadurch zur Latenz gebracht und unheilbar werden kann. Insbesondere aber sollten diejenigen diesen unwürdigen Weg verschmähen, deren Sendung es ist, die Zukunft zu formen: die Jugend, die aus Not und Grauen kommend dieses Chaos als Erbschaft übernimmt. Sie ist als Mittler gestellt zwischen eine fluchbeladene Vergangenheit und eine noch unbestimmte Zukunft — wollen wir einmal so vor dem nach uns kommenden Geschlecht stehen, wie das gegenwärtig führende vor uns?

Es ist kein Zweifel: diese Notlage wird empfunden. Aber von den wenigsten in ihrer ganzen Eindringlichkeit und Bedeutung — es handelt sich hier wahrlich um mehr als um Grenzsetzungen und Institutionen. Die dunkle Ahnung davon ist verbreiteter, als es zunächst den Anschein hat, und ich behaupte, daß alles, was sich heute vollzieht, eine Angst vor dieser Gewißheit ist, ein Ausweichenwollen, eine Flucht! Und sonderlich der Sozialismus ist nicht das Problem unserer Zeit, sondern die Flucht vor dem Problem: der Kulturkrisis!

Deswegen verirren sich in seine Gefolgschaft so viele edle junge Menschen, die ihre Hoffnungen und Sehnsüchte in ihn hineintragen. Man soll aber nicht kopflos hinter Schlagworten herlaufen; man soll Nebensächliches nicht für Letztes nehmen, mag es noch so wichtig sein. Man soll sich in vollem Umfang dessen bewußt sein, was man tut, und warum man es tut, besonders in einer solchen Lage wie der gegenwärtigen. Ist, was jetzt über Deutschland leuchtet, eine Morgenröte, nur weil es rot ist?

Wir wollen uns nicht täuschen lassen durch Gebärden und Posen. Was heute den Markt beherrscht, hat nichts gemein mit uns. Es gibt, nach einem Wort Gustav Landauers, auch Philister des Radikalismus.

Wir müssen uns einmal freimachen von all den falschen Maßstäben, mit denen die Ewig-Unzulänglichen die Gegenwart messen. Alle Einstellungen, die nur vom Politischen oder Sozialen ausgehen, sind schief und führen nicht an den Kern der Dinge.

Zwei dieser kümmerlichen Maßstäbe sind ferner Optimismus und Pessimismus. Es ist traurig, daß man nach diesen abgegriffenen Schlagworten so ziemlich alles ordnen kann, was heute hervortritt. Die einen sehen alles grau in grau, bejammern das Gestürzte, hoffen nichts, außer im tiefsten Grunde ihres harmlosen Gemütes,

daß durch irgendein Wunder die gute alte Zeit wiederkehre: oder aber der Weltuntergang iſt da.

Über dieſe Auffaſſung kann man ohne Worte fortgehen. Gefährlicher iſt die entgegengeſetzte! Ihre Anhänger jubeln: neue Zeit, Erfüllung, Völkerbund, Gerechtigkeit, Menſchheit! Vielleicht ſchon übermorgen!

Das iſt deshalb ſo gefährlich, weil es die Selbſtbeſinnung hindert, ſich durchzuſetzen, weil es erfüllt ſieht, was — vielleicht — nur durch aufopfernde und unermüdliche Arbeit vieler Generationen erreicht werden kann.

Machen wir uns zunächſt dies eine klar: dieſe Zeit iſt verwirrt und uferlos wie kaum jemals eine — und weiter nichts. Nicht groß und bedeutend, und nicht einmal beſonders verheißungsvoll. Sie iſt weder ein Anfang noch ein Ende ſchlechthin, ſondern ein Übergang, deſſen Dauer wir nicht kennen, ſowenig wie ſein Ziel. Aber wir können beides beeinfluſſen, ſofern wir ſtark genug ſind und feſten Willens! Hüten wir uns aber vor allem, Dinge zu überhaſten, die langſam reifen müſſen!

Es iſt kein Zweifel, daß ein großer Umſchwung ſtattgefunden hat. Aber was hat ſich geändert an dem einzig Entſcheidenden: an der Einſtellung des Menſchen zu der Tatſache Geiſt, an dem Bewußtſein ſeiner Verantwortung gegenüber letzten Dingen?

Wir müſſen bekennen, daß ſich daran faſt nichts geändert hat. Denn es iſt doch ſo, daß nach wie vor die große Mehrzahl ſich einer ſolchen Verantwortung gar nicht bewußt iſt und ſein will. Dann aber iſt ſie Menge und Maſſe ohne Ziel und Sinn — und es iſt gleichgültig, was aus ihr wird!

Oder iſt nicht mehr wahr, daß es über aller Wirrnis eine Welt gibt, in die das Beſte im Menſchen reicht, eine Welt, die über Zeit und Raum ſteht, ohne die wir Tiere wären — aber ſie iſt heute wieder einmal in Gefahr, vergeſſen zu werden — ſolche Zeiten gibt es in der Geſchichte des Geiſtes, und Jahrhunderte müſſen büßen, wenn ſolche Werte verlorengehen! Der Geiſt verzweifelt an ſich, fällt ab von ſich, der Wille erlahmt, der Menſch wird Sklave — wie eine ſolche Welt ausſieht, leſe, wer es nicht weiß, in Zarathuſtras Vorrede nach — in dem Buch, in deſſen Höhe wir immer noch nicht gewachſen ſind.

Dieſe Unterſcheidung, die vom Geiſt ausgeht, darf nicht verwiſcht werden, auch wenn die Zeit noch ſo ſehr zur Gleichmacherei neigt. Denn ſie geht auf das Beſte im Menſchen — und es iſt heute ſo weit, daß es von Gauklern und Narren in den Schmutz gezerrt wird, tagtäglich, unaufhörlich — wie ſagt Kierkegaard: ſei ein Schwätzer — und ſieh, alle Schwierigkeiten ſind überwunden.

Dagegen lehnen wir uns auf! Was Schickſal und Tragödie iſt, ſoll nicht auf dem Jahrmarkt als Poſſe geſpielt werden! Man verlange nicht, daß wir da noch Beifall klatſchen! Dieſem widerlichen Schauſpiel muß ein Ende gemacht werden.

Wir gehen aus vom Bekenntnis zum Geiſt. Es iſt das Bekenntnis zum Unbedingten. Es enthält das Bewußtſein einer äußerſten Verantwortung. Es bedeutet die entſchloſſene Einſtellung auf Dinge, die unerſchütterlich ſtehen in einer noch ſo wankenden Zeit.

Dieſe geiſtige Lebensauffaſſung iſt immer zugleich eine heroiſche. Es kennzeichnet den Tiefſtand der Gegenwart, daß ihr letzter Blickpunkt das Glück und die Wohlfahrt der Menſchen ſind. Nie war der Aberglaube an das bevorſtehende goldene Zeitalter ſo verbreitet wie jetzt. Wir ſind weiter von ihm entfernt als je! Wer dem Geiſte dient, verwirft ſolche Heilsbotſchaften. Er hat ſein Schickſal jenſeits von Glück und Leid. Das iſt das Höchſte, was ein Menſch erreichen kann — und er kann es er-

reichen nur in sich, durch sich. Gefordert aber ist eine schroffe Absage an alles, was das Leben bequem, angenehm, genußreich macht — denn damit wird es zugleich flach, seicht, alltäglich, gemein. Not tut eine Abkehr von dem Leben, das bunter Jahrmarkt ist.

Es ist weit mehr als der Begriff des Opfers, der mit einer so bestimmten Lebenshaltung verbunden ist. Es ist der Begriff des Sich Opferns, des stündlichen Bereitseins in schmerzlicher Freiheit, die Sendung zu erfüllen. Wer hat heute noch den Glauben an eine Sendung! Den Willen zum Untergang, wenn er Erfüllung ist — erst mit dem Sich-Opfern rührt der Mensch an die Gottheit! Wehe aber einer Menschheit, die nicht mehr vermag, Pfeile ihrer Sehnsucht über sich hinaus zu schießen.

Ich kehre wieder zu meinem Ausgangspunkt zurück: zu der folgenschweren Tatsache, daß die Krise, in der wir stehen, nicht in ihrer eigentlichen Tragweite erfaßt wird. Man hat sich, teils aus Unkenntnis, teils um ihr auszuweichen, Problemen zweiten Grades zugewandt und behandelt sie mit einer Ausschließlichkeit, die verhängnisvoll ist. Die Ordnung politischer und sozialer Fragen (man ist versucht: Phrasen zu sagen) ist sicherlich sehr wichtig und es wäre falsch, sie zu unterschätzen, wie wir es vielleicht vor dem Kriege getan haben. Aber dadurch wird der Verfall nicht aufgehalten, wie er durch sie nicht herbeigeführt worden ist. Alle diese Erscheinungen können richtig erfaßt werden nur als Phänomene eines weit bedeutungsvolleren Prozesses, der sich als die Zersetzung der europäischen Kultur abspielt. Wir wissen nicht, ob er unaufhaltsam ist, wie lange er währen wird. Ungewarnt waren wir nicht: man lese in Nietzsches unzeitgemäßen Betrachtungen nach, besonders in der ersten und dritten, wie scharfsichtig er seiner Zeit das Horoskop gestellt hat, und mit unheimlicher Seherkraft ist der Nihilismus vorhergesagt (in der „Umwertung aller Werte", Nachlaß). Blickt man unter diesem Gesichtspunkt auf das Treiben der Menschen, so erscheint die Ernsthaftigkeit fast spaßhaft, mit der sie an den Dingen herumflicken. Sind doch alle Änderungen, die außerhalb des Geistes stattfinden, so gut wie wertlos — wenn sie aber im Geiste stattfinden, so braucht sich dies nicht unter Lärm und Getöse abzuspielen.

Man faßt die Summe aller Bestrebungen im Innern unter dem Wort Sozialismus zusammen. An sich ist dieser ein Wirtschaftsproblem. Nun ist aber so viel in ihn hineingeflossen, daß er weit über das Wirtschaftliche hinausgewachsen ist — man kann geradezu sagen, daß was heute Sozialismus genannt wird, aus zwei ganz verschiedenen Quellen gespeist wird: daß sie verwechselt werden, erklärt einen Teil der heute herrschenden Verwirrung. Das eine Mal ist es eine wirtschaftliche Notlage, aus der er geboren ist, und er richtet sich demgemäß auf ihre Beseitigung und erstrebt materielle Vorteile und Güter.

Wäre es damit abgetan, so würde es sich unter geistigen Menschen kaum verlohnen, Worte daran zu verlieren, und die gegebene Stellungnahme wäre wohlwollende Neutralität ohne seelische Beteiligung.

Diese materielle Notlage allerdings hatte Folgen, die weit über sie hinaus wirkten. Sie hatte bewirkt eine Ausbeutung des Menschen, die nicht mehr weit von Versklavung entfernt war, hat geführt zu einer Vertrustung und Versteinerung, in der langsam auch das Geistige zu erstarren drohte. Daraus ergab sich die Brachlegung vieler Kräfte — ein großer Teil der Menschheit war verhindert, seinem Leben Wert zu verleihen über den Erwerb des Notwendigsten hinaus.

So wenig nun die sog. materialistische Geschichtsauffassung gegenüber letzten Din-

gen Recht behält, ſo ſicher iſt, daß der Geiſt abſtirbt, wenn der Boden, in den ſeine Wurzeln reichen, keine Nahrung mehr zu ſpenden vermag, wenn ſich dort, wo fruchtbares Ackerland war, ein Moraſt bildet. Dieſer Boden aber iſt das Menſchliche in ſeiner Geſamtheit, mit allen ſeinen Beziehungen, auch den ökonomiſchen. So können auch materielle Bedingungen weitreichende Bedeutung für die geiſtige Welt gewinnen: dann nämlich, wenn das Reſervoir, aus dem der Geiſt ſchöpft, leer zu laufen droht bis auf einen ſchalen Reſt, und „Menſchenmaterial" — hier einmal in ſeiner wahren Bedeutung — abſeits von der Sonne verkommt. Was anders aber beſagt das Vorhandenſein eines Proletariats?

Damit iſt die materielle Seite des Sozialismus hinreichend gewürdigt. Nicht von ihr aus iſt jedoch der geiſtige Menſch zu ihm gekommen, nicht ihretwegen hat er ihn zu ſeiner Angelegenheit gemacht.

Im Grunde liegt auch eine Notlage, aber eine ſolche ethiſcher Art. Sie gipfelt in der Erkenntnis, wie bedeutungslos die wahrhaft menſchlichen Beziehungen unter den Menſchen heute noch ſind, wie ſinnlos und verworren alles Tun erſcheint. Und je mehr die Atomiſierung fortſchritt, um ſo ſtärker wurde die Sehnſucht nach Gemeinſchaft, Vereinigung, nach gemeinſamen Zielen der Menſchlichkeit — nach Gemeinſchaft im Geiſte.

Dieſe beiden — nach Urſprung und Ziel verſchiedenen — Richtungen haben ſich heute vereinigt. Dagegen iſt an ſich nichts einzuwenden. Auch für uns war das „alte Syſtem" ein Gegner, eine Zwingburg des Ungeiſtes. Die Freude über den Sturz des gemeinſamen Feindes hat vereinigend gewirkt. Aber nun iſt dieſer Feind tot. Nun beſteht die Gefahr, daß ſich der Geiſt der Materie unterordnet. Der Sozialismus als geiſtige Angelegenheit iſt in Gefahr, um ſo mehr, als alles, was eine maßlos verhetzte Arbeiterſchaft tut, auch auf ſeine Rechnung kommt. Das darf nicht ſein. Wir dürfen nicht Gemeinſchaft haben mit den Rachſüchtigen! Die Wege trennen ſich wieder. Geben wir dem Arbeiter, was des Arbeiters iſt, aber auch dem Geiſt, was ihm gebührt.

So ergibt ſich für uns — alles in allem —, daß wir in einer verzweifelten Lage ſind — freilich nicht dergeſtalt, daß Anlaß zum Verzweifeln da wäre. Wir ſehen uns nach Helfern um. In der Vergangenheit muß jeder ſelbſt forſchen und ſich den Künder ſuchen, der ihm ſein Schickſal deutet. Wer irgendwie nach Freiheit ſtrebt, wem Einſamkeit mehr iſt als ein vorübergehender drückender Zuſtand — vielleicht eine Eigenſchaft der Seele? — der hat auf lange hinaus noch von Friedrich Nietzſche zu lernen.

Von Gegenwärtigem ſteht Stefan Georges monumentales Lebenswerk vor uns — der herrlichſte gotiſche Dom, der mit den Bauſteinen der Sprache je errichtet worden iſt. Wie Geſchichte und Philoſophie des Geiſtes und der Kultur möglich iſt, zeigt uns Rudolf Pannwitz in ſeinem an Ausblicken und Anregungen unerſchöpflich reichen Buch „Die Kriſis der europäiſchen Kultur" (Verlag H. Carl, Nürnberg). Hans Blüher (Die Rolle der Erotik in der menſchlichen Geſellſchaft, Jena, Diederichs) gibt uns Deutungen der elementaren menſchlichen Zuſammenhänge, die weit über alles bisher Geleiſtete hinausgehend an Letztes anknüpfen. Guſtav Landauers „Aufruf zum Sozialismus" iſt uns ein Flammenzeichen am Wege. Wir gedenken Guſtav Wynekens mit der Dankbarkeit, die wir dem Erwecker und Vorkämpfer der Jugend ſchulden. Es ſei noch verwieſen auf die Flughefte des „Aufbau", die Hermann Schüller in Berlin herausgibt, und auf die von ihm ins Leben gerufenen Beſtrebungen der „freien Hochſchulgemeinden" in Marburg und Berlin.

Sind diese Erscheinungen die „Zeichen der Zeit"? Es sind vielleicht die „Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen" und doch die Welt beherrschen. Wir vertrauen, daß sie leben und siegen werden — denn „nichts lebt, als was wir aus uns machen. Die Schöpfung lebt; das Geschöpf nicht, nur der Schöpfer. Nichts lebt als die Tat ehrlicher Hände und das Walten reinen wahrhaften Geistes" (Gustav Landauer).

stud. phil. Hans Eberl

Vom inneren Hören

„Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" Daß dieses Christuswort nicht auf das physische Ohr zu beziehen ist, dürfte dem darüber Nachdenkenden klar sein. Denn diese „Ohren" haben alle. Es hätte nicht des Appells bedurft an jene, die „Ohren haben, zu hören", also nur an eine beschränkte, auserlesene Zahl. Auch ich gehörte einst zu den in solchem Sinne Tauben. Aber das innere Gehör erschloß sich mir durch einen weisen Lehrer und Führer, der in sehr bescheidener irdischer Gestalt mir nahte — eine Mahnung an jene Kurzsichtigen, die nur in äußeren günstigen Lebensverhältnissen Gewähr für innere geistige Qualitäten zu erblicken vermögen, — bei denen der gute Rock den Menschen macht.

Sehr treffend sagt Sir Galahad in seiner Vorrede zu Prentice Mulfords Essays, die er unter dem Titel: „Der Unfug des Sterbens" herausgegeben hat: „Der Erleuchtete ist nämlich immer genau so, wie man ihn nicht erwartet. Nach Zeit und Ort wird ihm die Maske gewählt. Sucht man ihn nach Buddahs Beispiel unter Königssöhnen, so ist er ein Zimmermannskind. Hält man seit Jakob Boehme ein Auge auf den Schuster — wird er plötzlich Journalist. Der nächste Heiland ist vielleicht in seinem bürgerlichen Berufe Chauffeur!"

Mein Führer war aus einer der bescheidensten sozialen Schichten — ein Pariser Lumpensammler oder dergleichen. Unsere Begegnung fand im Luxembourg-Garten statt, unweit jener Hauptallee, in der Strindberg einst seine Christusvision hatte.

Es war ein Frühlingsabend — vor dem Kriege, das versteht sich von selbst. So lau und weich, wie nur ein Pariser Frühlingsabend sein kann. Ein sanfter, erquickender Regen rieselte hernieder und erfrischte die Erde — auch die Menschen — auch mich, die ich den Tag über in heißen, verstaubten Bibliotheken verbracht hatte. Der eigentümliche Geruch solcher Fülle alter Bücher, dazu der Dunst der vielen Menschen — das alles übte einen schier unerträglichen Druck auf mein Gehirn aus. So suchte ich denn, des Regens ungeachtet, meinen Lieblingsplatz auf — eine Bank unter einem breitästigen Baum, und ließ mich durch den Erdgeruch und das sanfte Säuseln der fallenden Regentropfen erfrischen.

Aber dieser günstige Ruheplatz schien auch andere Gewohnheitsgäste zu haben. Ein gebückt gehendes, altes Männchen näherte sich, einen Sack in der einen, eine Hacke in der anderen Hand tragend. Ein wenig zögernd und entmutigt schienen seine Schritte zu werden, als er „seine" Bank besetzt sah. Doch obwohl ich ihm als ein Eindringling erscheinen mußte, zog er höflich den Hut und bat mit der Bescheidenheit und Artigkeit des echten alten Franzosen um die Erlaubnis, Platz nehmen zu dürfen. Nein, ich hatte nichts dagegen, daß das Männchen die Bank mit mir teilte, und so saßen wir beide lange Zeit, schweigend, jeder in seiner Ecke, ohne auf den anderen zu achten.

Eine Bewegung, die er unwillkürlich gemacht hatte, veranlaßte mich, den Kopf nach ihm hinzuwenden. Vorn übergebeugt, mit vorgestrecktem Halse saß er da, in der Haltung eines begierig Lauschenden. Und doch war nichts zu hören, als der

weiche, leiſe Fall der Regentropfen. Er mußte mein Michzuihmkehren bemerkt haben, denn plötzlich ſagte er: „Hören Sie nur die Muſik!“ „Muſik?“ wiederholte ich fragend. „Des Regens“, ergänzte er ſeinen Ausruf. Jetzt begann auch ich zu lauſchen. Zuerſt hörte ich nichts als das eintönige Tröpfeln des Frühlingsregens, wie es in ſeiner leiſen, unaufdringlichen Art mir die ganze Zeit über hörbar geweſen war. Dann aber war es, als wenn ſich in meinem Innern etwas öffnete, als wenn ſich noch eine zweite Tür auftat, die mehr zu hören geſtattete, als durch das äußere Tor des phyſiſchen Ohres vernehmbar wahr. Geſchah dies von ſelbſt, oder löſte die Nähe des Hellhörenden neben mir in einer Art pſychiſcher Übertragung die Riegel jener inneren Pforte? Wer weiß es? Genug, ich hörte, hörte, was ich bis dahin nie gehört hatte — die Muſik, die vollendete Harmonie in den Stimmen der Natur, das Jauchzen und Jubeln und Schluchzen all der Kreatur um mich! Hörte das feine Glockengeläut der tropfenbehangenen Blumen. Wie in Flötentönen rieſelte es von den Gräſern herab. Die jungen Zweige des Buſchwerks ſchienen zu ſingenden Geigenſtimmen zu werden, während es in den Blättern wie von Cellotönen rauſchte und aus den hohen, dunklen Nadelbäumen der Baß die Begleitung ſpielte — ernſt, wuchtig, gewaltig. Auch der kleinſte Grashalm hatte ſein eigenes Stimmchen, ſang ſein beſonderes Lied, das doch ſo wunderbar zuſammenſtimmte mit den Melodien rings umher. Süße, lockende Rufe dazwiſchen: All das kleine Getier ſchien zu wiſſen, an welcher Stelle es einzufallen hatte. Die Luft ſelbſt, ja jeder einzelne Tropfen war abgeſtimmt, um einzugreifen in die geheimnisvolle Harmonie dieſes Regenabends im Frühling. Eine vollendete Symphonie der Natur! So muß der taube Meiſter, ſo muß ein Beethoven „gehört“ haben, als er in ſeiner „Paſtorale“ die Naturſtimmen malte. — „Ich höre, ich höre,“ flüſterte ich atemlos. „Wie ſehr ſind doch die Menſchen zu bedauern, die, um Muſik zu hören, ſich erſt ein teures Billett kaufen müſſen oder denen gar die Hupe ihres 80 HP-Autos — ‚Muſik‘ iſt,“ ſagte es leiſe neben mir. Ich wandte mich zu meinem Nachbar, aber ſein Platz war leer. Weit und breit war nichts von ihm zu ſehen.

Aber wer immer er auch war, ſein beglückendes Geſchenk hat er mir gelaſſen, das innere Ohr mir geöffnet und mich jene Stimmen verſtehen gelehrt, die in uns und um uns klingen, und die vordem im Getriebe des Alltagslebens ungehört verhallten.

O meine Schweſtern und meine Brüder! Lauſchet in der Stille und lauſchet hinein in die Stille! Lauſchet hinein auch in Euch ſelbſt!

Auf daß Euer inneres Ohr ſich öffne und Ihr zu den Chriſtuserleſenen gehört, die „Ohren haben, zu hören“!

Hephata!

allen Suchenden, Ringenden und in die Stille Lauſchenden!

Hedwig Bürke

Deutſcher Karfreitag 1919

Das Volk Iſrael war im Exil. Sein nationales Daſein war zerſtört, keine Ausſicht auf Erhebung war gegeben, das Volk ſchmachtete unter der Hand ſeines Feindes im fremden Lande. Da ſtimmte einer ſeiner größten Söhne ein Lied an auf dieſes ſein Volk; er ſang von ſeinem Tod und von ſeiner Auferſtehung, von ſeiner tiefſten Not und ſeiner Erhebung zu hoher Geltung in der Welt. Vielleicht hat er ſich dabei angelehnt an einen alten Kulthymnus, wie er in Nachbarvölkern dem Gotte der Natur zur Frühlingszeit geſungen wurde, der im Herbſte ſtarb und dann wieder auferſteht. Wie deſſen Verehrer ihrem Gotte ſingen, ſo läßt der Prophet die anderen

Völker Israels Niedergang und Aufstieg besingen, wie er sich vor ihren Augen vollzog. — Israel ist der Knecht seines Gottes, der seinen Willen durchzusetzen hat in der Welt. Aber dabei erleidet es Schweres: es geht tief hernieder mit ihm, es steht da vor den Augen der Völker, verachtet und verlassen, voller Schmerzen und Krankheit. Man schämt sich, es nur anzusehen und man verbirgt das Antlitz vor ihm. Für nichts achtete man es. Denn man führte sein Leiden zurück auf seine Schuld; es trage, was es selber durch seine Sünde verdient habe. Denn wie sollte einer leiden, wenn nicht zur Strafe für seine eigene Schuld?

Doch auf einmal wandelt sich das Urteil der Völker. Sie sehen ein, daß sie selber nicht unbeteiligt sind an dieser Schuld. „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe und jeder sah auf seinen Weg." Sie erkannten, daß sie bis dahin eine ganz falsche Richtung in ihrem Leben eingehalten hatten; nur an sich selber hat ein jedes gedacht. Und nun hat es Gott so gefügt, daß Israel, seinem Knecht, alles Leiden aufgeladen wurde, das die natürliche Folge jener Irrtümer und Sünden war. So trägt Israel fremde Strafe und büßt für aller Schuld. Das geht den Völkern auf: es ist ihre eigene, es ist aller Schuld, die Gott auf Israel gelegt hat, und zwar zu seinem eigenen und auch zu ihrem Heil.

Denn der Knecht Gottes trägt sein Leiden geduldig, wie das Lamm verstummt vor seinem Scherer. Es läßt es zu, daß sich an ihm das Böse der Welt auswirkt. Unschuldig leidet es für die Schuldigen. Es bewährt sich im tiefsten Leiden als der treue Knecht seines Gottes. Darum wird ihm Gott sein Leiden abnehmen und ihm eine Bedeutung geben für alle Welt. Weil es der Völker Sünden getragen, darum wird es den Völkern zum Heile gereichen. Gott wird es erhöhen aus seiner Not und wird ihm Einfluß geben in der Welt, weil es sich unter unschuldigem Leiden bewährt hat. Es wird die Starken zur Beute haben, es wird lange leben und Gott wird durch es seinen Willen vollenden. Denn es hat stellvertretend für die Sünde der Welt gelitten, und es wird darum auch stellvertretend seine Tüchtigkeit der Welt zuwenden zu ihrem Heil. —

Der Prophet hat eine Regel aus dem Leben der Menschen und der Völker aufgedeckt. Man hat sie später auf Jesus angewandt, auf den auch die Strafe für die Schuld der Menschen fiel; stellvertretend hat er sie getragen und stellvertretend hat er seine unter Leiden bewährte Treue der Welt zu ihrem Heile zugewandt. — Heute denken wir daran, daß es ein Volk war, von dem dies Lied zuerst gesungen wurde. Unser Volk ist der Knecht Gottes. Auf uns ist die Strafe gefallen für alle nationale Selbstsucht der Völker. Wir leiden schwer darunter. Dazu müssen wir es noch erdulden, daß man in unsere Wunden das Gift der Anklagen gießt: Ihr seid es selber schuld und ihr habt auch uns elend gemacht. — Vielleicht geht ihnen noch einmal auf, wie sehr sie damit uns Unrecht tun. Wir leiden, damit es erhelle, wie verkehrt die Gedanken aller Völker gewesen sind. Wie wir den großen Krieg vor dreihundert Jahren erlitten haben, damit die Welt geheilt würde von dem Hader der Bekenntnisse, so leiden wir jetzt, damit sie den Irrtum des Imperialismus ablege. Wir leiden nicht so unschuldig wie Jesus, aber wir haben die große Schuld nicht allein; wir haben nur die Strafe zu tragen, damit allen miteinander das große Unrecht aufgehe. Vielleicht haben wir auch dazu die Folgen der Revolution noch dazu zu tragen, damit wir an unserem Leibe, für uns selber und für die anderen Völker, die Torheit von überstiegenen Hoffnungen zum Ausdruck bringen. Unser Volk hat von jeher die Schmerzen der Welt, besonders ihre geistigen Nöte, getragen, und zwar für die

Welt, damit ſie es leichter habe, ſie zu überwinden, nachdem wir ſie ſtellvertretend erlitten haben.

Das iſt kein erfreulicher Beruf, den wir in der Welt haben. Wer leidet gern für ſich, wer aber erſt gern für andere? Wir ſind zu ſtolz geworden, um den Prügelknaben für die Welt abzugeben. Aber vielleicht verträgt es ſich mit dieſem Stolz, daß wir von der Weltgeſchichte gewürdigt werden, die Leiden der Menſchheit auszukoſten, weil wir nicht die ſchlechteſten ſind in der Welt. Niemand drängt ſich von ſelbſt zu dieſer Rolle. Aber wenn das Leiden über uns gekommen iſt, dann gewinnt es für jeden, der überall, zumal im Dunkel, etwas Licht ſehen möchte, einen weltweiten Sinn, der es uns leichter macht, es zu tragen. Denn alles Leid wird ſchwerer, wenn es ohne Sinn oder mit bitterem Gefühl getragen wird. Alles Leid aber wird leichter, wenn auch nur ein Fünkchen Sinn das Auge erhellt.

Prof. D. Niebergall

Kirche In den letzten Tagen fand ein Geſpräch zwiſchen einem Dichter und einem Theologen ſtatt. Beide, nicht dem engen Einfluß politiſcher Schranken unterworfen, beide mit großer Liebe an den Strömungen des Jahrhunderts tätig beteiligt, haben ein gewiſſes Intereſſe zu beanſpruchen, beſonders auch, weil der Dichter an den Geiſtern Rußlands orientiert, der Theologe tſchechiſcher Herkunft iſt. (Trotzdem bekennen ſie ſich zu einem Deutſchland Walthers, Goethes, Seuſes und Novalis'.)

Der Theologe ſagte: Wir wurden vorhin unterbrochen, als wir von Werfel ſprachen. Ich bin ja zum Teil ſein Landsmann. Ich weiß, daß ſolche und ähnliche Strömungen unter uns Böhmen Gewalt haben. Auch Maſaryk denkt daran, ſich der Brüderkirche Zinzendorfs zuzuwenden. Es ſpricht da eine alte Tradition und alte Treue mit. — Wir Tſchechen brauchten von jeher ſolche Zuſammenſchlüſſe. Ich erinnere Sie an Huß und Comenius. In uns iſt das Gefühl der Brüderlichkeit ſtark.— Aber trotzdem kann ich dieſem Dichter nicht nahe kommen. Jedesmal ſteht etwas wie eine Mauer zwiſchen mir und ſeiner brennenden Glut, ohne daß ich einen beſtimmten Grund angeben könnte.

Der Dichter antwortete: Es mag ſein, daß die Wundheit dieſes Menſchen Sie beleidigt — ſo wie der Anblick eines Kranken oder Ausſätzigen. Das mag in der Art Ihrer Kirchlichkeit liegen. Peter Hille ſagte einmal: Seelenkrüppel bilden müde Kirchen. Wenn alſo dieſes Wort wahr iſt, läßt ſich die ſtarke Agreſſivität der böhmiſch-mähriſchen Brüder erklären als einen Akt überquellender Kraft. So wird auch in Ihnen ein Widerſtand gegen Werfel laut werden, wie eine Abwehr gegen Krankheitserſcheinungen und Schwäche.

Der Theologe: Ich glaube nicht, daß es das allein iſt. Auch bei uns übt man eine umfaſſende kirchliche Charitas. Nach Ihrer Theorie dürfte das aber nicht der Fall ſein.

Der Dichter: Sie mißverſtehen mich. Trotz einer weitausgebreiteten Liebestätigkeit braucht eine Kirche nicht geiſtig ſchwach zu ſein. Äußere Einrichtungen ſind oft kein Gradmeſſer innerer Werte. Es kann da noch mancherlei anderes mitſprechen. Ich glaube zum Beiſpiel nicht, daß die bekannteſten Kirchen (nach dem Zuſammenhang iſt hier wohl die evangeliſche und katholiſche gemeint. Der Herausgeber.) die Charitas nur um ihrer ſelbſt willen treiben. Ich glaube nicht einmal, daß dieſe Art der Barmherzigkeit etwas mit Gefühlen zu tun hat. Sie iſt einfach eine Einrichtung, welche ſozial notwendig iſt und welche man übernimmt, ſolange der Staat ſie genügend

ſubventioniert. Ja, ſie bedeutet nach meinen Erfahrungen nichts als ein geſchicktes politiſches Programm, einen Schachzug, durch welchen man den Laien die Notwendigkeit der Kirchlichkeit vortäuſchen will. Für ein Kennzeichen geiſtiger Kraft nehme ich das nicht. Die würde ſich eher in Unduldſamkeitsakten oder in ſpontanen Liebeserweiſen einzelner erweiſen. Aber die Kirche tut das ohne eine innere Veranlaſſung.

Der Theologe: Sie erſchrecken mich. Sollte unſere Kirche nur darum Barmherzigkeit üben? — tun?

Der Dichter: Falls in ihren Wahlagitationen und Aufrufen die Wahrheit ſteht — ja!

Der Theologe: Ich, — hören Sie, wir wären ja dann kaum einen Schritt weiter als zu Jeſu Zeiten und die Kirche das, was ſie am heftigſten bekämpfen will — phariſäiſch.

Der Dichter: Ganz gewiß, denn das liegt im Weſen der „Kirche". Es iſt das ein Normalzuſtand, wenigſtens für das Syſtem, das wir als Kirche anerkennen. Die innere Notwendigkeit gebietet es. — Sie kennen doch die Szene mit dem Großinquiſitor aus Doſtojewskis „Brüder Karamaſoff"?

Der Theologe: Nein?

Der Dichter: Zu dieſem Großinquiſitor kommt Chriſtus und tut Wunder. Er aber ſagt ihm, daß er kein Recht mehr habe, von den Menſchen etwas zu fordern oder ihnen etwas zu tun, weil er ja mit ausdrücklicher Vollmacht ſein Werk der Kirche übergeben habe. Und die Kirche habe es nun entwickelt, zum Heile der Menſchen. Er, Chriſtus, habe den Menſchen die Unruhe gebracht, die Kirche aber Ruhe und Frieden. Was wolle er noch?!

Der Theologe: Warten Sie, ich beginne zu verſtehen. Nach Ihrer Anſicht alſo hat die Kirche das Dogma geſchaffen, im Widerſtreit zur Lehre Chriſti?

Der Dichter: Ja, und vernichtete ſo den Segen ſeiner Tat.

Der Theologe: Aber hatte ſie nicht das Recht, da ſie, wie Sie vorhin ſagten, ſonſt nicht exiſtieren konnte? Da es eine vitale Notwendigkeit für ſie war?

Der Dichter: Wir kommen vom Anfang ab, ſei es drum; ich möchte auf Ihre Frage gegenfragen: warum muß eine Kirche beſtehen? Ich ſehe keinen zwingenden Grund.

Der Theologe: Ich könnte antworten: zur Heilserziehung.

Der Dichter lehnte dieſen Einwurf ab, worauf ſich der Theologe damit begnügte, zu ſagen: Nun alſo, als ſittlicher Faktor. Der Dichter entkräftete auch dieſen Grund durch den Hinweis auf die Philoſophie Gautama Buddhas, Laotſes und Platos.

Der Theologe: Und drittens zur Bewahrung des Gegebenen.

Der Dichter: Sozuſagen eine reine hiſtoriſche Tätigkeit?

Der Theologe: Dann alſo zur Verlebendigung des Wortes.

Der Dichter: Sie berufen ſich auf das Wort. Wollen Sie wie Luther die Kirche darauf fundamentieren?

Der Theologe: Ganz gewiß, als auf dem wahren Grunde.

Der Dichter: Ich würde dem bloßen Wort doch nicht eine ſolche umfaſſende Stellung zuerkennen. Es geſchieht dann, wie es immer und auch heute geſchieht, daß darüber alles andere vergeſſen wird. Auch und beſonders ſeine Verlebendigung. Unſere Theologen ſind ja zum weitaus größten Teil keine Prieſter mehr, ſondern nur eben — Theologen, Gelehrte. Ihr Bemühen richtet ſich darauf, die Exiſtenz Jeſu nachzuweiſen oder die Zeit einer Interpolation. Die meiſten glauben heute ſich

immer noch gegen Feuerbach wehren zu müſſen. Ihre Predigten ſind Disputationen, Abhandlungen, Gottesbeweiſe. Was ſoll der Zuhörer damit. — Wer heute dürſtet, geht nicht mehr in die Kirche, ſondern zu Leuten wie Carl Hauptmann, Werfel, Tolſtoi, Doſtojewski. Weil in dieſen mehr Religion ſteckt als in tauſend Liturgien.

Sie haben eins verlernt. Philologen ſind ſie geworden, Wortrichter, Splitterer. Das iſt gut. Aber ein einziger Dichter iſt mehr wert als tauſend Wortfreunde. — Ein Dichter ſchafft Leben. Jeſus war nichts als ein Dichter. Seine Bergpredigt iſt das ſchönſte Gedicht des ganzen Altertums. Ich beneide ihn um ſeine Gleichniſſe. Er hat uns einen neuen Himmel geſchaffen und eine neue Erde, er zündete an und verlöſchte, er ſegnete und verwarf, er beglückte uns mit dem Gebot reiner Liebe. — Was hat Ihre Kirche daraus gemacht? Einen Katechismus. Hören Sie: das iſt die ärgſte Blasphemie gegen das Chriſtentum, daß man heute noch zehn Gebote lehrt, die alle anfangen: Du ſollſt —, du ſollſt —, du ſollſt —.

Dieſer Jeſus brachte uns den Geiſt. Was haben Sie daraus gemacht? Wo iſt er geblieben? Etwa in den Worten: Ich glaube an Gott den Vater —, ich glaube an Jeſus Chriſtus —, ich glaube an den heiligen Geiſt? — Hahaha! Heilig haben Sie ihn geſprochen, auf den Altar geſtellt, wo niemand hinkommen kann, ſelbſt der Prieſter nicht.

Jeſus lehrte uns: Unſer Vater! — Wiſſen Sie, daß man heute noch in allen Schulen lehrt: Gott will uns damit locken? — Ein ſchöner Gott! — Wie durften Sie erlauben, daß ein ſolcher Betrug geſchah?

Wahrlich, war das der Zweck der Kirche, die Verlebendigung des Wortes, dann haben Sie traurige Reſultate erzielt.

Wo ſind dieſe Worte geblieben, tönend, kriſtallklar, voll einer unendlichen Süße, Worte eines Bruders zum Bruder. Bis jetzt ſtecken ſie immer noch unerſchloſſen im Buch. Ja, und die beſten Schriften verwerfen Sie als unecht oder ſtrohern oder phantaſtiſch. — Das eine weiß ich gewiß, daß mehr Chriſtentum in Gerhart Hauptmanns Emanuel Quint, in ſeines Bruders Carl Krieg, in Werfels Hymnen und Rilkes Stundenbuch ſteckt als in den Kanzelreden einer heiligen, allgemeinen, chriſtlichen Kirche.

Der Theologe: Sie ſind ſehr bitter und haben ein Recht dazu. Aber Sie ſchießen über das Ziel. — Was Sie übrigens vom Geiſt ſagen, hat mich intereſſiert. Es mag ſein, daß unſere Redner oft ſich im Ton vergreifen, ja, man ſollte das Gefühlsmäßige, die dichteriſche Seite, wie Sie es nennen, mehr hervorkehren. Das betonte vor hundert Jahren ſchon Schleiermacher. Er ſagte: Religion iſt das Gefühl, —

Der Dichter: Ah, gut! — Das iſt gut! — Ein Gefühl. — Er lehrte das ſchon, ſagen Sie? — Und Ihre Kirche?

Der Theologe: Wie denn?

Der Dichter: Was ſagte Ihre Kirche dazu? Zerſprengte ſie das nicht wie ein Pulverfaß? — Riß das nicht, —

Der Theologe: Nein! — Nicht im geringſten. Ungefähr zu derſelben Zeit, im Berlin Schleiermachers, erfolgte ja der feſteſte Zuſammenſchluß und die ſtrengſte Feſtlegung auf das Dogma: Die Union.

Der Dichter: Aha! Man hat ihn als Ketzer verworfen.

Der Theologe: Auch das nicht. Heute benützt man ſeine Schriften als Übungsbücher in den Seminaren.

Der Dichter: Ja, aber — nein, ich verſtehe das nicht — das iſt ja lächerlich, toll.

Dieſer Mann hat eine Erkenntnis, wie ſie vorher noch nie ſo konſequent ausgeſprochen wird, nur erahnt von den Myſtikern Tauler, Seuſe, dem Straßburger und Jakob Böhme; dieſer Mann ſtellt die Kirche ſozuſagen auf ein neues Fundament, und das alles iſt wie in den Wind geredet — verflogen, verweht?

Der Theologe: Warum ereifern Sie ſich darum ſo?

Der Dichter: Weil man ihm hätte nachfolgen ſollen. Oder ihn verbrennen, damit er als Märtyrer Frucht trug. Aber ihn nicht ſo elend verdauen. Als ob er umſonſt geredet hätte. — Ja, begreifen Sie denn nicht, daß hier etwas lag, ein Umſturz, eine Revolution des Geiſtigen, der ganzen Kultur? Daß damit das Mittelalter endlich überwunden werden ſollte? Aber wir ſtehen heute noch in ſeinem Joch. Wir beugen uns noch unter das Wort. Wann will es denn tagen? — Wenn man es wenigſtens ergriffe, da wo es ſteht: Gefühl iſt alles, Nam' iſt Schall und Rauch!

Der Theologe: Nun ja, das ſind ſehr ſchöne Gedanken.

Der Dichter: Verſchanzen Sie ſich nicht dahinter, Sie können doch den Weg nicht mehr aufhalten. Das wird wie ein Frühlingsſturm über Ihre Köpfe gehen, ohne daß Sie es ändern. Das, was heute geſchieht, iſt ein erſtes Rütteln an den Ketten. Sie dürfen nicht mehr den Kopf mit duldender Miene erheben und zetern, Sie haben ſelbſt die meiſte Schuld an dem Ende der Kirche. Ein Hort des Geiſtigen ſollte ſie ſein. Ein Gefäß überquellender Gefühle. Der Bewahrer des Schlüſſels zum menſchlichen Herzen. Liebe anzünden ſollten ſie. Wie ein feuriger Rauſch allen die Seele weiten. — Was haben Sie getan? — Auf den Kanzeln den Krieg gepredigt, für einen ſiegreichen Frieden gebetet, ins Volk den Samen der Zwietracht getragen — alſo Feindſchaft ſtatt Liebe, Politik ſtatt Erhebung, Worte ſtatt Gefühl, Steine ſtatt Brot.

Bei dieſen Worten wurde das Geſpräch unterbrochen und konnte bis heute noch nicht fortgeſetzt werden.

Will Erich Peuckert

Wladimir Solovjeff*

Warum iſt Solovjeff heute beſonders zeitgemäß? Seine ganze philoſophiſch öffentliche Tätigkeit kann als Kampf gegen den Nationalismus bezeichnet werden. Es ſcheint aber, daß er ſich der ganzen Bedeutung dieſes Kampfes gar nicht bewußt war; jedenfalls verſtand er nicht, etwas darüber zu ſagen — darin iſt ſeine Zunge „ſchwer" wie die eines Propheten.

Er hatte ganz richtig vorausgeſehen, daß das Schickſal Rußlands von der Überwindung des Nationalismus abhängt:

O Rußland, eine ſtolze Frage
In deinem Herzen ewig brennt:
Was willſt du ſein: des Herrn und Heilands
Oder des Xerxes Orient?

Es iſt eine furchtbare Frage. Sich von Chriſto losſagen, um ein Orient des Xerxes zu werden, iſt natürlich nicht beſſer und vielleicht ſogar ſchlimmer, als gänzlich unterzugehen. Wir beginnen jetzt aber etwas viel Schrecklicheres zu begreifen: nämlich, daß der Nationalismus als eine blasphemiſche Bejahung und abſolute Vergöttlichung ſeines Volkes nicht nur für Rußland, ſondern auch für ganz Europa und die ganze Menſchheit eine Daſeinsfrage bedeutet.

* Aus Mereſchkowski, Vom Krieg zur Revolution. München, R. Piper & Co., Verlag. Im Verlag Eugen Diederichs erſchienen: Wladimir Solovjeff, Ausgewählte Werke. 3 Bde.

Der Weltkrieg ſtellt eben dieſe Frage.

Einen ſolchen Krieg wie dieſen hat es in der Weltgeſchichte noch nie gegeben. Alle früheren Kriege ſind im Vergleich mit dieſem partielle, relative Erſcheinungen, beinahe gar keine Kriege. Er iſt eigentlich der erſte, — wir wagen nicht zu ſagen: auch der letzte — jedenfalls der erſte allgemeine, bedingungsloſe, endgültige oder unendliche abſolute Krieg.

Der abſolute Krieg iſt eine Frucht des abſoluten Nationalismus. Wir tröſten uns damit, daß der abſolute Nationalismus nur eine Eigenſchaft unſerer Gegner, aber nicht unſere Eigenſchaft ſei. Zugegeben, daß unſer Nationalismus geringer und bedingter iſt. Man kann aber nicht ein Größeres durch ein Kleineres, ein Abſolutes durch ein Relatives überwinden. Man kann das falſche Abſolutum des Nationalismus nur dann beſiegen, wenn man ihm ein wahres Abſolutum gegenüberſtellt, d. h. wenn man das nationale Ideal durch irgendein höheres erſetzt. Welches Ideal iſt nun höher als das nationale?

Vor dem Kriege hätten wir die Frage ſehr leicht beantwortet: das allmenſchliche Ideal. Heute werden wir es entweder gar nicht, oder nicht ſo leicht wie früher über die Lippen bringen.

Erſt heute, nach der furchtbaren Erfahrung dieſes Krieges haben wir erkannt, was für eine blutige Laſt auf dem nationalen Ideal ruht. Man kann wohl ſagen, daß dieſes Ideal ſich mit dem ganzen Blute, das heute auf den Schlachtfeldern vergoſſen wird, vollſaugt, während das Ideal der Menſchlichkeit um dieſe gleiche Blutmenge ärmer wird. Man kann wohl ſagen, daß kein anderes Ideal heute ſo erdrückt, zertreten, beſchimpft und totgeſchlagen iſt wie das allmenſchliche; daß das nationale Ideal heute das lebendigſte, feurigſte, notwendigſte und allgemein verſtändlichſte iſt, das allmenſchliche aber — das abſtrakteſte, kälteſte, toteſte, überflüſſigſte und unverſtändlichſte. Millionen von Menſchen ſterben heute für das nationale Ideal, für das Vaterland; wer ſtirbt aber für das Ideal der Allmenſchlichkeit? Und wenn es ſolche gibt, ſo nennen wir ſie Phantaſten, arme Narren, Träumer.

Ruſſen, Deutſche, Engländer, Franzoſen ſind ja alle Menſchen. Menſchen dem Namen nach; in der Tat iſt aber ein Menſch dem anderen ein wildes Tier, ſogar kein Tier, ſondern ein Teufel.

Wenn wir das nicht wollen, wenn wir den abſoluten, unendlichen Krieg, dieſe Selbſtvernichtung des Menſchengeſchlechts nicht wollen, ſo müſſen wir uns daran erinnern, daß das heute tote Ideal der Allmenſchlichkeit einſt lebendig geweſen iſt; und wir müſſen glauben, daß es einmal wieder lebendig ſein wird.

Wladimir Solovjeff wußte es und glaubte daran wie kein anderer Menſch: nur davon handeln alle ſeine Worte und alle ſeine ſtummen Prophezeihungen. Er wußte wie kein anderer Menſch, daß der abſolute Nationalismus nur durch das Ideal der abſoluten Menſchlichkeit überwunden werden kann. Dieſes Ideal bleibt aber abſtrakt, leblos und wirkungslos, ſolange es nicht in der Wirklichkeit, wenigſtens in einem Punkte, in einer Perſon, in einem Abſoluten Menſchen verkörpert iſt. Ein ſolcher Abſoluter Menſch iſt der Gottmenſch Chriſtus. Vom Gottmenſchen zum Gottmenſchentum — ſo lautet der religiöſe Hauptgedanke Solovjeffs.

Tolſtoi ſteht zu Solovjeff in vielen Dingen in Widerſpruch; unter anderem auch in ſeinem Verhältnis zum Kriege.

Tolſtoi verwirft den Krieg wie jede Gewalt, wie jedes „Anſtreben gegen das Böſe“. Dies Verhältnis iſt zweifellos aufrichtig, gerecht und heilig, aber perſönlich und

unſozial, daher auch unzeitgemäß, unreal und unwirkſam. Um den Krieg ſo zu verwerfen, muß man ein Tolſtoi ſein. Es hat aber nur einen Tolſtoi gegeben.

Wladimir Solovjeff rechtfertigt und bejaht den Krieg nicht (man kann ihn gar nicht rechtfertigen oder bejahen), — aber er nimmt ihn hin, demütigt ſich vor ihm, beugt ſich zugleich mit den anderen zu ihm hinab, um ihn gänzlich aus ſich „hinauszuleben", von innen heraus zu überwinden, ebenſo wie er auch den ganzen welthiſtoriſchen Prozeß hinnimmt.

Tolſtoi iſt ihm dermaßen entgegengeſetzt und feindlich, daß er ihn zuweilen für den „Antichriſt" hält. Und doch ſtimmen ſie im Wichtigſten, in der Idee oder, genauer geſagt, im Gefühl der Allmenſchlichkeit vollkommen überein. Auch Doſtojewskij, der in ſeinen finſterſten Augenblicken der wütendſte Nationaliſt war, ſagte zu anderen Zeiten (z. B. in ſeiner berühmten Puſchkin-Rede), daß „Ruſſe ſein — Allmenſch ſein" bedeute. Puſchkin hat die Fähigkeit, ſich in die anderen Völker künſtleriſch hineinzufühlen. Solovjeff und Tolſtoi tun dasſelbe religiös. Dieſe Fähigkeit der Einfühlung, der Durchdringung eines fremden nationalen Körpers mit ſeiner Seele iſt nicht nur eine ideelle Möglichkeit, ſondern eine durchaus reale Wirklichkeit, gleichſam eine Offenbarung jener „neuen Kreatur", von der der Apoſtel Paulus ſpricht, — eine neue Geburt, ein Eindringen in fremdes Fleiſch und Blut. Wenn Solovjeff für die Juden oder die Polen eintrat, wurde er ſelbſt zu einem Juden oder Polen (er „verjudete", wie es die Unverſtändigen nannten, um ihn zu läſtern); den Juden und Polen iſt er wie ein Blutsverwandter, uns aber nach wie vor Ruſſe, vielleicht noch mehr Ruſſe, als er bis dahin war. Ebenſo erſcheint auch Tolſtoi den entfernteſten und fremdeſten Völkern als ihr Blutsverwandter. Dieſe Erſcheinung iſt nicht nur metaphyſiſch, ſondern auch phyſiologiſch. Ebenſo wie es in den Blutkörperchen etwas gibt, was die gelbe Raſſe von der weißen unterſcheidet, ſo enthält vielleicht auch das Blut ſolcher Menſchen Keime einer neuen Allmenſchenraſſe.

Dieſes Wunder der Umwandlung, der Durchdringung eines fremden Körpers mit ſeiner Seele, der Allmenſchlichkeit, iſt ein ſpezifiſch-ruſſiſches Wunder, eine eigentümliche, große und ſchreckliche Gottesgabe. Man könnte ſagen, daß die nationale Beſtimmung Rußlands in der Überwindung des Nationalen und in der Erreichung des Allmenſchlichen liegt. Ob wir wollen, oder nicht — wir können uns dieſer Beſtimmung nicht entziehen. Der Weltkrieg hat aber die Frage der ruſſiſchen Allmenſchlichkeit zu einer ſo akuten gemacht, wie ſie noch nie war:

O Rußland, eine ſtolze Frage
In deinem Herzen ewig brennt:
Was willſt du ſein: des Herrn und Heilands
Oder des Xerxes Orient?

Rußland muß dieſe Frage beantworten. Und wir nehmen es nicht mit Freude und nicht mit Stolz, ſondern mit Grauen hin, daß wir wohl die einzigen ſind, die einſehen, daß die Frage, ob man mit Chriſtus oder gegen Chriſtus ſein ſoll, nicht nur für uns, ſondern für die ganze Menſchheit die Daſeinsfrage bedeutet.

Wenn Chriſtus niemals war, ſo wird der abſolute Nationalismus, der abſolute Krieg, niemals ein Ende nehmen; dann iſt die Welt verloren und wir ſehen ſchon den Anfang vom Ende. Chriſtus aber war und die Welt wird errettet, und wir ſehen ſchon den Anfang der Rettung oder werden ihn bald ſehen. So würde Wladimir Solovjeff in unſeren Tagen ſprechen.

Er verwarf den Krieg nicht. Er würde auch dieſen Krieg hingenommen haben.

Er würde dasſelbe ſagen, was wir ſagen: es iſt ein ſchrecklicher, verfluchter Krieg, und doch muß er zu Ende geführt werden. Er hätte aber das Recht, auch das zu ſagen, was heute viele ohne jedes Recht ſagen: man muß den Krieg zu Ende führen, weil das Ende dieſes Krieges das Ende aller Kriege iſt.

Mit Solovjeff zu ſagen: es komme die abſolute Menſchheit, das Gottmenſchentum! — alſo zu ſagen: dieſer Krieg ſei das Ende aller Kriege, es komme der ewige Friede! — dies zu ſagen iſt heute notwendiger als je, und darum iſt auch eine Gedenkfeier für Wladimir Solovjeff heute zeitgemäßer als je.

Dimitri Mereſchkowski

Trennung von Staat und Kirche* — ja, aber das Wie iſt hier alles. Ein ganz ſeltener Glücksfall iſt es, daß wenigſtens die evangeliſchen Landeskirchen noch heute ein Werk der deutſchen Staaten ſind. So hat der Staat es bei uns in der Hand, ſie ſeinem und ihrem Weſen entſprechend zu behandeln, ſich von ihnen zu trennen, ſich neu mit ihnen zu verbinden. Eine abſolute Trennung iſt unmöglich. Die Kirchen leben nicht im Himmel, ſondern im Staate. Jede Trennung von Staat und Kirche bleibt immer noch Verbindung. Aber nur Wer richtig trennen kann, kann richtig verbinden.

Der Staat muß erkennen, was er für das religiöſe Leben und die kirchliche Organiſation leiſten und nicht leiſten kann. Sein Dienſt am religiöſen Leben kann und darf kein anderer ſein als der, den er allem geiſtig-kulturellen Leben zu leiſten verpflichtet iſt. Er garantiert die Mittel und demokratiſchen Formen, er zieht aus dem Innern ſich zurück und gibt dem Leben, dem er das Haus baut und behütet, die Selbſtentfaltung aus eigenſtem Weſen und Geſetz. So handelt er an ſeinen Schulen, Akademien und Univerſitäten, ſo und nicht anders ſoll er an ſeinen Kirchen handeln. Ihr inneres Leben muß er völlig freigeben, im äußeren muß er die Hand behalten. Für das äußere Leben ſeiner Kirche ſorgt er durch Herausgabe alles Kirchengutes, durch Bewilligung einer Kirchenſteuer auf den Kopf der Bürger, die Anteil an der Kirche ſelber wollen, und dadurch, daß er dieſe Mittelbewilligung dauernd an die Forderung der vollen Demokratiſierung der Kirchenverfaſſungen bindet. So garantiert er ſeinen Kirchen Freiheit und Leben und garantiert zugleich dem Kirchenvolke das volle Recht innerhalb ſeiner Kirchen. So wird er ſeinem eigenem Weſen und zugleich dem des Proteſtantismus gerecht. Denn das Weſen des Proteſtantismus in kirchlichem Sinne iſt das Prieſtertum aller Gläubigen oder die Demokratie, und das Weſen des Staates in kulturellem Sinne iſt die organiſatoriſche Pflicht und Verantwortlichkeit gegenüber dem Geſamtbereich des geiſtigen Lebens ſchlechtweg. So wird der Staat, was er werden ſoll, nämlich Kulturſtaat im vollen Sinne, und ſo wird die evangeliſche Kirche endlich, was ihr Weſen fordert: deutſche Volkskirche, gegründet auf das gleiche Recht all ihrer Glieder.

Dafür zu kämpfen, die deutſche Entwicklungslinie einzuhalten und zu ihrem Gipfel zu führen, das iſt der Sinn und Wille der Schrift, die ich unter dem Titel „Staat und Kirche, der deutſche Weg zur Zukunft“ im Verlage von Eugen Diederichs 1912 veröffentlicht habe, und die erſt jetzt das volle aktuelle Intereſſe gewinnt.

Karl König

* Selbſtanzeige.

Vom unerlösten Gott

Unser verehrter Herr Herausgeber hat meine III Sätze über Christentum und Krieg zum Anlaß genommen, um zwei geistvolle Aufsätze zu veröffentlichen. Nur zum Anlaß. Denn mit dem Gedankenkreis der Aufsätze hat er sich zweifellos schon länger beschäftigt. Er hat mir freundlichst gestattet, kurz zu antworten. Nun denn, so kurz wie möglich.

1

Wenn man einmal eine Anleihe auf religiösem Gebiete macht, so muß man den religiösen Begriffen auch ihr Recht geben. Gott ist nun einmal die Macht unserer Hilfe und Hoffnung. Ein unerlöster Gott, dem wir unsererseits zu Hilfe kommen, dem wir die Freiheit schaffen und bringen müßten, ist einer jener vollkommenen Widersprüche, die zwar immer wieder auf die verschiedensten Geister ihren geheimnisvollen Reiz ausüben, die aber damit nicht aufhören, innerlich unmöglich zu sein.

2

Ich weiß nicht, warum Herr Diederichs mich wie selbstverständlich für den Dualismus in Anspruch nimmt. Alles ernsthafte religiöse Denken, das weiß, was es will und was es muß, ist gerade umgekehrt selbstverständlich monistisch orientiert. Es steht unter dem alles beherrschenden Grundsatz: Gott alles in allem. Monismus und Dualismus schließen einander gar nicht so ohne weiteres aus. Es sind zwei Betrachtungsweisen derselben Welt von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Sein sicheres Recht hat der Dualismus in Gegensätzen wie gut und schlecht, Notwendigkeit und Freiheit, Weg und Heil, Gegenwart und Zukunft, Wirklichkeit und Ideal, d. h. in Gegensätzen, die bleiben werden, solange die Welt steht.

3

Zu ihnen gehört auch der Gegensatz: Gott und Welt. Eine religiöse Wahrheit verläuft immer wie die Elektrizität in einer Doppelströmung, die einander entgegengesetzt ist und sich notwendig einander fordert. Es ist zweifellos wahr: Gott und Welt sind eins. An Gott glauben, heißt an die Welt glauben. Und an die Welt glauben, heißt an Gott glauben. Aber es ist ebenso gewiß: Gott und Welt stehen im unvereinbaren Widerspruch. Gott ist nicht die Welt, wie sie ist, sondern wie sie sein soll. Er ist der Sinn und die Seele der Welt. Er ist die Vernunft der Dinge, der schaffende Wille in aller Entwicklung, in allem Fortschritt.

4

„Gott ist tot!" So hat auch Nietzsche gesagt. Er war sich bewußt, damit etwas ungeheuer Kühnes zu sagen, etwas, das gleichbedeutend damit sei, wie wenn die Erde von der Sonne losgerissen und in die Finsternis des eisigen Weltalls hinausgeschleudert wurde. Er sagte es, um die kühnste aller Taten zu tun. Aber er glaubt an „das Leben". Auf „das Leben" häufte er in anbetender Ehrfurcht alle Prädikate der Gottheit. „Dem Leben" gegenüber durchlief er die ganze Stufenleiter der religiösen Empfindungen. Was ist „das Leben"? Es ist einer von den tausend Namen Gottes.

5

Ob Gott in unserem Kriege ist? Man muß sich gründlich und endgültig klar darüber werden, ob man undämonistisch denkt oder nicht. Wer in dem „Glück" das Ziel und die Hoffnung des Menschenlebens sieht, für den ist natürlich der Krieg die Widerlegung des Gottesglaubens. Es ist dann nur zu verwundern, warum erst dieser

Krieg den Zuſammenbruch ihres Glaubens gebracht hat. Iſt er das Schlimmſte, das je auf Erden geſchehen iſt? Der dreißigjährige Krieg, die Kriege Timurs, viele Kriege des Altertums ſind ſehr viel ſchrecklicher geweſen. Und alle Menſchenart wird doch ſchließlich in der einzelnen Menſchenſeele erlebt und erlitten. Die maſſenhafte Anhäufung des Elends aber erleichtert es dem Einzelnen. Was iſt alles Leiden dieſes Krieges gegen das Leiden jenes Einſamen, der am Kreuze ſtarb! Und dieſes Leiden iſt der Welt zur Offenbarung des Gottes der Liebe geworden. Wer in dem Kreuze Jeſu den Richtpunkt ſeines religiöſen Denkens gefunden hat, kann von allen Schrecken und Grauen des Krieges ſich nicht mehr hindern laſſen, Gott im Kriege zu ſuchen und zu ſehen.

6

Die Frage nach Gott in unſerem Kriege fällt zuſammen mit der Frage, ob dieſer Krieg nichts iſt als ein wüſter Haufe ſinnloſen Menſchenelends oder ob er etwas für die Welt zu bedeuten hat, ob er ein Wendepunkt in ihrer Geſchichte ſein wird. Wird man auf ihn nur ſchaudernd zurückblicken wie auf eine unſelige Verirrung, oder wird er der Menſchheit Großes und Gutes bringen, das ohne ihn nicht gekommen wäre? Schleudert er ſie zurück auf eine längſt überholte Stufe roher Geſittung, oder iſt er eine harte Schule für ſie, in der ſie wächſt und reift? Wir haben in dem Krieg den rauhen Wegebahner des Fortſchritts, den ob auch noch ſo rückſichtsloſen Wecker geſunder, ſchaffender, wohl gar edler und edelſter Kräfte erkannt, das heißt: wir haben Gott in ihm entdeckt. Gott verſpricht nicht Glück und Behagen in ſeinem Dienſt. Er ſtellt ſeine Aufgaben, wie ſie ſeiner würdig ſind, und lohnt ihre Vollbringung mit deſto größeren und ſchwereren. Gottes Hand in den blutigen Wettern des Krieges! Das iſt dann freilich ein Gott von ſolch ungeheurer Größe — er macht mir nicht den Eindruck, als ob ihm das geringſte daran läge, von uns erlöſt zu werden.

7

Darf ich Herrn Diederichs bitten, ſeine Aufſätze einmal daraufhin durchſehen zu wollen, wieviel darin bewußt oder unbewußt dem Chriſtentum entlehnt iſt? Die Welt iſt mit dem Chriſtentum noch lange nicht fertig. Es hat der Menſchheit noch ſehr viel zu ſagen. Warum nicht ſchlicht und gut ſich zum Chriſtentum bekennen? Eine neue Religion der Welt und unſerem Volke bringen, — *hat man eine Ahnung davon, was das koſten würde?* Was du ererbt von deinen Vätern haſt, erwirb es, um es zu beſitzen! Das Evangelium in die Sprache unſerer Zeit zu überſetzen und unſerem Volke zum Bewußtſein bringen, was ſein eigen iſt und was ihm ins Blut gedrungen iſt, wie keinem anderen Volk, das iſt das eine, das not tut.

Dörries

Das Grundprinzip einer Gemeinſchaft

Es gibt Augenblicke in jedes Menſchen Leben, in welchen er eines Planes gewahr wird, der durch ſein Daſein hindurch geht, eines Planes, den nicht er entworfen hat und den nicht er ausführt, deſſen Gedanke ihn gleichwohl entzückt, als habe er ihn ſelbſt gedacht, deſſen Ausführung ihn Segen und allereigenſte Förderung deucht, obwohl nicht ſeine Hände an ihr arbeiten. Er iſt frei, wie der Schachſpieler für jeden ſeiner Züge frei iſt: er iſt gleichwohl nicht ſein Herr, wie der Schachſpieler von einem überlegenen Gegner gezwungen wird: er hat das Bewußtſein, daß das Ende der Partie für ihn nicht ein Matt, ſondern in einer Niederlage Sieg ſein werde, und je näher dies Ende rückt, deſto ungeduldiger wartet die

Freude an dem nun kaum noch mißzuverſtehenden Willen deſſen, der den Freien dahin gezwungen, wo ihm höchſte Freiheit, weil unbeſchränkte Ausgeſtaltung und Darlegung ſeines eigenſten Weſens beſchieden ſein wird. Der Meiſel tut weh, der aus dem empfindenden Blocke den Gott herausſchlägt; je weiter aber der Stahl in ſeiner Arbeit vorgeſchritten, deſto ſtiller hält der Marmor, der ſich ſchon über die aus der Natur erſtehende Geiſtesgeſtalt freut.

Wie ein Vogel nachts, wenn durch ſeine Träume die Strahlen des neuen Tages leuchten, im Schlafe wenig klagend-frohe Töne dem warmen Glanze entgegenſingt, um danach, den Kopf unter den Flügeln, weiter zu ſchlafen, ſo ahnt der Menſch im Erdenleben dann und wann der Ewigkeit Freuden, und das unbewußt dem Herzen entflohene Entzücken ſpricht lauter für dieſe, als das lange Schweigen, aus dem es ſich emporringt, gegen jenes. Aber der eigentliche Beweis für die Ewigkeit der Seele liegt nicht in Ahnungen, ſondern in dem Plane, welcher im Leben jedes die Richtung auf das Gute einſchlagenden Menſchen ſichtbar wird. Dieſen Plan erkennen, ihm nachſinnen und ſeiner Verwirklichung ſich hingeben, das heißt fromm ſein und verbürgt ewiges Leben. Schlechthin alles, auch die Kirche und das Sakrament iſt nur Mittel, dieſen Plan Gottes mit den einzelnen Seelen ausführen zu helfen, ſeine Erkenntnis zu ermöglichen und zu erleichtern: wer es anders anſieht, wer der Kirche, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, dem Staate Selbſtzweck zuſchreibt, weiß ſchlecht Beſcheid. Was mit den vom Leben erzogenen Seelen werden ſoll, iſt Gottes Geheimnis: nach dem Tode iſt auch noch ein Leben, und die Ewigkeit iſt lange ...

Als Grundprinzip der neuen Gemeinſchaft wird der Satz zu gelten haben, daß Religion das Bewußtſein von der plan- und zielmäßigen Erziehung der einzelnen Menſchen, der Völker und des menſchlichen Geſchlechtes iſt. Paul Lagarde

Der Weg zum Mythos*

Von der Vorausſetzung aus, daß alle echte Volkskultur Auswirkung religiöſen Gemeinſchaftslebens iſt und als ſolche in einem objektiven, zeugenden und ſeelenbindenden geiſtigen Mittelpunkt, im Myſterium, wurzelt, iſt hier verſucht, die Grundbedingungen unſerer zukünftigen Kultur, vornehmlich der Kunſt, aufzuzeigen und die geiſtigen Kräfte, die als Unterſtrömung der Zeit der Zukunft zudrängen, ſichtbar zu machen.

An Nietzſches tragiſchem Übergangsgeſchick als Symbol wird die kulturelle Kriſis auf ihre letzte Formel gebracht: „Können wir das Myſterium retten?“ Die Geſtalt Hölderlins, des Antiromantikers, macht die Bedingungen mythenbildenden Schaffens ſichtbar, die gotiſche Volkskultur zeigt prototypiſch die Geburt der Kultur aus dem religiöſen Mythos und die Urſachen ihres Zerfalls. Das Werk der Reformation, in ſeinem Urſprung in der deutſchen Myſtik und Luther auf Erneuerung der Myſterienreligion angelegt, führte im Proteſtantismus zur Vernichtung des Myſteriums und zum religiöſen Subjektivismus, mit dem der äſthetiſche Subjektivismus und der wiſſenſchaftliche Intellektualismus Hand in Hand gingen. Die neuzeitliche Ich-„Kultur“ iſt im Zuſammenbruch. Die Verſuche der Romantiker, an das vorwiſſenſchaftliche Stadium der chriſtlichen Religion, in das dieſe im Mittelalter zurückgekehrt iſt, anzuknüpfen und damit die neuzeitliche Entwicklung durch Verneinung zu beſeitigen, mußten an ihrem Atavismus ſcheitern. Ähnlich die Bewegung des Symbolismus und Expreſſionismus. Es gibt kein

* Selbſtanzeige. Das Buch erſcheint ſoeben im Verlage Eugen Diederichs in Jena, Preis br. M 4.50.

„zurück“ hinter das wiſſenſchaftliche Zeitalter, ſondern nur ein „hindurch“. Die Geſtalt Goethes gibt den Weg. In ihm tritt ein höherer Typus Menſch in die Erſcheinung: die geiſtige Perſönlichkeit, die das neue Lebensgefühl der Diesſeitigkeit in ſich zur Geſtalt, zur geiſtigen Ich-Geburt austrägt und die Zerriſſenheit der modernen Menſchheit durch die einigende Kraft des objektiven, geiſtigen Selbſt aufhebt. Er ſchenkt in der Einheit ſeines Lebens und Werks den Mythos der „Perſönlichkeit“ als Myſterium. Von Goethe aus erſcheint die Geſtalt Jeſu in neuem Lichte: Jeſu Religion der geiſtigen Perſönlichkeit hat als nachwiſſenſchaftliche Religion das Aufklärungszeitalter der zerfallenden Antike organiſch überwunden. Die geiſtige Wiedergeburt des Diesſeits als Sakrament, gipfelt im Mythos vom Gott-Menſchen. In der chriſtlichen Kirche des Mittelalters in das vorwiſſenſchaftliche Stadium naiven Mythen-Glaubens zurückſinkend, beginnt der Mythos vom Gott-Menſchen unſerm Lebensgefühl wieder von neuem aufzuleuchten. Er iſt wiedergeboren im muſikaliſchen Mythos Beethovens und hat ſich hier im ſymphoniſchen Drama ſein Myſterium geſchaffen. Damit iſt die Kunſt ihrer höchſten Aufgabe zurückgegeben worden: einigende Mittlerin zwiſchen dem erlöſungsbedürftigen Menſchen und ihrem göttlichen Vorbilde zu ſein. In den Viſionen Momberts hat dann das Gott-Erlebnis als Selbſt-Erlebnis zu ſeiner ſtärkſten mythiſchen Ausgeſtaltung weitergetrieben: im Mythos von Aeon, dem Ewigen Menſchen. In den ſymboliſchen Geſtalten und Vorgängen der Aeon-Trilogie iſt der Mythos vom Gott-Menſchen in das tönende Wort und bewegte Bild hinabgeſtiegen und hat ſich im göttlichen Spiel ſein Myſterium: das Myſterium eines neuen Glaubens, geſchaffen.

Ernſt Michel

Katholiſcher Frühling Verheißungsvolles, junges Leben treibt an Europas älteſtem Kulturbaume, dem Katholizismus. Wer die Schriften des bedeutendſten lebenden Katholiken, Max Scheler, kennt oder wer einmal in Beuron, im naturgewaltigen Donautal bei den Benediktinern geweilt und dort das warme, quellende Leben, durch jahrhundertealte Kulturformen gemeiſtert, hat auf ſich einſtrömen laſſen, der weiß, daß dem Katholizismus ein weltbeglückender Frühling bevorſteht. Es iſt kein unerfreuliches Zeichen, daß dieſe Neubelebung von dem älteſten Kulturorden Europas, den Benediktinern, ausgeht. Benediktiniſche Frömmigkeit iſt machtvoll im Vordringen gegenüber dem an ſich gewiß achtbaren Rationalismus der Jeſuiten. Wie überall vollzieht ſich auch dieſe Erneuerung nur durch Rückgang auf die Lebensquellen, auf die irrationalen Kräfte, auf die tiefſten Werte der Seele, vom Ethos und Logos zurück zum Eros, das iſt im Katholizismus zu ſeinem Kult, zu ſeiner Liturgie. Denn nur im Kulte offenbart ſich der tiefſte Gehalt einer Religion. Alles Dogma iſt nur Ausſprache des im Kulte wirklich Erlebten. So veröffentlicht die Abtei Maria Laach in Verbindung mit den Abteien Beuron, Emaus-Prag, St. Joſeph-Coesfeld und Seckau: „Liturgiegeſchichtliche Quellen“, ferner „Liturgiegeſchichtliche Forſchungen“, für deren Herausgabe vor allem Prof. Dölger (Münſter), der zu den erſten Größen der modernen Religionswiſſenſchaft zählt, zeichnet.* Für weiteſte Kreiſe beſtimmt iſt die handliche Sammlung: Ecclesia orans, die bei Herder in Freiburg erſcheint und in den Geiſt der Liturgie einführen ſoll; Abt Ildefons Herwegen, bekannt durch ſein wundervolles Buch über den Ordensſtifter Benediktus, iſt der Herausgeber. Gleich das erſte Bändchen iſt ein Treffer erſter Güte.

*Beide Sammlungen erſcheinen bei Aſchendorff in Münſter.

Romano Guardini hat uns in seinem „Vom Geiste der Liturgie“* einen Kristall geschenkt, wie er sich nur in ganz seltenen Stunden in einem ganz feinen Kopfe bilden kann. Man darf über dieses Meisterwerk nichts einzelnes sagen. Jeder Satz, den man heraushöbe, zerstörte das Ganze. Man kann nur jedem sagen, dem religiöse Fragen auf dem Herzen brennen, nimm und versenke dich darein und dann gehe in ein wirklich stilvoll gestaltetes katholisches Hochamt, am besten in einer Benediktinerkirche. Vor allem möchte ich diese Schrift in die Hände all der Puritaner wünschen, die im katholischen Kult nichts als Massenhypnose sehen wollen. Sie werden sehen, wie die Verehrung Gottes durch eine Sozialeinheit, die Gemeinde, nichts sein kann als Liturgie, als persönliches, warmes religiöses Leben in objektiv-ruhigen, allgemeingültigen Stilformen. Und dann entzückt Euch an dem einzigartigen Kapitel, Liturgie als Spiel, da Ihr inne werdet, daß das Höchste, was der Mensch erreichen kann, nicht die zweckbefohlene Arbeit des Technikers, sondern das aus goldenem Überflusse überströmende Spiel des Kindes, des Künstlers, der seligen Geister sei.

Heinrich Getzeny

Gott wird!** Durch dreiviertel Jahrhundert fristet nunmehr die freireligiöse Gemeinde ein Dasein, das stets zwischen Leben und Sterben schwankte. Mehr noch als der Protestantismus eine vorwiegend protestierende, darum eine negative Größe, fehlte ihr jeder positive Kern und folglich alle werbende Kraft. Allenfalls spiegelte sie jene schnell lebenden und noch schneller sterbenden Ersatzformen von Weltanschauungen, den Materialismus, den Naturalismus monistischer Prägung, den Nietzscheanismus im Abglanz wieder, bis jüngst Drews mit dem Versuch hervortrat, der freireligiösen Bewegung eine positive, dogmatisch normierte Grundlage zu geben***.

Ernstlich kann man nur da von einer Weltanschauung reden, wo eine Wurzelung in religiösem Mutterboden die ständige Saftzufuhr aus dem Urborn des Lebens, dem Ewigen, ermöglicht. Nun liegt mit diesem Bändchen Predigten eines Laien der Versuch vor, die freireligiöse Gemeinde mit einer wahrhaften Frömmigkeit zu durchdringen. Der Wert des Versuches aber reicht weit über diesen Rahmen hinaus.

Gott wird! Es ist der Gott, von dem ein uraltes Mystikerwort sagt: er ist ein Kreis, dessen Zentrum überall, dessen Umschwank nirgends. Ein glühender Funken im tiefsten Urgrund der Seele, raumlos, zeitlos, kreaturlos, durchstrahlt er Raum, Zeit und Natur, zuletzt sich selbst offenbar werdend im Wachstum, im Handeln und Leiden des bewußten Geistes. In der Seele wird Gott ständig neu geboren, ein ewiges Bethlehem: die Seele wird ihm zum Golgatha, zu Kreuz, Grab und Auferstehung. Es ist der Gott, den das Gemüt des deutschen Volkes ersehnt und gesucht hat seit Meister Eckehart, im jungen Luther, mit Jakob Böhme und dem Cherubinischen Wandersmann, bis er zuletzt zu uns sprach aus den Worten der Dichter und der prophetischen Denker. Es ist der deutsche Glaube, den Sexauer seiner Gemeinde predigt.

Aber natürlich: aus Religionsphilosophie und Nachempfinden von Vergangenem, und wäre alles noch so tiefsinnig, ersteht keine Religion, keine Frömmigkeit. Das Wort kann nur wiedergeben, wofern es Licht anzünden soll, was der Fromme selbst

*Nach 4 Wochen bereits in 2. und 3. Aufl. Herder, Freiburg 1918, 84 S. M. 1.50
** Albert Sexauer, Gott wird! Sieben Predigten, gehalten im Winter 1917/18 in der freireligiösen Gemeinde Karlsruhe. *** A. Drews, Freie Religion. Jena, Diederichs. br. M —.50.

innerlich erlebt und erſchaut hat. Und Seßauer bringt dieſes Eine, Notwendige mit: eigenes Erleben, Erleiden und Überwinden, eigener Glaube iſt das Siegel für ein eigenes Leben. Und noch eines ſchwingt mit in dem reinen und vollen Klang: künſtleriſche Form und Beredtſamkeit, die auch aus dem Buche noch erwärmt.

Echte Religion iſt zeitlos, ewig: Vergangenheit und Zukunft werden in ihr Gegenwart, Schickſal, Richtung und Sinn. Perſönlichſtes Leben wie das unerfaßliche Menſchheitsleid dieſer Tage durchdringt alle Poren, und aus dem Jakobskampf des Frommen mit ſeinem Gott und ſeinem Schickſal erklingt die Verheißung des Sieges: einer neuen Menſchheit, einer neuen Stufe auf ihrem Werdegang.

Freilich, ein Zweifel will nicht ganz verſtummen. Wenn dieſe Religion, das wertvollſte Erbe unſerer Väter und Vorväter, den Erweis des Geiſtes und der Kraft voll erbringen will, dann darf ſie nicht nur im Gebildeten lebendig ſein: ſie muß das ganze Volk durchdringen, muß neue Gemeinſchaft wecken, neues Leben zeugen, nicht nur die Gemeinſchaft ſeeliſcher Berührung, ſondern feſte Kultgenoſſenſchaft bilden. Das hat ſie aber bis jetzt nicht vermocht. Wohl gingen ſtets wieder neue Wellen geiſtiger Erweckung von ihr aus; aber als Religion blieb ſie doch zuletzt eine Angelegenheit für Ariſtokraten, für geiſtig Einſame. Wird ſie die Fähigkeit beſitzen, ſich herabzulaſſen, um das Ganze zu erheben? Oder iſt ſie nur mehr ein glühendes Abendrot, das den Untergang einer Kultur vergoldet? Darauf muß uns bald Antwort werden, und es hängt viel davon ab für unſere Zukunft, wie die Antwort ausfällt.

Ernſt Krieck

Vom Schweigen des Schaffenden

Ein ſtarkes Wort hat Rodin für ſein künſtleriſches Schaffen gefunden: „Travailler ça repose.“ Dieſes tiefe Wiſſen vom Ruhigwerden in der Arbeit ſchließt den Gegenſatz nicht aus: Das Arbeiten im Ruhen. Groß iſt oft die Leiſtung einer Reihe ſcheinbar tatloſer Tage.

Klänge, Bilder oder Worte drängen ſich zuweilen in ſo übermächtiger Fülle, daß in dem Ringen innerer Schwingung die Stunden wie Minuten vergehen. Wer ahnt das, wenn der Schaffende unter uns weilt, in ſeiner umgehängten Fremdheit wie in einem ſtarren Mantel ſitzend? Oder für ſein zurückgewieſenes Gedankengold mühſam nach kleiner Redemünze ſuchend, die dann klappernd über den Tiſch fährt und eilig aufgefangen wird?

Muß er nicht das tiefe Leuchten ſeines Innern verhüllen wie Einer von ihnen, denen keine Sendung ward?

Weil ſeine Kraft in ihm zu mächtig wird; weil ihn kein Bächlein durchplätſchert, das mit jedem ſchmalen Fluß als Ausmündung zufrieden wäre; ſondern in ihm ein Strom rauſcht, der ſich ins Weltmeer ſtürzen muß.

Übergroße Laſten legen dieſe wilden Zeiten mit ihrem chaotiſchen Umſturz dem Schweigenden auf. Er fühlt das Kochen der Entfeſſelungen alles Seins und will es in ſich preſſen, um es umgeformt wieder hinauszuſenden, geläutert und verarbeitet, verſöhnende Form geworden.

Ganz anders als in Friedenszeiten, da er ſich ſelbſt Erlebnis war, hat ihn jetzt das Erlebnis der deutſchen Schickſalswende und des Weltenwandels gepackt. Jetzt kommt es nicht mehr darauf an, daß der Einzelne ſich ausſpreche, ſondern daß die Menſchheit erfahre, was ihr not tut.

Der Blick kann nicht mehr ins Weite wandern; unerbittlich, hartkantig drängt ſich die Qual des Nächſten neben der ingrimmigen Trauer um das Land mit herein.

Die unselige, grausame Heimatlosigkeit aller aus ihrer Bahn gerissenen Geister, die ihres Ziels und ihres Weges noch unkundig sind, gräbt sich dem Schweigenden mit ungeheurer Leidensgewalt ins Herz. Und ihm, dem Abseitsstehenden, beginnt aus dem Riesenschmerz die Riesenaufgabe zu tagen. Er fühlt, jetzt gilt es ihm, dem Denker, dem die feinsten, letzten Dinge vertraut wurden; dem tiefen, ursächlich ergründenden Versteher der Zeit. Ihre Qual wird die seine, er muß sie zu seiner eigenen machen, diese nackte, bittere, hungrige Not; mit seiner Geisteskraft muß er sie zur Klärung bringen und an dem Feuer seines Herzens ausglühen. Es erfordert Konzentration des Willens bis ins Tiefste, nichts auszulassen, alles restlos zu durchdringen. Das ist des Künstlers Fluch und reinster Segen: er empfängt nicht das Licht, er schaffe es denn. Nur das wird ganz, was aus tiefsten Gründen strömt: bleibt da Zweifel und Unruhe, wird sich das Werk verwirren: ist da Licht, wird auch das Werk Licht sein.

Und auf den Lichtbringer wartet das zerrissene, gärende, in sich uneins und wankend gewordene Menschentum. Es wartet nicht nur, daß er hervortrete und von seines Reichtums Gnaden künde, sondern daß er ihm Führer werde. — Entwickelungen brauchen Ruhepole, Unsicherheiten Schwerpunkte. Kriege brauchen Opfer, auch die seelischen Kriege. Der diese Erde in Zwietracht schuf, kann sich nur so mit seinem Werk versöhnen, wenn er Funken seines Wesens in die Wenigen sendet, in ihnen auflodernd, sie qualvoll verzehrend, damit sie zur Leuchte für die Vielen werden.

Die Wenigen, wenn sie entflammt sind, rettet nichts mehr ins Dunkel zurück; unwiderstehlich hat sie die Flamme erfaßt, nachdem sie lange in der Luft hing, das Haupt wählend, darauf sie sich niederließ.

Gibt es für Solche noch Erleben, ohne daß sie vorher daran sterben müßten? Wahrlich, leiden sie zwiefachen Tod, so gewinnen sie tausendfaches Leben dafür. —

Was so typisch für Goethe war, das starke, häufige Gefühl von Wiedergeburt und Wiederbeginn in jeder tieflebendigen Stunde — das ist der einzige Prüfstein des künstlerischen Erlebens überhaupt.

Der Schaffende muß sich selber mit dem Werk neu aus sich gebären: sein tiefes Schweigen ist die heilige Stätte, in die sich sein Gedanke gerettet hat, um, wenn er wie im Gebet gereinigt ist, sich in die Welt zu heben: tiefgründig, eigentönig, bodenständig, wirksam: aus Chaos geläutert, aus Unform geformt, instinktsicherer, wortkräftiger Wille geworden.

Wille, bereit, denen das Leben zu bringen, die es nicht haben: mit nachtwandlerischer Sicherheit Menschen und Menschlichkeit erkennend und deutend. Noch von allen Lebens- und Todesschauern umsponnen: Blut ist Wein geworden, Kampfgetöse Musik, Todesschreie Kraftsprüche. — Ehret, ehret das Schweigen des Schaffenden! Wo solche Ernten reifen, haltet die Saatkrähen fern!

Ihr, die ihr so und so viele Sprachen nicht kennt, — die der vergeistigten Liebe, der seelischen Leidenschaften, der schöpferischen Ekstase — wie wolltet ihr die tiefste Sprache, die des Schweigens, verstehen? Der Einsiedler von Sils Maria hat sie gesprochen und verstanden:

„Wer viel einst zu verkünden hat,
schweigt viel in sich hinein.
Wer einst den Blitz zu zünden hat,
muß lange — Wolke sein."

Margarete Sachse

Lebenskunſt Peſſimiſten hört man oft behaupten, daß der gegenwärtige Krieg im Gegenſatze zu denen der Vergangenheit nicht mehr eine Auswahl der Guten übriglaſſe, ſondern eine Auswahl der Schlechten. Sie haben leider inſofern recht, als er gerade die Geſunden und Starken in die Schranken der Front und in die Arme des Todes forderte, während die Kranken und Mindertauglichen zurückblieben. Sie bedenken aber nicht, daß mit der Auswahl auf dem Schlachtfelde die Auswahl weitaus nicht zu Ende ſein kann. Die ungeheuren ſozialen Umwälzungen der Gegenwart bedeuten für die Zurückgebliebenen Proben auf ihre „Dauerhaftigkeit". Vor dem Kriege war auch für die Lebenshalben, für die Drohnen und Träumer viel mehr Platz unter der geduldigen Sonne, jetzt iſt das Daſein hart und es wird noch mehr Entbehrungen verlangen. Wer ſein Leben nicht ſelbſt zu geſtalten verſteht, wird es verlieren. Verlieren in dem Sinne, daß er nicht Herr der in ihm ruhenden Kräfte und Willensmöglichkeiten iſt, ſondern ein Spiel des Zufalls: wir leben in einer Zeit, da die Frage nach rechter Lebenskunſt brennt.

Die Zahl von Büchern über Lebenskunſt iſt groß, entſprechend dem ſteten Bedürfnis der Menſchen danach. Von der niedrigen, auf Halb- und Unbildung ſpekulierenden Schundliteratur bis zu den Büchern der einſamen Zarathuſtrahöhe Nietzſches. Solche Bücher beſtehen eigentlich ſchon, ſoweit überhaupt die Literatur der Menſchen reicht. Das älteſte Geiſteserzeugnis, das uns erhalten iſt, wohl die Veden der Inder, iſt letzten Endes eine Rieſenſchrift zur Lebenskunſt: ſie will die Götter beſtimmen, daß ſie das Leben der Menſchen gütig und günſtig geſtalten. So iſt alle Religion Lebenskunſt von Buddha über Chriſtus zu Mohammed, und die kirchlichen Einrichtungen ſind „Objektivationen" dieſes Strebens. Alle politiſchen, ſtaatlichen, ſozialen, wirtſchaftlichen Erſcheinungen ſind gleichfalls Mittel, Wege, Einrichtungen, geſchaffen vom Bedürfnis nach Vollendung in der Lebenskunſt. In dieſem allgemeinſten Sinne möchten wir das Wort Lebenskunſt heute aber nicht gebrauchen, ſondern es beziehen zunächſt und hauptſächlich auf das eigene Ich. „Lebenskunſt" in dieſem engeren Bericht nimmt den Menſchen nicht nur als geſellſchaftliches Faktum, ſondern in erſter Linie als beſonderes, einzigartiges Individuum. Was der Vorteil der Geſellſchaft iſt, kann ja der größte Nachteil des Einzelmenſchentums werden: genügen wir den Schutzeinrichtungen der guten Sitte, der Geſetze, der Konventionen und dem äußeren Anſtande, ſo können wir damit zur Not „durchkommen", ohne uns um unſeren inneren Menſchen beſonders zu bekümmern. Eine Schande, welche die Ziviliſation erſt ermöglicht, und welche der Weltkrieg klar aufgedeckt hat, iſt ja gerade die Vernachläſſigung des inneren Menſchen über dem äußeren. Kann man doch gerade heute beſonders leicht eine kleine Seele ſein, und nach außen glänzen.

Bei jeder „Lebenskunſt", die überhaupt den Namen verdient, handelt es ſich alſo darum, ſein Leben *von innen heraus* zu geſtalten, nicht bloß etwa darum, um eine mißratene und verluderte Wirtſchaft des Innern glänzende Kuliſſen zu bauen; ſondern Sauberkeit im eigenen Innern iſt Vorbedingung: das „Herr im eigenen Hauſe ſein".

Aus der großen Literatur verdient das Buch von Uve Jens Kruſe* über Lebenskunſt beſonders hervorgehoben zu werden. Seine Vorzüge ſcheinen mir zu liegen in der Einfachheit, Klarheit und Wärme, mit der das Ganze geſchrieben. Wenn ich ein perſönliches Bekenntnis bringen darf, ſo gehört dieſes Werk für mich

* Uve Jens Kruſe, Lebenskunſt. Ein Wegweiſer für die neue Zeit. 1918. Felſen-Verlag, Buchenbach bei Baden.

zu den wenigen Büchern, die einem zum ganz besonderen Erlebnis werden und durch die man innerlich wächst. Das Buch kommt der Not der Zeit sehr entgegen, und es ist ihm weiteste Verbreitung zu wünschen. Namentlich empfehle ich es allen denen, die im überstiegenen Idealismus zu einem nicht zu lösenden Konflikt zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Wollen und Können gelangt sind.

Kruse geht ganz menschlich und empirisch vor. Er ist ein klarer Realist, sieht die Dinge wie sie sind und treibt kein Versteckspiel mit mystischen Phantasien vor ihnen. Das Erste, was er verlangt, ist Willensklarheit. Nur dann kann der Wille sich allen Trieben und Neigungen zum Trotz behaupten und durchsetzen, wenn er wirklich sich eines Zieles klar bewußt ist. Wer sich auf Wollungen, auf „Velleitäten" verläßt, wird von zufällig dem Unterbewußten entsteigenden Trieben überrascht werden und nie erreichen, was er will. Daß er aber zur Willensklarheit gelange, dazu ist nötig, daß die Seele frei und unbeschwert sei von den Sorgen des Alltags, daß sie in ihrer „Grundstimmung" ruhe. Wie man zu ihr gelangt? „Du wählst dir eine bequeme Ruhelage und läßt alle Muskeln sich entspannen oder hältst sie in leichtester Schwebung. Du streichst dir glättend über die Stirn; nun fühlst du, wie alles an dir, Glied um Glied, leicht und lose wird. Du atmest langsam und tief, doch ungezwungen. Du sagst dir innerlich: ‚Nun bin ich ruhig und in Harmonie'. Du achtest auf die wohlig weite Bewegung der atmenden Brust. In deinem Stillesein ist nichts Gespanntes, kein Zwang und keine Starrheit; es ist ein wohlig loses Gleichgewicht. Da aber Körperliches und Seelisches sich durchdringen und stützen, so fühlst du bald, wie die körperliche Entspannung nach innen überlangt: wie du auch innen ruhig wirst und ausgeglichen: die Gereiztheiten glätten sich, die Sorgen nehmen Urlaub; in dir wird Zuversicht und ruhige Helle." Ähnliches mag Buddha mit der „inneren Meeresstille des Gemütes" gemeint haben. Aus ihr heraus aber schöpfen wir die Kraft und Klarheit, die unserem Willen und Handeln nötig ist. Klar im Willen sei man auch von Mensch zu Mensch, im Befehlen wie im Beeinflussen. Was Kruse hier sagt, ist dem Was nach nicht neu, wohl aber in dem Wie. Überhaupt, man mag das Empfinden beim Lesen eines Buches haben: Das wußte ich ja schon längst! Aber man beachtete es nicht. Man verstand es nicht, mit dem Wissen etwas anzufangen. Kruses Vorschläge sind meist so einfach wie das Ei des Kolumbus — und darum so neu und schwer.

Des weiteren bespricht Kruse die Erziehung zum Mut. Zum Herauskommen aus Kleinmut und Feigheit scheint ihm nötig: ein starker Wille und die rechte Gedankenverquickung; „Der Gedanke an Gefahr ist verhäkelt beim Mutigen mit Tatgedanken, beim Schwachmütigen mit Leidensgedanken". So fordert er: frage in verwickelten, ernsten oder drohenden Lebenslagen nicht, was ist dabei zu *leiden*, sondern, was ist dabei zu *tun*. Ein lächerlich einfacher Rat, nicht wahr? Aber wer ihn nicht unbewußt von sich selbst aus schon befolgt hat und wer ihn auch nicht weiß, wie ist dem zuvor zu helfen?

Wichtig ist das Kapitel der Willensfreiheit. Wer mit Kant und Fichte an absolute Willensfreiheit glaubt, der wird leicht im idealistischen Schwung über irdische Hindernisse hinweg die Flugbahn zu den Sternen nehmen. Aber noch keiner hat die Sterne erreicht; noch alle haben das Schicksal Ikarus' und Euphorions teilen müssen. Kruse geht von einem geläuterten Determinismus aus: zwar ist der Mensch durchgängig bestimmt in seinen Anlagen; frei aber ist er in der Entwicklungsmöglichkeit dieser Anlagen (auch dieses cum grano salis zu verstehen!) „Das heißt Freiheit: Frei

ſein in der eigenen Seele; und auch das Wollen von morgen ſo in Zügel halten, daß es folgſam iſt und ſich nicht verquer legt den Plänen von heute. Es bedeutet ſein Wollen ſelber machen (ſtatt daß es naturwüchſig kommt) und es einſetzen in beliebige Zeit." Hier gibt nun Kruſe Ratſchläge, wie man den Willen übt und ſtählt, wie man vom Leichteren zum Schwereren dabei überzugehen hat, wie man ſeinem Willen den nötigen Willensſtoß gibt, was durch Selbſtbeflüſterung zu erreichen, wie dadurch eine Gewalt über Geiſt- und Gemütsleben erlangbar iſt.

Überraſchendes bietet auch ſeine Lehre über die Bemeiſterung der Affekte. Er erklärt den Affekt als Willenskurzſchluß: „Wenn ein zu heftig geſpanntes Begehren oder Widerwollen ſich nicht in der normalen Weiſe, das iſt in zielgerechter Tätigkeit entladen kann, ſo geſchieht es manchmal, daß es ſich entlädt auf Nebenbahnen: im Affekt. Da iſt ein Kind in hellem Spiel mit ſeinem Puppenwagen beſchäftigt, plötzlich ſitzt der Wagen irgendwo feſt, kann nicht vor, nicht zurück — und das Kind? Das Kind ſchreit. Das bedeutet: ein triebhaftes Tun wird gehemmt, und der Trieb entlädt ſich affektiv." Das zweck- und ſinnloſe Leiden unter den eigenen Affekten, durch die unſere Tatkraft gehemmt wird und wir „es im Leben nicht recht vorwärtsbringen", beruht aber darauf, daß wir nur zu oft zur Wirklichkeit eine falſche Willenseinſtellung haben. Unſere Triebe gehen nicht in der Richtung, in der ſie ſich fruchtbar entfalten können, ſondern geraten in Sackgaſſen, beißen ſich feſt im Beſtreben, Unmögliches zu erreichen und vergeuden unſere Kraft. Wie ganz anders kann unſer Leben aufblühen, wenn die Triebe ſich wirkſam in ihm betätigen, wenn etwa in unſerem Berufe die Kräfte ſchaffend aufbauen; die Sammelleidenſchaft läßt den beſten Muſeumsleiter werden, die Liebe zur Jugend erſt den rechten Lehrer. Neigung gepaart mit Pflichtgefühl ergibt erſt (ganz entgegen Kantiſcher Anſchauung) die beſte Möglichkeit zur geſteigerten Schaffenskraft und Eigenart. Wie man nun den Affekten vorbeugt, wie man ſie von Grund aus überwindet, wie man Verſuchungen und Leidenſchaften überwindet, wie man die Triebe pflegt, ſie in geeignete Bahnen umbiegt und ſie zu Quellen der allgemeinen Lebenserhöhung macht, davon ſpricht Kruſe ausführlich. Man möge hierüber das Buch ſelbſt nachleſen; denn hier ſoll deſſen Inhalt nur ſo weit angedeutet werden, als nötig iſt, um im Leſer das Verlangen zur eigenen Lektüre anzuregen.

Anhangsweiſe gleichſam folgt dem Werke ein religiöſer Abſchnitt über Lebenstiefe, der ſtark an die Gotteslehre von Meiſter Eckehart anklingt, auch im Sprachſtil — der im ganzen Buche Schulung an Nietzſche verrät, dabei aber Eigenart wahrt —, hier dem Prediger der Myſtik nahe iſt. Das Wertvollſte am ganzen Buche iſt ſein Hauptinhalt: die klaren einfachen praktiſchen Regeln zur Lebenskunſt. Die hier gelehrte Lebenskunſt aber iſt nicht dürr — rationaliſtiſch fundiert trotz aller Schlichtheit, ſondern auf einem tiefinnerlichen Eingefühltſein in das vollſtrömende Leben, mögen wir es Gott oder anders nennen, begründet. Allem Verſtiegenen, Nebelhaften abhold, iſt es doch getragen von der Schwungkraft des Idealen: ſo hält es ſich gleich fern vom Materialismus im gemeinen Sinne wie von „idealiſtiſchen Kraftmeiereien". Es iſt — nehmt alles nur in allem — Lebenskunſt im edelſten Sinne des Wortes.

P. Th. Hoffmann

Die Harmonie der Welten

Der Krieg ſchuf eine Hochkonjunktur für Kartenlegerinnen, Traumdeuter, Spruchweiſe. Die ſtolpernde Vernunft erniedrigte ſich zu einem Myſtizismus, deſſen Offenbarungen aus dem törichten Munde mutterwitziger Analphabetinnen hervorgingen. Daß da-

neben die Sterndeutekunst neu erblühte, ist weniger belastend für unsere Zeit, denn ihr Mutterboden ist eine Weltauffassung, die zwar der Auflösung des physikalischen Weltgeschehens in Mechanik widerstreitet, die aber so wenig jetzt wie ehemals eines hohen Geistes unwürdig sein muß: Die Welt eine Stufenleiter stets umfassenderer Organismen, alles körperliche Geschehen in Abhängigkeit vom Weltgeist, von ihm gewollt, seiner Zwecke Exponent, aus ihm also auch seine Absichten, also die Zukunft ablesbar. Die Astrologie, die heute aus den Sonnenflecken die Periodizität kommender Geschichtsepochen prophezeit, hat ehedem als ätherisches Destillat Köpfe beherrscht, die eben dieses Irrtums bedurften, um über seine Brücke ins Land tiefer Erkenntnisse zu gelangen. Die Gelegenheit, die Zeit und die Erinnerung weisen uns auf einen ganz großen Deutschen: Joh. Kepler, aus dessen wichtigsten Schriften soeben Otto J. Bryk bei Eugen Diederichs in Jena unter dem Titel „Die Zusammenklänge der Welten", eine Auswahl erscheinen läßt, die als die erste deutsche Übersetzung die Gedankengänge dieses letzten großen Platonikers auch den nicht des Lateins Mächtigen zugänglich macht. Die Stunde ist dafür geeignet, denn Keplers Leben stand unter dem Unstern des 30jährigen Krieges, der vor drei Jahrhunderten begann, und 1618 fand der große Astronom als Lohn seines unermüdlichen Forschens nach der Harmonie im Weltall das dritte der nach ihm benannten Gesetze, damit sein Gebäude krönend. Der absterbende Weltkrieg hat die Kriegsgreuel wie das Harmoniestreben wieder gleich aktuell gemacht.

Kepler, der zarte, feine und doch so idealistisch zähe Sproß einer tumultuösen Zeit, stand im Banne der pythagoreisch-platonischen Philosophie (er hatte „aus dem Kelche des Pythagoras einen reichen Trunk getan") und des kopernikanischen Weltmechanismus, die er trefflich zusammenpaßte. Ihm waren die einfachen Zahlenverhältnisse, die den Wohlklang musikalischer Harmonie begleiten, der letzte Grund der menschlichen Sympathie für das Wahre, Schöne, Gute, und sie erschlossen am Ende alle Welträtsel. Wie des Plato Schöpfer war auch sein Gott ewig mit Raumwissenschaft beschäftigt, die lauterste Quelle der Raumlehre. Gott hat nichts ohne geometrische Schönheit geschaffen. Des Menschen Aufgabe ist: diese und damit Gott zu erkennen. Dieser Aufgabe strebte Kepler lebenslang nach. In seiner Erstlingsschrift: „Schöpfungsgeheimnisse in Weltentiefen", glaubte er den Plan des Weltbaumeisters damit gefunden zu haben, daß er die damals bekannten 6 Planeten zu den 5 vollkommenen platonischen Körpern so in Beziehung setzte, daß er die Planeten auf Kugeln kreisen ließ, die den Körpern abwechselnd um- und einbeschrieben waren. Diese Meinung mußte er später aufgeben; aber stets blieb ihm, der Tycho's reiches Beobachtungsmaterial so hoch schätzte, dem unermüdlichen Rechner und getreuen Erprober seiner Sätze an der Wirklichkeit, der unwiderstehliche Drang zur philosophisch-astronomischen Gesamtweltwissenschaft, zur Erforschung der Weltharmonien. Seine beiden späteren Hauptwerke, die „Neue Astronomie" (1609), und die „Zusammenklänge der Welten" (1618), jenes die beiden ersten, dieses das dritte Keplersche Gesetz enthaltend, sind von diesem Geiste erfüllt und verdanken ihm ihre Ergebnisse.

Nicht nach den Ursachen, wie die moderne Wissenschaft, nach den Zwecken fragte Kepler, nach den in die Schöpfung vom Weltbewußtsein hineingelegten Gesetzen. Deren Harmonie bewegt die Seele, weil die Urbilder des reinsten Zusammenklanges tief in ihr, von Anbeginn her, ruhen. Das Schließen der Vernunft besteht im Auffinden der Harmonien und ihres Erzeugers, der allein mit seinem Sonnenauge die

Vergleichsmöglichkeit für die in den Planetengeſchwindigkeiten liegenden Zuſammenklänge beſitzt, dem allein die „Sphärenharmonie“ zum Bewußtſein kommt, durch die er ſein Selbſt göttlich-geiſtig genießt. Die Menſchen haben, als ſie die muſikaliſchen Tonfolgen fanden, nur Gottes Werke nachgeäfft, nur „ſozuſagen das Schauſtück des himmliſchen Bewegungsbildes heruntergeſpielt“. Die harmoniſchen Zuſammenklänge der Planeten (ihrer Geſchwindigkeiten in extremen Punkten) werden mit wachſender Teilnehmerzahl immer ſeltener, der Zuſammenklang aller ſechs ſcheint nur in Äonen wiederzukehren, den Anfang der Zeiten feſtzulegen, von dem das Lebensalter der Erde anhebt, er war die Geſamtharmonie des erſten Schöpfungstages. Der Menſch hat den Planeten den vielſtimmigen Geſang abgelauſcht. „Nun vermag er die Ewigkeit der Weltendauer in dem kurzen Bruchteil einer Stunde durch ein kunſtvoll gefügtes Tonwerk mehrerer Stimmen ſpielend abzubilden und das Wohlgefallen Gottes, des Schöpfers, an ſeinen Werken nachzuempfinden, wenn ihm in wunderſam-lieblichem Sinnenſpiel eine Nachahmung des göttlichen Tongefüges vorüberrauſcht.“

Kepler, der urſprünglich Theologe werden wollte („Theologe wollte ich ſein, lange plagte ich mich. Siehe, nun wird Gott durch mich auch in der Aſtronomie unterſtützt“), deſſen Genialität ſich aber in der Aſtronomie, der er ſich zuwandte, „weil ſich ein Lehrauftrag für Aſtronomie zunächſt darbot“, ſo weltbedeutend durchſetzte was bedeutet alſo die für die Durchſchnittsköpfe und kleinen Talente gewiß wichtige „pſychologiſche Berufsberatung“ für das wahre Genie?!), zog aus dieſer erhabenen Weltauffaſſung ſeine Stärke gegenüber allen Schickſalsſchlägen, ſeine vornehme Toleranz und Objektivität (er befürwortete die Einführung der päpſtlichen, gregorianiſchen Kalenderverbeſſerung) gegenüber jedem ehrlichen Gegner. Er widerſtand dem lutheriſchen Zelotismus gleich beharrlich wie den Bedrängungen und Verlockungen von katholiſcher Seite. Die göttliche Vernunft ſetzte er auf den Thron. Kein Dogma, keine Ehrung und keine Exkommunikation machten einen Götzendiener aus ihm: Charakterfeſt („Vexieren würget nit. Wer ſich die Fliegenbiß will irren laſſen, der muß oft nit eſſen.“), beſcheiden („Habe ich etwas vorgebracht, was deines [Gottes] Ratſchluſſes unwürdig iſt, ſo bedenke, daß ich als ſchwaches Gewürm in der Schweinepfütze der Sünden geboren und genährt wurde“) und aus ſeines Geiſtes Ganzheit heraus unfehlbar ſicher wandelte Kepler (wie ihn uns Max Brod in ſeinem Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott“ ſo deutlich macht) ſeinen Lebensweg. Daß er den durch göttliche Weisheit — ohne Bindung des freien Willens im Einzelfall — feſtgelegt, und daß er die himmliſchen Einflüſſe aus der „Geſtirnung“ entziffern zu können glaubte, paßt in dieſe Lebensauffaſſung. So übernahm der jung Kepler als Grazer Landſchaftsmathematiker neben der Kalendermacherei auch die Aufſtellung der Prognoſtika über das wirtſchaftliche und politiſche Zeitgeſchehen, und errang durch deren vorſichtig wägende Klugheit Anſehen. So verdankte er die Gönnerſchaft Rudolfs II. und Wallenſteins im Grunde der Aſtrologie. Er ſah das ſelber ein: „Aſtrologie iſt ein närriſch Töchterlein, aber wo wollte ihre Mutter, die hochvernünftige Aſtronomie, bleiben, wenn ſie dieſe närriſche Tochter nicht hätte.“ Er ſelber trieb die Aſtrologie nur großzügig und aufgeklärt. Das Horoſkop, alſo die Deutung der Geſtirnſtellung in der Geburtsſtunde iſt ihm zwar von Wichtigkeit, weil „bei der Geburt das harmoniſche Strahlenbüſchel der Geſtirnenwelt am kräftigſten einſtrömt, da dann das Vermögen erwacht, die Harmonie des Weltalls zu erfaſſen.“ Aber er beluſtigt ſich über jene, die jedes Stundenerlebnis des Einzelnen

vom Himmel ableſen wollen. Nicht die Geſtirne, ſondern die Köpfe (wie Kopernikus und Tycho) ſeien die Leitſterne geweſen. Nur Dispoſitionen, Möglichkeiten, Geiſteseinſtellungen verkünde der Sternenhimmel. Darum verband er auch ſeine Gutachten für Wallenſtein mit Warnungen, auf ſie nicht zu viel zu geben. 1625 riet er in ſeinem zweiten Orakel dem Friedländer mannhaft: wenn er (Wallenſtein) wirklich Sinn für Aſtronomie habe, ſolle er lieber Frieden halten, damit die Aſtronomie in Ruhe ihre Sterntafeln vollenden könne, „auf die ſelbſt das ferne Indien harre". Solch Aſtrologenrat zeitgemäß gefaßt, wäre auch den Gewalthabern unſerer Zeit von Nutzen geweſen. Der Krieg verwüſtet nur die Kultur. Die Harmonie, die im Weltganzen wie im Einzel-, Staats- und Völkerleben ſchlummert, ſie gilt es zu wecken und zu entfalten, damit wir „Gott erkennen"! Das iſt Keplers „Stein der Weiſen".

Paul Oeſtreich

Gedanken zur Zeit

Der neue Glaube. Der Bolſchewismus marſchiert in Deutſchland. Bayern wurde eine Räterepublik. Es iſt, als wenn die Menſchheit einen neuen Glauben brauchte, der ſie über das klare Erkennen der Wirklichkeit hinwegtäuſcht. Deutſchland und mit ihm Europa ſteht jetzt am Scheidewege, ob „Orient" oder „Griechentum". Wer für das Griechentum iſt, das heißt alſo den tragiſchen Charakter des Lebens empfindet und ihn als Urſprung der Höherentwicklung des Geiſtes bejaht, lehnt den aus Aſien kommenden Kommunismus mit ſeinen chiliaſtiſchen Paradieſesträumen ab, der nicht Gliederung im gegenſätzlichen Sinne will. Er wird jetzt ſowieſo an der Unfähigkeit ſeiner Führer, die Literaten und keine praktiſchen Geſtalter des Lebens ſind und an dem ſinnlos geſchwollenen Selbſtgefühl der Maſſe in Europa ſcheitern. Der Doktrinarismus wird im Kommunismus, falls er ſich zeitweiſe durchſetzen ſollte, Wahnſinnsorgien feiern wie ehemals die Wiedertäufer in Münſter, wenn nicht in Deutſchland Propheten eines anderen „neuen Glaubens" aufſtehen. Es iſt, als wenn die Leute, die über den Sozialismus reden und ſchreiben, ganz vergeſſen hätten, daß er etwas anderes iſt, als Illuſionserfüllung; er iſt „Opferbereitſchaft". München lag Anfang April tief im Schnee, aber von ſeinen 20000 unterſtützten Arbeitsloſen fanden ſich nur 1600 zu den notwendigen Aufräumungsarbeiten unter der Bedingung bereit, daß ihnen das Doppelte ihrer Unterſtützung gezahlt wurde, alſo M 16.— täglich. Dieſe Geſinnung zeigt deutlich, weder Bayern noch Deutſchland iſt reif zum Kommunismus. Man ſchiebe das mangelnde Gemeinſchaftsgefühl nicht auf das alte Syſtem, man ſchwätze nicht von Freiheit. Der Deutſche iſt noch nicht würdig für die Freiheit, ihr Herren Volksbeglücker. Wir haben kein Recht, große Worte zu machen! μετανοεῖτε!

E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Geſinnungsgemeinſchaften

Verein und Partei, die ihre Führer und Mitglieder auf ein Programm verpflichten, ſind nicht die einzigen möglichen Formen der Gemeinſchaftsbildung. Sie ſind nur dann berechtigt, wenn es ſich um den Kampf für ein beſtimmtes gemeinſames Ziel, oder um die Verwirklichung eines beſtimmten Ideals handelt, unter deſſen Banner Anhänger und Mitglieder geſammelt werden. Für die entgegengeſetzte Möglichkeit, den Bund irgendwie gleichgeſinnter oder gleichgeſtimmter Menſchen, wird man am beſten auf den Namen „Gemeinde" zurückgreifen. Die Zugehörigkeit iſt immer eine rein geiſtige, mag es ſich

um die „Schule“ eines großen Lehrers, um die Anhängerſchaft eines politiſchen oder religiöſen Führers, um die Gefolgſchaft eines Denkers handeln. Überall iſt es die freie Geſinnungsgemeinſchaft, wie ſie Schleiermacher und Lagarde und mancher andere gefordert und erträumt haben. Faßbar und nachweisbar aber ſind ſolche Bünde heute am eheſten als die Kreiſe einzelner Zeitſchriften, deren Leſer ſich durchaus nicht, wie es die Freunde der „Chriſtlichen Welt“ oder die Freunde der „Chriſtlichen Freiheit“ getan haben, zu beſonderen Arbeitsbünden zuſammenzuſchließen brauchen: vielleicht iſt dies ſogar ſchon der erſte Schritt auf dem Wege zur paragraphierten Partei. In ihrer urſprünglichen Form aber kann der Kreis einer Zeitſchrift (man denke an die „Grünen Blätter“ Johannes Müllers) tatſächlich die ganz reine und freie geiſtige Gemeinde und ſomit der lebendige Gegenpol aller dogmatiſierten Religionsgemeinſchaft ſein. Für das geiſtige Leben in allen ſeinen Äußerungen, alſo die geſamte Kultur, wird der „Tat-Kreis“ namentlich von Außenſtehenden immer wieder als eine ſolche freie Geſinnungsgemeinſchaft bezeichnet. Eine Zeitſchrift alſo, die keinerlei „Richtung“ vertritt, ſondern nur jedem wurzelechten und ſchöpferiſchen Suchen und Wollen zum Ausdruck verhilft, zwingt Menſchen von ähnlicher Geiſtesart zur Teilnahme und Auseinanderſetzung; ſie fühlen ihre Zuſammengehörigkeit mit den Schriftſtellern und dem übrigen Leſerkreis. Will eine Zeitſchrift dieſe Aufgabe erfüllen, ſo darf ſie auf kein dogmatiſches Programm eingeſchworen, ſondern muß eine entwicklungskräftige, vielſeitige, ja gegenſatzreiche Individualität ſein. Eine Perſönlichkeit muß als Führer vor ihr oder auch als Organiſator hinter ihr ſtehen. In der Geſchichte ſeiner ſchöpferiſchen Zeitſchriften wird heute am eheſten die wirkliche innere Geiſtesgeſchichte eines Volkes faßbar; aber auch jede ſolche Zeitſchrift hat ihre eigene Geſchichte, wie eine lebendige Perſönlichkeit. So unterſcheiden ſich zwei Verwandte der „Tat“ heute namentlich dadurch von ihr, daß ſie ſchon ein höheres Lebensalter erreicht haben; ſie ſammeln ihre Leſer nicht mehr aus allen Berufen, Ständen und Parteien, ſondern haben ſich in die Schichten des politiſchen und geſellſchaftlichen Lebens eingeſtellt: die „Hilfe“, indem ſie den nationalſozialen Idealismus mit der Wortführerſchaft des liberalen Bürgertums vertauſcht hat; der „Kunſtwart“, der einſt die Gebildeten zur äſthetiſchen Selbſtbeſinnung gezwungen hat und nun die weitere Beratung und Leitung der Bekehrten fortſetzt, auch ihre Politiſierung und Sozialiſierung anſtrebt, immer auf der alten Höhe, aber nicht mehr als überraſchende Kraftquelle. (Das liegt wohl daran, daß die Jugend, die jede Zeitſchrift als beſtändigen Nachwuchs braucht, im „Kunſtwart“ nicht recht jung, nicht Gegenſatz, ſondern Kopie des Alters iſt.) Am verwandteſten iſt der „Tat“ heute „Das neue Deutſchland“, das Dr. A. Grabowski im Verlag von F. A. Perthes in Gotha herausgibt. Die „Tat“ iſt mehr Sammel- und Kampfplatz immer neuer, nach Gehör und Verſtändnis verlangender Kräfte, ihr Herausgeber mehr der unbefangene Entdecker und Wegbereiter; Grabowski ſpricht vor allem ſelbſt als politiſcher Führer, und an ihn ſchließen ſich dann Geſinnungsverwandte an. Aber es iſt weder Partei noch Parteibildung, ſondern Proteſt gegen unſere „Parteileere“, eine Propaganda, die allen Parteien zur Selbſtbeſinnung verhelfen kann. So iſt das „Neue Deutſchland“ nach dem Worte des Herausgebers „die Baſis derjenigen, die vorwärts wollen, ohne den Zuſammenhang mit unſeren beſten Überlieferungen zu verlieren“. Was abgelehnt wird, iſt im Grunde dasſelbe, was die geiſtigen Menſchen, Wagner, Lagarde und viele andere, von vornherein in die Gegnerſchaft gegen die Bismarckſche Politik getrieben hat, das Mechaniſche, Techniſche, das ſeinen Ausdruck im Militär- und Obrigkeitsſtaat fand. Was Grabowski will, iſt Vergeiſtigung des Bismarckſchen Machtgedankens, ein antiopportuniſtiſches Denken; „die Maſchinen müſſen zerbrochen, das Perſönliche muß wieder frei werden“. Nachdem der Mittelſtand gegen-

über den Gefahren der technischen Epoche versagt hat, mußte die Revolution kommen, letzten Endes ein „Aufbegehren der Kultur gegen die Technik". Die neue geistige Auffassung der Politik soll eine freiheitliche Ausgestaltung im Innern und damit eine Zusammenfassung der Kräfte nach außen bringen; der „Kulturkonservativismus" wird Träger des „Kulturimperialismus".

Noch deutlicher spürt man den Willen, unliterarisch und undogmatisch zu bleiben, in der „Akademisch-Sozialen Monatsschrift"; die Lic. Friedrich Siegmund-Schultze als Zeitschrift seiner Akademisch-Sozialen Vereine herausgibt. Worauf es ankommt, erkennt man deutlich aus dem Brief eines Arbeiterführers an den Herausgeber, bei der Gründung der „Monatsschrift", der zugleich als ein Memento mori für alle Zeitschriften gleicher Art, auch die „Tat", wiederholt sei: „Ihre Arbeit, so wie ich sie bisher verstand, ist die Arbeit der sozialen Tat, des tätigen Kennenlernens und Verstehens der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, besonders der unteren Schichten zu den Akademikern. Diese Arbeit kann nicht oder nur unbedeutend gepredigt oder propagiert werden, sondern muß getan werden. Sie kann nur zum kleinsten Teil verstandesmäßig erfaßt, sondern muß mit dem warmen Gefühl geleistet werden Die Werbung dafür muß weitaus überwiegend wieder durch die Tat, durch die Aufopferung geschehen, nicht durch Reden und Zeitschriften. Eine Zeitschrift, überhaupt eine Art Werbetätigkeit, wie sie nach Lage der Dinge im politischen Leben unentbehrlich ist, kann Ihre Ideen zwar in die Breite treiben, aber unter gleichzeitiger erheblicher Verflachung und damit Entwertung. In einer Zeitschrift müssen Sie alles versachlichen, objektivieren, wenn Sie wollen ‚deutscher' machen als bisher. Dabei geht in 99 von 100 Fällen die Wirkung der dahinterstehenden Persönlichkeiten und damit das Beste und Wichtigste, was wir im neuen Deutschland pflegen müssen, verloren." Siegmund Schultzes „Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost" hat Hunderte von Akademikern durch Siedeln im Arbeiterviertel, durch Teilnahme an Arbeiterversammlungen und -Veranstaltungen, durch die gemeinsame Behandlung sozialer Probleme und durch die verschiedensten Formen sozialer Arbeit in eine Erlebnisgemeinschaft mit der Arbeiterschaft hineingeführt. In der Zeitschrift spielt sich die seelische Rückwirkung dieses tätigen Lebens vor der Öffentlichkeit ab. Gerade auf dem politisch-verfänglichsten Gebiet geistigen Schaffens gelingt es durch diese Einstellung auf Gesinnung und Werk, in der „Arbeitsgemeinschaft", wie in der „Zeitschrift", der Parteibildung zu entgehen und Männer aller Richtungen und Parteien zu vereinigen. Politisch bekennt sich Siegmund-Schultze ausdrücklich zu den Gedanken von Grabowski, aber er weiß, daß das „neue Deutschland" unmöglich ist, ohne eine neue Kultur- und Volksgemeinschaft, wozu es gehört, daß „die sogenannten herrschenden Klassen mit dem sogenannten Volk in innere Fühlung treten und in selbstverleugnender Arbeit und entsprechendem Verhalten die neue Gesellschaft formen". „Das Problem des fünften Standes ist nicht lösbar ohne eine Politik der Nächstenliebe." „Es bedarf zur Durchdringung des Großstadtvolkes mit Ideen, die es füllen können, neben einer durchgreifenden praktischen Hilfe eines in seinen Anfängen immer tief mühsamen Teilnehmenlassens an geistigen Kräften, die gegenwärtig nur den wenigsten zur Verfügung stehen." Und so arbeitet tatsächlich dieser Kreis „von einer Urzelle der sozialen Neuorientierung aus an einem Gewebe, aus dem sich das neue Deutschland zusammensetzen soll".

A. Buchwald

Diesem Hefte liegen folgende Prospekte bei: Verlag F. A. Perthes A.-G., Gotha über Hartmanns Weltgeschichte, S. Fischer Verlag, Berlin über Wolfensteins Jahrbuch „Erhebung", Verlag G. D. W. Callwey, München über „Avenarius, Das Bild als Narr".

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat

Monatsſchrift für die Zukunft deutſcher Kultur

11. Jahrgang | Heft 3 | Juni 1919

Veni creator spiritus!

Ich befühle meinen Leib, die Stirn, den Mund wie mit ſeligen Himmelshänden:
Gerettet aus den Völkerbränden!
Ich bin noch da!
Lichtmenſch! Kraftmenſch! Wie Adam erdennah!
Wie nach der Sintflut! wie nach Sodoma!
Wie Baldur blühend!
Wie Prometheus glühend!
Wie Moſes ſtürzend nach neuen Tafeln hoch!
Wie der Meſſias aus den Gräbern flog!
Wie Kolumbus nach ungeheuren Ländern zog!
Ich lebe noch! Ich lebe noch!
Die ganze Menſchheit Hand in Hand,
Allen brauſenden Geiſtern zugewandt,
Gerettet aus dem Völkerbrand:
In Mühſal, Liebe, Mut, Vertraun
Nach Babels Sturz den Gral zu baun!
Drum jubel mit: ich bin erwählt
Zum heiligen Geiſt, im Tod geſtählt,
Gott hat auch mich, auf mich gezählt!

Joſef Winckler

Ernſt Schmitt / Der neue Glaube

Die Überreichung der feindlichen Friedensbedingungen in Verſailles iſt ein Markſtein in der Geſchichte der Welt, doch in einem anderen Sinne, als unſere Feinde es meinen.

Die imperialiſtiſchen und kapitaliſtiſchen weſtlichen „Demokratien“ haben den klaren und feſten Willen kundgetan, Deutſchland zu vernichten. Carthaginem esse delendam. Sie werden — daran können nur Toren zweifeln —, ſolange ſie die Macht haben, alles tun, um das deutſche Volk in das vollkommenſte Elend zu ſtürzen. Das deutſche Volk aber wird von der Hoffnung leben, von der Hoffnung auf eine neue Welt. Die unerhörte Not wird ſeinen Geiſt zu unerhörter Anſtrengung treiben, eine neue, höhere Ordnung der Menſchheit herbeizuführen, die die Macht der Feinde überwindet. Der deutſche Geiſt wird die umwälzenden Gedanken, mit denen die Welt ſchwanger geht, zutage bringen, er wird dieſem furchtbaren Völkererleben den größeren Sinn geben. Mit der Überreichung der Friedensbedingungen haben die Gewaltigen von Verſailles den Schwerpunkt des Weltgeſchehens wieder zu uns zurückgeſchoben, dem Land Luthers den Schlüſſel der Zukunft gegeben. Bei uns iſt das neue Werden der Welt, nicht bei ihnen, das iſt die Bedeutung des Friedensentwurfes von Verſailles, und das iſt die Aufgabe, die vor uns ſteht.

Mit ungebändigtem Stolz müſſen wir, durch alles furchtbare Elend hindurch, daran gehen, ſie zu erfüllen. Hält es ſchwer, wollen wir verzweifeln — wir müſſen!

Den Glauben an ein tauſendjähriges Reich, an das ewige Glück der Menſchheit auf Erden, der von Oſten her durch die Welt will, müſſen wir wandeln nach dem deutſchen Weſen. Kein Hinträumen nach einem irdiſchen Glück, nach einem wunderſamen Sein! Der deutſche Geiſt geht nach einem ewigen Werden. Sein Sinn iſt nicht Ruhe, ſondern Bewegung, ſein Ziel nicht Ende, ſondern Anfang. Er will Tätigkeit. Die Entwicklung, die ſtändige Erneuerung ſind ihm Selbſtzweck.

Warum gilt der Deutſche als der fleißigſte, ſtrebſamſte Menſch? Warum arbeitet er unermüdlich, fängt immer wieder von neuem an? Aus Zwang? Aus der Sucht nach Gewinn? Nein, aus deutſcher Luſt am Schaffen.

Dieſe Luſt am Schaffen iſt es, die die neue, wahrhafte Revolution machen wird, die Revolution, die niemals endet, die ſich immer wieder erneut. Sie zerbricht ſtändig, was träge iſt. Nichts iſt heilig, weil es da iſt. Nur was ſich immer wieder von neuem bewährt, gilt. „Alles, was beſteht, iſt wert, daß es zugrunde geht“, dieſer Satz muß in einem neuen, ſtändig aufbauenden Sinne der oberſte ſein. Was ich

ſage, iſt kein Aufruf zur Arbeit, es hat nichts mit den Armen und Händen zu tun. Es geht an den Geiſt, den Geiſt, der in jedem ſteckt. Jeder von uns ſoll in ſeinem Elend, nun, da er nichts mehr hat als ſein Hirn, denken! Mit ſeinem Hirne ſchaffen, immer wieder, unermüdlich, denkend, betend, ſich empörend, bewegend, umwälzend, ſich ſelber und die andern erneuernd, ſchaffen. Es iſt die ſittliche Schuld der Menſchheit, daß ſie träge iſt. Von ihr müſſen wir uns, im Schaffen büßend, immer wieder befreien.

Jeder Kompromiß iſt abzulehnen. Die Idee muß radikal ſein. Immer und überall muß, was herauskommt, im Großen hart und unerbittlich wirken.

Die Luſt zum Schaffen braucht keine Rechtfertigung durch die Vernunft. Sie ſteckt in uns. Wir fühlen ſie, wenn wir geſund ſind, jeden Morgen beim Aufſtehen. Wir ſehen ſie täglich um uns in der grauſamen Schönheit der Natur. Wir hören ſie in den Tönen des Alls, wie ſie der uns faßbar machte, den das deutſche Volk wie keinen verſteht, Beethoven. Und ſie iſt verankert in unſerem Glauben an den Gott, der, wie es in Luthers Tiſchreden heißt, „an allen Orten iſt, auch in der geringſten Kreatur als in einem Baumblatt oder in einem Gräslein", der daran ſchaffet und „wirket", „weſentlich und durch ſeine allmächtige Kraft".

Aber hält ſie nicht auch der Vernunft ſtand, dem reinen Denken des Philoſophen? Sie war der Kern der griechiſchen Weisheit; heiße Eiferer wie Auguſtin lebten von ihr, Meiſter Eckehart konnte es „vor rechter Fülle nicht ertragen", er mußte „ſich ausgießen in wirkendem Leben". Nikolaus von Kues ſah, daß alle Bewegung endlos war, Giordano Bruno, Bacon, Spinoza brachten die Erkenntnis der Einheit der Menſchheit und ihres ewigen Fluſſes mit der Unendlichkeit des Alls. Und der moderne Menſch, der nüchtern auf dem Boden der Technik und Wiſſenſchaft denkt, erkennt: das Geſetz der Trägheit iſt kein kosmiſches Geſetz. Sonſt ſtünde die Welt ſtill. Die fernen Geſtirne und die Atome, Makrokosmos und Mikrokosmos, ſind in ewigem Kreiſen. Was uns Ruhe ſcheint, iſt furchtbare Langſamkeit. Bewegung iſt der wirkliche Zuſtand der Materie, vielleicht ihr Weſen ſelbſt. Energie, Leben und „Geiſt" ſind nur der Ausdruck dieſes Zuſtandes. „Ignoramus", aber niemals „Ignorabimus". Wir ſind erſt kurze Zeit auf der Erde, und wir haben es von der Zelle her weit gebracht. Der Entwicklung unſerer Vernunft ſtehen noch Billionen Jahre bevor. Wir werden das alles einſt als wahr erkennen. Doch das wiſſen wir jetzt ſchon: Wir Menſchen ſind ein Teil des Ganzen. Alſo gilt auch für uns der Befehl des Bewegens. Aus ihm leitet ſich das Grundgeſetz unſeres Handelns her. Es heißt „Schaffen". Kant nannte es „Pflicht". Es wird beſſer „Luſt" genannt.

Bibliothek Ges. d. Fr. d. vaterländ. Schul- u. Erziehungswesens zu Hamburg

Dieſe Luſt, die ſich empört in uns nach der Schmach der Mattigkeit, ſchafft die neue Revolution. Sie will das Leben nicht verneinen und alles hingeben an ein Jenſeits, wie es das Chriſtentum tat. Sie will auch keine Glückſeligkeit auf Erden gründen, ein tauſendjähriges Reich, das einſt kommen wird, und von dem die Bolſchewiki träumten. Sie will Wirklichkeit, wahre, harte Wirklichkeit. Doch weder eine Ordnung des Wohllebens noch der Arbeit. Sie will überhaupt keine neue Ordnung. Sie will unendlich viel mehr. Sie will eine

neue Sittlichkeit.

Das iſt der Kern und der Unterſchied.

Wir ſollen ein jeder ſein Leben täglich prüfen: „Iſt es träge oder recht“, und täglich den Feind von neuem überwinden. Es iſt wenig, doch iſt es ſchwer. Und nur das gibt uns die Kraft: daß wir müſſen.

Wir werden kein Ziel kennen, nur immer den Weg. Wir werden keinen Plan machen, der eines Tages fertig iſt. Wir werden nie fertig werden, ſondern täglich von neuem beginnen. Unſer Werk ſoll ſein wie eine Wieſe, die wächſt, vielfältig und grauſam.

Alle Einrichtungen, die aus irgendeinem Geſetz der Trägheit da ſind, müſſen beſeitigt werden. Alles muß täglich die Probe beſtehen: iſt es träge oder recht? Beſteht es ſie nicht, ſo muß es beſeitigt werden. Wir müſſen beim Schwerſten beginnen. Das Entſcheidende muß zuerſt entſchieden werden. Im Kleinen können wir dann klein ſein. Und dann: wir wollen Wirklichkeit. Wir ſind nicht von Nebelheim und Nirgendwo, wir ſtehen mit den Füßen auf der Erde, doch der Kampf iſt nicht der: „Sind die Tatſachen ſtärker als wir?“ Sondern: „Sind ſie ſtärker als der Geiſt, der uns treibt?“ Das dürfen wir nie vergeſſen. Wir ſelber ſind ſchwach. Der Wille aber, dem wir dienen, iſt mächtig. Er iſt das Geſetz der Welt.

Zunächſt zum Staat. Alle früheren Begriffe, die in unſeren Köpfen ſitzen, müſſen heraus. Es gilt nichts mehr deshalb, weil es da iſt. Brauchen wir einen Staat, eine Zuſammenfaſſung der Aufgaben der Geſellſchaft durch eine und dieſelbe Leitung für einen beſtimmten Bezirk? Wir werden vorerſt nicht viel gefragt werden, ob wir ihn brauchen. Unſere Gegner müſſen jemanden haben, der ihnen ihre Schulden bezahlt. Das und die Rüſtungen, mit denen ſie uns umgeben, aus Angſt, daß wir uns gegen ihre Vergewaltigungen aufbäumen, hält uns, einerlei, ob wir wollen oder nicht, als Deutſche in der Form des Staates zuſammen. Wer an uns will, gegen den wehren wir uns. Da gibt's nichts dawider.

Doch auch bei den Feinden wird einmal Vernunft kommen. Der Völkerbund zwar beſeitigt den Krieg nicht, aber die Idee des Völkerbundes

ist innerlich tot. An ihrer Stelle steht ein höherer Gedanke, der des „Menschen"bundes, des Brudertums, in dem sich Bolschewismus, Pazifizismus, Christentum und bestes deutsches Wesen einen. Er schreitet gewaltig voran. Es kann sein, daß er in Kürze alles über den Haufen wirft. Wir haben mit alten Begriffen nichts mehr zu tun. Wir werden Mitarbeiter sein an einer vollkommen neuen Zeit. Es gilt zu prüfen: was an dem, was wir Staat nannten, gilt nicht mehr für sie, und was kann an seine Stelle treten?

Die Vaterlandsliebe, das Stärkste und Schönste, gilt nicht dem Staat. Sie gilt der Heimat, dem lieben Land, von einem Berge zu überschauen, sie gilt dem Volk, das meine Zunge spricht. Mögen die Staaten zerstört werden, die Heimaten werden bleiben, mag die Bruderliebe alles umfassen, was Menschenantlitz trägt, ich werde ewig mehr lieben den, der meine Lieder singt. Aber, daß mein Volk mächtiger sei als andere, daß es sich ausbreite und herrsche, daß es reicher sei als andere, was ist da der sittliche Grund? Es gibt keinen!

Wenn die Zeit erfüllt sein wird, brauchen wir zum Schutze vorm Feind den Staat im alten Sinne nicht mehr. Unser Volkstum ist stärker als er. Da wir nicht mächtiger sein wollen als andere, ist auch eine gesonderte Wirtschaft nicht vonnöten.

Was also wird werden? Hier muß nochmals vornhin: wir kennen kein Ziel, wir kennen nur den ewigen Weg. Wir dürfen keine Gedankengebilde aufrichten, sondern wir müssen mit Schauen und Schaffen dabei sein, daß nach und nach das entsteht, was die vollkommen neue Zeit, die keinen Vorgang kennt, braucht. Die neuen Ordnungen, die kommen werden, werden vielfältig sein und bunt, sich stets ändernd und erneuernd, ewig bewegt. Sie können enger sein als der alte Staat, sie können sich zum Kleinsten kehren, sie können gleich groß und größer sein, und können die Welt umfassen.

Ich kann mir denken, daß wir Gemeinden haben werden für die Verwaltung von Ackerland, das zum Großbetriebe nicht taugt, Markgenossenschaften für den Wald und die Weide, Wegeverbände, Kleinbahnverbände, darüber rechte deutsche eigenbrödlerische Heimaten, von denen sich jede, soweit sie keinem anderen wehe tut, kulturell verwalten kann wie sie will, geeint dann die deutsche Sprache und Kultur, und dazwischen und darüber, wie es der Zweck will, die Organisationen der Wirtschaft und der Wissenschaft. Eisenbahnsysteme ohne Ansehung der Grenzen, so weit sie wirtschaftlich zusammengehören; Netze der elektrischen Kraft, sowie sie sich am besten bilden, mit einer Schalttafel, die über den Netzen steht, eine wirkliche Weltpost, Telefunken über die Erde, Schiffahrtspools, Verkaufsvereinigungen, Industrien, die über die Welt miteinander verflochten sind, ein internationales, vielfach verschlungenes System des wertausgleichenden

und wertvorschießenden Geldes. Genossenschaften der Ärzte, der Hochschulen, der Maler und Musiker über die Welt; Kirchen, soweit die Konfession reicht.

Schon vor dem Kriege war eine starke Bewegung zur Internationalisierung wissenschaftlicher Forschungen, wissenschaftlicher Unternehmungen und des Rechtes im Gange. Sie wird wieder aufgenommen und weiter gesponnen werden. Schon vor dem Kriege gab es ferner Ansätze zu internationalen Wirtschaftsgebilden, besonders in Schiffahrt und Geldwesen. Es lebten daneben zugkräftige Gedanken einer Wirtschaftsverflechtung und weltwirtschaftlichen Arbeitsleitung. Jetzt werden die Notwendigkeiten nationaler und internationaler Sparsamkeitswirtschaft, der Rohstoff- und Kapitalsverteilung und der Finanzierung der Kriegsschulden diese Gedanken vielleicht einer raschen und gründlichen Verwirklichung entgegenführen. Sie werden damit die praktische, positive Grundlage für die neue Zeit legen, die feste materielle Basis, auf der sich die Idee des Brudertums aufbauen kann. Aus allen diesen Einrichtungen mag sich einst ein Weltparlament entwickeln. Der Gedanke ist recht. Wann er durchführbar ist, ist gleichgültig. Wir wollen keine Projekte machen, wir wollen Samen säen. Das Judentum wird in der neuen Zeit die Gelegenheit finden, zwischen den Völkern, denen es allen angehört, zu vermitteln, seine große weltgeschichtliche Aufgabe, von der es seit Jahrtausenden träumt, zu erfüllen.

Mag die Entwicklung im einzelnen werden wie sie will, wir werden mit neuen, die Aufgaben des alten Staates mindernden Ordnungen zu rechnen haben. Es werden langsam Kompetenzen um Kompetenzen dem alten Staate entzogen und neuen Ordnungen übertragen werden. Die Frage, ob die Verstaatlichung der Wirtschaft, wie man sie jetzt pflegt, nicht daran scheitern wird, daß der Staat nicht in der Lage ist, sie zu tragen, wird sich erübrigen. Und die Frage, welche Form für die Verfassung des jetzigen Staates die bessere ist, wird an Gewicht verlieren.

Für jede Verfassung aber, auch die der dauernden Ordnungen, die kommen können, gilt für den, der die Bewegung und das ewige Schaffen liebt und die Trägheit haßt, das: die Demokratie ist nicht das Ideal. Sie gibt den Durchschnitt durch den Willen aller, aber keinen treibenden Willen des Ganzen. La volonté de tous n'est pas la volonté générale. Es gilt nicht festzustellen, was das Volk will, sondern was es später einst wollen wird, nicht was Tatsache ist, sondern wohin die Entwicklung geht, die Idee, die vorantreibt, ist in der Geschichte stets nur von wenigen erkannt und zum Siege gebracht worden. Die Führer haben sie heraufgeholt aus der Masse, gewiß: alles kommt aus den Seelen der Vielen, doch sie haben sie nicht wieder hinunter

geworfen, damit ſie dort heckt und nach Mehrheit oder Proporz entſcheidet, ſondern ſie haben eine Schar für ſie begeiſtert — mit Entſtellungen meinethalben, mit Lügen und Vorwänden — die nötig waren, um die nackte Gewalt zu gewinnen. Mit ihr haben ſie dann geſiegt. Das iſt traurig, doch es iſt wahr. Nur wenn die Menſchen aufhören, träge zu ſein, wird ſich das ändern. Großes kann durch Mehrheitsbeſchlüſſe nicht geſchaffen werden. Es muß von wenigen getragen und von einer Minderheit, die die Macht hat, der trägen Mehrheit aufgezwungen werden.

Der Kampf der Arbeit gegen die Herrſchaft des Kapitals. Ein Gedanke, zum Dogma erſtarrt, wurde hineingeworfen in die Wirklichkeit. Er löſte ſich auf. Nun iſt es ein Brei, bei dem keiner mehr Brühe noch Brocken ſieht. Halsſtarriges Beſtehen auf dem Prinzip, tiefe Liebe zur Menſchheit und Gerechtigkeit, Erkenntnis, wie vorſichtig der kranke Wirtſchaftskörper behandelt werden muß, verbrecheriſch träges Beharren der Beſitzenden auf ihrem Beſitz, törichte Sucht der Arbeiter nur immer nach höherem Lohn und geringerer Arbeit, übelſtes Schiebertum in Geiſt und Geld drehen ſich langſam um. Heraus kommt nichts.

Wenn wir uns an dieſe Frage heranwagen, ſo müſſen wir es tun mit eben ſo großer Rückſichtsloſigkeit wie Beſcheidenheit. Wir müſſen rückſichtslos alles abreißen, was war, nichts von dem, was bisher gedacht wurde, darf uns maßgebend ſein oder befangen machen. Und wir müſſen uns beſcheiden darüber klar ſein, daß wir weder mit Dogmen noch mit Vernunft hier weiter kommen. Wir müſſen vielmehr erkennen, daß auch die Frage des Kampfes zwiſchen Kapital und Arbeit keine ſoziale, ſondern eine ſittliche Frage iſt. „Entſpricht es der ſittlichen Idee des Schaffens, iſt es träge oder recht, daß einer Macht hat über den anderen nur deshalb, weil er beſitzt?“ Macht kann und darf nur haben der, dem ſich infolge ſeiner überlegenen geiſtigen Fähigkeiten (körperliche Kraft allein hat auch in Urzeiten nie ausgereicht) die anderen freiwillig fügen. Mißbraucht er die Macht, ſo muß er beſeitigt werden, und wenn er ſtirbt, iſt es mit ihm zu Ende. Vererben kann er ſie nicht. Das geiſtige Eigentum erliſcht nach einer gewiſſen Friſt nach dem Tode. Warum ſoll das materielle Eigentum mehr wert ſein? Der Krieg hat bewieſen, daß es für die meiſten Menſchen leichter iſt, ihr Leben zu laſſen als ihr Geld. Für die Idee des gerechten Kampfes zogen viele freiwillig hinaus; man hat es recht und ſelbſtverſtändlich gefunden. Sein Geld freiwillig hergegeben hat keiner. Man hätte ihn einen Phantaſten oder Narren genannt. Das iſt furchtbar. Es iſt, als ob die Menſchheit an dem Eigentum wie an einer Krankheit leide. Sie muß davon geheilt werden. Und es geht ohne Gefahr, wenn der Wille da iſt und man allen Vor-

wänden mit Ruhe zuleibe geht. Wird einer darum weniger ſchaffen, weil er ſeinen Kindern nichts zu vererben hat? Ich halte das Band zwiſchen Eltern und Kindern viel zu hoch, als daß der Menſch, auch wenn er kein Eigentum zu vererben hat, nicht alles anſtrengen würde, um ſeinen Kindern anderes mitzugeben: Erziehung, Bildung, Kultur. So wie es jetzt ſchon die Millionen geiſtiger Arbeiter tun, deren Lohn elender iſt als der der Handarbeiter. Wird durch die Unvererblichkeit des Eigentum die Bodenſtändigkeit und Liebe zur Scholle beſeitigt? Man kann dem für tüchtigſt befundenen Sohn ein Vorpachtrecht für die Dauer ſeines Lebens und ſeiner Tüchtigkeit einräumen. Alle Empfindlichkeiten und Pietäten kann man ſchonen, doch man muß im Grundſatz radikal ſein. Man darf nicht verſuchen, auf dem Umweg der Beſteuerung zu einem „ähnlichen" Ziel zu kommen. Das iſt feige. Und es widerſpricht dem, daß es hier nicht um materielle Dinge, ſondern um eine ſittliche Forderung geht. Die Vererblichkeit des Eigentums als Grundſatz muß durch ein neues Zivilrecht beſeitigt werden. Damit iſt das Übel an der Wurzel gefaßt, das Unſittliche ausgerottet. Ob man dem Lebenden ſein Eigentum läßt, iſt Nebenſache.

Iſt die Vererblichkeit des Eigentums beſeitigt, ſo bleibt ein Anreiz zum Erwerb nur noch aus zwei Gründen. Einmal ſoweit er dienen kann zum Genuß und dann zur Macht. Zum Genuß ſoll jeder Eigentum haben, ſoviel er erwerben kann. Die Menſchen ſollen freudig ſein. Was einer zur Macht verwenden könnte: Grund und Boden, Geld, Rohſtoffe, Fabriken, darf er jedoch nur zu treuen Händen haben für alle. Es kann ihm jederzeit weggenommen werden. Geldverleihung an Private muß ausgeſchloſſen ſein. Wer ſeine wirtſchaftliche Macht mißbraucht, muß ſich auf Grund eines neuen Strafrechts vor dem Richter verantworten.

Wird die Unvererblichkeit des Eigentums (und die grundſätzliche Ungeſetzlichkeit von Schenkungen) ausgeſprochen, ſo vollzieht ſich ein langſamer Übergang des Sachbeſitzes an die Gemeinſchaft — den Staat oder die vielfältigen Ordnungen, die ſich aus ihm entwickeln mögen. Man kann es dabei laſſen, ſoweit es gilt, Erſchütterungen zu vermeiden, man kann auch, ſoweit raſcheres Eingreifen nötig iſt, bei Lebzeiten enteignen. Das ſind einmalige Übergangsbeſtimmungen. Private ſollen Produktionsmittel bei Lebzeiten überall da beſitzen, wo der Einzelne tatſächlich beſſer arbeitet als die Gemeinſchaft. Wo, muß die Erfahrung lehren. Es wird Lehrgeld geben hin und her. Freiheit muß vor allem zunächſt ſein für den Handel mit dem Ausland. Aber das ſteht feſt: alle Unternehmungen, die mit Erfolg betrieben werden können in der Form einer Geſellſchaft, können auch von der Gemeine betrieben werden (Induſtrien, Banken, auch der Detailverkauf). Was dawider geſagt wird, iſt Vorwand. Es kommt nur darauf

an, daß die Gemeine die Leiter ſo bezahlt und ihnen ſo viel Freiheit der Entſchließung gibt, daß ſie die volle Luſt zum Schaffen behalten.

Das iſt das Korrelat der Unvererblichkeit des Eigentums: freieſte Verantwortung der Führenden. Das Beamtenweſen muß von Grund auf zerbrochen werden. „Freiheit dem Starken" muß es heißen. Sie ſollen leben, ſie ſollen verdienen und Freude daran haben, daß ſie ſchaffen.

Und daneben „Schutz den Schwachen". Für die Ausführenden, die vielen, gilt, daß die neue Ordnung kein Traumſtaat für das Nichtstun ſein darf. Jeder muß vor ſich den Lohn ſehen an Freude am Leben und hohem Entgelt, wenn er die vielen durchbricht und ein Führer wird. Aber auch, wer nicht hoch hinaus will, ſoll „ſchaffen". Schutz den Arbeitsunfähigen; Schutz denen, die ſich ausbilden. Sie müſſen von jeder Sorge frei ſein. Im übrigen aber ſoll ein Grundlohn gewährt werden, der von Bedrücktheit freimacht, daß alle erſt einmal aus dem Elend herauskommen; doch alles, was beſondere Freude bringt, muß durch Schaffen erworben werden.

Soll damit überſtunden das Wort geredet werden, dem Akkordlohn oder dem Taylor-Syſtem? Nein! Schuften und Schaffen ſind zweierlei. Es ſoll jeder ſo faul ſein, als er irgend will. Es ſollen keine Experimente gemacht werden, um eine verſtärkte Arbeitsleiſtung zwangsweiſe aus dem Einzelnen herauszuholen. Aber jeder ſoll hochkommen können. Darum ſoll die Bezahlung ſtark ſteigend, weitaus ſtärker ſteigend als bisher, von unten anfangend geſtuft ſein nach der Geſchicklichkeit und Umſicht. Poſten, bei denen eine Nachläſſigkeit den Gang des ganzen Betriebes gefährden kann, Poſten, die Entſchlußkraft fordern, Poſten, an denen einer befehlen muß, müſſen weit höher bezahlt werden als die, wo es nur auf Routine, Ordentlichkeit und Reinlichkeit ankommt. Jede Anregung, die die Herſtellung verbeſſert oder den Arbeitsvorgang vereinfacht, iſt hoch zu vergüten, jede Handlung, die Unheil verhütet hat, entſprechend zu bezahlen. Wenn alle wichtigen Poſten gut beſetzt ſind, wenn alles klappt, wenn Anregungen aus den Leuten heraus kommen, wenn Luſt und Liebe da iſt, nützt das dem Betriebe mehr, als wenn jeder in der Stunde eine Anzahl Werkſtücke mehr der Maſchine vorlegt. Mechaniſierung und Ökonomiſierung ſind gut und ſchön, doch notwendiger iſt in jedem Betrieb der Geiſt des Schaffens. Er iſt Produktionsfaktor ſo gut wie der Rohſtoff, die Arbeit und die Maſchine.

Wird mit den alten Begriffen des Staatsrechts gebrochen und werden dieſe drei neuen ſittlichen Sätze des Zivilrechts, des Strafrechts und des Wirtſchaftsrechts aufgeſtellt: Unvererblichkeit des Eigentums, Strafbarkeit der Ausnutzung der Macht des Beſitzes, Lohn nach der

geiſtigen Leiſtung, ſo iſt die Bahn frei. Nicht zur Einkehr der Zufriedenheit — die gibt es nicht — ſondern zu neuen Problemen, neuen Umwälzungen und neuen Geſtaltungen. Dann aber wird auch der Weg eröffnet für jeden Einzelnen zu einem neuen, freudigeren und erfüllterem Leben.

Wer freudig ſchafft, hat auch an der Freizeit mehr Freude. Das iſt ein alter Satz. Und die Menſchen ſollen Freizeit haben, ſoviel es irgend geht. Sie ſollen mit dem Geld, das ſie ja doch nicht vererben können, anfangen, was ſie wollen. Je eher ſie es ausgeben, um ſo beſſer. Wenn die Menſchen ſehen, daß das Denken ſich zahlt, werden ſie Freude daran bekommen. Sie werden merken, daß es zwiſchen Himmel und Erde viel Dinge gibt, von denen ſie ſich nichts träumen ließen. Sie werden, vom Drucke befreit, keinen Grund mehr zu Unanſtändigkeit, Trotz und Verbiſſenheit haben. Sie werden Freuden finden, wo ſie ſie bisher nicht ſahen, an Dingen, die ihnen unwert ſchienen, Freuden, wie ſie bisher nur der kleine Kreis inwendig gebildeter Menſchen beſaß. Sie werden nicht mehr im Dunkeln arbeiten, müde zu Bett gehen und ſich ohne Hoffnung erheben, ſondern ein Licht ſchaffen, noch viel müder ſchlafen gehen und mit der Hoffnung auf irgendeine Freude am Tag aufſtehen.

Und es wird noch eins geſchehen. Sie werden die Möglichkeit gewinnen, ſich von einer letzten großen Schmach zu befreien, die auf ihnen laſtet. Der Schmach, daß ſie die Gedanken der Führenden nicht begreifen, ſondern ſtets der Dolmetſcher bedürfen, die ihnen kleine Münze geben. Das, was ſie glaubten, darauf käme es an, iſt es ja nicht! Es ſind Abwegigkeiten, Schlagworte, Plattheiten, mit denen man in Zeitungen, Verſammlungen und auch in der vertraulichen Agitation zu ihnen redet. Die Führenden ſprechen, wenn ſie unter ſich ſind, eine andere Sprache. Die iſt maßgebend, und die ſollen alle verſtehen. Wer mit angehört hat, mit welchen Gründen für und wider während der Revolutionstage in Verſammlungen oder an Straßenecken die Stimmung gemacht wurde, der meint, er müſſe zu dem Schluſſe kommen, das alles Stimmrecht Unſinn ſei. Wozu ſollen Menſchen abſtimmen, die ſo träge im Denken ſind, daß man ihnen nur immer von Gemeinplätzen reden darf, von Dingen, um die es ſich in Wahrheit nicht handelt? Wozu ſollen Menſchen politiſche Rechte haben, die es ſich gefallen laſſen, daß man ein Heer von Agenten auf ſie losläßt, die ſie mit Phraſen erſchlagen? Daß es einen Beruf gibt derer, die die Kunſt treiben, wie man die Menge fängt?

Das würde das höchſte und ſchönſte Ziel ſein, daß jeder ſo rege wird, ſich ſeine Meinung ſelber zu bilden vom Grunde der Dinge her, daß er keine Leitartikel und Verſammlungsreden mehr, ſondern nur noch noch Tatſachen braucht.

Es ist ein Ziel, das weit hinausſteht, denn die Trägheit der Menſchen iſt groß, doch wer dazu beigetragen hat, daß ſie nur einen Schritt ihm entgegengehn, der hat genug getan.

Ich faſſe zuſammen, was ich geſagt habe, wie folgt:

1. Wir wollen keinen Traum von ewigem Glück: wir wollen die Wirklichkeit.
2. Die Wirklichkeit iſt ewiges Bewegen. Das iſt das Weſen der Welt.
3. Das ſteckt in uns und treibt uns zu freudigem Schaffen.
4. Das Träge iſt der Feind; er muß zerſchlagen werden.
5. Wir können nur erlöſt werden, wenn das Schaffen über uns kommt als ein neues ſittliches Geſetz.
6. Mit dem Glauben an dieſes Geſetz wollen wir die wahre, innere Revolution machen, die Revolution, die nie endet, die ſich immer wieder erneut.
7. Wir wollen bekämpfen alles was da iſt. Es muß täglich vor uns die Probe beſtehen: iſt es träge oder recht?
8. Wir wollen freien Weg machen für neue Ordnungen der Menſchheit, aufgebaut auf dem Glauben des Brudertums.
9. Wir wollen die Vererblichkeit des Eigentums beſeitigen.
10. Wir wollen jeden, der Macht mißbraucht, beſtrafen.
11. Wir wollen den Schwachen ſchützen und jeden Starken bezahlen nach ſeiner geiſtigen Leiſtung.
12. Daß jeder frei werde zum Schaffen und zur Freude, zum Denken und zum Erkennen deſſen, was wirklich treibt.

Es ließe ſich mehr ſagen. Es ließe ſich vieles gründlicher und beſſer durchdenken. Aber das Weſentliche iſt, glaube ich, in dieſen Sätzen ausgedrückt. Ich bitte ſie zu bekämpfen oder zu bekennen.

Verſailles, den 13. Mai 1919

Paul Eltzbacher
Die Rettung durch den Bolſchewismus*

Wer möchte nicht lieber das Schwerſte erdulden als Kinder und Enkel der Knechtſchaft überantworten! Wer nicht lieber in der Gegenwart große Opfer bringen als die Zukunft ſeines Volkes preisgeben!

* Dieſe Ausführungen bilden den Schluß einer eben erſcheinenden Schrift von Profeſſor Eltzbacher, „Der Bolſchewismus und die deutſche Zukunft“ (Jena, Eugen Diederichs Verlag), in der die Folgen eines Gewaltfriedens und die Rettungsmöglichkeit durch den Bolſchewismus ſachlich und ausführlich dargelegt werden.

Wenn alles so weiter geht wie jetzt, so ist unsere außenpolitische Zukunft unsagbar traurig. Wir werden mit unserer Ernährung und unserer ganzen Wirtschaft von unseren heutigen Feinden abhängig. Unsere staatliche Selbständigkeit ist dahin. Besonders die Kriegsentschädigung mit ihrer unvermeidlichen Wirkung des Überganges deutschen Volksvermögens in englisch-amerikanische Hände bietet unseren Feinden eine Handhabe, sich jederzeit in die deutschen Verhältnisse einzumischen. Der „ersten Teilung Deutschlands" will man anscheinend demnächst die zweite folgen lassen. Da wir die Friedensbedingungen wahrscheinlich nicht erfüllen können, namentlich mit der Zahlung der Kriegsentschädigung bald in Rückstand geraten müssen, so wird es an einem Vorwand zu einem Überfalle nicht fehlen. Wir dürfen auch nicht auf Uneinigkeit unter unseren Gegnern hoffen. Schon durch das gemeinsame Interesse an unserer Ausbeutung und der Ausbeutung Rußlands und Chinas werden sie zusammenhalten. Der Völkerbund wird weiter dafür sorgen, etwaige Zwistigkeiten unter ihnen im Keime zu ersticken.

Aus dieser Lage kann uns nur das Bekenntnis zum Bolschewismus retten. Vielleicht wird es uns nicht retten, aber es kann uns retten. Vor allem erlangen wir dadurch wieder den Anschluß an Rußland. Rußland und Deutschland ergänzen sich auf das glücklichste, zwischen ihnen bestehen keinerlei notwendige Gegensätze, vielmehr sind sie durch gemeinsame Bedrohung von seiten der angelsächsischen Mächte aufeinander angewiesen.

Die zerrissene Verbindung mit Rußland ist nun ohne weiteres wieder hergestellt, sobald Deutschland sich zum Bolschewismus bekennt. Man fürchtet bei uns immer die Geschicklichkeit der britischen Politiker, die es schon verstehen würden, Rußland auf ihre Seite zu bringen. Aber gegenüber einer ehrlichen Hingabe Deutschlands an den Bolschewismus ist alle englische Geschicklichkeit machtlos. Lenin und seine Leute sind solche Idealisten, so ausschließlich von dem Bestreben erfüllt, ihren Ideen die Welt zu erobern, daß ein Deutschland, welches sich ehrlich zu diesen Ideen bekennt, vollkommen auf die Treue Rußlands zählen kann und keinerlei feindliche Wühlarbeit zu fürchten braucht.

Die Hoffnung, daß der Bolschewismus von uns auf die Westmächte übergreift, hat gute Grundlagen. Schon jetzt gärt es in Frankreich und England. Auch die Arbeiter dieser Länder unterliegen dem Zauber des Gedankens, daß die Produktionsmittel und der ganze Ertrag der Produktion ihnen gehören sollen. Auch sie sind tief erregt durch die Opfer, die sie während der langen Kriegsjahre gebracht haben und die heute immer wieder von ihnen verlangt werden. In Frankreich hat die Freisprechung des Mannes, der, wahrscheinlich als gedungener Meuchelmörder, den großen Arbeiterführer Jaurès umbrachte, viel

böſes Blut gemacht. England hat ein beſonnenes Volk, aber in dem reichen Lande iſt anderſeits der Anreiz zur Expropriation der Expropriateure beſonders groß. Der Übergang Deutſchlands zum Bolſchewismus kann ſehr leicht der Funke werden, der den angeſammelten Zündſtoff zum Aufflammen bringt. Jetzt beſchwichtigt man die franzöſiſchen und engliſchen Arbeiter noch mit der Hoffnung auf eine große Kriegsentſchädigung; die Enttäuſchung, wenn mit unſerem Übergang zum Bolſchewismus dieſe Hoffnung zerrinnt, wird furchtbar ſein. Jetzt vermag Lloyd George noch mit kleinen Zugeſtändniſſen Erfolge zu erzielen; wenn aber Deutſchland ohne Entſchädigung ſozialiſiert hat, ſo werden die engliſchen und franzöſiſchen Arbeiter ſich fragen, warum nicht ſie dasſelbe wie die deutſchen, ruſſiſchen und ungariſchen Arbeiter haben ſollen. So kann es trotz des errungenen Sieges leicht auch in Frankreich und England zum Umſturz kommen.

Die außenpolitiſchen Wirkungen unſeres Überganges zum Bolſchewismus würden ungeheuer ſein. Wir hätten eine neue Grundlage unſeres Daſeins gewonnen. In unſerer geographiſchen Lage können wir uns nur behaupten, wenn wir entweder ſelbſt eine ſtarke Militärmacht ſind oder wenn es überhaupt in Europa keine ſolche Macht mehr gibt. Unſere Verteidigungswaffen haben wir für abſehbare Zeit verloren, unſere einzige Rettung beſteht jetzt darin, daß auch unſeren Gegnern ihre Angriffswaffen entwunden werden, das iſt aber nur durch die Verbrüderung der arbeitenden Völker im Zeichen des Bolſchewismus möglich.

Mit der Annahme des Bolſchewismus wären wir die Polengefahr los. Ein kapitaliſtiſches Polen hätte, eingekeilt zwiſchen einem verbündeten Rußland und Deutſchland, keine Ausſicht mehr, ruſſiſches und deutſches Gebiet an ſich zu reißen. Wahrſcheinlich würde der Bolſchewismus auch nach Polen übergreifen, und wenn erſt der verkommene polniſche Adel gefallen wäre, würden die deutſchen und polniſchen Arbeiter ſich mit Leichtigkeit über eine Abgrenzung einigen, bei der Deutſchland nicht ſeiner wichtigſten Verſorgungsgebiete beraubt wäre. Auch wegen der Tſchecho-Slowaken brauchten wir uns keine Sorge mehr zu machen. Uns blieben wahrſcheinlich die deutſchen Teile von Oſt- und Weſtpreußen, Poſen und Oberſchleſien.

Aber würde dieſer außenpolitiſche Gewinn nicht durch eine gar zu arge Verſchlechterung unſerer inneren Zuſtände erkauft werden? Wenn wir noch einen Reſt von Ehrgefühl haben, ſo müſſen wir, um unſer nationales Daſein zu erhalten, alles hinnehmen, auch die ärgſte Verſchlechterung unſerer inneren Zuſtände. Vor allem aber werden die Gefahren, mit denen uns der Bolſchewismus bedroht, maßlos überſchätzt. Unſer gegenwärtiger Zuſtand iſt ein ſchleichendes Leiden, das uns mit Sicherheit zugrunde richtet, der Bolſchewismus iſt

vielleicht überhaupt etwas Gutes, aber auch im schlimmsten Falle nur ein Fieber, von dem wir wieder genesen werden.

Wie wird es denn, wenn alles so weiter geht wie jetzt, in den nächsten Jahrzehnten in Deutschland aussehen? Das Deutschland Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks ist dahin, und sein Geist wird nicht wieder lebendig werden. Es ist nicht zu erwarten, daß wir in absehbarer Zeit die schwunglose und gedankenarme sozialdemokratisch-demokratische Mehrheit im Reichstag, im Landtag und in den meisten Gemeindevertretungen loswerden. Die eigentlich herrschende Partei wird noch lange die Sozialdemokratie sein mit ihrem unfruchtbaren Warten auf wirtschaftliche Entwicklungen, die sich nicht einstellen wollen, und mit ihrer den Staatsgedanken untergrabenden Verzärtelung des Einzelnen. Die demokratische Mitherrschaft wird nur die Wirkung haben, daß die sozialdemokratischen Gedanken nicht einmal rein zur Durchführung kommen, sondern daß unser ganzes staatliches Dasein eine Kette von kläglichen Kompromissen sein wird.

Die wirtschaftliche Lage wird trostlos sein. Seitdem die Arbeiterschaft sich gewöhnt hat, in dem Unternehmertum den Feind zu erblicken, der keinerlei Rücksicht verdient, ist die Aussicht auf ein gedeihliches Zusammenwirken in weite Ferne geschwunden. Die Arbeiter werden mit übermäßigen Lohnansprüchen, mit aus der Luft gegriffenen Streiks immer wieder die Produktion stören, und die Unternehmer werden immer mehr den Wagemut und die Arbeitsfreudigkeit einbüßen, ohne die kein Erfolg möglich ist. Das halb kapitalistische, halb sozialistische Deutschland wird zugleich an den Übeln des Kapitalismus und des Sozialismus kranken.

Aus dem hinkümmernden Lande aber wird die Entente auf die verschiedenste Weise, vor allem in Gestalt von Kriegsentschädigung, alles, was noch an Wohlstand vorhanden ist, herausziehen. Die Reichen werden verarmen, und die Armen werden nicht reich werden. Güter, Bergwerke und Fabriken werden nach und nach in ausländische Hände kommen. Am Ende wird der größte Teil des deutschen Volkes im Dienste des ausländischen Kapitals zu arbeiten haben, schlecht bezahlt, schlecht ernährt, schlecht gekleidet, schlecht untergebracht und ohne Aussicht auf eigenes Weiterkommen. Die Reichsgewalt aber wird der Büttel sein, der die deutschen Arbeiter zu dieser Fronarbeit antreibt.

Man mag gegen den Bolschewismus sagen, was man will: aus diesem Jammer reißt er uns heraus. Im wohltuenden Gegensatz zur Sozialdemokratie und Demokratie ist er von starkem idealem Schwung getragen. Mit rücksichtsloser Entschiedenheit zwingt er den Einzelnen, sich dem Wohle des Ganzen unterzuordnen. Er hat den Mut zur Tat und darum schöpferische Kraft.

Der Bolschewismus zeigt uns den Weg in eine neue Welt.

Mit Grauen ſehen wir heute, in was für einer Welt wir bisher gelebt haben. Weil das engliſche Kapital ſich von dem deutſchen nicht auf dem Weltmarkt verdrängen laſſen wollte, deshalb ſind Millionen von jungen friſchen Menſchen auf den Schlachtfeldern verblutet, Millionen von Frauen und Kindern an Entkräftung zugrunde gegangen. Weil das Kapital der Weſtmächte den deutſchen Wettbewerb für immer los ſein und ſich mit dem deutſchen Blut mäſten möchte, deshalb ſoll jetzt ein braves und fleißiges Volk langſam verelenden und verkommen. Dieſe Welt, die beherrſcht iſt von dem rückſichtsloſen und ſchamloſen Kampf um Geld und Gut, deren oberſtes Ziel die Anhäufung von Kapital, deren Sinnbild der Geldſack iſt, verdient nur noch, daß ſie zugrunde geht. Die Sozialdemokraten möchten in Ruhe abwarten, bis ſie eines natürlichen Todes ſtirbt, der Bolſchewismus iſt kühn entſchloſſen, ſie zu zerſchlagen.

Wenn der Bolſchewismus bei uns das Räteſyſtem einführt und mit ſeiner Hilfe weitgehend ſozialiſiert, ſo kommen wir aber auch *aus dem wirtſchaftlichen Sumpfe heraus*, in dem wir jetzt ſtecken. Es wird einmal ein klarer Verſuch mit der Anwendbarkeit der ſozialiſtiſchen Lehren gemacht. Durch dieſen Verſuch kann viel zerſtört werden, aber das Zerſtörte läßt ſich wieder herſtellen. Unheilbarer Schaden entſteht nur dann, wenn unſere Produktionsmittel in die Hände des amerikaniſch-engliſchen Kapitals gelangen, dann ſind ſie uns für immer verloren. Bei einer weitgehenden Sozialiſierung dagegen, wenn ſie auch noch ſo unglücklich ausläuft, bleiben uns unſere Produktionsmittel erhalten, der Boden iſt noch da, die Bergwerke und Fabriken ſind vielleicht verfallen, aber ſie ſind noch vorhanden. Ohne den Bolſchewismus iſt das Eigentum unſerer Kapitaliſten rettungslos dem Auslande verfallen, der Bolſchewismus macht es zum Eigentum des geſamten deutſchen Volkes.

Der Bolſchewismus bedroht uns freilich mit *Gefahren*, nicht nur die Beſitzenden, ſondern unſer geſamtes Wirtſchaftsleben, denn er iſt ein Verſuch am lebenden Volkskörper in einem bisher unerhörten Maßſtabe. Aber das darf uns nicht ſchrecken. Vor dem Bolſchewismus zittern mögen die ſiegreichen Völker, deren Kapitalismus heute einen unerhörten Aufſchwung erlebt. Für uns dagegen gilt, was Karl Marx im kommuniſtiſchen Manifeſt vom Proletariat geſagt hat: wir haben nichts zu verlieren als unſere Ketten.

Lulu von Strauß und Torney-Diederichs Vorſpruch zur Eröffnung der Volkshochſchule in Jena

Hört ihr den Ruf, der im Sturm über Deutſchland dröhnt,
Der böſe und rauh aus den Tiefen der Nächte tönt?
Not, Not!
Deine Kinder, Deutſchland, weinen hungrig nach Brot!
Deine Speicher ſind leer, dein Acker trägt Hungerfrucht,
Dein Rat geht irr, deine Tat iſt von Gott verflucht,
Deine Schlote, die ſich zum Himmel recken,
Rauchen nicht mehr,
Hände, die ſich nach Arbeit ſtrecken,
Müſſen feiern und bleiben leer!
Und der dich knutet und knechtet mit eiſerner Hand,
Kennſt du ſein flammendes Antlitz, kennſt du mich, Land?
Mein iſt die Erde, mein die Macht und der Sieg —
Ich bin der Krieg!
An eure Tore ſchlug ich drei Jahre und vier,
Jetzt ſprengt mein Schlag die lang verſchloſſene Tür,
Und das feſte Haus, das geſtern noch Deutſchland hieß,
Brach ein, als mein zorniger Atem dagegen ſtieß.
Über die Trümmer klirrt mein erzener Schritt,
Eure Städte dröhnen vor meinem Tritt,
In eure Mauern, die vor mir ſplittern wie Glas,
Schmeiß ich die Brände, roten Brände von Haß,
Und ich lache laut, wenn es praſſelt und loht und brennt,
Wenn Zwietracht flammt und Bruder den Bruder nicht kennt,
Mein die Erde, ich bin der raſende Tod —
Not, Not, Not!

Millionen horchen und ſtöhnen in dumpfer Qual,
Liegen im Staub, die Stirnen gebückt und fahl,
Millionen ballen die Fäuſte, beten und ſchrein,
Und über die Erde fliegt es wie Feuerſchein —

Da horch! das Lied, das hoch über Deutſchland ſingt,
Wie wenn aus märzblauer Luft eine Lerche klingt:

Licht, Licht!
Volk, glaube der Stimme der ewigen Dunkelheit nicht!

Hebe das Haupt, horche und ſpähe landein —
Siehſt du nicht über den Äckern den grünen Schein?
Hörſt du nicht über die Berge im Frühlingswehn
Meine Füße, die Füße des Friedens gehn?
Landfremd, verſtoßen, irrte ich drei Jahre und vier —
Heut ſind ich offen die lange verſchloſſene Tür —
Arm wohl komme ich, komme im Bettlerkleid,
Eine Krone von Dornen, trage ich euer Leid,
Vor mir aber, wohin ich ſchreite im Land,
Sinken die Flammen, wird Fauſt zu betender Hand!
Graut euch vor ihm, der Mord und Verderben droht?
Ich bin das Leben, Leben iſt ſtärker als Tod!
Ich weiß ein Wort, das den Krieg, den eiſernen, zwingt,
Ein Wort, das wie Weckruf der Zukunft klingt,
Das Wunder tut und Ketten zerreißt,
Das heilige Wort, das da Bruder heißt!
Euer Acker liegt tot, den des Krieges Fuß zertrat?
Ich ſpreche das Wort — und ſiehe, neu grünt die Saat!
Hammer und Räder zerſchlug ſeine zornige Fauſt?
Ich ſpreche das Wort — und ſiehe, es pocht und es brauſt!
In Trümmern das Haus, das geſtern noch Deutſchland hieß,
Weil jäh ſein zorniger Atem dagegen ſtieß?
Ich ſpreche das Wort — und ſiehe, es hebt ſich neu,
Über den Trümmern ſteigt es ſtrahlend und frei,
Von ſchaffender Hand erbaut und ſchaffendem Geiſt,
Das heilige Haus, das da Deutſchland von morgen heißt!
Seht ihr es ſteigen? Erfüllt eurer Väter Traum!
All ſeinen Kindern bietet es Dach und Raum,
All ſeinen Kindern bietet es Brot und Raſt,
Keiner ſteht vor dem Tor, ein verſtoßner Gaſt.
Und über den Pforten, hoch übers Land zu ſehn,
Soll das Wort der Zukunft, das heilige „Bruder" ſtehn!

Hört ihr mich rufen? Wer will mit Werkmann ſein?
Fügen zum heiligen Baue mir Stein auf Stein,
Säen in deutſche Erde der Zukunft Saat,
Wirken aus deutſchem Geiſte der Zukunft Tat?
Schaffende Hände ruf ich und ſchaffendes Haupt,
Jeden, der an ein ewiges Deutſchland glaubt!
Jeden, dem aus Blut und aus Völkermord
Flammend aufſtieg das heilige Bruderwort!
Seht ihr, ſeht, wie es klar aus den Wolken bricht —
Licht, Licht, Licht!

Millionen horchen, dann bricht es los wie ein Schrei:
Wir kommen! wir säen! wir bauen! wir sind dabei!
Und der Friede steht, das Angesicht lauter Glanz,
Von der Stirne nimmt er sich schweigend den Dornenkranz,
Der düstere Blutschein hinter ihm sinkt und verloht,
Und er schreitet mitten hinein in das Morgenrot!

Brüder, ihm nach, schaffende Hände und Haupt,
Jeder, der an ein ewiges Deutschland glaubt!
Und das Werk, das uns heute hier eint, soll auch ein Stein
Zum heiligen Bau, zum Deutschland von morgen sein!

H. Robert Ulich
Das Elend der Geistigkeit

„Der Frost, der die Ernte eines Jahres tötet, rettet die Ernten eines Jahrhunderts, indem er den Kornwurm oder die Heuschrecke vernichtet. Kriege, Feuersbrünste, Pestilenzen machen ein Ende mit unbeweglich gewordnem Schlendrian, reinigen die Erde von verfaulten Rassen und Krankheitshöhlen und eröffnen neuen Menschen ein Feld für ehrlichen Kampf. Die Dinge haben ein Streben, sich selber in die Richte zu bringen, und der Krieg oder die Revolution oder der Bankrott, wodurch ein verfaultes System in Stücke geschlagen wird, ermöglicht das Entstehen einer natürlichen und neuen Ordnung."

R. W. Emerson

I

Es ist eine Tatsache, die nicht oft genug ausgesprochen werden kann: die geistigen Stände — früher waren sie einmal Führer des Volkes! — haben im Kaiserreich traurig bestanden. Wir waren größtenteils Mitläufer. Oder einige standen grollend am Wegrande, schrieen auch manchmal dies und das in den großen Heerhaufen hinein — aber wer kümmerte sich um sie? Wieder andere bauten Mauern um sich oder rissen Klüfte auf: „Ja, der geistige Mensch! Der nie Verstandene, zur Einsamkeit Verurteilte! Und die Plebs auf der anderen Seite. Odi profanum vulgus."

So wurden wir Philister, oder Verächter, oder Ästheten — alles dreis nichts Schönes. Am Anfang des Krieges — als Flammen der Begeisterung durch unser Volk lohten — da entsannen sich auch die Lehrer und Universitätsprofessoren, was sie ihrem Stande schuldig seien. Hielten viele Reden, schrieben viele Broschüren — — — schon nach einem Jahre wollte niemand mehr etwas davon wissen, sie selber

nicht! Und dann, als der Krieg sehr lange dauerte und als wir nur so viel erfahren sollten, wie für unsern beschränkten Untertanenverstand heilsam war, da durften sie orakeln. Natürlich von Staats wegen. Sie drängten sich sehr danach. Denn es ist ein schönes Bewußtsein, eine gute Tat zu tun, die sich lohnt. Und lohnte sie sich nicht? Man machte Reisen nach West und Ost, wurde auch einmal in einen Schützengraben oder vor ein „militärisches Geheimnis" geführt, man kam sich sehr interessant vor und wurde gebührend gefeiert. Auch versäumte man keine Gelegenheit, die sich irgend bot, um dem ehrfürchtig lauschenden Volk die tiefe staatsmännische Einsicht seiner Hochschullehrer zu vermitteln: für Bethmann, gegen Bethmann, für den U-Bootkrieg, gegen den U-Bootkrieg, gegen den Völkerbund, für den Völkerbund, gegen Wilson, für Wilson, wie gerade der Wind stand — und selbst nach der Revolution können einige der Herren nicht vom Altgewohnten lassen. Man muß immer mit dem Strome schwimmen! — Ausnahmen gibt es überall. Ein Privatdozent wagte es unter der alten Regierung, sozialdemokratische Gesinnungen zu äußern. Man entzog ihm die venia legendi. Wilhelm Förster in München wagte es zu Kriegsbeginn, nicht restlos begeistert zu sein. Steinigt ihn!

Ja, wir waren Philister! Größtenteils! Die Faulheit des alten Reichs saß auch in unserem Gebein! Der Bankrott des alten Reichs ist auch unser Bankrott. Wir haben wenig dagegen getan, aber viel dafür!

2

War das immer so? Wir haben es bereits gesagt: Nein! Wer hat die große französische Revolution vorbereitet? Wer hat die geistigen Voraussetzungen zur Überwindung des Absolutismus geschaffen? Wer führte den deutschen Liberalismus, solange er noch voll von Idee war, noch nicht der willkommene Unterschlupf kapitalistischer Selbstsucht? Dichter und Denker, Schulmeister und Geistliche! Und heute?

Nun gebe ich zu: damals waren die geschichtlichen Bedingungen günstiger. Einmal war der Boden lockerer für den Samen des Geistes. Man war noch nicht so verbildet wie heute. Weiter: 1789 und 1848 war es wesentlich der dritte Stand, der gegen feudale und ständische Privilegien hochkommen wollte. Heute ist's der vierte Stand, der nachschiebt: das Proletariat will heute seine Rechte, dem wir nur zum geringsten Teil angehören, das wir in vielem kaum recht verstehen. Nur das geistige Judentum macht eine Ausnahme. Es hat Kontakt mit unserem vierten Stand. Weil es ebenfalls noch Rechte zu erringen hat: zwar andere als das Proletariat, geistigere, unfaßbarere, aber doch Rechte, die ihm vom ancien régime vorenthalten wurden.

Also wie gesagt: der Vergleich mit 1789 und 1848 — er wird oft

gemacht worden sein, denn er drängt sich auf und ist reichlich banal — dieser Vergleich hinkt. Wir Intellektuellen waren nicht mehr die Angreifer wie 1789. Viele von uns fühlten sich sogar in der Verteidigung. Sie glaubten, daß ihnen der vierte Stand feindlich gesinnt sei. (Soweit sie den Bourgeois darstellten, war er es auch, aber nur insoweit!) Aber wenn sie das meinten, warum ergaben sie sich so einfach in diesen Glauben? Warum beruhigten sie sich vor der ungeheuren Tatsache, daß ein Volk, dem sie doch ein nationales Gemeinschaftsgefühl zumuteten, in zwei Hälften zerfiel? Bemerkten sie die grauenhafte Altersschwäche dieses Zustandes so wenig?

Bleibt also doch ein Ergebnis aus unserem Vergleich mit dem Abbé Sieyès und den Göttinger Sieben: früher wurde gewagt, es galt die Tat; es galt das freie Wort. Es wehte hie und da Firnenwind des Geistes. Heute, oder wenigstens bis gestern: es roch nach Moder, meine Herrn! Wir waren nahe daran, Grünspan anzusetzen. Es wurde Zeit, daß einmal der Weltgeist mit Blasebalg und Sand und Scheuerlappen anrückte! Wenn's auch zunächst weh tut.

3

Woran liegt das nun, daß wir zwar eine Menge Wissen hervorbrachten oder wenigstens mit uns herumtrugen, aber oft kulturell unfruchtbar waren wie taube Nüsse?

Wir wollen uns nicht schlechter machen, als wir sind. Es lag teilweise auch an unseren Vorzügen (d. h. Vorzüge so lange, als sie nicht überwuchern: weder im einzelnen Menschen noch in der Gesamtheit). Unser Gegenwartsleben ist unerträglich laut. Und nicht minder roh. Wer gehört werden wollte, mußte schreien. Aber gerade das Beste, was einer zu sagen hat, läßt sich nicht brüllen, sondern braucht Ruhe. Wer sich vor das Volk stellen wollte, mußte sich drängen, mußte sehr kräftige Ellenbogen oder schlupfgewandte Kammerdienerknochen haben. Aber gerade die Besten haben beides nicht. Politik, so hieß es, verdirbt den Charakter (nur den schwachen, sage ich!). Wer sich in den Wahlkampf wagt, muß sich mit Dreck bewerfen lassen. Auch solche Aussichten sind nicht angenehm.

Und dann mußten wir ja so fürchterlich arbeiten, daß wir für das öffentliche Leben keine Zeit mehr hatten. Herrgott, was haben wir nicht alles in unsere Schädel hineingewürgt! Auf den verschiedenen Sorten von Gymnasien ging der Unfug los: jede Anstalt wollte jedes Fach in ihren Plan aufnehmen, keine an „Lehrstoff" — und Schülerzahl! denn das war Ehrensache für den Rektor! — der anderen nachstehen. Ergebnis: man lehrte alles und nichts richtig, und züchtete als Musterfrucht einen kümmerlichen Embryo von uomo universale. Auf den humanistischen Gymnasien treibt man neun Jahre Latein und

sechs Jahre Griechisch. Und doch wird jeder Gymnasiast um die Früchte dieser Arbeit betrogen: kaum einer mehr lernt Horaz, Catull, Tibull, Properz, keiner Homer, die griechischen Lyriker oder Tragiker mit einer von sprachlichen Schwierigkeiten ungetrübten Freude lesen. Man muß ja neben den alten Sprachen auch noch den „Stoff" des Realgymnasiums bewältigen, infolgedessen kommt man nur bis zur Erledigung der Grammatik und zu einigen mühseligen Kostproben aus der Literatur der Antike. Wenn sie gerade anfängt, den bitteren Fleiß zu vergüten, muß aufgehört werden; die neun Jahre sind herum! Solchen Unfug läßt sich ein Volk gefallen! Nur in einem Fache übte man Entsagung: in der Bürgerkunde! Die Geschichte war ja nur bis 1870 hoffähig. Höchstens! Denn vorher lag schon die für hohe Herrschaften etwas peinliche deutsche Revolutionsgeschichte.

Auf der Universität ging's im gleichen Takte. Unklar taumelten die meisten zwischen Bildung und bloßem Wissenserwerb umher. Und so ging das weiter, ein ganzes Leben lang. Wer irgendwo etwas leisten wollte, was zu wissenschaftlichen Ehren verhalf — was kauf ich mir für die Wissenschaft, wenn sie nichts einbringt! — wer irgendwo etwas leisten wollte, mußte zunächst einmal ungeheure Stoffgebiete bewältigen. Vor den Lohn setzten die Götter die — Hämorrhoiden! Denn wehe, wer etwas nicht zehnmal Bewiesenes und zwanzigmal Beweisbares zu sagen wagte! Und mochte es auch noch so fruchtbar sein! (Der Fall Lamprecht!)

Ja, und zu solchen Leistungen gehörte eben „Konzentration"! Zum Leben hatte man daneben nicht noch Zeit. Die Studierstube und ein hohes Bücherregal — und daneben geneigte Vorgesetzte! — das genügte vollkommen. Wissenschaften, die ohne eine gewisse Lebensfülle nicht erblühen können — das sind für die Allgemeinkultur gerade die wichtigsten! — verkümmerten demgemäß. Zum Beispiel die Literaturgeschichte. Für den keineswegs erschütternden Erich Schmidt hat man in Berlin noch keinen Ersatz. Oder sollte ... sollte Goethe? ... Nachbarin, euer Fläschchen!

Also in einem Volk von 65 Millionen Menschen — dem Volk der Dichter und Denker, wohlverstanden! — noch keinen Ersatz für einen guten Durchschnittskopf mit einem wasserdichten Gedächtnis wie Erich Schmidt? Sind wir wirklich so geist- und gottverlassen? Nein, da fehlt's an anderem! Nicht an den Anlagen, sondern am System! Genau so, wie unser Diplomatenmangel nicht an unserer Unfähigkeit, sondern am System gelegen hat.

Aber schadet nichts! Wir waren ja so brav und fleißig. (Die Diplomatie nicht. Nein, die nicht. Aber die Gelehrten.) Sehr brav und fleißig! Wir wollen uns nicht schlechter machen, als wir sind!

Wir wollen auch ruhig noch etwas tiefer gehn! Man soll sich hüten,

ganze Völker zu charakterisieren. Dabei wird meistens Schliff gebacken. Aber daß wir Deutschen ein nachdenkliches Volk sind, eines, dessen beste Kräfte nach innen wachsen, das dürfen wir wohl sagen. Wir haben viele unter uns, deren Fatum es ist, in Begriffen zu leben. Sie streben zur inneren Ordnung, zur Einheit des Logos, zur geformten, widerspruchslosen Idee ihrer selbst. Sie fliehen deshalb das Leben; denn es packt uns, wie ein quirlender Strom ein Scheit Holz mitreißt, oder wie der Sturm einen Vogelruf durch die Berge und Schluchten wirbelt. Das läßt sich nicht einfangen ins saubere Netzwerk der Gedanken — Chaotisches erzeugt sich, in uns und um uns.

Damit aber wissen unser viele nichts zu beginnen. Sie ziehen sich darum lieber von vornherein zurück, bewußt! Es gibt in Deutschland, wir wollen einmal mit hohen Worten reden, mehr Genies, die sich aus der weisen Beschränkung auf ihr Inneres und der distanzierten Anschauung des wilden Lebens nähren, als solche, die sich aus der glutvollen Verschmelzung mit dem Leben zu sich selbst finden.

Wir sollten nicht soviel von Goethe reden, wir Gothiker. Das verwirrt uns nur. Goethe ist der Inbegriff unserer Sehnsucht. Aber Kant ist uns verwandter: der Königsberger Kant, der seinen Nachbar bat, die Gartenlinde abzusägen, weil sie ihm die Aussicht zu dem Kirchturm wegnahm, auf den er beim Denken seine Augen zu konzentrieren pflegte. (Wenn es Legende ist, so ist sie doch gut erfunden!)

Was hätte es Kant, und der Menschheit, genützt, wenn er Volksmann geworden wäre! Er brauchte beides nicht. Das Sittengesetz in ihm, und der gestirnte Himmel über ihm, — das ließ sich vielleicht gerade in der Ruhe von Königsberg am andächtigsten begreifen.

Nun sind wir nicht alle Genies wie Kant und haben daher auch nicht die gleiche Berechtigung zum Einsiedlertum. Aber es gibt, in mehr oder minder großen Abständen, artverwandte Entwicklungsstufen zum kantischen Typus hin: Menschen von seiner geistigen Rasse, nur nicht von seiner geistigen Kraft; Menschen, für die genau wie für Kant (nur daß dieser Entdecker war!) das seelische Apriori und der transzendentale Idealismus nicht nur ein erkenntnistheoretischer Begriff und eine mögliche Erklärung ihres Weltbildes, sondern gleichzeitig der philosophisch-tiefste Ausdruck ihrer auf innere Schöpfung eingestellten Persönlichkeit ist.

Sollten wir diese stillen Mächtigen in den Lärm des Forums drängen wollen? Um Gottes willen! Sie sind auch ohne dies Kulturträger. Und vielleicht unsere eigentlichsten.

Nein, wir wollen uns nicht schlechter machen, als wir sind. Wir wollen stolz sein auf diese unsere Deutschen!

4

Wir wollen uns aber auch nicht beſſer machen, als wir ſind! Vor einem Jahr las ich die Biographie des alten Rochus von Liliencron. Er erzählte von dem beſcheiden-tüchtigen Kreiſe der Jenenſer Gelehrten um 1850. Da merkte ich wieder einmal, was unſeren Führern im Geiſte — ſie ſollten es wenigſtens ſein — was ihnen fehlte. Oder beſſer: es fehlte ihnen nichts. Sie hatten etwas zu viel: ſie waren zu ſatt, ſie waren beati possidentes. Wie waren ihre Wünſchlein ſo zahm und klug — oftmals mit einem Orden zu beſchwichtigen! (Wenn ſie ihn auch nicht trugen — aber haben mußten ſie ihn! Das Protzentum des Diogenes!)

Wir waren auch nicht mehr die geiſtige Ausleſe des Volkes, längſt nicht mehr. Wollen wir einmal von mancherlei Innerlichkeiten abſehen, die gewiſſen ſeeliſch empfindlichen Ausnahmenaturen den Zugang zum Gelehrtenſtand erſchweren: es bringt z. B. nicht jeder in artibus et litteris jenen Utilitarismus auf, durch den Prüfungen zumeiſt beſtanden werden, auch ſind gerade die produktiven Geiſter keine Schwämme, die ſich nach Belieben vollſaugen können — ob's nun Wein oder Waſſer iſt. Ganz abgeſehen von alledem iſt aber Gelehrſamkeit eine Kapitalfrage. Genau ſo, wie Fabriken zu kaufen oder Kaffee zu importieren.

Das hat nun nicht nur den Nachteil, daß viele Schichten ausgeſchloſſen oder zu bloßem Brotſtudium verurteilt werden — Schichten, aus denen gerade unſere friſcheſten Geiſter hervorgewachſen ſind —, das bringt den noch viel größeren Schaden, daß die bourgeoiſe Seele über unſer gelehrtes Weſen ungehindert ihren Schleim ausbreiten konnte. Kaſtenhafte Beſchränktheit des Verkehrs und himmelſchreiende Unkenntnis anderer Stände, dauernde Verwechſlung von Kultur und innerer Höhe mit bloßer lackierter Ziviliſation, daher Angſt vor allem Ungewohnten und Starken, das wurde die Signatur der gelehrten Kaſten. Lauter Erben, faſt lauter Erben ſind es, die den Gelehrtenſtand bevölkern. — Wohl dir, daß du ein Enkel biſt!

Mach's wie der Vater! Du ſiehſt ja, daß es ihm gut bekommen iſt: denk dir im Innern, was du willſt, ſchimpfe auch ruhig, natürlich nur im engſten Freundeskreiſe, über die Mißſtände im Staate. Aber greife nicht ein, gebärde dich nicht als Anwalt der Öffentlichkeit, laß die Karre im Drecke ſtecken! Was bringt dir's ein, die Sorge für die anderen? Nichts als Ärger und Unruhe! Dein Buch kommt ein Jahr ſpäter heraus, und du wirſt auch nicht Geheimer Hofrat.

Ein bekannter Juriſt, der über den Diplomatendienſt einiges Urteil hatte, der auch ſelbſt über die Anwärter einiges mitſprechen mußte, ſchimpfte weidlich über allerlei Ungerechtigkeiten der diplomatiſchen Beförderung. Er ſchimpfte — natürlich nur im engſten Freundes-

kreiſe — und man bewunderte ſeinen geklärten Horizont. Zum Donnerwetter! Warum drohte er nicht mit Aufgabe ſeines Amtes, wenn er ſoviel Unrat dabei entdeckte? Warum wies er nicht vor der ganzen Nation mit Fingern auf jene ſtupiden Herren, die ſich erdreiſteten, von Geldſacks und des Ahnen Gnaden ihr deutſches Volk im Ausland teils verhaßt, teils lächerlich zu machen?

Ein anderer bekannter Juriſt ſprach, als die Revolution geſiegt hatte, im Kolleg über das verderbliche Privileg der Korpsſtudenten auf die Regierungslaufbahn. Als die Revolution geſiegt hatte! Warum ſagte er das nicht fünf Jahre vorher, und jedes Jahr mindeſtens einmal? Weil es nichts genützt hätte? O ja, es hätte ſchon genützt. Das Volk hat ſeine Hochſchulen zu einem freien Staat im Staate gemacht, damit von dort aus die Freiheit des Geiſtes gewahrt werde. Haben ſie das Vertrauen gerechtfertigt?

So und ſo viele haben alle Kompromiſſe des Beamtentums auf ſich genommen, ſie haben ſich zu Staatsdienern degradieren laſſen, Hüter und Wächter ſind ſie zum kleinſten Teile nur geweſen. Prinzen bekamen ihr Abitur und promovierten nach einigen Semeſtern magna cum laude, und als Rooſevelt in Deutſchland Mode war, wurde er auf Grund einer nichtsſagenden Arbeit ſchleunigſt zum Ehrendoktor befördert.

Was Wunder, wenn es dann bei den übrigen Akademikern, die meiſt kein Vermögen hatten, die beliebig verſetzt und von allerhand übergeordneten Inſtanzen ſchikaniert werden konnten, noch viel ſchlechter ſtand! Wenn unſer Religions- und Geſchichtsunterricht in den Schulen matt und unfrei wurde! Und ſchließlich unſer ganzes geiſtiges Leben überhaupt! In der Künſtlerſchaft ſtand es beſſer, aber nicht viel! —

Wir haben bis jetzt mehr äußeren Umſtänden an dieſen Mißverhältniſſen Schuld gegeben. Das genügt nicht. Auch hier können wir noch tiefer gehen.

Wir fragen: iſt gelehrte Arbeit als ausſchließliche Beſchäftigung, wie man das ſo im allgemeinen annimmt, überhaupt charakterbildend, oder verdirbt ſie nicht vielmehr den Charakter?

Den jungen Studenten — nicht den berufshungrigen Staatsphiliſter oder den endlich auf Bier und Weiber Losgelaſſenen, ſondern den gläubigen, friſchen Jungmannen des deutſchen Geiſtes — den erwarten zwei große Enttäuſchungen. Zunächſt einmal die, daß die Wiſſenſchaft — und nennte ſie ſich auch Philoſophie — die in Sekunda zerkrachte chriſtliche Weltanſchauung weder aufzubeſſern noch zu erſetzen imſtande iſt. Wir erwiſchen dort ein Stück Erkenntnis und dort ein Stück — ja, man erfährt vielerlei! Aber man merkt, und das geht bei dieſen Naturen nicht immer ganz ſchmerzlos vor ſich, daß man der Wiſſenſchaft viel zu viel zugetraut hat; daß man ihr eine Art

religiöses Vertrauen, eine erwartende Ehrfurcht entgegengebracht hat, die sie nicht zu rechtfertigen vermag. Es wird uns modernen, skeptischen Menschen eben nicht so einfach gemacht: das Riesenwissen der Gegenwart — wie dumpf und kläglich erscheint das christliche Mittelalter daneben — hat es doch nicht fertig gebracht, mit dem neuen Wissen zugleich eine neue Kultur (wovon Weltanschauung ein wichtiger Teil ist), ein neues vollbefriedigendes Lebensgefühl aufzubauen. Wir fühlen bald: nicht das Wissen bringt Erlösung, sondern nur der kampf- und entsagungsreiche Weg von der Person zur Persönlichkeit, die Tat.

Diesen Weg freilich muß jeder, dem er vom Schicksal beschieden ist — die meisten gelangen ja gar nicht soweit —, allein gehen. Letzten Grundes ist hier jeder unendlich einsam und auf sich selber angewiesen.

Aber dennoch könnten hier die Lehrer ihren besten Schülern in manchem helfen. Die wenigen vom Schicksal Begünstigten werden es mit mir dankbar bestätigen. Denn was der Student von der Wissenschaft vergeblich erwartet hat, das sucht er nun bei seinen Professoren. Hier, so glaubt er, müsse die dauernde Beschäftigung mit den Kulturgütern der Menschheit die kultivierte Persönlichkeit, den freien Menschen erzeugt haben, zu dem er aufschauen kann.

Hier aber wird ihm nicht selten die zweite große Enttäuschung. Viele Forscher sind den Weg zur Persönlichkeit nicht zu Ende gegangen, ja, viele haben ihn gar nicht beschritten, weil sie von vornherein zu jenen Materialtalenten gehört haben, denen nie der Ekel an der bloßen Wissenshäufung aufgestiegen, nie die ungeheure Problematik der Forschung als Selbstzweck grauenvoll klar geworden ist. Die es daher auch nie versucht haben, den Konflikt zwischen Wissenschaft und Leben irgendwie zum Austrag zu bringen. Die ihre Wissenschaft nicht aus einem tiefen, letzthin ethisch und religiös wirkenden Erkenntnisdrang betreiben, sondern als Gewerbe.

Als Gewerbe betrieben ist aber Wissenschaft nicht nur nicht bildend, sondern geradezu bildungsfeindlich. Da jongliert der eine mit den Erkenntnissen eines Hegel, der andere spricht kritische Worte über Schillers Lebensgang, und der dritte turnt vor Hörern und Lesern auf dem hohen Seil der Dialektik — und das sieht alles um der vielen schönen und fremden Worte willen sehr gebildet aus und hat doch mit Bildung nicht das geringste zu tun. Sondern ist sehr oft nichts als eine durch Übung erreichte Virtuosität des Verstandes, eine raffinierte Anpassungsfähigkeit an das gegebene Objekt. Denn die der Kunst, der Geschichte oder Philosophie innewohnenden Bildungsmöglichkeiten werden nicht durch wissenschaftliche Analyse gewonnen, sondern einzig und allein dadurch, daß sie von einer kräftig geformten Persönlichkeit gefühlsmäßig erfaßt und dadurch in deren gesamten Erlebnis-, Willens-

und Tatzusammenhang übergeleitet werden. Wenn aber die Persönlichkeit als Samen aufnehmender und entwickelnder Boden fehlt, dann bleibt die Wissenschaft eben taub. Als Selbstzweck betrieben, bereichert sie vielleicht in dem und jenem den objektiven Erkenntniszusammenhang der Menschheit. Obgleich die großen Förderer der Wissenschaft sich neben ihrem Studium auch als große Persönlichkeiten, niemals als bloße stumpfe Instrumente der Forschung gefühlt haben, während der Typus „Privatgelehrter" noch selten etwas Großes fertiggebracht hat. Aber dennoch zugegeben, dieser Nur-Wissenschaftler sammelte noch einmal das Wissen der Erde und legte es in dickleibigen Schmökern nieder, wenn sein Wissen nicht in seine Persönlichkeit einfließt, sie in ihrem Wesen und Handeln befruchtet, so ist er als Mensch für seine Umgebung verloren. Er verkümmert. Die größte Wirkung aber, die ein Mensch ausüben kann, ist unmittelbar, von Mensch zu Mensch.

Man pflegt in unserem Volke über diese verschrobenen Gelehrten zu lächeln. Und da wir, in der Jugend wenigstens, sehr ehrfürchtig sind, sehen wir in ihnen sogar zuweilen ein ganz besonders edles Menschheitsrequisit. Aber man sollte sich klarmachen, daß sie in der Geisteswirtschaft eines Volkes Nieten sind, denn diese erfüllt nur dann ihren Zweck, wenn andauernd der Geist das Leben und das Leben den Geist befruchtet, wenn das Kapital umgesetzt und nicht verkapselt wird.

Und nun eine Frage. Wie ist's möglich, daß gerade die Wissenschaft alle Frische, die Tatenlust, die innere Macht des Menschen so schandbar auszusaugen vermag? Weil sie allen denen, die nicht aufpassen, eine gleißende Lebenslüge präsentiert: aber keine von den fördernden, heilenden, sondern eine von den giftigen. Sie führt uns, die wir Michelangelo, Dante oder Spinoza, Alexander den Großen und Bismarck nachzuerleben versuchen, in soviel fremde Erlebnisse, daß wir schließlich die Sehnsucht nach eigenen verlernen. Und in verführerischer Bequemlichkeit vergessen wir, daß wir schließlich nur aus abgeleiteten Quellen trinken, daß wir uns von Erlebnis-Ersatz nähren, aber nicht vom kämpfenden Leben selbst. Und schließlich schläft die Spannkraft unserer Seele und der Lebensmut ein — wie Muskeln, die nicht benutzt werden. Und dann kommt die Verkümmerung!

Aber nein, nicht ganz. Etwas vom allgemein-menschlichen Tatwillen ist geblieben. (Wir Deutschen waren ja nicht bloß Träumer, sondern auch ein Volk von recht kräftigen Instinkten!) Nur, daß es zu alledem, was die wertvoll-lebendige Persönlichkeit bedingt, nicht mehr reicht. Nicht mehr zum Kampfeswillen, zum moralischen Mut, zum selbstlosen Wohlwollen, zum Trotz der Einseitigkeit und was sonst noch den Schüler zum Lehrer reißt. Nein! nur ein kleines Ehrgeizlein ist geblieben, ein kleiner, jämmerlicher Ehrgeiz.

Der neidet dem anderen das Buch, das er geschrieben und die Hörer,

die ſeine Vorträge beſuchen. Der trennt unſer Volk in Gebildete und Ungebildete: d. h. in Leute mit und ohne Prüfungsdiplom. Als unterſte Grenze das Einjährige! jene verfluchte Einrichtung, die unſer Heer auseinandergeriſſen hat, ſtatt es durch gemeinſamen Stolz und gemeinſames Leid zu einen. Die am furchtbaren Ausgang dieſes Krieges nicht die geringſte Schuld trägt.

Doch halt — eine Segnung hat uns die in ihrem Selbſtzweck befriedete Geiſteswiſſenſchaft doch hinterlaſſen: die Exaktheit (ich finde kein beſſeres Wort für dieſen erhabenen Gegenſtand). Man teilt heute offiziell die geiſtigen Leiſtungen in zwei einander ausſchließende Gruppen: was nicht „exakt" iſt, iſt geſchludert, alſo wertlos. Als wenn in lebendigen Werten denken dasſelbe wäre wie Präziſionsmechanik oder Maſchinenzeichnen. Nein, meine Herren! Ehrlichkeit und zähes Wahrheitsſuchen — ein Hundsfott, dem das nicht ſelbſtverſtändlich iſt! Aber mir ſcheint, Ihr Stolz auf Exaktheit iſt ſehr oft nichts anderes als ein beſſeres Wort für Mangel an großen und freien Gedanken, für Mangel an wiſſenſchaftlichem Mut! Denn ſehen Sie: es gibt Fehler, die ſich gar nicht jeder leiſten kann, Fehler, die nur den großen Geiſtern vorbehalten ſind. Da Sie aber große Geiſter nicht gern anerkennen, beſonders wenn ſie noch leben, ſo weiſen ſie Ihnen ihre unbewieſenen oder auch unbeweisbaren Anſichten nach. Es gibt aber Werte, die gelten! Ob ſie einmal als richtig oder unrichtig erwieſen werden, ganz gleich! ſie gelten einfach! Und wirken tauſendmal tiefer als Ihre erſchwitzten Wahrheiten! Weil ſie aus jenen letzten Erlebnistiefen der Seele kommen, dadurch der reine Menſch mit dem Göttlichen verknüpft iſt. Weil ſie voller Religion ſind! Und das iſt mehr als Euer Alltagsverſtand! — — —

5

Eine unendliche Wehmut erfaßt uns heute beim Anblick unſeres Volkes. Wir haben einen großen Krieg verloren. Aber vielleicht — und das iſt das Fürchterliche — vielleicht hätte uns der gewonnene noch mehr geſchadet. Denn der Taumel des äußeren Erfolges hätte jene modrigen Schründe noch länger verdeckt, deren gläſerne Decke nun glücklich eingebrochen iſt.

Es ſtand uns ja ſchon vor 1914 der Ekel bis zum Halſe. Und nur wenige Wochen konnten die Hellſehenden unter uns hoffen, der Wirbelſturm des Krieges werde reinere Luft in die Lungen des Volkes fegen. Er hat es nicht vermocht, ſo gläubig und ſehnend wir auch waren! Jahrelang hat uns das Grauen die Gewißheit eingehämmert, daß der entfachte Kampfesmut eines Volkes doch nicht zu jenen Eigenſchaften gehörte, die es von innen her aufbeſſern; daß unſer Heer gegen den äußeren Feind glücklicher war als gegen den inneren. Eine Verwirrung

der Gemüter ohnegleichen trat ein, daß es uns schwindelte wie vergifteten Trinkern.

Und nun hat sich das Volk empört in unsäglicher Enttäuschung. Es zertrümmert die alten Götzen — und leider auch vieles, was gut war. Das ist nicht anders bei Revolutionen. Wenn der Weltgeist über die Erde schreitet, so werden wir Einzelnen nichtig und es knirscht der Boden unter seinen ehernen Füßen. Das ist ein unabwendbares Gesetz der Geschichte.

Aber die Gefahr, in der wir schweben, könnte geringer sein, wenn wir geistig nicht so fürchterlich zerspalten wären. Wenn nicht dort eine kleine Schar stände, die sich den Luxus der Geistigkeit leistet, und dort ein riesiges Volk, das in ratlosem Suchen auf jeden Schreier hineinfällt. Wenn das Volk Vertrauen haben könnte zu seinen Gelehrten!

Da werden nun Räte der geistigen Arbeiter gegründet! Aber für diesmal ist es zu spät! Erstens einmal, weil die geistigen Arbeiter im öffentlichen Leben so wenig geschult sind, daß sie nicht einmal für sich selbst raten und taten können, geschweige denn für andere. Und zweitens, weil organische Leiden eines Volkskörpers weder durch Notstandsbeschlüsse noch durch gutgemeinte Versammlungen behoben werden. Drittens aber, weil sich der revolutionäre Teil des Volkes gar nicht um seine geistigen Arbeiter kümmert. Denn die Vorliebe für die revolutionäre Tat und das arbeitende Volk, die unsere geistigen Arbeiter plötzlich in sich entdecken, hat etwas peinlich Nachträgliches an sich. Riecht hier und da sogar nach schwefelnder Angst! (Es befinden sich auch Kapitalisten unter den geistigen Räten!)

Aber der deutsche Geist ist nicht so vermorscht, daß er sich nicht aus sich selbst Heilung schaffen könnte. Ehrlich gesagt: es hat sich ja doch keiner wohl gefühlt im alten Dunst.

Wir brauchen ein neues Ideal des geistigen Menschen. Nein: ein neues ist gar nicht notwendig, dieser oder jener Inhalt tut's überhaupt nicht. Wir brauchen nichts, als daß wir hervortreten aus unserer geistigen Isolierkammer, daß wir uns wieder zur Tat zurückfinden, ganz gleich zu welcher.

Nur die frische, lebendige Tat bewahrt uns vor der größten Sünde, die ein Mensch begehen kann, vor der Selbstvereinzelung. Die Selbstvereinzelung (Ricarda Huch schreibt in Luthers Glaube darüber) zerschneidet die Wurzeln, die uns zu unseren Mitmenschen führen, zum Weltall, zu Gott. Sie macht uns schwank und zufällig, wie einen Baum, der aus einer Mauerritze wächst. Aber nicht durch Denken kommen wir — wie viele meinen mögen — über sie hinaus. Im Gegenteil: es führt uns noch tiefer in die Isolierung hinein, und wandelt sie schließlich zur Selbstzersplitterung. Macht uns unklar in uns selbst und beraubt uns der gesunden Instinkte. Das aber ist das

schlimmste — stammen doch alle letzten und großen Entscheidungen unseres Lebens nicht aus dem Bereiche des Denkens, wie wir uns vielleicht einbilden mögen, sondern aus dem Unbewußten in uns. Seinen Dämon, so nannte es Sokrates, seinen Genius Goethe. Und wehe dem, dem das Denken in dies sein Heiligstes hineingestört hat. Er wird flüchtig vor sich selbst — gottverlassen. Nur, wenn Denken und Wissenschaft sich dauernd verbinden mit der Tat, wenn sie sich nicht eigenmächtig herausheben aus dem Blutkreislauf des großen allgemeinen Lebens, sondern aus ihm sich nähren, nur dann sind sie fördernd. Andernfalls werden sie zur bloßen, letzthin spielerischen und darum verbildenden Selbstbewegung des Geistes.

Eine einzige Stunde der harten, glühenden Tat — auch wenn sie ein Mißerfolg ist! Sie bringt uns innerlichst weiter als ein Jahr fleißigsten Wissenserwerbes. Denn sie erzieht zur Persönlichkeit.

Um dieses Zieles willen müssen wir wieder Zeit opfern lernen. Mögen darum auch einige Bücher weniger geschrieben werden. Es erschienen in Deutschland — ich nehme die mir gerade erreichbaren Zahlen — 1902 fast 30000 neue Bücher, fast 10000 Buchhandlungen schütteten ihre Waren über uns aus, und doch stehen wir viel, viel tiefer als das Jahrzehnt der Befreiungskriege. Daran ist, durchaus nicht gänzlich, aber doch teilweise, der Mangel an großen wissenschaftlichen Persönlichkeiten schuld, die an der Gesamtkultur eines Volkes mitzuarbeiten verstehen.

Für unseren engen Gelehrtenehrgeiz tauschen wir das Leben ein, die Auffrischung unseres Standes, den fruchtbaren Zusammenhang mit unserem Volke — das uns so bitternötig braucht und uns andererseits so wunderbar viel geben kann. — — —

Aber auch die staatliche Gemeinschaft, in der wir leben, muß uns zur Tat verhelfen. In ihrem eigensten Interesse!

Wie war es bisher? Man hat eigentlich alles getan, um uns auch dieserseits auf das tote Gleis zu schieben, auf dem wir jetzt stehen. Wenn ein Gymnasiallehrer politisch tätig war, und nicht gerade konservativ, so gehörte Mut dazu. Nicht nur gegenüber den Kollegen, die befürchteten, den Kandidaten später einmal während der Reichs- oder Landtagssitzung im Unterricht vertreten zu müssen, zum andern gegenüber der vorgesetzten Behörde. In Sachsen hat man es einem freisinnigen Gymnasiallehrer höheren Orts durch zwanzig Jahre nicht vergessen, daß er einmal seine nationalsozialen Ideen in öffentlicher Versammlung zu äußern wagte. Einem bekannten freisinnigen Juristen wurde die Bestätigung als Reichsgerichtsrat versagt. Es war mit der Politik wie mit der Religion: denken durfte jeder, was er wollte; er durfte es schließlich auch noch am Biertisch sagen — aber wehe, wenn er öffentlich zu handeln wagte. Eine Verlogenheit ohnegleichen wurde so gezüchtet.

Die neue Regierung muß sich aber klar werden, daß alle Männer mit politischer Energie — und betätigten sie sich auch gegen den status quo —, daß alle diese Männer den Sauerteig bilden, der das Beamtentum vor der Bureaukratie bewahrt! Ein berufstüchtiger Gymnasiallehrer, der seinen Kollegen ein Ärgernis ist, ein Universitätsprofessor, der seinen gelahrten Freunden zuweilen ein brennendes Streichholz unter die Nase hält, und ein Amtsrichter mit ketzerischen Instinkten — sie alle müßten von einer hohen Behörde mit mütterlicher Liebe beobachtet, ja geradezu gezüchtet werden! Denn sie sorgen für Schwung in einem Körper, dem die Glieder gar zu leicht rheumatisch werden, für frische Luft in einem Hause, wo sich gar zu gern der Schwamm einnistet.

Aber nicht genug damit! Waren denn bisher überhaupt Ventile geschaffen, dadurch der Tatendrang des geistigen Arbeiters einen Ausweg finden konnte? Die Betätigung im Rahmen der Bevölkerungspolitik allein genügt doch schließlich nicht. Wo immer sich innerhalb des Interessenkreises gelehrter Berufe eine Möglichkeit zu praktischer Tätigkeit und zu öffentlicher Erprobung des Charakters bot, da verschloß man ihnen den Zugang und setzte Regierungsbeamte als ihre Vorgesetzten hin. Obwohl sich im Laufe der Zeit mit Klarheit gezeigt hatte, daß der durchschnittliche Regierungsbeamte für die Erfordernisse des Geistes meist herzlich wenig Begabung entwickelte.

Warum mußte in allen deutschen Gauen ein Jurist Kultusminister sein, ein Jurist Stadtschulrat, ein Jurist als letzte Instanz unsere Archive, Bibliotheken und Museen betreuen, ein Jurist der Künstlerschaft in ihre eigensten Obliegenheiten hineinreden?

Wir wollen nicht verkennen, daß der Jurist für Verwaltungsarbeiten am besten vorgebildet ist — oder wenigstens sein sollte! Aber Verwaltung ist eine Technik, die sich nicht einmal so schwer lernen läßt. Förderndes Verständnis für Erfordernisse einer Schule, einer Universität oder irgendeines anderen gelehrten Berufes kann jedoch nur das Ergebnis eigener Mitarbeit und spezifischer Begabung sein!

Also weg mit diesem gleichmacherischen, bureaukratisch-juristischen Aufbau über alle gelehrten Berufe, der ihnen die Möglichkeit eigener Entschließung und eigener Tat nimmt, der nicht die organische Ausmündung eines Kräfteteils in die Gesamtkraft des Staates darstellt, sondern beide voneinander abschnürt, so daß unten und oben jede gesunde Zirkulation, jeder gesunde Kräfteaustausch unterbunden ist.

Ich muß noch einmal in unserem höheren Lehrerberuf mein Beispiel suchen. Man lese einmal die Abiturientenliste irgendeines beliebigen Gymnasialprogramms durch. Überall geben die mit den besten Zeugnissen begabten Schüler zum weitaus größten Teil Philosophie, Philologie, Germanistik, Mathematik oder Kunstgeschichte als ihr zukünf-

tiges Studiengebiet an. Die Jünglinge mit 3 werden zumeist Juristen oder Offiziere.

Gehen wir nun nicht von dem Grundsatz aus, daß die Güte einer Gymnasialzensur im umgekehrten Verhältnis zur wirklichen Begabung eines Menschen steht, so ergibt sich aus der Summe besagter Gymnasialprogramme, daß tatsächlich die geistige Blüte unseres Volkes in den höheren Lehrerstand hineingeht (denn die meisten dieser jungen Leute werden wohl oder übel Schulmeister). Und nun sehe man sich diese ehemalige Hoffnung eines Volkes nach nur zwanzigjähriger Berufstätigkeit an! Als ältere Studenten schon zu einem Teil nervös und überarbeitet — vom Stoff erschlagen! Wer sich durch das Studium hindurch noch seinen freien Blick bewahrt hat, und in eines der durchschnittlichen Lehrerkollegien gerät, der erlebt noch einige Jahre den erbitterten Kampf zwischen seinen Lebensinstinkten und seinem Beruf, bis er schließlich zur einsamen oder verbitterten Existenz, oder zum bequemlichen, mürben Gewohnheitsphilister geworden ist.

Nur in einigen großen Städten mag es wohl einem tatkräftigen Leiter gelingen, sein Kollegium zu 50 Proz. geistig auf der Höhe zu halten. Darum wird er aber auch von Lehrern und Schülern wie ein Olympier geehrt — und wenn irgendwo drei seiner jüngeren Mitarbeiter zusammensitzen, dann danken sie ihrem Herrgott, an dieser, nicht an einer anderen Schule arbeiten zu dürfen.

Denn gerade im Lehrerstand lebt, wenn auch oft unter einer Kruste von Schrullen und Gegensätzen, mehr als in anderen akademischen Berufen die alte deutsche Tiefe des Gemüts, wahre, von Eitelkeit und Gewinnsucht freie Humanität, echter Idealismus. Es wäre heilige Pflicht der Öffentlichkeit, diese Werte davor zu schützen, daß sie im jahrelangen einseitigen Verbrauch mit geistig unterlegenen und unreifen Kindern schief wachsen oder schließlich zwischen Aufsätzen und Diktat-Korrekturen verkümmern. Darum wiederum: auch der Staat helfe, unsere geistigen Stände aus ihrer tatlosen Isolierung zu erlösen! Schafft ihnen Zugang zur Politik, zur Verwaltung, zum sozialen Dienst, zur Volksbildungsarbeit!

Denkt daran, daß unsere Jugend, die schwere Jahrzehnte vor sich hat, nicht nur von euch, sondern ebensosehr von ihren Lehrern gebildet wird. Wie kann aber durch tatlose Erzieher eine männliche Jugend gebildet werden?

Es steckt ein tiefer innerer Kern in dem Kleinkrieg der Schüler gegen ihre Lehrer! Es ist nicht nur der Kampf gegen die Disziplin: von Männern läßt sich Jugend gern regieren! Es ist oftmals das Aufbäumen, der Widerwille gesunder Jugendkräfte und Lebensinstinkte gegen die unmännliche Respektspuppe, die hilflos vor ihnen auf dem Katheder steht.

Und dann denkt auch daran, daß unsere Hochschullehrer im bedeutendsten Sinne Jugenderzieher sind, daß ihre Schwäche wie ihre Kraft auf unser Volk in Potenzen zurückwirkt! Denn der Hochschullehrer erzieht in seinem Leben Hunderte von Lehrern, und dieser wieder Tausende und Hunderttausende von Schülern. Wie von einem reifen, ragenden Baume der Same ausweht in alles Land weit umher, so verbreitet sich der Geist der Hochschullehrer über das Volk. Darum duldet keine Männer auf einem öffentlichen Lehrstuhl, die Nichts-als-Forscher sind, die in jedem anderen Beruf aus Mangel an Tatkraft kläglich verkrachen würden! Ermöglicht solchen Leuten, wenn sie sich um ihr Fach verdient gemacht haben, ein sorgenfreies Leben in ihrer Studierstube, aber laßt sie nicht auf unsere Jugend los!

Hier — im geistigen Beamtenstand — kann die Gemeinschaft schützend und fördernd ihren mächtigen Einfluß ausüben. Sie kann es aber nur dann, und damit kommen wir wieder auf die Hauptsache, wenn sich der deutsche Geist der Gefahren bewußt wird, denen er größtenteils erlegen ist und seine eigenen inneren Kräfte durch Freiheit und Tat zu Schutz und Trutz gegen sie stählt. Sonst doktert das besorgte Staatswesen immer an einem Leichnam herum.

Gelingt es aber dem deutschen Gelehrten und Künstler wieder, wie es einem Fichte, einem Arndt, Herwegh und Freiligrath gelungen ist, durch mannhaftes Eintreten für große Angelegenheiten sich das Vertrauen des Volkes zu erwerben, dann ist für den Aufbau unseres Volkes ein wichtiger Eckpfeiler in festen Boden gesenkt! Hier liegt der tiefste Grund aller Volksbildungsarbeit! Und ist er nicht erfüllt, dann bleibt alles heiße Bemühen nur Stückwerk, so sehr auch die entschiedene Förderung einer hochwertigen, alle Halbwerte von sich weisenden Bildungspflege zu den echten Aufgaben des neuen Staates gehören wird. — Unser Volk ist über Erwarten schnell zu ungeheuren Verantwortungen gelangt. Gibt sich der eine Teil wiederum nur seinen engsten Aufgaben hin, und läuft der andere Teil wiederum zumeist ins Kino (eins und das andere stehen in ursächlichem Zusammenhang!), so hat die Revolution nichts geholfen. Es erfolgt dann vielleicht — durch den Sozialismus und den Aderlaß, den wir uns vom Ausland gefallen lassen müssen — eine gerechte Ausgleichung in unserem Volksvermögen, aber der Riß in unserer Volksseele wird um so größer. Und ist dies der Fall, dann ist auch der neue Volksstaat nur eine Form ohne Inhalt, ein Phantom, das der nächste Sturm wiederum umwerfen wird.

Georg Kutzke / Der Aufmarsch der Berufsorganisationen*

Die deutsche Revolution hat bis heute mindestens zwei der in sie gesetzten Erwartungen böse enttäuscht, die nämlich, daß unsere angeblichen Brüder jenseits der militärischen Fronten uns sofort die Hände reichen, und daß zweitens aus allen Volkskreisen heraus neuartige oder doch von neuen Ideen beseelte Kräfte an die Oberfläche der politischen Erscheinungen steigen würden. „Englische Matrosen haben ihre Offiziere ersäuft und mit der deutschen Marine Grüße ausgetauscht! Längs der Westfront wehen die roten Fahnen! Unsere Vertrauensmänner sind schon in Paris!" Mitteilungen dieser Art flogen als strahlende Leuchtraketen in den Volksversammlungen allenthalben auf. Keinem der Sendboten dieser Heilsweisheit ist jemals ein Strick daraus gedreht worden, daß ihre Verkündung nicht auf Tatsachenmaterial sich stützen konnte. Sie haben ja allesamt nicht etwa gelogen, wie rückständige Moralitätsphilister sich erdreisten zu behaupten, nein, sie haben nur nach dem Beispiel des großen Tartarin von Taraskon geglaubt, die Wahrheit zu berichten. Und ein frommer Glaube ist es auch gewesen, daß die mit der Revolution heraufgekommenen Volksmänner der Meinung waren, es würden jene bürgerlichen Elemente, besonders die Rechtsparteien, denen die alleinige Schuld am Zusammenbruch aufgeladen wurde, nunmehr beschämt beiseite stehenbleiben und den unverdorbenen und unbelasteten Aposteln einer besseren Ordnung den Weg freilassen. Nun, es sah ja auch zunächst so aus, als ob die führenden Leute der alten bürgerlichen Parteien zerknirscht im Winkel stehenbleiben wollten. Neue Bünde und Parteien traten auf, die sich möglichst alle Volkspartei benannten, und die zum Beweise ihrer Neuheit allermeist mit unbekannten Namen aufwarteten. Ihre Programme atmeten den Geist der Erneuerung, und sie waren deshalb auch tatsächlich neuartiger als die Verheißungen der Sozialdemokratie. Denn diese war zwar auf den Umstand nicht vorbereitet gewesen, daß ihr das Bürgertum so bereitwillig Platz gemacht hatte, so daß sie also auf einer ihr selber völlig neuen Grundlage ansetzen mußte, sie hatte aber dafür den Vorzug der jahrzehntelangen Tradition

* Der Verfasser ist kein theoretisierender Politiker, sondern ein im praktischen Leben stehender Architekt, dessen hier vorgetragene Ansichten sich aus unmittelbarer Betätigung in Berufsverband und politischer Partei, in Bürgerausschuß und Arbeiterrat verstehen. Als Vorstandsmitglied der „Vereinigung der Angestellten des mitteldeutschen Bergbaues" wie als Vorsitzender des Mansfelder Bergbeamtenvereins war er während der durch den Generalstreik bedingten Kämpfe in engster Fühlung mit allen beteiligten Kreisen.

des Gedankens. Für das liberale Bürgertum war es zwar gegeben, sich an die Ziele der 48er Revolution zu erinnern, doch waren jene Ziele immerhin recht sehr verschieden von dem, was inzwischen Vollendung geworden und was die Sozialdemokratie ihrerseits bereit war, als letzte Summe anzusprechen. Dieser letzteren stand zudem das Beispiel der russischen Revolution helfend zur Seite, während die vorwärts drängenden Teile des Bürgertums als hauptsächliches Merkmal nur die Anpassungsfähigkeit an die einmal eingetretenen Verhältnisse herauskehrten. Aus diesem Anpassungswillen heraus gerieten sie ins Unbestimmte und damit abseits der Straße, an der die Lorbeerbäume wachsen. So trat das ein, was eigentlich keiner gewünscht hatte, und was zur augenblicklichen Entwirrung der Lage dennoch beitragen mußte: die alten Parteiroutiniers schoben die neuen Hasardeure beiseite und sich selber wieder vor. Sie konstellierten sich nur etwas anders, weil sie sich nunmehr bestimmt für rechts oder links entscheiden mußten, aber sie machten die Sache. Und mit den alten Männern kamen die alten Doktrinen, und, was wichtiger ist, die im alten Staat bestimmenden Mächte wiederum zur Darstellung.

Es ist ja wohl schon richtig, daß die Parteien des alten Reiches sämtlich von bestimmten Staatsanschauungen beseelt und von bestimmten politischen Idealen geleitet worden sind. Soweit ihre Vertreter Idealisten waren, stellten sie eben jene Staatsanschauungen dar und spielten ihre Überzeugungen im Kampfe um welt- oder volkswirtschaftliche Ideen gegeneinander aus. Soweit sie jedoch als Realisten bezeichnet werden müssen, kamen sie eben nicht aus der Gemeinschaft der Geistigen herniedergeschwebt, sondern stiegen sie aus wirtschaftlichen Interessenkreisen herauf. Diese Hauptinteressentenkreise waren bei uns die Großlandwirtschaft, die Großindustrie und der Großhandel. In der hier genannten Reihenfolge gruppierten sie sich im politischen Leben von rechts nach links. Die Bürger- und Beamtenschaft verteilte sich außer auf das Zentrum auf alle drei Parteien, während die Arbeiter, namentlich die gewerkschaftlich disziplinierten Industriearbeiter, die Vertretung all ihrer Interessen entweder der Sozialdemokratie oder, soweit sie gut katholisch waren, dem Zentrum überließen.

Unter allen diesen Parteien war das Zentrum eine reine Weltanschauungspartei, die der Hauptsache nach das religiöse Bekenntnis zum Bindemittel nahm. Wenn man nun auch die Sozialdemokratie als ausgesprochene Diesseitsreligion ein Gegenstück des Zentrums nennen könnte, und wenn sie ebenfalls eine Weltanschauung von internationaler Geltung bekanntermaßen ist, so war es ebenso bekannt, daß, abgesehen von solchen Leuten, die Weltanschauungen gleichsam sportsmäßig pflegen, die Anhängerschaft der sozialdemokratischen Partei zumeist aus Arbeitern und kleinen Angestellten, also aus dem Proletariat, bestand.

So war also auch die alte sozialdemokratische Partei eine wirtschaftspolitische Interessengemeinschaft, die als stetig wachsende Macht neben die drei obengenannten wirtschaftlichen Hauptmächte getreten und mit der Revolution sogar über sie gekommen war.

Als nun das Bürgertum nach der ersten Überraschung seine Scharen wieder zu ordnen begann, war es eigentlich selbstverständlich, daß jene drei Hauptgruppen der bürgerlichen Gesellschaft ihre bewährten Kämpen und namentlich ihr Geld vorschickten, um zu retten, was noch zu retten war. Ein jeder weiß, mit welchem Erfolge sie das getan haben, und ein jeder weiß, daß, von ein paar neuen Volksbeglückern und ein paar neuen Schlagwörtern abgesehen, die bürgerliche Vertretung sich so wenig wie die sozialdemokratische wirklich geändert hat. Denn auch die letztere ist doch nicht, wie manche folgern wollen, durch ihre Regierungsstellung jetzt anderen Geistes geworden. Sie hat nur einen anderen und wesentlich breiteren Frontabschnitt besetzt und kann deshalb ihre Taktik revidieren, mehr auch nicht.

Die Entwicklung der letzten Wochen hat gezeigt, daß weder den im Bürgertum noch in der Arbeiterschaft wirklich strebenden Geistern mit der bloßen Neukonstellation der Parteien geholfen ist. Schon während der Wahlen zur Nationalversammlung ward in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft das Mißvergnügen mit den Parteien offenbar, so großen Beifall auch die Redner der Parteien und soviel Stimmen ihre Kandidaten auch bekamen. Es war zu deutlich sichtbar geworden, in welchem Maße der Geldsack jener drei Hauptgruppen der alten bürgerlichen Gesellschaft gegen die aus der Abhängigkeit vom Geldsack fortstrebenden großen Massen dieser Gesellschaft ausgespielt worden war. An die Idealisten der neuen Ordnung schob sich dieser Geldsack heran, neben ihren politischen Dilettantismus setzte er seine Welterfahrung und die Drohung, die der Geldsack für alle jene darstellt, die von ihm abhängig sind. Selbst aber, wenn man die Finanzierung der bürgerlichen Parteien außer Rechnung läßt, bleibt genug, was ihre Geltung zweifelhaft macht. Denn sie alle sind ja durch Tore in die Nationalversammlung eingezogen, deren Pfosten eines sicheren Fundaments entbehren, deren Blumenschmuck den alten Parteigärten entnommen ist und deren Willkomm in eine völlig unsichere Zukunft leitet. Es sind die alten Parteiprogramme, nur daß sie mit allerhand Konzessionen aufgeputzt sind, es sind, was wesentlich ist, die alten Begriffe von Volksvertretung!

Man muß, um diese Formulierung zu verstehen, sich vor Augen halten, daß der Begriff der politischen Partei im alten Reiche durch Faktoren bestimmt wurde, die der Zahl nach Minderheiten waren. Großlandwirtschaftliche, großindustrielle und großhändlerische Kreise stellten ihre Anwälte heraus, die deren Interesse sowohl vor einer zu-

meist sehr abhängigen Wählerschaft als auch nachher in den Parlamenten zu vertreten hatten. Diese Anwälte waren in ihrer Entschlußfähigkeit insofern behindert, als sie erstens auf ihre Interessentengruppen und zweitens auf ihre klare umrissenen Fraktionsprogramme Rücksicht zu nehmen hatten. Doch wenn sie auch innerhalb des ihnen gesteckten Rahmens von Fall zu Fall für ihre Wähler etwas herausholen konnten, so mußten sie es doch geschehen lassen, daß die Hauptmasse der Wählerschaft, Beamte und Kleinkaufleute, Gewerbetreibende und Landwirte, in immer unangenehmere Abhängigkeit von jenen drei Interessentengruppen, die nur noch drei verschiedene Darstellungsarten des Kapitalismus bedeuteten, gerieten. Da die Todfeindin des Kapitalismus, die Sozialdemokratie, infolge der Ausnahmebehandlung der sozialdemokratischen Partei innerhalb der Volksvertretung für ihre Wählerschaft lediglich nur Sprachrohr war, begnügte sich diese Wählerschaft damit, von dem Sprachrohr einen möglichst ausgiebigen Gebrauch zu machen. Praktisch half sie sich auf andere Weise, indem sie ihre Forderungen durch die Organisationen vertreten ließ und sich in den Streikgewerkschaften eine Waffe von solcher Schärfe schuf, daß sie auf parlamentarische Vertretung eigentlich verzichten konnte und diese in der Hauptsache als Demonstrationsmittel betrachtete.

Solche Organisationen erstrebten wohl auch die nächst der Arbeiterschaft an Stimmenzahl größte Masse der bürgerlichen Beamten und Angestellten, sie kamen aus verschiedenen Gründen aber nicht damit ins Reine. Teils war den Staatsbeamten der Zusammenschluß zu Verbänden, die über die Machtbereiche der einzelnen Bezirksdirektionen hinausstrebten, unbedingt verboten, teils erlaubte eine mehrhundertjährige Diensterziehung dem Beamten nicht, irgendwelche Beschwerden anders als auf dem Dienstwege vorzubringen, teils verhinderten der Standesdünkel und der Kastengeist von selbst jedwede Organisation. Die Berufsverbände der freien Angestellten gerieten ihrerseits entweder in eine mehr oder weniger sichtbare Abhängigkeit vom Unternehmertum, oder es traf sie, falls sie sich unabhängig zu erhalten wußten, der ganze rücksichtslose und tödlich wirkende Haß desselben.

Beides, die Befehlsgewalt des Staates und des Kapitalismus, war nach der Revolution entweder gar nicht mehr vorhanden oder mindestens nur noch ein zweifelhaftes Recht. Da der äußere Zusammenbruch den Sinn für weltpolitisches Geschehen, wenn auch nicht völlig zwecklos, so doch stumpf gemacht hatte, war allen Volksteilen reichlich Gelegenheit geboten, sich endlich hemmungslos auf die eigensten Interessen zu besinnen. Der Kapitalismus stieß noch schleunigst möglichst hohe Dividenden ab, Angestellte und Arbeiter fielen ihrerseits mit möglichst abenteuerlichen Ansprüchen über den Unternehmer her. In die murrende Staatsbeamtenschaft warfen die neuen Machthaber

den Koalitionsgedanken, indem sie erklärten, nur noch mit Organisationen verhandeln zu wollen. So bauten sich die Staatsbeamten innerhalb weniger Wochen ihre Berufsverbände zurecht, so bauten die Angestellten die ihrigen zu großen Gewerkschaften aus, so fühlten beide zum erstenmal sich als geschlossene Macht neben der organisierten Masse der Arbeiterschaft und übernahmen nach einigen Gewissensbedenken von dieser auch das schärfste Machtmittel, den Streik —!

Als die Wahlen zur Nationalversammlung erfolgten, waren alle diese Dinge noch im Werden. Aber dennoch ward in Beamten- und Angestelltenkreisen der Wunsch nach einer besonderen Parlamentsvertretung lebendig. Denn dort fühlte man und namentlich in Staatsbeamtenkreisen so ziemlich deutlich, welche Interessentengruppen bei der Bildung oder Finanzierung der bürgerlichen Parteien ausschlaggebend waren. Den Beamten gesellte sich das Kleingewerbe zu, das im Kriege aller Freiheit beraubt worden und in gewisse Beamtenstellung zu den Kommunen und den Kriegsgesellschaften getreten war. So entstanden allenthalben im Lande sogenannte Mittelstandsparteien als mindestens vorzeitige und in ihrer Wirkung innerhalb der Wahlkämpfe verwirrende Äußerungen einiger zum erstenmal eigene Wege gehenden Klassen. Die Sozialdemokratie betrachtete die Bewegung innerhalb der Beamten- und Angestelltenschaft mit aufmerksamster Teilnahme. Sie hatte nicht damit gerechnet, daß diese Kreise ihr die Revolution so leicht machen würden, sie fand sich sogar durch diese Kreise vielfach als Erlöserin begrüßt und hoffte daher auf weitere Sympathien.

Vielleicht wäre der Sozialdemokratie für die Wahlen zur Nationalversammlung ein erheblicherer Zuwachs aus eben jenen Kreisen geworden, wenn sie nicht zuviel Proklamationen auf kulturellem Gebiete erlassen und den Beamten und Angestellten nicht durch unfachmännische Bevormundung den Spaß verdorben hätte. Die Arbeiterräte wurden zur Beamtenschikane, die Angestellten wurden verängstigt durch die Forderung nach gleichmacherischer Behandlung und durch die in Aussicht genommene Einteilung der Arbeitnehmer in Hand- und Kopfarbeiter, wobei die letzteren den ersteren auch finanziell nachgeordnet werden sollten. Um so lebhafter begannen sich die bürgerlichen Parteien um die Kopfarbeiter zu bemühen, deren Forderungen sie sich zu eigen machten, deren besondere Rechte sie auszubauen und bestens zu pflegen versprachen. Die sozialdemokratische Regierung trug mit der angekündigten Umstellung der Staatsbeamten auf Privatdienstvertrag ein übriges zur Selbstbesinnung der Beamten bei. Beamte und Angestellte sahen sich, soweit sie nicht durch Erziehung oder Umwelt sich der Arbeiterschaft am meisten verwandt fühlten, im Verlaufe weniger Wochen völlig in sich selbst zurückgedrängt und in Abwehrstellung

gegen die immer noch bestehenden Ansprüche des Kapitalismus und die neuen der Arbeiterschaft.

Es möchte eine solche Einengung eines Volksteils für das Volksganze weniger zu bedeuten haben, wenn nicht die Beamten und Angestellten mit dem Kapitalismus und den Arbeitern den stärksten Faktor in der Volkswirtschaft darstellen würden, und wenn nicht nach etwaiger völliger Ausschaltung des Kapitalismus der Beamte und Angestellte der einzige Gegenspieler des Arbeiters wäre. Heute schon steht neben der stolzen Herausforderung des Arbeiters: „Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will!" die aus den Beamtenstreiks zu folgernde Tatsache, daß es ohne Beamte nicht möglich ist, einen verfahrenen Karren wieder flott zu machen. Deshalb haben die Unabhängigen ihre diesbezüglichen Anschauungen auch sehr bald revidiert und ein gewisses Einlenken dem Beamten gegenüber, in der Betriebsratsfrage z. B., für zweckmäßig befunden. Dieser Machtwirkung des Beamten nach unten entspricht die Machtwirkung dem Kapital gegenüber, das bisher ja auch durch die Arbeit der Beamten aller Grade zum Produktionsmittel veredelt worden ist. Dieser Machtstellung des Beamten und Angestellten im Wirtschaftsleben und seiner Masse — sie stellen beide etwa ein Viertel aller Wähler dar — entspricht seine parlamentarische Vertretung aber keinesfalls. Die Nationalversammlung ist zwar kein Berufsparlament, dennoch sind Bauern und Handwerker, Beamte und Arbeiter in ihr unmittelbar vertreten, wenn auch die eigentlichen Angestelltenvertreter in verschwindender Minderheit sind. Es sind Parteien vorhanden, die sich mit voller Stoßkraft agrarischer, industrieller und kommerzieller Angelegenheiten annehmen, Parteien, die sich mit ganzer Stimmenzahl für Arbeiterinteressen einsetzen können, für die Beamten und Angestellten aller Berufe und aller Grade ist eine so geschlossene Vertretung deshalb nicht vorhanden, weil sie sich auf alle Parteien mit all deren Widersprüchen und Bedenklichkeiten verteilen. Bei den Wahlen noch verteilt haben! Denn inzwischen ist die Organisation der ganzen Beamten- und Angestelltenschaft vollzogene Tatsache geworden. Und es wird damit denselben Weg gehen, den es mit der Arbeiterschaft gegangen ist, den Weg der Selbsthilfe unter Vermeidung der parlamentarischen Fürsprache. Noch platzen zwar, namentlich innerhalb der Angestelltenschaft, die Gegensätze in größter Schärfe aufeinander, je nachdem die Organisationen gemeinsame Sache mit den Arbeitergewerkschaften machen oder mehr auf Seiten der Unternehmer stehen, je nachdem sie sich völlig in beruflichem Eigennutz gefallen oder über höheren politischen und nationalen Ehrgeiz verfügen. Sobald die weitere Entwicklung über die Privatwirtschaft zum Gesellschaftsbetrieb fortgeschritten — fortgeschritten hier als Ausdruck für eine Bewegung, nicht als Werturteil

formuliert — sein wird, oder sobald, was ja wahrscheinlicher ist, die Arbeiterschaft sich durch das Mittel der Betriebsräte genügenden Einspruch gesichert haben wird, dürfte die Mittelstellung der Beamten und Angestellten in einer Einheitsfront wohl zu erwarten sein.

Inzwischen tagt die Nationalversammlung. Sie tagt, weil sie gewählt worden ist, weil sie einem außenpolitischen Erfordernis Genüge leisten und uns zudem die Verfassung geben soll, sie tagt, weil die Wählerschaft Arbeit sehen und Erfolge begrüßen wollte. Inzwischen aber ordnete sich die ganze Wählerschaft allmählich um, die Farbe änderte sich, und heute schon sind die Parteien der Versammlung nicht mehr die ins Verhältnis gesetzte Reduktion der Wählerschaft, heute schon entspricht ihre Farbe nicht mehr dem Mosaikbilde des deutschen Volkes. Was sich vor einigen Wochen noch um Parteischlagworte scharte, teilt sich heute nach Berufsverbänden ab, was sich damals in politischen Parteien bekämpfte, findet sich heute in Berufsorganisationen. Noch nennen sie sich unpolitisch, aber ihre notwendige Stellungnahme zu Tagesfragen zwingt zur Politik, nur daß sie anders ausgerichtet ist als das Parteiprinzip. Auch der Bund der Landwirte, auch der Hansabund ist unpolitisch; dennoch sind sie parteiisch und müssen sie von Fall zu Fall parteiisch sein. Als kapitalistische Organisationen standen sie wie auch die industriellen Parallelerscheinungen zum kapitalistischen Staate in einem Rückversicherungsverhältnis, dessen Stabilität auch durch die Ansprüche der Sozialdemokratie nicht beeinträchtigt werden konnte. Streng genommen waren auch die Arbeiterorganisationen kapitalistische Einrichtungen, die bei Arbeiterstreiks die Streikrücklagen gegen die Reserven der Unternehmer ausspielten. Und wenn sich auch die Gewerkschaften unpolitisch nannten, so lieferten sie der sozialdemokratischen Partei eben doch die praktisch geschulten Politiker, so haben sie den derzeitigen deutschen Reichspräsidenten Ebert mitsamt den anderen sozialdemokratischen Führerpersönlichkeiten eben doch erzogen.

Wer sich heute in den Organisationen des Beamten-, des Handwerker- und des Kaufmannstandes umsieht, der wird erstaunt sein, welche Fülle fachgeschulter, wirtschaftstüchtiger, erfahrungsreicher und energischer Köpfe dort vorhanden sind. Gerade weil hier von der Pike auf gedient werden muß, weil die Leiter erbarmungslose Lehrjahre durchlaufen müssen, deshalb sind ihre Anschauungen im wirklichen Leben verankert, und deshalb zielt ihre Arbeit immer wieder in sicheren Boden, auf so kühne Luftfahrt sie auch oftmals angewiesen sind. Es stehen ja auch innerhalb der Sozialdemokratie die gewerkschaftlich geschulten Arbeiterführer im schärfsten und wohltuendsten Gegensatz zu den aus literarischen Zirkeln in die politische Redaktionsstube herabgelassenen Agitatoren. Und wenn einmal die parteipolitischen Seifenblasen zerplatzt sein werden, wird der Gewerkschaftsmann wiederum

in seine tatsächlichen Rechte treten. Ja, er wird es müssen, wenn die Arbeiterschaft nicht einmal an sich selbst verzweifeln soll, wie das Bürgertum nach dem Augenblickserfolg der Nationalversammlungswahlen an sich selbst so langsam irre zu werden begann. Irre zu werden an dem Dualismus von Beruf und Partei, an dem Widerstreit zwischen einer natürlichen, von innen heraus sich ergebenden Interessenvertretung und den Standpunkten einer politischen Gemeinschaft — „als Beamter sehe ich ja ein, daß es in diesem Falle eigentlich so gemacht werden müßte, aber als Demokrat kann ich doch nicht anders handeln!" In den Berufsorganisationen gibt es keine Standpunkte links und rechts des Weges, dort wirkt die innere Richtung sich mit allen Konsequenzen aus. Das wird ihnen von Fall zu Fall als Hemmnis zu einer erfolgreichen Entwicklung ins Politische angekreidet, aber alles Politische ist ja doch tatsächlich mit solchen Hemmungen belastet, die man gemeinhin eben nur als Rücksichten bezeichnet! Die Kräfte aber, die sich heute zu Berufsorganisationen auskristallisieren, sind in ihrer erdrückenden Mehrheit bisher die Träger des idealistischen Staatsgedankens gewesen. Oder haben nicht gerade die Beamten und Angestellten die lauterste und nachhaltigste nationale Begeisterung bezeugt, sind nicht gerade sie die tatsächlichen Bewahrer unserer geistigen Kultur gewesen? Sind sie es nicht heute in verstärktem Maße, wo der Geldsack in neutrale Sicherheit hinüberzuwechseln strebt, und wo so mancher „ungebundene" Ästhete sich als „Edelspartakist" dem Chaos bestens empfiehlt?

Doch mögen die Bedenken heißen, wie sie wollen, die Berufsorganisationen marschieren. Und schon beginnen sie in parallelen Kolonnen zu marschieren, nach den Plänen von gemeinsam zusammengestellten Generalstäben, den sogenannten Arbeitsgemeinschaften, die Hunderttausende hinter sich haben, und in bester Disziplin. Noch suchen sie von Fall zu Fall Verbündete in den politischen Parteien, aber schon viel häufiger suchen die Parteien die Gefolgschaft der Berufsverbände. Und da zeigt es sich immer deutlicher, wie von Grund aus verschieden diese beiden sind, und daß heute, wo mit Welt- oder Staatsanschauungen kein Hund mehr hinterm Ofen hervor zu locken ist, wo es hart auf hart nur um persönliche Realitäten und Berufsgeltungen geht, nur die Unmittelbarkeit der Bünde noch Sicherheiten bietet. Was haben die Parteien zur Neuordnung der Verhältnisse seit dem Zusammentritt der Nationalversammlung denn praktisch beigetragen, was konnten sie dazu tun, wo geschlossene und entschlossenere Kräfte sich eine ganz andere Architektur des neuen Hauses schufen, als in den Parteiprogrammen vorgesehen und innerhalb ihres Rahmens auszudenken war? Sie haben mitsamt der alt-sozialdemokratischen Parteiregierung nur

immer die neuen Ausbauformen nachträglich ins Baukonzept einzeichnen und die ohne ihr Zutun etablierten Einrichtungen in Gesetzentwürfen „verankern" können, als diese Einrichtungen längst zum Gesetz aus eigenen Gnaden und aus eigener Macht geworden waren. Es läuft doch tatsächlich unsere ganze Regierungsmaschine mitsamt der großmächtigen Nationalversammlung der von innen heraus bauenden Entwicklung nach. Und ehe die Berufsorganisationen sich ihre Erfolge sanktionieren lassen, sind die Erfolge doch schon da. Noch hindert die neuen bürgerlichen Organisationen die vorrevolutionäre Kinderstube am absolut eigenen Verfolg ihrer Interessen, noch immer sind sie geneigt, ihre Sache bei Behörden, Parteien und Regierung „anhängig" zu machen wie in guter, alter Zeit. Doch schon trumpfen selbst als gelb, als rückständig verschriene Berufsverbände vor den Fachministern mit ihren Mitgliederziffern auf, schon ist gegen die Regierung auch von Angestelltenseite der befristete Demonstrationsstreik angewandt worden, und schon sind Berufsverbände in letzter Zeit erfolgreich gegen örtliche Parteien aufgetreten.

Man kann nicht wissen, wie das enden wird, aber soviel darf wohl behauptet werden, daß in der nächsten Zukunft nicht so sehr die politischen Parteien, wenigstens nicht jene rechts von den Unabhängigen, den Gang der Dinge präzisieren, sondern daß die Dinge sich selber regeln werden. Der Bolschewismus sieht im Parteimosaik der Nationalversammlung die alten Farben und die alte Ordnung, er will ein Anderes und restlos Neues nach der Götterdämmerung. Er wird mindestens in Deutschland ein ihm Neues in den Organisationen finden, die sich auch bereits in Marsch gesetzt haben — über die Parteien hinweg, und über den Bolschewismus hinweg in eine neue Zukunft des Fachlich-Möglichen und des Sachlich-Verantwortbaren.

Reinhold Planck / Die Rechtsordnung der deutschen Volkswirtschaft als Staatsgrundgesetz des deutschen Volkes

Der Sohn des Philosophen Karl Chr. Plancks hat die Forderungen einer berufsständig organisierten Volkswirtschaft in folgender Eingabe an die schwäbische Landesversammlung und an die deutsche Nationalversammlung kurz zusammengefaßt. (Leit.)

Gesetz

Sämtliche Preise für Grund und Boden, Rohstoffe und Lebensmittel, Halb- und Fertigwaren, sowie aller Handelsgewinn bei deren Umsatz, sämtliche Gehälter und Löhne für berufliche und persönliche Leistung geistiger wie körperlicher Art, sämtliche

Zinsen, Renten und Entschädigungen unterliegen grundsätzlich der öffentlichen Regelung.

Ihre eigenmächtige Festsetzung in Ausnützung der Notlage oder der augenblicklichen Handelskonjunktur, ihre Erzwingung durch Zurückhaltung, Aussperrung und Streik ist alles eine Verletzung der Hoheitsrechte des wirtschaftlich wie politisch durch seine berufenen Glieder sich selbst bestimmenden deutschen Volkes, dessen Rechtsordnung alle Verhältnisse von Besitz und Arbeit unterstellt sind.

Ausführung

Diese Regelung kann selbstverständlich nicht durch politische Organe geschehen, die auf diesem Gebiet gar nicht zuständig sind, sie setzt vielmehr eine vollkommen durchgebildete und durchsichtig gewordene Volkswirtschaft voraus, wie sie nur von den Vertretern der betreffenden Stände selbst in ihrer Gesamtheit ins Leben gerufen werden kann. Der Staat hat nur dafür zu sorgen, daß dieselben vollzählig, vollständig — nach Leitern und Arbeitern — und je nach dem Maß ihrer Bedeutung fürs Volksganze zum Worte kommen.

Es sind also zu diesem Zweck für Landwirtschaft und Handwerk in Gemeinde und Bezirk, für Handel und Gewerbe in Staat und Reich allgemeine Berufsverbände zu bestellen, die für Einhaltung der bezeichneten Bestimmungen durch ihre Mitglieder haftbar gemacht und hierzu mit entsprechenden Vollmachten ausgestattet werden. Sie bilden zugleich die Wahlkörper für die Vertretung gegenüber der Gesamtheit in Staat und Gemeinde.

Das gesamte Kreditwesen geht an die Berufsgenossenschaftsbanken über; das Pfandwesen für Grund und Boden fällt an Staat und Gemeinde als die Grundherren. Der Privatzins hört auf.

Ziel

Ist diese Rechtsordnung in Haupt und Gliedern des deutschen Wirtschaftsvolkes durchgeführt, so entfällt jeder weitere Grund für eine politische Bevormundung desselben. Denn die Organe der öffentlichen Ordnung und Gewalt schließen sich wie die freien geistigen Berufe von selbst in den Ring der allgemeinen berufsständischen Volksvertretung ein. Das Volk regiert sich nun wirklich selbst, es ist innerlich frei. Es braucht nicht mehr Parlament noch Parteien. Die Aufgabe der staatlichen Hoheit und Gewalt beschränkt sich dann wesentlich auf die Vertretung des Volksganzen nach außen, auf die Sicherung und Wahrung der allgemeinen Berufsordnung im Rate der Völker, die wieder Voraussetzung und Bedingung für die Aufrechterhaltung derselben im eigenen Volkskörper ist.

Bis dorthin scheint es noch weit. Aber rechter Anfang und folgerichtiger Fortgang führen sicher zum Ziel.

Rabindranath Tagore
Die Botschaft Indiens an Japan

Auszug aus einer Rede, die der Dichter am 18. Juni 1916 an der Kaiserlichen Universität in Tokio gehalten hat. Übersetzt aus der amerikanischen Zeitschrift „The Outlook" vom 9. August 1916 von Hannah Szász

Als alles in Asien unverändert blieb, und als wir uns in dem Glauben wiegten, daß es unter keinerlei Umständen anders werden würde, erwachte Japan aus seinen Träumen und versuchte mit Riesenschritten — indem es die Jahrhunderte der Untätigkeit zurückließ — die jetzige Welt einzuholen. Dahin wollte es hinaus.

Eines Morgens zuckte die ganze Welt vor Erstaunen zusammen: Japan hatte in einer Nacht die Mauer seiner alten Gewohnheit gesprengt und erhob sich triumphierend. . .

Japan, das Kind des alten Orients, hat für sich furchtlos alles Gegenwärtige des modernen Zeitalters beansprucht. Dieses Beispiel hat dem übrigen Asien Mut eingeflößt. Japan hat uns gelehrt, daß wir die Parole des Jahrhunderts lernen müssen, in dem wir leben; denn wir müssen der Schildwache der Zeit Antwort geben, wenn wir der Vernichtung entgehen wollen.

Japan hat vom Abendland seine Nahrung geholt, aber nicht seine vitale Kraft. Japan kann sich nicht ganz verlieren, sich weder in die vom Abendland empfangene „Wissenschaftlichkeit" versenken, noch sich in eine gleichgültige fremde Maschine umformen. Es hat seine eigne Seele, und alle materiellen Notwendigkeiten können nicht verhindern, daß sie sich geltend macht.

Für einen Menschen wie ich, der zum Orient gehört, sind die Probleme, die jetzt in Japan aufgestellt werden, und die zu ihrer Lösung angewandten Methoden Gegenstand äußersten Interesses. Die ganze Welt wartet darauf, zu wissen, wie diese große Nation des Ostens handeln wird gemäß den Gegebenheiten und der Verantwortlichkeit, die sie aus den Händen des modernen Zeitalters empfängt. Wenn es sich um eine gewöhnliche Vervielfältigung des Abendlandes handeln würde, so würde die große, neu erweckte Hoffnung nicht verwirklicht werden. Denn es gibt ernste Fragen, die die Zivilisation des Abendlandes an das Forum der Welt gerichtet, und die es nicht vollständig beantwortet hat. Konflikte zwischen Individuum und Staat, Arbeit und Kapital, Mann und Frau; Konflikte zwischen der Habsucht des mate-

riellen Gewinnes und dem geistigen Leben des Menschen, zwischen dem von den Nationen organisierten Egoismus und den höheren Idealen der Menschlichkeit. Konflikte zwischen all den Abscheulichkeiten und untrennbaren Verwicklungen der riesenhaften Einrichtungen des Handels und des täglichen Zustandes und des natürlichen Instinktes des Menschen, der nach Einfachheit schreit, nach Schönheit und nach Muße zur Selbstbesinnung — alles das muß sich in Harmonie auflösen. Aber wie? Man kann es sich noch nicht einmal vorstellen.

Ihr Japaner könnt nicht leichten Herzens die moderne Zivilisation annehmen, indem Ihr Euch einbildet, daß ihre sämtlichen Tendenzen, Methoden, ihr Bau unerläßlich sind...

Ihr hattet mit einer Euch eigenen Art die Probleme des Menschen gelöst. Ihr hattet Eure Lebensauffassung und Eure eigene Kunst zu leben weiterentwickelt... Von allen Ländern Asiens, seid Ihr, Japaner, das einzige Volk gewesen, daß die Freiheit hatte, sich das im Abendland gesammelte Material nach seinen Fähigkeiten und seinem Bedarf dienstbar zu machen. Ihr seid glücklicherweise nicht von einer fremden Macht gekettet; deshalb ist auch Eure Verantwortung um so größer. Durch Euren Mund wird Asien die Fragen, die ihm vor dem Richtstuhl der Menschheit gestellt sind, beantworten. Auf Eurem Boden können die Erfahrungen gemacht werden, dank derer das Morgenland die Gesichtspunkte der modernen Zivilisation abändern wird, indem es ihr Leben einflößt, wo sie nur ein Mechanismus ist, indem es das menschliche Herz anstelle der kalten Nützlichkeitstheorie setzt und sich weniger um Macht und Erfolg kümmert, als um das harmonische Wachstum der Wahrheit und Schönheit...

Indien ist von sehr großer Ausdehnung und hat zuviel verschiedene Rassen. Sehr zahlreiche Nationen sind in einem einzigen geographischen Schlupfwinkel zusammengehäuft. Ganz das Gegenteil von dem, wie es in Wahrheit in Europa ist — es sei denn, daß eine Nation in mehrere geteilt ist... In Amerika und in Australien hat Europa das Problem vereinfacht, indem es fast die gesamten eingeborenen Völker ausgerottet hat. Selbst jetzt zeigt dieser Geist der Ausrottung seine Spuren in besonderer Art in Kalifornien, Kanada, Australien, indem er auf ungastlichste Weise die Ausländer von denen vertreiben läßt, die selbst Fremde in den Ländern waren, die sie in Besitz nehmen... Die politische Zivilisation, die auf dem Boden Europas groß geworden ist, und die sich über die ganze Welt wie wucherndes Unkraut verbreitet hat, ist auf Exklusivität gegründet. Sie ist immer nur darauf bedacht, Ausländer in einen Winkel einzupferchen oder sie auszurotten. In ihren Zielen ist sie unmenschlich und kannibalisch; sie schöpft ihre Nahrung von andern Völkern und versucht deren ganze Zukunft zu verschlingen. Sie hat eine beständige Furcht vor diesen Rassen, selbst wenn deren

Größe in der Abnahme begriffen ist; denn sie betrachtet diesen Verfall noch wie eine Gefahr. Auch möchte sie alle Zeichen der Zivilisation ersticken, die noch über ihre eigene Höhe hinauszugehen scheinen. So zwingt sie die schwächeren Menschenrassen, ewig in ihrer Schwäche zu verharren.

Ehe diese politische Zivilisation ihre Macht erlangt hatte und ihre so großen, ausgehungerten Kinnbacken öffnete, um ungeheure Länder zu verschlingen, hatten wir Kriege, Plünderungen, Wechsel in der Regierung und daraus folgendes Elend, aber immer ein Schauspiel, das erschreckender und hoffnungsloser Gier ähnlich war, einer Ausbeutung der Nationen im großen durch die Nationen, ungeheurer Maschinen, um große Landesteile in Schützengräben zu verwandeln, immer schrecklicher Eifersucht mit ihren Haken und Klauen, immer bereit, sich gegenseitig die Eingeweide zu zerreißen. Das ist eine wissenschaftliche, aber nicht menschliche Zivilisation. Mächtig ist sie, weil sie alle ihre Kräfte zu einem Zweck vereinigt, wie ein Millionär, der auf Kosten seiner Seele sein Vermögen vergrößert. Sie verrät ihren Glauben, sie spinnt schamlos ihre Lügenfäden, sie errichtet in ihren Tempeln riesenhafte Götzenbilder dem Gewinn und schöpft ihren Stolz aus den kostspieligen Feierlichkeiten ihres Kultes; das nennt sie Patriotismus.

Ohne Zögern prophezeien wir, daß dies nicht weitergehen kann. Denn es gibt auf der Welt ein Gesetz der Moral, daß ebenso auf die Individuen wie auf die organisierten Massen angewandt werden muß. Ihr könnt nicht fortfahren im Namen Eurer Nation dieses Gesetz zu verletzen, indem Ihr alle Vorteile je nach Eurer Individualität genießt. Diese Tatsache, daß das moralische Ideal öffentlich untergraben ist, geht langsam auf jedes Glied der Gesellschaft über, indem es allmählich Schwäche und zynisches Mißtrauen für alles erzeugt, was der menschlichen Natur heilig ist; ein wahrhaftes Merkmal der Altersschwäche. Man darf nicht vergessen, daß diese politische Zivilisation, diese Tat des patriotischen und nationalen Glaubens noch keine lange Belastungsprobe zu bestehen hatte... Aber selbst „der Regen Gottes" ist ohnmächtig, die Trümmer dieser „Wolkenkratzer" der Macht, die Schutthaufen des Mechanismus des Gewinnes wieder auferstehen zu lassen; denn diese Bauwerke waren nicht für, sondern gegen das Leben geschaffen. Es waren die Überbleibsel der Auflehnung, die abgelaufen ist, indem sie am Ewigen zerschellte.

Der Orient mit seinem vielfältigen Ideal, in dessen Schoß sich die Jahrhunderte der Sonne und das Schweigen der ewigen Sterne gehäuft haben, kann geduldig warten, bis dem Abendland, dem unmittelbaren Verfolger, der Atem ausgeht und er halt macht. Der Orient weiß, daß er unsterblich ist, und daß er oftmals in der Menschheitsgeschichte mit seinem Lebenselixier wieder erscheinen wird. Das ge-

schäftige Europa bietet diesen Verpflichtungen die Stirn. Hinter dem Vorhang seines Wagens wirft es verachtungsvoll seinen Blick auf den Schnitter, der auf dem Felde die Ähren liest, und in seiner Eile betört, kann es ihn ewig nur wegen seiner Langsamkeit und Saumseligkeit verurteilen. Aber der Eile ist ein Halt gesetzt, die Sache verliert an Bedeutung, und das hungrige Herz schreit nach Nahrung, bis es schließlich zum verspäteten Schnitter zurückkommt, der im Sonnenschein die Ernte einheimst. Denn wenn weder die Amtsräume, noch Kauf und Verkauf, noch der Durst nach Anreiz warten können, die Liebe wartet, so auch Schönheit, Weisheit, Leid; die Früchte geduldiger Hingebung warten mit ehrerbietiger Sanftmut und einfachem Glauben. So wird der Orient warten bis seine Stunde gekommen ist.

Das morgenländische Asien ist seine eigenen Wege gegangen, hat seine eigene Zivilisation entwickelt, die nicht politisch, sondern sozial war, nicht räuberisch und handwerksmäßig, sondern geistig, und auf die verschiedensten und tiefsten Beziehungen der Menschheit begründet. Wir suchen die Lösungen der Lebensprobleme unserer Völker in der Zurückgezogenheit; wir entdecken sie unter dem Schutze dieser Entfernung; wo jegliche dynastischen Veränderungen, alle fremden Einfälle uns kaum berührten. Aber jetzt sind wir von der fremden Welt ergriffen, unsere Zurückgezogenheit ist für immer verletzt. Wir müssen es nicht bedauern; wahrhaftig nicht — nicht mehr als eine Pflanze die Dunkelheit ihres Keimens beklagen soll. Jetzt ist die Stunde gekommen, wo wir aus dem Problem der Welt unser eigenes Problem machen müssen, wo wir den Grund legen müssen zur Harmonie zwischen dem Geist unserer Zivilisation und der Geschichte aller Nationen der Erde. Wir müssen nicht in falschem Stolz in der Keimzelle oder unter der Erdscholle bleiben, die uns schützte und unser Ideal nährte. Denn Zelle und Erde waren nur, um gesprengt zu werden, damit das Leben in seiner ganzen Kraft und Schönheit hervorquellen konnte, um seine Gaben der Welt in hellem Lichte darzubringen.

Diese Aufgabe, die Schranke zu sprengen und sich dem Antlitz der Welt zu zeigen, hat Japan als erster im Orient erfüllt. Es hat die Hoffnung in das Herz von Asien geträufelt. Asien fühlt jetzt, daß es ein dauerndes Werk vollbringt, indem es sein Leben offenbart. Das ist nicht mehr Furcht oder Schmeichelei oder schwächliche Nachahmung des Abendlandes, nicht mehr tatenloses Verharren. — Hierfür bieten wir unseren Dank dem Lande der aufgehenden Sonne, und wir bitten es feierlich, eingedenk zu sein, daß es die Mission des Orients zu erfüllen hat. —

Umschau

Verproletarisierung In Gesprächen mehr noch als in den Zeitungen, die meist aus taktischen Rücksichten von Erhaltung des Mittelstandes reden, findet man oft die Meinung vertreten, jeder, der keinen Besitz habe, und dessen Einkommen dem eines gewöhnlichen Handarbeiters nahe stehe, gehöre heutzutage zum Proletariat und es sei nur übernommener Dünkel, wenn sich z. B. ein kaufmännischer Angestellter oder kleiner Beamter zum „Bürgertum" rechne. Diese Anschauung geht wohl auf Marx zurück, der alle Besitzlosen zum Proletarier stempelt, weil er die wirtschaftliche Verknüpfung als die grundlegende ansieht. Denn bei seinen Theorien handelt es sich immer um den vom Kapital geknechteten Fabrikarbeiter.

Demgegenüber ist klarzustellen, daß der Begriff „Arbeiter" längst nicht durch den Typus „Fabrikarbeiter" erschöpft wird, daß er alle werkschaffenden Menschen umfaßt, und daß unsere Kultur viel mehr auf der Seele des Landarbeiters, also des Bauern, sei es Besitzer oder Knecht, aufbaut, als auf der Seele des großstädtischen Fabrikarbeiters, der in seiner Naturentfremdung und Verkitschung keine elementare junge Kraft vertritt, sondern Spuren der Entartung zeigt.

Alle Kultur entsteht durch Ordnungen, und wenn man sich klarmachen will, daß „Proletarier" und „Handarbeiter" nicht dasselbe ist, ist es gut, sich den Aufbau der Ordnungen zu verdeutlichen, indem man auf das Urelement zurückgeht. Der Handarbeiter existierte längst, ehe es den Proletarier gab, er entstand, als der Mensch das Nomadentum und das Kriegertum im Sinn des heerenden Wikings aufgab. Jedes Bauern Existenz ist an Handarbeit gebunden, die in dem Handwerkertum der Stadt ihre weitere Fortbildung findet, auf dem sich dann das geistige und praktisch organisierende Leben des Bürgertums aufbaut. Kein Stadtleben kann bestehen ohne das Reservoir des Landes, der Bürger verflacht und verphilistert, der Handarbeiter lebt, zumal in der Großstadt oder in den Industriezentren, unter solchen Bedingungen, daß er naturentfremdet und dadurch wurzellos wird. (Wurzelhaftigkeit hängt nicht vom Besitz ab, der Bauernknecht ist durchaus verwurzelt, er wird die Bezeichnung „Proletarier" stets ablehnen.)

Unter der augenblicklichen Revolutionspsychose ist es geradezu Manie geworden, von der Verkommenheit des Bürgertums zu reden, das reif zum Untergang sei, und das Proletariat als ein Quell von frischen Kräften zu verherrlichen, aus dem die Erneuerung des Volkes kommen müsse. Es ist aber eine durch wissenschaftlich-statistische Untersuchungen bewiesene Tatsache*, daß der Handarbeiter in der Stadt mehr leistet, wenn er vom Lande stammt, er ist zuerst dem Bauerntum kulturell gleichwertig. Jener Teil nun, der noch gesundes Bauernblut in sich trägt, wird sich zum Bürgertum hinfinden und ihm sein Bauernblut zuführen, der andere wird verproletarisieren, d. h. der erstere wird selbsttätiger Mensch, der letztere Maschinenteil.

Jeder Leser, der Bauernblut in sich trägt, wird verstehen, was ich damit meine, wenn ich dieses für besonders wertvoll halte. Er wird wissen, daß er eben dadurch keine Gefahr läuft, doktrinär oder anarchisch zu werden, denn seine gesunden Instinkte bewahren ihn davor. Er wird auch keinem Schwätzer zur Beute fallen, denn aus bäuerlicher Arbeit heraus weiß sein Blut, daß das Leben auf Leistung beruht und

* Hans Staudinger, Individuum und Gemeinschaft. Eugen Diederichs Verlag in Jena. S. 141 ff.

von dem Schickſal beſtimmt wird. Bürgertum im eigentlichen Sinne iſt nur verſtärktes Können, verſtärktes Selbſtverantwortungsgefühl, iſt größerer Weitblick, mit einem Worte erhöhte Geiſtigkeit. Kapitalismus, der an ſich Selbſtzweck iſt, mühelose Konjunkturgewinne, wie die des Kriegsgewinnlers, ſind nur ein kranker und geiler Auswuchs am Bürgertum, aber nicht notwendig mit ihm verknüpft. Die geſunden Ordnungen des Bürgertums an ſich haben nichts mit ihm zu ſchaffen und müſſen ſich von ihm befreien, um ſich zu ihren zukünftigen Möglichkeiten zu entwickeln.

Es iſt kein Zweifel, daß das Bürgertum in dem materialiſtiſch gerichteten Zeitalter der Induſtrialiſierung Deutſchlands der Erſtarrung anheimgefallen war. Wer aber daraus das Recht zur Forderung ableiten will, es müſſe ſeine Ordnungen aufheben und ſich den Inſtinkten des Proletariats anpaſſen, die neues Menſchentum forderten, überſieht, daß das Bürgertum bereits ſeit einem Menſchenalter an der Arbeit iſt, ſich ſelbſt zu erneuern. Aber nicht das Bürgertum als Maſſe tut das, ſondern deſſen ſchöpferiſchen Kräfte.

Und das iſt das Entſcheidende, wo das Plus der ſchöpferiſchen Kräfte iſt. Iſt es bei dem Bürgertum, dem Bauerntum und geſundem, wurzelhaften Handarbeitertum eingeſchloſſen, oder es iſt bei jenen, die Maſſenumzüge mit Vorbetern machen und in Volksverſammlungen jedem Redner zujauchzen, der ihnen das Paradies verſpricht?

Das Bürgertum muß jetzt begreifen, daß es kraft ſeiner Verwurzelung im Bauerntum und des geiſtigen Zuſammenhanges mit den großen Schöpfermenſchen unſerer Vergangenheit die Aufgabe hat, die Begriffe Freiheit und Gleichheit in neue Lebensformen zu geſtalten, die naturhaft, organiſch ſind. Nicht die Volksredner, nicht die Zeitungsſchreiber, nicht die Theoretiker werden dieſe Aufgabe durchführen, ſondern die Hand-ans-Werk-leger, die Gläubigen. Es bekommt jetzt durch den Ausgang des Krieges die Aufgabe, das Proletariat nach Möglichkeit wieder auf das Land zurück zu verpflanzen, und deſſen geſunde Elemente wieder innerhalb ſeiner Kultur zu entwickeln, damit der Riß, der zwiſchen Gebildeten und Volk aufklafft, endlich geſchloſſen werde.

Wir haben uns in Deutſchland durch unſere Induſtrie leider dahin entwickelt, daß wir etwa zehn Millionen wurzelloſes Proletariat haben, das zurzeit die Mehrzahl des deutſchen Volkes terroriſiert, das kein Gemeinſchaftsgefühl hat, das nicht das Ganze will, ſondern den einſeitigſten Klaſſenkampf. Sie fordern als Mittel ihrer Befreiung von untermenſchlicher Exiſtenz Gleichheit im Geiſt einer allgemeinen Verproletariſierung und Freiheit als Beſeitigung von Hemmungen, die das Recht der Individualität wahren.

Wir wollen darum nicht von einer Erneuerung des Menſchengeſchlechtes reden, das in ſeiner Maſſe immer klein und erbärmlich bleibt und charakterlos und wankelmütig iſt, ſondern wir ſuchen unſerem perſönlichen Können entſprechende Aufgaben. Wir bauen Ordnungen auf, an denen wir unſer Können erproben und durch die Bahnen geſchaffen werden, in denen der Quell der Einzelſeele zum Unendlichen hinſtrömt.

Heute, wo die Straße herrſcht, wo die geiſtige Nahrung der Maſſe aus Schlagworten beſteht, die ihr Redner und Zeitungen einpauken, kann nicht laut genug gegen die Anmaßung des Proletariats proteſtiert werden, daß die Wurzelloſen zur Führung über die Wurzelnden berufen ſeien.

Herrſchen ſoll nur der, der demütigen Geiſtes iſt. Und dieſen beſitzt nur der ſchöpferiſche, der religiöſe Menſch. Der Menſch, der ſeine Grenze in ſich gefunden hat und weiß, daß alles Geiſtige Form braucht, um ſich zu entwickeln.

Eugen Diederichs

Der Meiſter

In unſerer intellektualiſtiſchen Zeit iſt uns der Begriff des „ſchaffenden Könners“ faſt hinter der Technik des nur „redenden Könners“ ganz aus den Augen entſchwunden. Wen nennt man heutzutage Führer? Es iſt der, der die Menge durch das Wort, ſei es geſprochen oder gedruckt, beherrſcht, der ſich dann als ſogenannter Vorkämpfer einer Idee aufſpielt. Guckt man dann genauer zu, ſo hat er in der Regel die Idee, die er vertritt, gar nicht geſchaffen, er iſt nur techniſcher Vermittler und umkleidet ſie beſtenfalls mit ſeinem Temperament. Der Aberglaube des Intellektualismus, daß Ideen *gepredigt* werden müſſen, führt aber zur Bemäntelung des Lebens, zur Verlogenheit. In wirklich weſenhafter Kultur *lebt* der Menſch ſeine Ideen und redet durch ſeine Taten.

Nur der iſt Führer, der verſteht zu bauen. Nur der wird Meiſter, der ſich eine Aufgabe ſucht, an der er emporwächſt, der einen Beruf hat, in dem er demütig den anderen dient. Demut ſchließt nie den Stolz aus, und nur der Menſch gedeiht, der beides in ſich hat. Kein Meiſter fällt vom Himmel, heißt es im Sprichwort, denn es gehört harte Arbeit dazu, es zu werden.

Daß uns heute die „Könner“ im politiſchen Leben fehlen, „Schwätzer“ haben wir übergenug, ſollte uns mißtrauiſch gegen alle großen Worte von den Errungenſchaften der Revolution machen. Wir ſind uns trotz allem Gerede nicht einmal über den Sinn der Revolution klar, geſchweige denn über den Weg, den ſie zu gehen hat.

Der Sozialismus des heutigen Schlagwortbetriebes, das Zeitungsgefaſel, auch nicht die neue Jugendbewegung, weiß mit dem Worte „Meiſter“ etwas anzufangen. Meiſter ſein bedeutet, vorerſt die Fähigkeit des Unterordnens gelernt zu haben, Meiſter ſein bedeutet Ehrfurcht haben, bedeutet nach dem Höheren ſuchen, der noch größer in ſeinem Meiſtertum iſt, bedeutet letzten Endes zu dem Baumeiſter aller Welten zu blicken. Meiſter ſein, heißt, zuvor Lehrling und Geſelle geweſen zu ſein und als ſolcher die Steigerung ſeines Könnens bewieſen zu haben. Wenn im deutſchen Volke der Meiſter herrſcht, iſt es bei ihm zu Ende mit dem unreifen Gedankenbrei der Halbwüchſigen, der Geſte des hyſteriſchen Literaten, dem Schauſpielertum des verlogenen Politikers.

Jeſus, der von ſeinen Jüngern Meiſter angeredet wurde, ſpricht den Sinn des Meiſtertums in den Worten aus: „Wenn dich deine Hand ärgert, hacke ſie ab und wirf ſie ins Feuer.“ Meiſtertum duldet keine Aufläſſigkeit gegen die Ordnungen, aus denen der Geiſt herauswächſt, darum entledigt ſich im bibliſchen Gleichnis der Kopf der entarteten Hand, damit ihm eine neue wachſe. Nichts anderes iſt der tiefe Sinn in der geiſtigen Einſtellung Nietzſches zum Herrenmenſchentum gegenüber dem Sklaventum. Denn Herrentum heißt freiwilliges Strömen in ſchenkender Tugend, heißt Verantwortungsgefühl haben. Darum hat es ein inneres Recht, alles was Gier heißt, was verantwortungslos dem Untermenſchlichen zuſinkt, zu vernichten.

Wer entſcheidet wohl in dem nahe drohenden Kampfe innerhalb unſerer Kultur zwiſchen Herrentum und Sklaventum? — der Meiſter!

Denn die Maſſe will bemeiſtert ſein, ſie will zu Ordnungen geleitet werden.

Es iſt der Irrtum unſerer Zeit, die Maſſe auf den Stuhl der Entſcheidungen zu ſetzen. Jene fühlt ganz inſtinktiv, daß ſie damit belogen wird.

Sie will auf dem Stuhl den „Meiſter“ ſehen als ſichtbares Vorbild.

Kein Meiſter iſt ein Ausbeuter.

Eugen Diederichs

Organiſation und Gemeinſchaft

Es iſt eine oft gehörte Behauptung, die Zeit, in der wir leben, ſei ideenlos — dies aber iſt ein ſehr flaches Urteil. Es ließe ſich dem gegenüber leicht erweiſen, daß es eine ideenloſe Zeit gar nicht geben könne, ſolange denkende Weſen ſind. Nur darauf kommt es an, was für Ideen an der Herrſchaft ſind und welche Weſenheiten ihnen beigelegt werden. Auch der Militarismus iſt eine Idee (man leſe Heinrich Manns „Untertan"), ebenſo der Imperialismus. Das wird oft verkannt — aber haben denn nicht viele Millionen Menſchen dafür Äußerſtes auf ſich genommen? Zwang? Was ſoll damit erklärt werden? Warum zwang denn einer den anderen, die Geſamtheit den Einzelnen, und dieſer wiederum die Geſamtheit?

Das Entſcheidende iſt jedenfalls, woher ein Volk oder ein Menſch ſeine Ideen nimmt und was hinter ihnen ſteht. Ferner was aus ihnen wird. Jede Idee kann abgebogen werden, zur Ideologie und zur Materialiſierung, und zwar hängt dies ab von den Bedingungen ihrer Realiſierung. Sind ſie ungünſtig, iſt ihr der Eintritt in die Wirklichkeit verwehrt, ſo gerät ſie in ein künſtliches Wachstum und treibt abſonderliche Blüten. Im andern Fall muß ſie ihre Reinheit aufgeben; ſie kommt in den Handel.

Faſt ſtets iſt es das Schickſal einer zur Herrſchaft gelangten Idee, daß ſie Dogma wird. Dann ſtirbt ſie nicht, aber ſie erſtarrt, und es bedarf des Hauches eines irgendwie heiligen Geiſtes, um ihre Erſtarrung zu löſen.

So möchte ich ſagen, unſere Zeit ſei erfüllt mit erſtarrten Ideen. Sie ſind kalt und ſpenden keine Wärme. Wäre nicht der Glaube in uns, daß der Frühling unterwegs ſei, ſo müßten auch unſere Herzen vereiſen. Denn nicht die Herzen brennen denen, die hinter den ſeelenloſen Dogmen herlaufen, ſondern die Köpfe.

Ein ſolches Dogma iſt heute — neben vielen anderen — die Idee der Organiſation. Sie nimmt geradezu eine Zentralſtellung ein, inſofern als um ſie alles andere gebaut, durch ſie erſt möglich werden ſoll. „Organiſiert euch" iſt heute das Feldgeſchrei. Was iſt der Einzelne? Erſt organiſiert werden wir zur Geltung kommen, erſt als Organiſation ſind wir (all·?) mächtig.

Dagegen wäre an ſich nichts zu ſagen. Organiſation iſt gut und nützlich. Aber daß daraus ein Dogma wird, daß dieſes Dogma als allein ſeligmachend gilt, daß es auf Gebiete hinübergreift, wo es ſinnlos iſt — dagegen muß angekämpft werden. Reinliche Scheidung iſt geboten. Es gelte nicht als Fortſchritt, was Zurückfall in Zwang und Bedrückung iſt — und im Grunde genommen Abkehr vom Geiſt der Menſchlichkeit und Verrat an der Idee.

Prüfen wir: was läßt ſich organiſieren? Stets nur die Materie, nie der Geiſt. Denn der läßt ſich nicht faſſen von plumpen Händen und nicht teilen in Paragraphen.

Weiter: was enthält Organiſation? Stets nur einen Zweck, nie einen Sinn — der eine muß erreicht, der andere aber erfüllt werden.

Sodann: was entſteht durch Organiſation? Maſſe, die ſich geeint hat. Eine Herde, die Zäune niedertreten, aber auch Saatfelder zerſtampfen kann, ſtoßkräftig und gewaltig, aber oft gewalttätig, lenkbar durch Laune und Geſchicklichkeit derer, die ſie leiten.

Organiſation alſo iſt Zuſammenſchluß an ſich Schwacher zum Zweck größerer Macht. Das iſt feſtzuhalten. In ſie tritt nur hinein, wer es nötig hat. Sie wird geſchaffen durch Schwäche und Gleichförmigkeit. Was aber ſtark iſt und nur ſich ſelbſt gleich, das bedarf ihrer nicht.

Mehr noch: das geht zugrunde, zwingt man es hinein.

Denn das Schickſal ſolcher Menſchen iſt Einſamkeit, und dieſes Schickſal läßt keine Wahl und will erfüllt ſein. Und es iſt ein dunkles, aber mächtiges Geſetz, daß nur aus ſo erfüllten Geſchicken die großen Auftriebe und Wegweiſungen für die Menſchheit kommen.

Aber irgendwie gehört auch der Einſame in einen Zuſammenhang mit dem Menſchentum — er darf ihn nicht verlieren, ohne zu zerbrechen.

Aus übergroßer Kraft und Liebe geht er unter die Menſchen, in die Gemeinſchaft. Sie hat nichts zu tun mit Organiſation — dieſe Unterſcheidung wird freilich nicht faſſen, wer niemals einſam war und nie Gemeinſchaft erlebte.

Denn Gemeinſchaft kann nur erlebt, nie geſchaffen werden. Sie hat einen Sinn, aber nie einen Zweck. Sie erfaßt den Geiſt, nie die Materie. In ihr wird und wirkt Seele.

Maſſe aber hat keine Seele, weder als Menſchen- noch als Tierherde.

Es gilt hier einen alten Aberglauben abzutun. Wir denken uns den Menſchen immer noch als beſeelt von der Stunde ſeiner Geburt an. In dieſer Überhebung wachſen wir auf und verſäumen das Eine, was not tut: um unſere Seele zu ſorgen. Wir glauben ihrer ſicher zu ſein — und haben ſie gar nicht. Denn in einem tieferen Sinn erfaßt iſt der Menſch ein Weſen, das zur Seele gelangen *kann*. Den meiſten wird ſie nur für kurze glückhafte Augenblicke zuteil, als Liebe, Glück, Gott. Daher ſcheint ihnen ihr ganzes übriges Daſein grau, leer, öde. Sie beſtellen ſich Seelſorger — denn ſie haben an ſich ſelbſt verzweifelt. Dunkel und unbewußt ſuchen ſie weiter, finden ſelten. Nur dem Genie wird die Erfüllung — es wird Seele und erlöſt die mit, die es reinen Herzens verehren. So iſt der alte Glaube neu gegründet: Seele (nicht *die* Seele) iſt unſterblich. Denn ihre Wirkung geht über Raum und Zeit — ſie ſchafft ein Reich, in dem Vergangenes nicht tot, Totes nicht vergangen iſt. Hier liegen die letzten Zuſammenhänge zwiſchen Menſchen verankert, jenſeits noch aller Erotik, mag man dieſe auch ſo tief und ſo rein deuten wie Hans Blüher. Denn das Höchſte, was einem Menſchen begegnen kann, iſt, daß er Anteil erhält an der Gnade, und jedem ſind die beſtimmt, die ſie ihm vermitteln. So eint ſich auch der Dichter mit den „vielen", freilich:

Nur manchmal flammt aus ihnen edles feuer,
Das offenbart dir, daß ihr bund nicht ſchände.
Dann ſprich: in ſtarker ſchmerzgemeinſchaft euer
Ergreif ich eure brüderlichen hände. Stefan George

So iſt das Leben eine große Suche nach der Seele: Wer abläßt von ihr, gibt ſein Beſtes auf. Die Form der Gemeinſchaft, die ihm noch gelingt, iſt der Verein (von ver-einen) — eine verkümmerte und entwertete Form zumeiſt, die aber in geweihter Stunde wunderbar aufblühen kann. Viele Ehen ſtehen auf der Mitte zwiſchen Verein und Gemeinſchaft; viele ſind nur eine Organiſation zu zweit.

Denn nur den Begnadeten gelingt — als koſtbarſtes Erlebnis — der Bund.

Es bleibt übrig, kurz die Wechſelbeziehungen zu betrachten, die zwiſchen dieſen beiden Formen menſchlicher Zuſammenhänge — der intenſiven der Gemeinſchaft, der extenſiven der Organiſation — ſtattfinden können. Ein Verband, der nicht vom Geiſt der Gemeinſchaft getragen wird, iſt ſeelenlos und nicht imſtande, wahrhaft wertvoll in einem letzten Sinn zu wirken. So iſt den Geſchäftigen und Betriebſamen zu ſagen: Schafft Organiſationen, ſoviel notwendig ſind. Vieles läßt ſich nun einmal nicht

anders zustande bringen. Aber seid euch bewußt, wie wenig damit getan ist. Vergeßt nicht, daß dahinter erst das eigentliche Werk beginnt. Besonders denen, die sich Sozialisten nennen, gilt diese Mahnung. Es ist eine gerechte Forderung, daß die Güter nach Gebühr verteilt werden; keiner soll Überfluß haben, solange einer ohne Schuld darbt. Aber glaubt nicht, daß ihr mit Dogmen und Programmen die Welt erlösen könnt. Noch viel weniger, wenn sich hinter ihnen mühsam Gier und Neid verbirgt. Ist das Sozialismus, wenn jeder gleich *viel* (vom andern) haben will? Ehe nicht der Geist der Gemeinschaft erwacht und Menschen und Völker einander nahebringt, ist nichts zu hoffen. Noch fehlt viel, daß wir auch nur den Grund legen können zu dem großen Werk, dem Aufbau der Gemeinde aller Menschen.

Treten wir von der andern Seite her an das Problem heran, so müssen wir sagen: Wahre Gemeinschaft steigt herab, wenn sie sich organisiert. Sie erträgt zwar, je nach der Stärke des Geistes, der in ihr waltet, ein gewisses Maß von Formen und Formeln — aber es muß ein Mindestmaß bleiben, „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Sonst tritt unrettbar Erstarrung ein.

Diesem Widerstreit ist die Geschichte der Menschen, was ihre Bindungen untereinander anbetrifft, von jeher unterworfen: bald wird im Übermaße organisiert, weil Not und Schwäche dazu treiben und echte Gemeinschaft fehlt, bald blühen kleine Organisationen auf und werden weithin reichende Gemeinschaften, bis sie wieder erstarren. Diese Dinge sind unserm Belieben entrückt, und es ist Vermessenheit, ihnen anders als in Demut zu nahen. Greift man mit plumper, überschneller Hand in dieses zarte Wachstum, so trifft man es tödlich. Man soll nicht alles „machen" wollen. Die Freiheit des Menschen muß gewahrt bleiben, auch gegenüber allem Gefasel von Gleichheit. Es gibt eine Art von Menschen, die in dieser stickigen, dumpfen Luft nicht atmen könnten — es gibt ein Sakrament der Einsamkeit, das geachtet werden soll. Denn von diesen einsamen Menschen — die freilich nicht zu verwechseln sind mit den armseligen Schwätzern in Gerhart Hauptmanns kümmerlichem und unwahren Schaustück — ist den andern, man sage was man wolle, bisher alles Heil gekommen. Freilich, die Natur ist auch hier verschwenderisch und liebt zu experimentieren: viele gehen zugrunde, ehe der große Wurf gelingt. Engt man ihren Spielraum ein, so zerstört man kostbare Möglichkeiten — es könnte schließlich geschehen, daß diese Menschen wenn nicht verschwinden, so doch verstummen. „Mancher, der in die Wüste ging, und mit Raubtieren Durst litt, wollte nur nicht mit schmutzigen Kameltreibern um die Zisterne sitzen." (Zarathustra, vom Gesindel.)

Hans Eberl

Die Sackgasse

Das Rückgrat aller bürgerlichen Kultur ist das Recht. Sie kann sich nur im Kampfe um das Recht erheben. Der religiösen Kultur liegt das bürgerliche Rechtsverlangen fern, weshalb wir beim Entstehen der deutschen bürgerlichen Kultur, im Kampfe der Gesetzgeber gegen das Faustrecht, die Kirche durchaus nicht auf der Seite des Rechtes stehen sehen. Vielmehr laviert sie mit allen Strömungen, nur bedacht, ihren Einfluß und ihre Macht zu stärken. Diese Tendenz behält sie bei bis in die neueste Zeit, wie sie letztlich durch ihr Verhalten zum Weltkrieg bewies. Und sie bleibt auch ihrer alten Methode treu, indem sie sich einer unzweideutigen Stellungnahme für den Volksstaat enthält. Wenigstens ist uns die Anordnung feierlicher Gebete für den Volksstaat, wie sie für die militärische Monarchie gang und gäbe waren, noch nicht bekannt geworden.

Der „Volksstaat von Gottes Gnaden" ist noch nicht erfunden. Warum? Weil er

eine bürgerliche Einrichtung iſt. Weil er eine Krönung des tauſendjährigen Kampfes ums Recht iſt. Er hat ſich ohne Weihe und Salbung durchgeſetzt. Womit aber nicht geſagt iſt, daß ihn die Kirche nicht doch erfinden wird. Ob ſie nicht verſuchen wird, ihren jetzt verlorengegangenen Herrſchaftsanteil zurückzugewinnen? Sie muß nur erſt von der Dauer des Volksſtaates überzeugt ſein.

Was aber verbürgt ſeine Dauer? Das kann er ſelbſt in ſeiner reinſten Form, das heißt: wenn er ſeiner Idee treu bleibt, das Recht zu verbürgen und in ſeinem der Gewalt entgegengeſetzten Sinne auszugeſtalten. Weil es aber keine Macht ohne ſtaatliche Organiſation geben und keine ſtaatliche Organiſation ohne Recht beſtehen kann, ſo muß ſich auch der Volksſtaat im Dienſte des Rechts als Machtinſtrument ausbauen. Zugleich aber wird damit die Möglichkeit gegeben, daß dieſes durch den freien Geſellſchaftsvertrag geheiligte Inſtrument in gewalttätige, rechtsfeindliche Hände übergeht, und daß wir es erleben können, daß, wie die Kirche jahrhundertelang das Inſtrument der monarchiſchen Gewalt für willkürliche Zwecke mißbrauchte, auch der Volksſtaat mißbraucht wird, das Recht zu verderben, ſtatt es zu entwickeln.

Was legitimierte damals die Kirche zu ihren Gewalttätigkeiten? Das war eine myſtiſche Idee. Die Idee des Gottesſtreitertums. Wiewohl die Ziele der chriſtlichen Religion jenſeits von dieſer Welt lagen, hielt ſich der Prieſter für verpflichtet, die Widerſacher der Idee ſchon auf Erden auszurotten, obwohl er das ruhig hätte dem ewigen Richter überlaſſen können. Er aber machte ſich ſelbſt zum Richter und ſpielte die göttliche Gewalt gegen die irdiſche aus. *Das myſtiſche Recht verdarb das menſchliche.*

Auch heute erleben wir wieder die Auflehnung myſtiſchen Rechts gegen menſchliches Recht. Der Volksſtaat iſt kaum erſt dem Namen nach errichtet, ſo macht ſich ſchon eine Tendenz bemerkbar, mittels ſeiner das Beſitzrecht abzuſchaffen. Bevor aber der Kommunismus nicht einen klaren Plan entwickeln kann, in welcher Form ſeine Produktion vor ſich gehen ſoll, kann uns alle Überzeugungstreue und aller Opfermut ſeiner Verfechter nicht davon abbringen, daß *ſeine Idee eine rein myſtiſche* iſt. Und zwar deshalb, weil ſie mit der unveränderbaren menſchlichen Natur im Widerſpruch ſteht. Der kommuniſtiſche Rechtsbegriff, der ſich ſo gern als Naturrecht gebärdet, iſt ſo gewiß unnatürlich, wie die Jenſeitsidee. Er iſt ein Spiel des abſtrakten Geiſtes, ohne Bezug auf die Einrichtungen der menſchlichen Geſellſchaft. Er kann, wo er eingreift, nur verderblich wirken und die Entwicklung des Rechtsſtaates gewalttätig unterbinden.

Die Sozialdemokratie iſt in ihrer Vergeſellſchaftlichungsidee ſtark von dieſer Myſtik angefärbt. *Inſofern nämlich, als ſie die Vergeſellſchaftungsidee an Stelle der Rechtsidee zur Achſe ihres ſtaatlichen Denkens erwählt hat.* Bevor die Sozialdemokratie zur Herrſchaft kam und ſich als Partei des Rechts der Unterdrückten fühlen durfte, trat die Verſuchung nicht an ſie heran. Der Kampf ums Recht legitimierte und beſchäftigte ſie hinreichend. Nun iſt er inſofern von Erfolg gekrönt worden, als ſie jetzt — gemeinſam mit der bürgerlichen Demokratie — das Inſtrument in die Hände bekommen hat, um das Recht im lange erſtrebtem Sinne auszubauen. Iſt die Vergeſellſchaftung der Arbeitsmittel ein Stück von dieſem Recht? Und iſt ſie ſomit ein Verfaſſungsbeſtandteil des Volksſtaates?

Es iſt zu behaupten, daß ſich die Sozialdemokratie damit auf einen myſtiſchen Abweg begibt. Die Läuterung unſeres Staatsweſens von der ihm anhaftenden Myſtik, ſeine Kriſtalliſation zur rein weltlichen Geſellſchaftsverfaſſung findet gerade Wider-

stände genug, als daß wir es mit neuer Mystik belasten dürfen. Oder ist vielleicht — um nur einen von vielen Fäden aufzugreifen — die Vorstellung, daß der Staat verpflichtet ist, Arbeit und Brot zu verschaffen, nicht mystisch? Man sehe sich den Staat etwa in seiner heutigen Lage an, wo er den Arbeitswilligen keine Arbeit verschaffen, für viele Arbeit aber keine Arbeitswilligen finden kann, die Arbeitslosen durch unendliche Notenfabrikation, also auf Kosten künftiger vermehrter Zwangsarbeit erhalten muß, aber in kurzer Zeit vor dem Ende aller Ernährungsmöglichkeiten steht, wenn nicht mildtätige Wucherer und Schieber von draußen baldigst ihre Hände öffnen. Gewiß, dies ist eine Ausnahmslage, aber sie ist doch Wirklichkeit und zeigt die Rolle des Staats als Allversorger in, wenn auch zur Karrikatur verzerrten Lebensgröße, und deutlich genug für alle. Es zeigt, in welch unmöglicher Stellung sich der Einzelne als Brot und Arbeit fordernder dem Staate gegenüber befindet. Der Staat ist hier nicht mehr das Produkt des gemeinsamen Gesellschaftswillens, sondern das Objekt der Befriedigung des Einzelwillens.

Kann es, wenn sich der Staat als Produktionsorganismus einrichtet, in „normalen" Zeiten anders werden? Welches ist denn jetzt die Stellung des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber? Doch stets — und mit vollem Recht — die des Egoisten. Er arbeitet, um sich selbst zu erhalten. Würde er am Staat anders handeln können? Er könnte es nicht. Ein altruistisches Arbeitsmotiv in Verbindung mit der Selbsterhaltung gibt es nicht. Das wäre eine abstrakte Idee, die auf Objekt und Form ohne Einfluß bliebe. Mystik! Auch der Staat als Arbeitgeber bleibt der reale, unmystische Existenzgeber. Die Staatsidee bleibt unberührt, unbefruchtet von dieser seiner Nebenfunktion.

Der Staat hatte bisher, wenn er in den privaten Arbeitsprozeß eingriff, keine andere Rolle, als den überkommenen und neu sich bildenden Formen des Faustrechts entgegenzutreten. Auf diesem Wege ist er als Volksstaat um ein Stück weiter gelangt. Seine künftige Arbeit liegt auf der gleichen Linie. Sie ist nichts „Neues", sie wird nur von der Seite der Besitzenden her weniger Hemmungen erleiden. Dagegen tritt nun die Gefahr von der andern Seite heran, als Faustrecht der Besitzlosen.

Will der neue Staat diesem Faustrecht Konzessionen machen, so kann er dafür keine anderen Motive beibringen, als mystische; nämlich, daß im Proletarier ein besserer Mensch stecke, als in dem „selbstsüchtigen und feigen" Bürger. Wo bleibt aber der bessere Mensch, wenn er sein staatsbestimmendes Auftreten damit beginnt, den Rechtsstaat wieder abzubauen und faustrechtliche Motive hineinzutragen? Dabei soll nicht etwa böse Absicht oder Egoismus unterstellt sein. Hier liegt lediglich die mystische Vorstellung zugrunde, daß aus der gewaltsamen Beseitigung von Rechtssicherungen des einen Teils der andere Teil segensreicher für die Gesamtheit wirken könne. Welch ein Schlag gegen die wahre Idee des Volksstaates! Hat nicht auch die Kirche des Mittelalters ihre Greueltaten begangen, um das Reich der Liebe zu befestigen?

Es liegt ein hoher und herrlicher Gedanke in dem „Gleiches Recht für Alle". Aber dieser Gedanke, das Leitmotiv des Volksstaates, kann nur rechtlich gefaßt werden. Ihm liegt die Gleichheit aller Menschen zugrunde, aber das kann nur die Rechtsgleichheit sein. Der Gedanke des Rechts läßt sich unendlich ausbauen und erweitern. Zum Beispiel als Recht auf Bildung. Indem die Bildungsmittel auf Kosten des Staates allen Gleichbegabten gleichmäßig zugänglich gemacht werden. Das ist ein Recht der Persönlichkeit, frei von jeder mystischen Dunkelheit. Nur solche Rechte darf der Staat in sich aufnehmen, nur solche Forderungen an sich herantreten lassen. Der Staat ist die erweiterte Persönlichkeit.

Das Wirtſchaftsleben iſt nie die erweiterte Perſönlichkeit, ebenſowenig wie der materielle Beſitz es iſt. Hier darf der Staat nur regelnd eingreifen, um die perſönliche Anmaßung daraus zu beſeitigen: etwa perſönliche Vorrechte, die ſich aus dem Beſitz herleiten, oder übermäßige Forderung von Arbeit auf der einen Seite, oder von Lohn auf der andern. Wirtſchaft, die der Staat ſelber betreibt, ſollte nur ſolche ſein, die der Verbürgung der perſönlichen Bewegungsfreiheit dient, z. B. Verkehrsmittel. Das iſt logiſch, weil die Bewegungsfreiheit als Begriff wie als Einrichtung die Grundlage des Rechts iſt.

Das Arbeitsgebiet des werdenden Volksſtaates iſt unbegrenzt, auch wenn er ſich von jeglicher Myſtik freihält. Aber groß iſt auch die Gefahr myſtiſcher Einmiſchungen, zumal im Gewande ſcheinbarer Realiſtik, worin der Kommunismus in der abgeſchwächten ſozialdemokratiſchen Form ſich gefällt. Myſtik im Staatsleben führt ſtets in die Sackgaſſe des Unrechts zurück. Wir wollen nicht geiſtliche und monarchiſche Gewalten überwunden haben, um uns unter das Joch eines „aufgeklärten Kommunismus“ zu beugen. Ihn abzuwehren, darin erkennen wir mit größter Klarheit die unentbehrliche Funktion der bürgerlichen Demokratie zwiſchen Links und Rechts im neuen Volksſtaate.

Hermann Gottſchalk

Beruf, Erwerb, Klaſſe

Bei den Erörterungen über Organiſation der Berufe als Grundlage der Selbſtregierung des Volkes im Staate wird gewöhnlich die wichtige Tatſache überſehen, daß wir den Beruf der Bürger nicht kennen, ja, daß die meiſten Bürger überhaupt keinen Beruf haben. Was in der ſogenannten Berufsſtatiſtik gezählt iſt, ſind nicht die Berufe ſondern die verſchiedenen Arten der Erwerbsgelegenheiten. Anderes iſt ja für die große Mehrzahl aller der ſogenannte Beruf auch gar nicht. Man halte ſich doch nur an das Wort Beruf, das von berufen herkommt. Wer fühlt ſich denn berufen zu dem, was er treibt und meiſt treiben muß, um den Unterhalt zu erwerben? Und wer weiß, wozu die andern berufen ſind, ja auch nur, was ſie arbeiten? Denn unſere Statiſtik zählt nicht das, was die Bürger arbeiten, ſondern nur das, was ſie gegen Geld arbeiten. Alle Arbeit, die nicht zum Gelderwerbe geleiſtet wird, zählt nicht mit. Deswegen iſt die Berufsſtatiſtik ganz falſch. Die Bedeutung der Landwirtſchaft zum Beiſpiel iſt aus politiſchen Gründen übertrieben, indem man alle mithelfenden Familienangehörigen der Landwirte als berufstätig und alle für den eigenen Bedarf geleiſtete landwirtſchaftliche Arbeit als berufliche mitzählte, während man im Gewerbe dieſe Dinge unter den Tiſch fallen ließ. Die Unmenge gewerblicher Tätigkeit, die von den Hausfrauen und von den Männern im Hauſe geleiſtet wird, erſcheint nicht in der Statiſtik. Der allergrößte und allerwichtigſte Beruf, derjenige der Hausfrauen und Mütter, erſcheint gar nicht in der Statiſtik; ſondern dieſe kennt als Küchenintereſſen nur die Gaſtwirtſchaften und das Lohnküchenperſonal, als Erzieher nur die Lehrer und ſonſtigen Perſonen, die für Geld fremde Kinder erziehen.

Eine Begründung der Volksvertretung auf den „Beruf“ nach der Berufsſtatiſtik würde alſo eine Organiſierung der Erwerbsintereſſen ſein, würde dieſe noch viel ſtärker in den Vordergrund rücken, als ſchon bisher zum Unſegen unſerer Politik der Fall war, und würde wahrſcheinlich den wichtigſten Beruf der Hausfrauen und Mütter ganz ausfallen laſſen.

Wenn wir den organiſchen Berufsſtaat wollen, ſo müſſen wir zuerſt den Bürgern wieder einen Beruf geben. Man darf ſich nicht durch die geſchichtlichen Erinnerungen

täuschen lassen. Der mittelalterliche Handwerksmeister, Gutsbesitzer, Geistliche, Lehrer, auch der freie Bauer hatte einen Beruf. Er ergriff die Lebensbeschäftigung nicht aus Not oder Gewinnsucht, sondern weil er sich dazu berufen fühlte — wenn auch nur aus Familientradition. Seine „Nahrung", d. h. ein standesgemäßes Auskommen, war durch die wirtschaftliche Ordnung jedem Fleißigen gesichert. Die Unterschicht aber, der Landarbeiter, der Leibeigene, der städtische Geselle usw. kam weder als politischer noch als kultureller Faktor in Betracht. Er war rechtlos, zählte einfach nicht — was wissen wir denn heute vom deutschen Volke zu Goethes Zeit? Das schöne Bild der klassischen Zeit von Weimar beschränkt sich auf eine ganz dünne Oberschicht.

Heute aber stehen die Massen im Vordergrunde. Auf sie muß unsere Kultur, muß die Staats- und Wirtschaftsordnung zugeschnitten sein. Sie haben keinen Beruf. Zum Straßenkehrer ist man nicht berufen, auch nicht zum Fabrikarbeiter oder Bureauschreiber. Diese sogenannten Berufe sind nur Erwerbsgelegenheiten, zu denen die Not treibt. Aber gleiches gilt auch von der Mehrheit der mittleren und oberen Schichten. Man denke doch nur den Fall, daß jedem Bürger angeboten würde, ihm sein Berufseinkommen als Pension zu geben, wenn er auf die Ausübung des Berufs verzichtete. Neun Zehntel würden sofort zugreifen — um sich einer anderen Arbeit zuzuwenden, in der sie mehr Befriedigung fänden als im bisherigen Erwerbe.

Die Soldaten- und Arbeiterräte, die gegenwärtig das Problem der politischen Berufsorganisation brennend machen, sind keine Berufsorgane, sondern Klassenorganisationen. Von den Soldatenräten versteht sich das von selbst, weil sie ja nicht aus Berufssoldaten bestehen, sondern nur Mittel sind, den Einfluß der Offiziere, die Macht des „Militarismus" zu brechen. Aber auch die Arbeiterräte sind nur Kampforgane, mit denen die ausgebeuteten Proletarier sich gegen ihre Ausbeuter wehren. Sie sind das Mittel zur Diktatur des Proletariats und als solches überflüssig, weil jede wahre Demokratie die Wünsche und Bedürfnisse der Arbeiter und der Besitzlosen zur Herrschaft bringen muß. Sie sind die Mehrheit, die große Mehrheit im deutschen Volke; bei freier Wahl nach genügender Aufklärung der Gesamtheit werden sie in jedem Parlamente die Mehrheit haben und die Politik entscheidend bestimmen können.

Ganz etwas anderes sind die Bauernräte. Ihre Verkoppelung mit den Arbeiterräten ist nur durch das russische Vorbild zu erklären. Der russische Kleinbauer war ein Proletarier, der durch Regierung und Gutsbesitzer bedrückt und ausgebeutet wurde; der hungern mußte, weil ihm das Korn zur Ausfuhr abgepreßt wurde. Daß er mit den städtischen Proletariern sich gemeinsam organisierte, um das Joch seiner Ausbeuter politisch und wirtschaftlich abzuschütteln, ist begreiflich und sachlich begründet. Eine gleiche Bewegung der Landarbeiter und der Kätner in den Gutsbezirken Ostelbiens hat auch in Deutschland Sinn. Aber in den Bauerngegenden fehlt die soziale Voraussetzung dafür. Wenn beispielsweise Bayern eine radikaldemokratische Bauernbewegung hat, so bezweifle ich, ob sie großen Umfang annehmen und lange halten, vor allem ob sie auch den Sozialismus mitmachen wird. Und wenn sie die Klassenorganisation der Räte mitmacht, so scheint mir das ein Irrtum zu sein, der bald sich als solcher erweisen und die praktischen Folgen auslösen wird.

Die Bauernräte sind Berufsvereine und werden sehr bald als solche sich umbilden. Die Arbeiterräte in die gleiche Bahn zu lenken, ist die große taktische Aufgabe unserer inneren Politik. Denn eine Interessenvertretung der Arbeiter auf wirtschaftlichem

und anderem „sozialem" Gebiete ist nötig und auch fruchtbar. Sie wird ergänzt durch eine Verbesserung der ja schon bestehenden amtlichen Körperschaften für die anderen „Berufe", d. h. Erwerbsinteressen: Handelskammern, Handwerkskammern, Landwirtschaftskammern. Nur die politische Macht soll nicht diesen wirtschaftlichen Interessenvertretungen anvertraut werden, damit nicht der Streit dieser Interessen allein maßgebend wird und uns jede fruchtbare Kulturpolitik unmöglich macht. Sondern für die politische Entscheidung ist das allgemeine Stimmrecht mit Verhältniswahl eine weit bessere Grundlage. Die darauf beruhende Volksvertretung wird um so besser arbeiten können, je mehr eine geschickte Organisierung der Wirtschaftsinteressen ihr den Streit und die Fülle der Wünsche aus den sogenannten Berufen abnimmt. Eine der wichtigsten Aufgaben ist es dann, den Volksgenossen wieder Freude an der Arbeit, die Möglichkeit zur Wahl der Tätigkeit nach Anlage und Neigung zu schaffen und damit erst die Erwerbsgelegenheit wieder zum Berufe zu machen*.

Heinz Potthoff

Militärische Verbureaukratisierung

Zur Ergänzung des Aufsatzes „Über Militarismus" im März-Heft der „Tat" entnehmen wir einer Arbeit von Lothar Engelbert Schücking über seine Erfahrungen folgende Anklage: (Leitung)

Weshalb gab man uns im November vor Ypern bei den Sappeangriffen wochenlang keine Schutzschilde, obgleich man dieselben kannte und hatte? Weshalb gab man uns auch jahrelang keine Stahlhelme gegen Granatsplitter, obgleich der Feind mit Stahlhelmen ausgerüstet war? Weshalb nahm man nicht früher die französischen Grundsätze des Stellungskrieges an, den ersten Graben nur schwach zu besetzen, sondern massierte die deutschen Truppen jahrelang in einem einzigen Graben und ließ sie dort von Granaten zersägen, bis Hunderttausende gefallen waren? Unsere oberste Heeresleitung kannte doch das hervorragende französische System beinahe seit dem russisch-japanischen Kriege, seit Jahren, weshalb erlaubte sie uns nicht, es anzuwenden? Hätten wir unsere Divisionskommandeure vorn im Graben gehabt, dann würde der Systemwechsel nicht eine Woche gedauert haben, das war dem dümmsten polnischen Rekruten sehr bald klar. Weshalb dauerte es so lange, bis ein vernünftiges Zusammenarbeiten zwischen Infanterie und Artillerie zustande kam? Alle diese Fehler, durch die Zehntausende starben, bis die Mängel abgestellt waren, von denen des Sanitätswesens gar nicht zu sprechen, zeigten eine Gleichgültigkeit gegen Verluste teuersten Menschenblutes, die nur durch die Russen übertroffen wurden. Diese Gleichgültigkeit war noch schlimmer bei Angriffen. Es gab 1914 Generäle, die Regimenter wie Streichhölzer verbrauchten, indem sie mittags ohne Vorbereitung durch Artilleriefeuer kompagnie- und bataillonsweise frontal gegen Maschinengewehrfeuer sinn- und zwecklos stürmen ließen. Wir nannten das vor Ypern „auf Verluste arbeiten" und hatten nur den einen Wunsch, unseren General, oder ein Mitglied seines Stabes, von dem wir an der Front nie etwas zu sehen bekamen, bei Ausführung der lediglich telephonisch gegebenen Befehle mal bei uns zu haben, damit er das feindliche Maschinengewehrfeuer nicht nur durch Meldungen kennen

* Näheres in meinen Aufsätzen und Flugschriften: „Vom allgemeinen, gleichen Wahlrechte" in „Das Monistische Jahrhundert", Heft 6, Leipzig 1914; „Berufsparlament" in Heft 2 der „Hilfe", Berlin 1919; „Die staatliche Organisierung der Arbeiter, Angestellten und Beamten", bei Duncker & Humblot, München 1919; „Der Volksstaat, Wesen und Aufgaben sozialer Demokratie" bei A. Herz, München 1919.

lernte. Es gab viele tapfere Generäle und Vorgesetzte, aber jeder Frontsoldat, und wer ist nicht Frontsoldat gewesen in diesem Kriege, hat mal bei einer Formation gestanden, wo mit dem Leben der Mannschaften und Frontoffiziere geradezu verbrecherisch gewirtschaftet wurde.

Der Militarismus und seine Dirne*

Das schwerste ist nicht, Nahrungsmittel und Rohstoffe hereinzubekommen, sondern zur Arbeit zu gehen. Der Krieg hat das Rad der Kultur um hunderttausend Jahre zurückgedreht. Ein jahrelanger Müßiggang hat in den Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts die Unlust zur Arbeit, die völlige Gleichgültigkeit gegen das ethische Ferment in ihr, die dem Naturmenschen eigen ist, gelegt. Es mag bei den andern ebenso sein, uns aber bedeutet es am meisten. Aber dieser Zustand wäre noch nicht so schlimm, wenn nicht eine ideologische Infamie hinzukäme. Es war kein Müßiggang schlechtweg, es war ein Müßiggang in Waffen. Abgesehen von den für die ganze große Zahl verschwindend wenigen aktiven Offizieren, hat der Krieg niemandem ein Feld für die Arbeit geboten. Alle waren aus ihrem Boden herausgerissen, und Vollmenschen waren verurteilt, Teilmenschen zu werden. Aus Fertigem wurden Ansätze zurückgebildet. Der Dienst war eine Notwendigkeit, zu der die Hände nicht geschickt, der Kopf nicht willig war. Das ergab — Konflikte?

Es ist das Furchtbare, daß die Konflikte äußerst geringfügig, an vielen Stellen überhaupt nicht vorhanden waren. Und hieran trägt die ideologische Infamie die Schuld. Die Soldaten wurden zu Menschen gemacht, die nicht sachlich gewürdigt wurden. Sie wurden nicht von selbst solche Menschen, sie wurden dazu gemacht. Hätte man sie sich selbst überlassen, so wären sie vielleicht innerlich verarmt. Sei's immerhin! Sie hätten auch den Hunger der Armen gefühlt. Sie hätten sich danach gesehnt, wieder am Tisch sitzen zu können. Aber das Mitleid kam. In Rhapsodien wurden ihre Leiden besungen, die oft gar nicht Leiden waren, wurden Heldentaten konstruiert und denen beigelegt, die es als Furchtbarstes ersahen, wenn sie einmal eine Strecke außerhalb des schützenden Grabens gehen mußten, und wurde Mitleid, Mitleid, Mitleid gejammert. Da wurden sie nachdenklich, da konstruierten sie sich eine Welt, die zum Mitleid paßte, da lümmelten sie sich hinein und fanden sie mollig. Das Mitleid verbot ihnen, sich selbst zu erkennen; es verbot ihnen, mit unnachsichtiger Hand in den Wust weichlicher Duselei und Selbstbespiegelung hineinzufahren. Wenn je, so geschah hier die Probe auf das Wort: durch nichts ist in der Welt so viel Unglück angerichtet worden als durch das Mitleid. Sie hätten nach Brot hungern sollen, und man fütterte sie satt mit lätschigem Zuckerkram. Der Staat hatte kein gutes Gewissen. Er fühlte, daß er Vollmenschen degradiert hatte, und sah darum nicht nur ruhig zu, wie ihnen von anderer Seite der Zuckerlutsch in den Mund gesteckt wurde, sondern tat gar alles, um die Stimmung zu verweichlichen. Er bestrafte mit Freiheitsentziehung, wenn bei einem die Halsbinde um Strohhalmbreite zu weit über den Kragenrand schaute, und er schüttete ganze Fuder Himbeer- und Schokoladenzeugs aus über denselben Menschen. Damit wollte er sich von seiner Sünde rein waschen, und er dachte, wenn ich unverständigen Neunzehnjährigen sage, sie seien Männer, dann kann ich diese jungen Bäume ruhig abholzen.

* Vom Verfasser dieser kleinen Betrachtung erschien dieser Tage im Verlag J. Engelhorn (Stuttgart) ein Buch mit dem Titel „Der deutsche Offizier der Zukunft, Gedanken eines Unmilitärischen", 114 Seiten.

Das Kriegshandwerk höhlte die Seele aus. Aber es ſchuf zugleich den horror vacui. Und in dieſen ſetzte ſich Großmannsſucht, Poſitivismus und ſeeliſche Autarckie. Unbelehrbar kamen die meiſten zurück und mit der eigenſtes Leben gewordenen Selbſtlüge, daß ſie draußen Hervorragendes geleiſtet haben. Daß ihr Daſein im Felde durchaus negativ gerichtet war, erkannten ſie nicht. Daß zum Bilden und Durchſetzen einer eigenen Meinung mehr Mut gehört als zu einem — für den Einzelnen ſo höchſt ſelten vorkommenden — Sturmangriff, wer hätte das ſagen dürfen? Satte, Abgeklärte, Fertige kamen zurück. Was wollte der Heimatstiſch vorſetzen? Arbeit? Man verlangte Unterſtützung und Kino, Unterſtützung und Nahrungsmittelextrazulagen, Unterſtützung und Tanzvergnügen. Verhätſchelte Jungen kamen zurück, die nicht in die ſtrenge Zucht des Sichſelbſterkennens, der Rückſichtsloſigkeit gegen das eigene Ich genommen worden waren. Der Staat hatte das verhindert. Selbſt wenn ſie ſich ſelbſt dagegen auflehnten, wenn ſie in die Heimat ſchrieen: „Wir ſind nicht ſo, wie ihr euch denkt, wir ſind keine Helden. Wir ſind Hungernde!", dann nahm er ſie erſt recht zwiſchen ſeine Knieen, ſteckte ihnen, wie man eine Gans nudelt, einen Stopfen nach dem andern ein und freute ſich ſeines Tagwerks, wenn ſie ſich vor Sattheit kaum bewegen konnten. Was geſchah für den Geiſt? Wer dachte daran, daß er einſt nur der Geiſt ſein könne, der der Schwachheit aufhelfe? Stumpfſinn wurde gepflegt, Stopfmenſchen gezogen. Jetzt trifft den Staat ſeine eigene Sünde, weil er ſeine Glieder entgeiſtigt hat. Das iſt der große Fluch, den der alte Militarismus hinterlaſſen hat aus ſeiner verlogenen Verbindung mit dem Mitleid.

Arno Voigt (Miles)

Deutſchland als Idee

Nach der Niederlage, der Not, der Lostrennung großer Landesteile, der wirtſchaftlichen, politiſchen, geiſtigen Zerrüttung drohte als äußerſte und furchtbarſte Gefahr der Auseinanderfall des Reichs in den alten Partikularismus. Daß es der Einſicht der führenden Männer, daß es dem Gewiſſen des Volkes gelingen werde, ihn abzuwenden, haben wir gegründete Hoffnung; immerhin iſt es geboten, auch auf dieſe Möglichkeit vorbereitet zu ſein, die ja durch die ruſſiſche Revolution analogiſch vorbewieſen iſt. Geſetzt nun, es käme in der Tat dazu — was wäre verloren? was wäre zur Wiedergewinnung, zur Wiedererſtarkung in Angriff zu nehmen?

Das Elſaß mit Straßburg iſt nach menſchlicher Vorausſicht gänzlich und für immer aufzugeben; Südtirol mit Bozen, Brixen, Sterzing, Meran, ferner Deutſchböhmen, -mähren, -ſchleſien, ebenſo Poſen, ein Teil Weſtpreußens, Nordſchleswig dürften kaum zu erhalten ſein; mit dem Verluſt des Saarbeckens muß gerechnet werden. In Summa: ſchon jetzt iſt ein ziemlicher Beſtand deutſchen Wohnſitzes der Fremdherrſchaft preisgegeben. Zweifellos werden die Uſurpatoren, wofern auf der Friedenskonferenz nicht einſichtig entſchieden wird, mit der deutſchen Irredenta dieſelben Mühen haben, mit denen das einſtige Öſterreich der italieniſchen, kroatiſchen, ruthe-niſchen uſw. Beſtrebungen ſich zu erwehren hatte. Dies aber eröffnet neuerlich einen Ausblick auf Zwiſte, Unruhen, ja auch Kriege, und würde das hochherzige Programm des amerikaniſchen Präſidenten in einigen Dezennien ebenſo zerſtört finden laſſen, wie wir Heutigen die Schöpfung Bismarcks in Trümmern und im Unrecht vor der Geſchichte erblicken.

Der Schmerz, den jeder Deutſche über eine ſolche Änderung der europäiſchen Karte empfinden muß, wäre gewiß ein glimpflicher gegenüber dem, der ihn die Anarchie oder den Zerfall des Vaterlandes beklagen hieße. Denn in jener Lage könnte er ſich

zum Troste sagen, daß außerhalb des Reichs — in der Schweiz, im Baltikum, in Österreich, in Siebenbürgen — ja auch Deutsche wohnen, deren Staatszugehörigkeit ihn vor dem Kriege — einige Alldeutsche ausgenommen — kaum je bekümmert hatte. Ein pangermanischer Gedanke, analog dem panslawischen, bestand unter Deutschen nicht. Ein politisches Ziel der Vereinigung aller Deutschen in einem Staatswesen hat es ebenso wenig gegeben, wie Amerika und England ein gemeinsames anglikanisches Reich je erstrebt haben, noch erstreben werden. Anders stünde es mit dem völligen Zusammenbruch des Reichs, der mit einem Verzicht auf Weltpolitik und Welthandel — wenigstens in dem bisherigen Ausmaß — gleichbedeutend wäre.

Das neunzehnte Jahrhundert war ein nationales Zeitalter. Dieser Nationalismus aber erfuhr an sich selbst dieselbe Umwandlung, die das Jahrhundert durchmachen mußte: vom Idealismus der Philosophie zum Materialismus der Naturwissenschaften und der sozialen Erkenntnis. Man könnte die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts nicht besser aufzeigen als durch die Geschichte ihrer Wissenschaftsauffassung; sie stellt den Weg dar, den der deutsche Geist von Kant und Fichte bis — Ernst Haeckel zu nehmen hatte.

Wenn die herrliche Schrift des Novalis „Die Christenheit oder Europa" die Elegie ist, mit der das frühere Jahrhundert von den Idealen des Weltbürgertums und Humanismus romantisch Abschied nahm, so erhoben, vorbereitet durch Kant und Schiller, die „Reden an die deutsche Nation" dem neuen Jahrhundert ein Ziel, das spätere Geschlechter immer mehr mißverstehen sollten, bis es — wie die heutige Lage zeigt — völlig um seine Würde gekommen war. Der deutsche Nationalismus, noch in den Freiheitskriegen ein edler Wille, noch in den Bürger-Revolutionstagen ein großer, weltverbindend vorgestellter Begriff, war nach und nach — hauptsächlich durch die preußische Führung der Nation — zu einem bloßen Machtstreben ausgeartet. 1864, vollends aber 1871 verkehrte, was 1813 und noch 1848 gewollt. Aus Verteidigung und Freiheit war Angriff und Zwang; aus Recht (durch Pflicht) Macht geworden. Jedermann weiß, was die sogenannte Zeit des Aufschwungs bedeutet hat; daß mancher schöne Wert erzielt wurde, sei nicht geleugnet; aber Deutschland war nicht mehr deutsch, es war merkantilisiert, amerikanisiert, imperialisiert. Nicht Preußen allein, das nur nachahmte, der Stand der allgemeinen Zivilisation ist hier bestimmend gewesen. Deutschlands Unglück war, daß es sich in das nicht schickte, was es mittat; ebenso wenig, wie ihm etwa der Ruhm seiner selbst gelingt, der den romanischen Völkern so wohl ansteht.

Nationales Streben geht auf zwei Arten von Ausbreitung: wirtschaftliche und territoriale. Wie sehr schädigend die erste gewirkt, ist gesagt worden; uns beschäftige heute die zweite. Der Nationalismus der Franzosen, Italiener, Polen, Tschechen, Südslawen usw. erweist sich als ein bloßer Territorialismus, während der der Engländer und Amerikaner, territorial saturierter Völker, ein „uneigennützig" kapitalistischer geblieben ist. Von dieser Auffassung des nationalen Fortgangs als eines territorial expandierenden waren nur zwei Völker der Geschichte frei: die Griechen des Altertums, die eine politische Einigung niemals für nötig befunden hatten und denen der geistige Amphiktyonenbund genügte, und eben die Deutschen, schon bei Tacitus, durch das ganze Mittelalter, die ganze Neuzeit hindurch bis zum Wartburgfest oder wohl erst zu Bismarck.

Im Mittelalter haben die Deutschen das erhabene Beispiel eines Reiches gegeben, das nicht im Territorium, sondern in der Idee bestand, und wenn Goethe von den

Deutſchen ſpricht, ſo ſind niemals politiſche Grenzen gemeint, ſondern in ſeinem nationalen Begriff, der eine Idee vorſtellt, hat der Bürger von Baſel und von Riga das gleiche Recht wie der von Frankfurt und von Wien. Das alte deutſche Reich, kann man ſagen, war ſo lange ein ideelles, als es die römiſche Kaiſerkrone beſaß. Mit dem Ende dieſes Traums endet der deutſche Traum überhaupt: die romantiſchen Menſchen ſind Deutſchlands letzte Träumer. Ein anderes Deutſchland bricht nach der heiligen Allianz, ein anderes nach 1848, ein anderes nach 1871 an — jedesmal eine Generation, jede ſchlechter als die vorhergegangene. Was großen Sinnes war in dieſer letzten Epoche (Nietzſche, Stefan George) ſtand im Kampf gegen die Nation oder entzog ſich ihr.

Unſere Aufgabe nun — und die Verhältniſſe, die ſie uns aufnötigen, erleichtern ſie uns — iſt: *den Territorialismus zu überwinden, die Einigkeit der Nation im Geiſte, in der Sprache, im Kulturgut als eine höhere Wirklichkeit zu empfinden.* Die Geſchichte unſerer Literatur, Kunſt, Philoſophie, Wiſſenſchaft kennt keine politiſchen Grenzen. In Riga wurde die Kritik der reinen Vernunft gedruckt, in Zürich der grüne Heinrich, in Wien die Muſik Schuberts erſonnen — alle drei Städte gehörten nicht zum Reich. Wer wiſſen möchte, ob Straßburg in Wahrheit deutſch oder franzöſiſch iſt, leſe das elfte Buch von „Dichtung und Wahrheit" daraufhin wieder. Daß dieſe Stadt nunmehr nicht mehr im Reiche liegen wird, wohin ſie 1871 gekommen, macht ſie um nichts weniger undeutſch, als ſie 1771 geweſen. Es wird nicht ſchwerer ſein, auf ſie zu verzichten als etwa auf Bern oder Klauſenburg. Halten wir einmal daran feſt, daß auch der nationale Gedanke nur im Geiſtigen ſicht- und fruchtbar werden kann, ſo kann uns auch der zeitweilige Zerfall des Einheitsſtaats nicht verzweifeln machen. Deutſchland als Idee iſt unbeſiegbarer als jenes, das wir noch eben in Waffen ſtarrend erblickt.

Eines der vielen Verdienſte, die ſich Friedrich Wilhelm *Foerſter* um den deutſchen Geiſt im Kriege erworben, iſt der Hinweis auf einen der größten politiſchen Schriftſteller, den Deutſchland jemals gehabt (und nicht gehört) hatte, auf Konſtantin *Frantz*, den bedeutendſten Gegner Bismarcks. Der Hellerauer Verlag hat eines ſeiner Bücher: „Deutſchland und der Föderalismus" als erſten Band der Serie „Summa-Schriften" neu gedruckt, und der Leſer dieſes — vor einem Menſchenalter zum erſtenmal erſchienenen — Werkes erſtaunt nicht nur über das außerordentliche Maß an Vorausſicht: in manchen Abſchnitten meint er, Wilſon oder Lloyd George zu vernehmen. Konſtantin Frantz iſt ein deutſcher Patriot und ein chriſtlicher Kosmopolit. Zweifelos würde ſeinem praktiſchen Sinn eine Reſignation bei der Idee, wie ſie hier vorgetragen wurde, wenig behagen, aber man höre ihn jetzt wieder, da man daran geht, die neue Reichsverfaſſung unitariſch anzulegen. Daß die deutſche Frage zugleich eine europäiſche ſei und nur im Zuſammenhang mit allen europäiſchen Fragen gelöſt werden könne, hat er ſchon damals vorausgeſagt. Dem Begriff des Reichs (als Staats) hat er den der Föderation als eines lebendigeren Zuſammenhalts entgegengeſtellt und gegen den Wert des Parlamentarismus als Ausdruck des Volkswillens wichtige Argumente vorgebracht. Nicht unter preußiſcher Führung will er Deutſchland wiſſen — Preußen erfülle ſeinen Sonderberuf im Oſten —, ſondern das eigentliche Deutſchland, das des Weſtens, möge zur alten Geltung gelangen, aus der Föderation ſich ein mitteleuropäiſcher, endlich ein durch das Chriſtentum geeinter internationaler Bund entfalten. Der große Feind, den zu bekämpfen er nicht ermüdete, die preußiſche Hegemonie, liegt beſiegt zu Boden, ihr Militarismus iſt zer-

brochen, ihr Geist rat- und machtlos geworden. Diese Ideen, die Franz' Zeitgenossen als utopisch erschienen sein mochten — wie wäre sonst dieser bedeutende Kopf, dieser vorzügliche Schriftsteller in solche Vergessenheit geraten? — sind nunmehr fast sämtlich erfüllt. Dem historisch Denkenden kann nicht entgehen, daß jeder reine *Wille*, jeder große Gedanke sich verwirklichen muß. Der Glaube ist's, der alles bewirkt. Ist erst das Notwendige getan, was bliebe der Menschheit sonst als der Dienst *am* Geiste? Die Stunde, die ihr jetzt schlägt, erbaut ihr die irdischen Wohnstätten; die nächste wird ihr den Eingang in die von ewigher besessene und immer noch verlorene höhere Heimat einläuten.

Felix Braun

Thomas Mann: Geist und Widergeist Zwischen zwei Typen menschlicher Anschauungs- und Denkweise klafft eine unüberbrückbare Kluft: Einerseits die Rationalisten, die alles Sein und Werden vor den Richterstuhl des Verstandes berufen und dann eindeutig und scharf ihr Urteil fällen und demgemäß Stellung nehmen (Stellung nehmen ist *ihnen* unerläßlich): entschlossen, unbedingt, tätig. Sie meinen nichts Geringes z. B., wenn sie sagen: „entschlossene Menschenliebe", während es gerade das Kennzeichen ihres Gegentyps werden kann, wie groß das Grauen ist, das ihnen dieses Wort verursacht Denn dies sind die Menschen, die immer lieber sagen werden: „sowohl — als auch" anstatt „entweder — oder", weil ihnen die Antinomien des Lebens, die lebenerzeugten Gegensätzlichkeiten und Widersprüche, die im Tatsächlichen eben doch vereinten Unvereinbarkeiten, tiefste Lebenserfahrung sind. Sie glauben, ihre tiefsten Blicke dort zu tun, wo ihnen gerade diese Polarität, diese Gegensätze umgreifende Weite alles Seienden als das erscheint, woran das Leben sich weiterzeugt. Vor den umfassendsten Fragen der Weltanschauung und vor den alltäglichsten Entscheidungen im Verkehr mit Menschen und Dingen macht sich dieser Unterschied in der Grundhaltung des Geistes bemerkbar. Und im Grunde ist vielleicht auch Thomas Manns neues Buch, „Betrachtungen eines Unpolitischen"* nur eine Folge von geisterzeugten Variationen über dieses Thema, hervorgerufen durch das Erlebnis des Weltkrieges, der nicht nur ein Kampf der Völker, sondern auch der Geister ward und dessen Kriegsschauplätze die Welt, der nicht mehr unbedingt einigende Schoß der Familie und die in Selbstqual zerspaltene Brust des Einzelnen sind. Es entscheidet schlechterdings über die geistige Haltung eines Menschen in allem, was ihm zwischen Religion und Tagesereignis entgegentreten kann, ob sein Geist von Ursprung an so oder so beschaffen ist. Wenn z. B. ein erster Satz (einer aktivistischen Zeitschrift) lautet: „Nicht Freude oder Schmerz — das war einmal — Entschlossenheit ziemt seinen Zügen" (des Menschen der Revolution nämlich), so ist es für jeden, dem das Leben in seiner notwendigen Widersprüchlichkeit und allseitigen Bedingtheit Erlebnis geworden ist, ganz und gar fruchtlos, weiter zu lesen. Er wird überall, wo er die Erkenntnis tragischer Verknüpftheit erwartet, Unbedingtheit und „Entschlossenheit" finden und Haß gegen den „schwachen Ästhetizismus" aller, die nicht „entschlossen" sind. Ein anderer Zivilisationsliterat (das Wort ist von Thomas Mann) hat vor kurzem vor dem Politischen Rat geistiger Arbeiter in München eine Rede gehalten über Sinn und Idee der Revolution. Das andere sei drangegeben, halten wir uns an seinen symptomatischen Angriff gegen Klopstock. „Seid nicht allzu gerecht," rief dieser nämlich den Deutschen zu, und eben das, behauptete der Redner, der Abfall vom Unbe-

* Verlag S. Fischer, Berlin.

dingten, war die Sünde Deutſchlands. Denn die „unbedingte Gerechtigkeit“ iſt dem Ziviliſationsliteraten nicht eine Idee, alſo der unerreichbare Zielpunkt einer Bewegungsrichtung, ſondern eine dem Willen zugängliche Tatſache. Weil wir alſo in der Abkehr vom Ideal böſen Willen zeigten, erleiden wir gerechte Strafe. So einfach wird die Welt dem Rationaliſten, ſo bar aller Klippen und Abgründe, ſo — flach.

Thomas Mann lag dieſe bezeichnende Formel des Ziviliſationsliteraten noch nicht vor, als er ſein Buch ſchrieb, aber ſie ſtammt aus demſelben Geiſt, den er mit eindringlichſter Schärfe und aller Kunſt und der Anrufung unſerer größten Vor-Denker bekämpft. Hier gibt es keine Verſtändigung. Wenn im Reiche der Gedanken alles derart von einem Punkt aus überſchaubar — alſo flach — geworden iſt, dann tut ein ſcharfer Spaten not, um die verſchütteten Quellen der Tiefe wieder rauſchen zu machen. So gewinnt das Wort für uns metaphyſiſche Tiefe, wenn das Nietzsche-archiv das Werk mit einem Preis auszeichnete, „weil es der Verflachung der Zeit entgegenwirkt“. „Seid nicht allzu gerecht,“ ſagte Klopſtock, denn wahrlich, wer unbedingt gerecht ſein wollte, der könnte und dürfte ſelbſt überhaupt nicht leben, wenn eben nicht das Recht des Lebens ein anderes wäre als das des radikalen Rationaliſten. Er müßte in noch ſchärferem Sinne als Hebbel ſagen: „Alles Leben iſt Raub“ (ohne die Fortſetzung: „nun ein heiliger Krieg“) und dürfte deshalb, wie Iwan Karamaſoff, das Leben nicht „akzeptieren“, und zwar das Leben als Ganzes, nicht nur etwelche Inſtitutionen: Denn leben kann nur, heißt es bei Doſtojewski weiter, wer das Leben mehr liebt als irgendeinen Sinn des Lebens (etwa Gerechtigkeit), wer es vor aller Logik liebt.

Aber der Unbedingte, der Trieb zur verflachenden und verarmenden Eindeutigkeit, er iſt auch in uns ſelbſt, und ſo werden uns die „Betrachtungen eines Unpolitiſchen“ (d. h., wie wir jetzt verſtehen, eines nicht Unbedingten, nicht Radikalen) zu einer Einkehr, zu einem Herniederſteigen zu den Quellen und Kraftſpendern des eigenen Seins — ſie können uns „leben helfen“; denn leben heißt gerade nicht mit feſtgebundenem Steuer geradeaus fahren zur Glückſeligkeit. Und heute, da von allen Seiten die Theorie anſtürmt und radikale „Entſchloſſenheit“ nichts Gewordenes, nichts Bedingtes und nichts Bedingendes mehr gelten laſſen will, da heißt es zuerſt, Abſtand gewinnen, das Akzidenz, das Zufällig-Äußere, die Technik ſozuſagen der Ereigniſſe unterſcheiden lernen von dem durch bloße Änderung der Inſtitutionen unberührbaren Weſen — der Einzelnen wie der Nation.

Auch dazu helfen, heißt „leben helfen“. In dieſem Buch durchdringt der Geiſt die politiſchen Probleme und zeigt das an ihnen auf, was jeden beſchäftigen muß, weil es jeden angeht. Das wird deutlich durch die ſcharfe Gegenüberſtellung mit jenen, die umgekehrt den Geiſt politiſieren wollen, „Entſchloſſenheit“ verlangen und radikale Stellungnahme ſtatt der „äſthetiſierenden“ Liebe für die entgegengeſetzteſten Formen und Bedingungen alles Menſchlichen. Der große Geiſt des Lebens aber behüte uns vor der zeugungsunfähigen Starre dieſer Geiſt-Politiker; denn ſelbſt wenn ſie „recht“ hätten, ſo würden ſie uns nur, wie Goethe ſagt, „durch ein ärmliches Wahre um etwas Großes bringen, das uns beſſer wäre“.

Philipp Hördt

Pfingſtbotſchaft an mein Büro

Pfingſten iſt das Feſt des lebendigen Geiſtes, aus dem alles Endliche einmal gekommen iſt und von dem es erfüllt bleiben muß, wenn es nicht zur toten Schale erſtarren und zum Ärgernis und Fluch bei Gott und den Menſchen werden ſoll. Darum

wachet auf, die ihr in Schreibhöhlen und Rechenſtuben das Daſein friſtet; wachet auf, ihr Menſchen alle, die ihr überhaupt auf der Erde lebt; denn die Amtsſtube des Herrn Bürokratius iſt überall. Wachet auf und laſſet den Geiſt wieder einziehen, damit Leben ſei unter uns Menſchen. Wo aber die Schale gänzlich geſtorben iſt, da ſtoßet ſie von euch; denn der Geiſt der Dinge iſt der Sinn, den wir ihnen geben können; was aber nicht mehr erfüllt werden kann, iſt unnütz und wir wollen es von uns abtun.

Wenn es darauf ankommt, eine Aufgabe zu löſen, ſo helfen dabei gelernte Fachkenntniſſe in der Regel weniger, als Luſt und Liebe und die Begeiſterung, die ſich aus der Einſicht in die Notwendigkeit der Löſung für das allgemeine Wohl ergeben.

Wenn Fachkenntniſſe nicht von einer allgemein menſchlichen Anteilnahme getragen werden, ſo machen ſie für die höhere Löſung einer Aufgabe eher blind als ſehend.

Das Wichtigſte bei der Löſung einer Aufgabe, der Erfüllung eines Dienſtes iſt Hingabe und Sachlichkeit. Dieſe ſind aber nur da möglich, wo aller perſönliche Ehrgeiz, jedes Hinſchielen auf etwa zu erwartenden äußeren Erfolg, Ruhm, Ehrungen und Belohnungen ausgeſchaltet bleiben.

Anerkennung, Belohnung und Beförderung haben mit der Löſung der Aufgaben nichts zu tun. Sie müſſen unſchuldig erworben, das heißt, ſie dürfen nicht erſtrebt werden; denn ſie trüben den offenen Blick für die Aufgabe und ſtören die reine Sachlichkeit und die gänzliche Hingabe. Werden ſie aber nicht geſucht, ſo finden ſie ſich nicht nur von ſelbſt ein, ſondern ſind ſogar unentrinnbar und drängen ſich von ſelber auf.

Jede Arbeit hat von vornherein ihren Sinn, der darin beſteht, daß ſie ihrem Zwecke dienen ſoll. Sie behält dieſen Sinn aber nur, wenn wir ihn ihr unter dem Arbeiten immer von neuem geben. Dadurch ſind wir Herren und Meiſter unſerer Arbeit. Darum dürfen wir uns aber auch nicht beklagen, wenn wir ſinnloſe Arbeit zu verrichten haben, denn das hängt ganz von uns ſelbſt ab.

Auch die geringfügigſte und gleichförmigſte Arbeit hat ihren Sinn dadurch, daß ſie für die Allgemeinheit notwendig iſt. Deshalb iſt aber auch jede Arbeit, gleichviel an welcher Stelle, wenn ſie den Arbeitenden ganz ausfüllt und ſeine Kräfte ganz in Anſpruch nimmt, befriedigend und ehrenvoll.

Wer glaubt, daß er zu höherer Arbeit berufen iſt, beweiſt dies am beſten dadurch, daß er die gegenwärtige geringe Arbeit reſtlos löſt, gänzlich ausſchöpft, verfeinert und ausbaut. Das Gefühl, ſeine Aufgabe zu beherrſchen und einzigartig zu erfüllen, wird ihn nicht etwa ob ihrer Unbedeutſamkeit niederſchlagen, ſondern fröhlich triumphieren laſſen Und ehe er ſich's verſieht, wird er darüber hinausgehoben und in einem Wirkungskreiſe ſtehen, der ſeinen höheren Kräften beſſere Gelegenheit zur Betätigung gibt.

Unbefriedigung im Beruf, Niedergeſchlagenheit über die zu geringe Arbeit ſind nie auf Überlegenheit über die Arbeit und darauf zurückzuführen, daß man zu ſchade für ſeine Arbeit iſt, ſondern darauf, daß man ſelbſt die geringe Arbeit nicht vollauf leiſtet. Nur dann iſt man gedrückt. Denn wer überlegen iſt, kann nicht bedrückt ſein, ſondern er fühlt gerade erſt recht ſeine freien Kräfte ſpielen. Das aber löſt ein Gefühl der Freude aus.

Alles Geſchriebene dient nur zur Mitteilung und zum Feſthalten von Anweiſungen oder Äußerungen; man beſinne ſich doch endlich einmal darauf, nicht immer den Buchſtaben mit dem Geiſte zu verwechſeln.

Wer die Akten aufbewahrt, birgt darum noch nicht den Geist in seinem Schranke.

Was man nicht im Kopfe hat, kann man auch nicht aus dem Tintenfasse hervorzaubern.

Damit, daß man etwas zu den Akten schreibt, hat man es noch nicht immer erledigt, oft sogar nicht einmal angefangen.

Alle wissenschaftlichen Bücher der Welt, Kongreßberichte, Kommissionsprotokolle, statistischen Erhebungen, behördlichen Umfragen, ministeriellen Leitsätze und Dienstanweisungen können nicht den einfachsten lebendigen eigenen Gedanken ersetzen. Wie sie lebendigen Gedanken entsprungen sind, können sie auch nur durch den Geist wieder belebt und fruchtbar gemacht werden.

Dienstanweisungen, Geschäftsbücher, Terminkalender, sorgfältigst geführte Akten sind an sich gänzlich unschöpferische Einrichtungen. Und dennoch müssen sie sein. Aber ihre Rolle ist nur die jeder Ordnung überhaupt, nämlich die lebendigen Kräfte im rechten Augenblick, an der rechten Stelle, in der rechten Form und Stärke zum Wirken anzusetzen.

Wahre Disziplin ist der gemeinschaftliche Wille aller zur gemeinsamen Aufgabe ohne persönliche Rücksichten. Die alte Disziplin, die den Einzelnen zum willenlosen Werkzeuge machte, ist entwürdigend und auch nur auf kurze Zeit durchführbar. Längere Zeit kann sie nur dann Erfolg haben, wenn sie nicht zur Sache gehörige Reizmittel, die der Eitelkeit und Ruhmsucht schmeicheln oder dem Eigennutz entgegenkommen, zu Hilfe nimmt.

Die echte Disziplin beruht auf dem freiwilligen Zusammenarbeiten freier Menschen.

Autorität alter Art fällt dabei freilich dahin. Aber was hilft eine Autorität, die im Grund nichts ist als Furcht, Knechtssinn oder Stumpfheit. Ein Blick auf ihre Erfolge genügt, sie zu richten.

Jede Arbeit muß Kulturarbeit sein. Selbst wenn sie nach außen hin nur mittelbar schöpferisch sein kann, so muß doch jede Handlung auf ihren Ausführenden dadurch stärkend und veredelnd zurückwirken, daß er mit heiligem Ernste und allen Kräften dabei ist und sich auch bei dem Geringsten ganz einsetzt.

Möglichst viele Journalnummern im Jahre erreicht zu haben beweist ebensowenig die erfolgreiche Arbeit eines Bureaus, wie die Zahl der Kirchen die Tiefe des religiösen Lebens bezeugt.

Der Vorgesetzte soll Führer, Ordner, Berater, Beispiel und — Mitarbeiter seiner Mitarbeiter, aber nicht Herrscher seiner Untergebenen sein.

Jeder der Mitarbeiter soll sich für das Ganze verantwortlich fühlen, damit er nicht zum Untergebenen herabsinkt.

Jede Arbeit wird dadurch menschenwürdig, daß sie notwendig ist und daß sie freiwillig getan wird. Daß man dafür bezahlt wird, braucht hierzu kein Hinderungsgrund zu sein. Man kann diese Bezahlung als eine Sicherstellung des Lebensunterhaltes ansehen, die eben das freiwillige Arbeiten möglich macht.

Ein Titel ist in allen den Fällen ein wünschenswerter Ersatz für den Namen, wo es sich um flüchtige Angelegenheiten mit fernstehenden Menschen handelt. Bei solchen Gelegenheiten wird auch dem Fremden das Merken eines neuen Namens, der ihm im übrigen gleichgültig sein muß, durch die allgemein bekannte Form des Titels erspart.

Amtsbezeichnungen erleichtern dem Publikum das Auffinden der gesuchten Dienst-

ſtelle und geben von vornherein einen Anhalt, worüber und in welchem Umfange eine Auskunft erwartet werden kann.

Sich von ſeinen Mitarbeitern mit einem Titel oder der Amtsbezeichnung anreden zu laſſen, iſt überflüſſig, da ihnen Name und Geſchäftsbereich ohnehin geläufig und bekannt ſind. Es ſei denn, daß man ihnen fremd bleiben will oder ſie aus irgendwelchen Gründen von ſich fernhalten zu müſſen glaubt.

Wer ſich auch außerdem mit Titeln anreden läßt, begibt ſich damit freiwillig ſeines ſchönen Vorrechtes, ſich bei ſeinem ererbten ehrenvollen Familiennamen nennen zu laſſen.

Im übrigen ſollte man Titeln nicht mehr Wert beilegen als Zeugniſſen. Sie bezeugen zum kleinen Teile geleiſtete Arbeit und nachgewieſenes Wiſſen, zum anderen Wohlwollen, Laune, Verſtändnis oder Unverſtändnis vielleicht längſt abgeſchiedener Examinatoren.

Jede Arbeit kann nur dann ihren Zweck im großen Werke der Menſchheit erfüllen, wenn ſie mit fröhlichem Herzen getan wird. Dann wird ſie denen zum Heile ſein, die ſie tun und die fröhlich machen, für die ſie getan wird. Es iſt doch widerſinnig, daß gerade die fleißigſten und eifrigſten Menſchen verknöchern, ſtarr, unbrauchbar und ungenießbar werden. Ihnen iſt das Geheimnis, die Arbeit lebendig zu machen, verborgen geblieben. Entdecken kann es ein jeder nur für ſich ſelbſt. Aber wir wollen uns alle helfen, es zu finden. Alfred Weidler

Neue Wege zum Aufbau Deutſchlands

Der alte Wunſch, in Deutſchland etwas Ähnliches zu ſchaffen wie die engliſche Fabian-Geſellſchaft, wird heute noch häufiger geäußert als vor der Revolution. Wenn es dabei auf eine „Geſellſchaft von Sozialiſten" abgeſehen iſt, auf eine Durchdringung aller Parteien und Schichten mit ſozialem Empfinden und Denken — alſo eine inhaltliche Wiederholung des engliſchen Vorbilds — ſo wäre das freilich im Zeitalter des Sozialismus weder beſonders originell noch erfolgverheißend. Sollen wir uns dagegen der geſellſchaftlichen Form der Fabians bedienen, ſo würde damit tatſächlich die alte Sehnſucht unſrer Beſten nach einer überparteiiſchen Arbeits- und Geſinnungsgemeinſchaft erfüllt werden. Es ſieht ja heute jeder, daß wir auf dem alten Wege der Kompromiſſe und des Parteihandels nicht aus der Not herauskommen. Das Neue, das wir brauchen, kann uns nur der ſchöpferiſche Menſch bringen, den es aber aus ſeiner Vereinzelung herauszuheben, mit Gleichgeſinnten zu vereinen und durch die geeignete Gefolgſchaft in ſeinem Anſehen zu ſtärken gilt. Eine Reihe wegweiſender Arbeiten, die in die verzweifelten Verhältniſſe einzugreifen beſtimmt ſind, hat ſoeben der Herausgeber der „Tat" in einem Bande „Neue Wege zum Aufbau Deutſchlands" (Erſtes Beiheft zur „Tat") geſammelt. So verſchieden die politiſche Herkunft der Männer iſt, die hier zu Worte kommen — vom Bremer Kommuniſten bis zum Kulturkonſervativen, vom Leiter der Freien Schulgemeinde bis zum preußiſchen Geheimrat — ſo ſieht man doch bald, daß ſie alle eine beſtimmte Verwandtſchaft ganz deutlich offenbaren, einen geiſtigen Adel, einen Dienſt an der Idee, eine entſchiedene Abwendung vom alten Opportunismus. Abgelehnt wird durchweg der „hiſtoriſche Materialismus", der heute vollends zum Dogma wird und die nach geiſtigen Werten ſehnſüchtige Jugend dem geraden Gegenteil, einem ideologiſchen Radikalismus, in die Arme treibt. Der Wert der hier verfochtenen Ideenpolitik liegt gerade darin, daß ſie die Haltloſigkeit der

Schlagworte, der Kompromiſſe und der Beruhigung bei liberalen und demokratiſchen Programmen aufdeckt und durch lebensfähige Ideen erſetzt, die den Parteimenſchen aus ſeiner Schablone herausreißen und dem Idealiſten einen gediegenen Rückhalt gewähren. Ein vorbildlicher Ausdruck dieſes Geiſtes iſt gleich der einleitende Aufſatz von Hugo Sinzheimer, der eine Einordnung der Arbeiterräte in die Verfaſſung als Organe der ſozialen Rechtsverwaltung vorſchlägt, ſo daß dieſe damit „geſetzlich anerkannte, mit rechtlichen Funktionen verſehene Geſamtvertretungen aller unabhängigen Arbeiter- und Angeſtelltenorganiſationen werden, die in ihnen und durch ſie eine erhöhte Wirkſamkeit erlangen". Vorausſetzung iſt die Zwangsorganiſierung aller Arbeiter und die Beſeitigung der unorganiſierten Arbeit, die als einer der hauptſächlichſten Widerſtände gegen durchdringende Sozialiſierung bezeichnet wird.

Handeln aus der Idee und Dienſt an der Idee bedeutet überall, daß eine Sache um ihrer ſelbſt willen, nach ihrem inneren Sinn behandelt wird und nicht als Mittel zu einem fremden Zweck gebraucht, daß weder die Landſiedelung, über die ſich F. Chr. Rang, noch die Verſtaatlichung des Kreditgenoſſenſchaftsweſens, über die ſich A. Deumer äußert, kurzfriſtige Abzahlungs- und Beruhigungsmittel ſein dürfen, ſondern zu einer Form entwickelt werden müſſen, in der die ihnen innewohnende Kraft am reichſten und freieſten in Wirkung tritt. Im Notfall müſſen die politiſchen Programme eben um dieſer Idee willen Beſchränkungen erleiden; ſo iſt die Verſtaatlichung der Kreditgenoſſenſchaften auf die Schulze-Delitzſchſchen und die dem Hauptverbande deutſcher gewerblicher Genoſſenſchaften angehörenden Organiſationen zu beſchränken. Die Zweiſeitigkeit aller dieſer Probleme, einerſeits die innere Geſetzmäßigkeit ihrer eigenen Entwicklung und andererſeits die Verknüpfung mit den Rückſichten auf die aufgepeitſchten politiſchen Leidenſchaften, iſt wohl am ſchönſten überwunden in der Wilbrandtſchen Denkſchrift über die Sozialiſierung des Kohlenbergbaues, die ja inzwiſchen geſchichtliche Bedeutung erlangt hat. Von zwei verſchiedenen Seiten her wird im gleichen Geiſte die Neueinteilung nach Stämmen und Landſchaften in Erwägung gezogen, und ſchließlich überbaut E. Krieck die verſchiedenen Einzelentwürfe durch den Entwurf einer Reichsverfaſſung. In der Demokratie, wie ſie ſich heute durchſetzt, ſieht er keine neue Schöpfung, ſondern nur die Vollendung des abſoluten Staates, die durch die volle Verſtaatlichung in der Sozialiſierung noch unterſtützt werden würde.

Die Parteien ſind ein ungenügender Erſatz für wirkliche Willensorgane des Volkes, die nur ein organiſcher Zellenſtaat beſitzen wird, wie ihn der große Feind des mechaniſchen Staatsſyſtems, der Freiherr vom Stein, gewollt hat. Auf dieſe Weiſe wird die Politik der Idee, die das hier beſprochene Werk vertritt, geſteigert zu einer Politik des Geiſtes. Krieck führt nämlich aus: „Geiſt ſetzt an Stelle des Zwanges die innere Notwendigkeit, die Vernunft zum Fundament des Gemeinſchaftslebens. Sozialismus und freie Perſönlichkeit heben ſich nicht auf: ſie fordern ſich gegenſeitig. Denn das Wertmaß der Perſönlichkeit iſt gegeben in der Leiſtung, der Verantwortlichkeit, alſo im Wirken für Gemeinſchaftsleben. Und die ſoziale Bindung iſt um ſo lebendiger und wirkungsvoller, als ſie aus den Tiefen der Einſicht und des Willens, der Vernunft und der inneren Freiheit erfolgt, nicht aber äußerem Zwange entſpringt. Der Geiſt hat die Aufgabe, alle organiſchen Formen zu durchdringen, ſie geſchmeidig, bildſam und lebendig zu erhalten. Ohne freie Perſönlichkeit entweicht aus aller Form das Leben; das Leben ſtirbt ab, und die Form verſteinert."

Bruno Schwarz

An die werktätige Jugend! Ein Aufruf

Die Zeit der Jugendpflege ist vorüber, muß vorüber sein. Wer unter euch dies nicht empfindet, werfe dies Blatt in den Papierkorb! An die anderen aber wenden sich diese Zeilen, an die nämlich, welche das Gefühl in sich tragen, daß eine „Pflege" der Jugend unnütz ist, weil die Jugend Gesundheit genug in sich besitzt, um sich des rechten Weges bewußt zu werden.

Jugendpflege erinnert an Krankenpflege! Jugendpflege ist Jünglingsverein, ist Jungdeutschlandspielerei, ist gutgemeinter Seelenfang zugunsten politischer, konfessioneller oder sonstiger Gruppen! Wir aber sind uns im tiefsten Herzen bewußt, daß es nur dann besser werden kann mit der Jugend und damit auch mit der Zukunft des deutschen Volkes, ja der Menschheit, wenn die Jugend lernt, Pflege als Beleidigung zu empfinden, wenn sie in sich selbst die Kraft findet, ihre Sache in eigene Hände zu nehmen. Nicht Jugendpflege muß die Losung der werktätigen Jugend sein, nicht leidendes Sich-erziehen-lassen, sondern Jugendbewegung, Selbsterziehung.

Die ältere Generation, die sich bemühte, uns zu pflegen, verlor zu dieser Pflege Mut und Kraft während des Krieges und ließ Tausende unserer Kameraden verlottern. Die Ideale dieser älteren Generation sind während des Krieges zusammengebrochen. Wir stehen vor dem Bankerott Europas. Die entnervten Völker werden in Kraftlosigkeit dahinsiechen, wenn nicht eine neue Jugend das Beispiel der Alten meidet und aus neuem Geiste geboren, auf eigene Faust sich ihre Ideale schafft, sich selbst erzieht und stärkt zum Neubau der Welt.

Denn dieser Neubau ist *unsere* Aufgabe. *Wir* sind die Maurer von morgen! Um *unsere* Zukunft handelt es sich, wenn von der Neugestaltung der Dinge die Rede ist. Darum, müssen wir wachsen aus eigener Kraft, müssen die Aufsicht und Pflege verachten und in Freiheit tun oder lassen, was wir für richtig erkennen. Wir wissen, es ist nicht leicht, so sein Leben nach eigener Verantwortung zu gestalten, und Selbsterziehung ist heiliger Dienst am Ich, am Volke, an der Menschheit. Darum wollen wir nicht unbescheidene Besserwisser sein, sondern ernsthaft wahrheitssuchende Besserwoller.

Diese Unternehmung ist nicht ohne Beispiel in der Geschichte. Ein Teil der sogenannten höheren Jugend ist einen ähnlichen Weg gegangen vor nunmehr schon zwanzig Jahren. Sie lehnte sich auf gegen Schultyrannei und verflachende Großstadtlebensgewohnheit. Sie floh im Wandervogel hinaus in die Natur, und aus der Natur brachte sie einen reinen Blick mit heim, der die Dinge anders sah, als vorher. Auf diese Weise kam jene Jugend in der Freideutschen Jugendbewegung los von einer ganzen Reihe von Schäden der modernen Zivilisation, vom Alkoholismus, vom Nikotin, von der Prostitution, vom Blödsinn des Sonntagsphilistertums, und alles dies aus eigener Kraft, nicht mit Hilfe der älteren Generation, sondern oft im Kampfe gegen sie.

Laßt uns — Werktätige — dem Beispiel der Freideutschen folgen! Wie sollen wir das machen? Auch wir wollen hinausgehen in die Natur, auch wir wollen mit Ernst vor den großen Fragen der Menschheit verweilen, auch wir wollen das, was wir in stillen heiligen Stunden als gut erkannt haben, umsetzen lernen in die Tat! Was der höheren Jugend gelungen ist, warum sollte es uns nicht gelingen, die wir viel früher als jene dem Ernste des Lebens ins Antlitz sehen müssen, die wir viel früher als jene die Schäden des Volkslebens an unserem eigenen Leben verspüren?

Wer mit uns iſt, der komme zu uns, tauſche mit uns ſchriftlich oder mündlich ſeine Gedanken aus, der bilde um ſich eine kleine Gruppe von Freunden, von feinen Kerls, mit denen er Zwieſprache halten kann über die Nöte der Jugend und des Volkes. Dabei muß ſtrenge Auslеſe gehalten werden. Nur die ſtarken Opferwilligen wollen wir haben, nicht auf die Zahl unſerer Mitkämpfer kommt es uns an, ſondern auf ihre Kraft!

Ihr, denen geiſtiges Wachstum mehr iſt als Futternapf und Laufbahn, ihr, in denen Fragen wach ſind, die nicht im Tanzkränzchen und im Kino Antwort finden, ihr, die ihr Nöte fühlt und überwinden wollt, über die der Alltag lachend aber ohne Hilfe hinweggeht, ihr, die ihr Sehnſucht nach reinem Menſchentum als Heiliges empfindet, hier iſt unſere Hand, ſchlagt ein, kommt zu uns, zu gegenſeitiger Hilfe!

Selbſterziehungsgemeinſchaft werktätiger Jugend.

Hermann Flach (Handlungsgehilfe) Ludwig Walter Koch (Schreiber) Richard Kölling (Lackierer) Hans Retz (Bauer)

Anſchriften ſind zu richten an Hermann Flach, Mehlis i. Thür.

Die Freideutſche Führertagung in Jena

Das Aufkeimen tiefer Wirklichkeiten aus der Jugend überquellendem Reichtum, deren Auf- und Ausbau nach Wirkerwillen und Werkgeſetz hätten Erlebnis und Ergebnis dieſer Tagung ſein müſſen, dieſer Tagung einer Jugend, die lange vor der Revolution revolutionär war, die in Jena mit der proletariſchen Jugend zuſammenkam, um gemeinſam aus der Not dieſer Tage das Gebot der Stunde zu erkennen. Mehr noch: dieſe von rund 300 Teilnehmern beſuchte Führertagung hätte in greifbarer Geſtalt neue Gedanken in die alte verſagende Ordnung werfen müſſen, nicht nur Gedanken, ſondern auch Taten.

Aber ſtatt deſſen war Tag um Tag erfüllt von den Reden diskutierender Philoſophen, von den Predigten religiöſer Schwärmer, von den Gedankengebäuden weltentrückter Theoretiker.

Freilich geſchah alles in dem guten Willen zu helfen und zu retten und dem Problematiſchen der Gegenwart geiſtig auf den Grund zu gehen. Aber was hilft dies, wenn es bei der Betrachtung bleibt! Man grub tiefſte Heimlichkeiten der Seele aus, erging ſich in ziemlicher Breite über die Polarität allen Geſchehens, ließ ſich treiben vom Strom des Lebens, anſtatt das Leben ſelbſt zu packen, um es, voll Freude an Geſtalten, aus der Fülle jugendlicher Kraft heraus, mit poſitiver Arbeit zu durchdringen.

Der alte Fehler der Freideutſchen, das Wort über die Tat zu ſtellen, trat auf dieſer Tagung in unerhörter Weiſe neu hervor. Die ganze Tagungsfolge hatte etwas allzu Abſtraktes. Auch das tiefe Erleben Gottes, das, von allen traditionellen Hemmungen befreit, durch die ganze Tagung ging, ſetzte ſich nicht um in Sieghaft-Lebendiges. Trotz aller religiöſen Einſtellung gab es kein beglückendes Werden im Dienſte des Göttlichen.

Mehr denn einmal wünſchte ich eine Schar bildender Künſtler, kernhafter Geſtalter, bodenſtändiger Wirker in die mit Worten ſich mühende Geſellſchaft, damit aus den durch das geiſtige Selbſtmartyrium Einzelner noch geſteigerten Tagungswehen wenigſtens eine einzige nackte Tat ſich hätte löſen können. Aber ſolche ſchaffenden Menſchen — das iſt ja gerade das unſäglich leidvolle für jeden Freideutſchen, dem die

Meißnerformel nicht nur dünkelhaft festzuhaltendes Privileg, sondern selbstverständliche Voraussetzung für schöpferische Arbeit ist — solche schaffenden Menschen konnten leider von je kein rechtes Verhältnis gewinnen zu der Jugend, die sich zum großen Teil in Selbstbespiegelung und Eigenbetrachtung erschöpft und lieber in den schwülen Stauweihern moderner Literaten plätschert, als mit wahrhaften Könnern und Kennern durch den strudelnden Strom des Lebens zum Grunde dringt.

Bezeichnend war, daß der Höhepunkt der Tagung von äußerst dramatischer Wirkung dadurch entstand, daß wenig positiv Gerichtete, auf den Aufbau Eingestellte sich empörten über die Tatsache, daß ein großer Teil der Tagungsteilnehmer sich willig einem müden asiatischen Fatalismus hingab, der einem, mit blendender Dialektik vorgetragenen, stark erotischen Mystizismus teils christlicher, teils buddhistischer Herkunft entstammt. Diesem Gemisch von Theosophie, christlichem Schwärmertum, asiatischem Fatalismus und religiösem Bolschewismus, das in einem unabwendlichen „Es geschieht" gipfelte, gab sich eine große Zahl der Tagungsteilnehmer hin, vielleicht weil dadurch eine bequeme Ausflucht vor dem „Entweder — Oder" und eine billige Rechtfertigung des meist passiven Verhaltens der Freideutschen Jugend gegeben war. Wenn im weiteren Verlauf der Tagung versucht wurde, diesem Gedanken eine Wendung ins Positive zu geben, so war dies eine Folge der tapferen Gegenwehr Weniger.

Wiederholt mußte festgestellt werden, daß den meisten Freideutschen ein fester innerer Halt mangelt. Das Fehlen eines, von allem Schlagwortmäßigen losgelösten Schatzes von Denk- und Formelementen läßt sie von einem Extrem ins andere fallen, um so leichter, je mehr gewandte Redner es verstehen, sich mit tönendem, etwa exotisch verbrämtem Wortschwall zu umgeben.

Natürliche Folge all dieser Dinge war, daß eine Schar „revolutionärer Jugendbewußter" unter Verlassen des Saals ein Manifest erließ gegen den Freideutschen Führertag, der „Verrat übt an der Jugend" und „sich noch am fünften Tag in ziellosen Erörterungen ergeht". Es heißt in diesem Protest: „Durch Mangel an Kraft und Glauben zum Schwanken zwischen vielfältigen Erkenntnissen verurteilt, kommt der Führertag nie zur Entscheidung. Befangen im Erlebnis, von Politik und Philosophie hin- und hergerissen, haben diese Erwachsenen Jugend und jugendliche Solidarität vergessen. Der Führerrat verkörpert in seiner Gesamtheit keinen jugendlichen Willen. Er ist ein Parlament voller erwachsener Gegensätzlichkeiten." So sprach ein Teil der versammelten Jugend, und der Verlauf der Woche gab ihr ein gewisses Recht dazu.

In ihrer Gegensätzlichkeit war die Tagung, bei der schließlich politische Dinge stark in den Vordergrund traten, ein Spiegel der Zeit. — Leuchtfeuer zu sein, blieb ihr leider versagt —. Alle Strömungen, alle Richtungen, alle Anschauungen, alle Parteien waren vertreten. Es gab fast so viele Ansichten, als Menschen vorhanden waren. Völkische, Internationale, gemäßigte Sozialisten, Spartakisten, Kommunisten prallten aufeinander.

Durchgehend war der stark revolutionäre Zug, aber es gab dennoch keine Einigung auf ein Ziel, keinen Anlauf zu einem klärenden Eingreifen in das chaotische Getriebe der Zeit. Festzustellen war lediglich, daß die völkische Seite sich mit der rechts-sozialistischen in vielen Punkten zusammenfand und daß schließlich die nicht zu überbrückende Klaffung heraustrat zwischen abbauendem Kommunismus und abwägendem Sozialismus. Die Entscheidung der Zugehörigkeit zu einer dieser Gruppen im öffentlichen politischen Kampf blieb jedem Einzelnen nach eigener Verantwortung über-

laſſen, und die Möglichkeit einer gegenſeitigen Bekämpfung der Freideutſchen in einem etwaigen Bürgerkrieg mußte zugegeben werden.

Leider entſtieg der unfruchtbaren Vielſpältigkeit bei der Behandlung politiſcher und parteipolitiſcher Fragen nicht ſieghaft der Gedanke, daß es vielleicht der Jugend vorbehalten ſein könnte, über dieſen alten Parteihader hinaus das Gemeinſchaftsbildende, das kommen muß, zu ſuchen und zu finden. Glücklicherweiſe haben verſchiedene Jugendgruppen, die bereits über die Meißnerformel hinausleben, praktiſche Erfolge in dieſer Richtung zu verzeichnen.

Das war gerade das Betrübende, daß auf der Tagung ſoviel Dunſt gemacht, ſo ſehr alle Schau ins Ewige, aller Blick aufs Weſentliche mit Kuliſſen verſtellt wurde, und Wirklichkeiten, welche dieſe Gedanken des überparteilichen Gemeinſchaftslebens ſchon geſtaltet trugen, ſich ſcheuen mußten ihre ſchlichte Nacktheit zu zeigen, weil ſie Gefahr liefen, von der durch ſchöne Worte betäubten Menge ihrer Einfachheit, ihres geraden Sinnes wegen verkannt zu werden. So kam es, daß das Wertvollſte, Poſitivſte der Tagung in kleinen Kreiſen geleiſtet wurde, wo über beſondere, den freideutſchen Gedanken fortſetzende Jugendbewegungen, über Siedlungsfragen, muſikaliſche Jugendkultur, Volksgemeinſchaft, Schul- und Hochſchulfragen eindringlich geſprochen wurde.

Es iſt kein Zufall, daß, für die meiſten überraſchend, am letzten Tag die freideutſche Gemeinſchaft im bisherigen Sinn plötzlich nicht mehr vorhanden war, daß auf die beabſichtigte äußere Organiſation, auf jede gemeinſame Entſchließung verzichtet werden mußte, und daß von ſelbſt die freideutſche Bewegung in einzelne Arbeitsgemeinſchaften auseinanderfiel, welche nur loſe, unſichtbar nach außen, durch den Meißner Schwur verbunden ſind.

Austauſchorgan wird der „Zwieſpruch", während die „Freideutſche Jugend" in mehr vergeiſtigter Form weiterbeſteht. Eine großzügig angelegte Kartothek ſoll den Gedankenaustauſch erleichtern.

Wenn ich von der Jenaer Tagung etwas Poſitives mitnahm, ſo war es die Erkenntnis, daß der freideutſche Gedanke trotz allem mit Macht weiterleben wird, nicht weil er, wie dies von den meiſten Mitläufern bisher geglaubt wurde, der ſichere Alleinbeſitz einer Gruppe iſt, ſondern weil er, in richtiger Erfaſſung, die ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung bildet für alles ſchöpferiſche Tun, deſſen wir wie nie zuvor bedürfen, Vorausſetzung für den Meiſterberuf, dem während der Tagung Eugen Diederichs als Senior der Meißner-Fahrer in kernhaften Worten Ausdruck gab, in Worten, die jünger waren und pulſender als manche der Jungen.

Im Vergleich zur anſchließenden ſozialiſtiſchen Studententagung war die freideutſche Woche dem Stil nach die wertvollere, während in bezug auf das Ergebnis die ſozialiſtiſche Studententagung bei weitem beſſer abſchnitt.

Beide Tagungen erſtrebten zunächſt großzügige Organiſation. Auf beiden Tagungen konnte aber die urſprüngliche Abſicht nicht voll durchgeführt werden, weil die innere Zerſplitterung dies unmöglich machte. Die jetzige Löſung der Organiſationsfrage bei der freideutſchen Jugend iſt immerhin die feinere, freiere, während ſie bei den ſozialiſtiſchen Studenten ſtark mechaniſchen Einſchlag hat. Überhaupt geht ein tiefer Weſensunterſchied durch die beiden Tagungen, obgleich es ſich in beiden Fällen um ſtark revolutionäre Jugend handelt. Bei der freideutſchen Jugend war alles geiſtvoller, beſeelter; die ſozialiſtiſche Studententagung konnte ſich von einem robuſten Verſammlungston, von einem allzu mechaniſchen Verhandlungsſtil nicht befreien.

Während die freideutsche Jugendtagung allzusehr zerfetzt und zerflattert war, zeigte die sozialistische Studententagung eine zu starke Verspannung in die Partei. War die erstere der beiden Tagungen zu intellektuell, mit einer literarischen, grübelnden, ins uferlose schweifenden Einstellung zur Politik, so trieb die letztere mehr Realpolitik, aber mit zu eng begrenzender Tendenz.

Leider konnte auch die Tagung der sozialistischen Studentengruppen sich innerer Widerstände wegen als Folge der zu starken Parteieinstellung nicht wahrhaft schöpferisch entfalten. Ein näheres Eingehen auf sie würde aber doch den Willen zu wirklicher Erneuerung (Hochschulreform als neue Jugenderscheinung) tief würdigen müssen, der mehr als auf der Freideutschen Tagung im Vordergrund stand.

Albrecht Merz

Gedanken zur Zeit

Durch Wahrheit zum Aufbau oder durch Lüge zur Anarchie? Die Selbstzerfleischung der sozialistischen Richtungen hat Formen angenommen, die das Schlimmste befürchten lassen, wenn nicht endlich die Rückkehr zur Vernunft und Sittlichkeit erfolgt. Die Begleitumstände der Berliner Spartakuswirren und ihrer gewaltsamen „Beilegung" haben eine Skrupellosigkeit in der Fälschung der öffentlichen Meinung und der Ausnutzung zur Verfügung stehender Machtmittel zutage treten lassen, die das ethische Protoplasma weiter Volkskreise auf beiden Seiten als vergiftet und in fauliger Auflösung begriffen erscheinen läßt. Es wird sich niemals sicher entscheiden lassen, ob sich in letzter Stunde diese volksmörderische Schießerei verhindern ließ oder nicht, ob der Zufall oder planvolle Absicht sie auslöste. Aber mit Sicherheit kann gesagt werden, daß die Regierung vor der Schlacht weder Voraussicht noch Tatkraft bewiesen hat, um dem Blutvergießen vorzubeugen. Noch bestimmter kann festgestellt werden, daß die Nachrichtenversorgung der Presse geradezu skandalös gehandhabt worden ist. Amtliche und militärische Stellen, die an der Aufpeitschung der Bürgerwut ein Interesse hatten, entweder weil sie gegenrevolutionäre Hintergedanken hegten oder weil sie dadurch die stimmungsmäßige Vollmacht zur „gründlichen Aufräumung" mit allen Unruhestiftern verlängern wollten, setzten Mitteilungen von unerhörten Mord- und Plünderungsszenen im spartakistisch besetzten Berliner Osten in die Welt, die Lichtenberger Mordnachricht brachte Berlin-West zur Raserei (dort verlangte mancher „Gebildete" die Niederkartätschung aller Sozialisten!). Es gab nun im Gefolge der Spartakisten gewiß Lumpen und Marodeure in Menge, aber das gilt nicht für die Führer: es werden zahlreiche Fälle humansten Vorgehens gemeldet. Die schlimmsten Übergriffe wurden erst möglich, nachdem die Regierungstruppen in den Kampf eingetreten waren und nun die „Gegenwehr" den üblen Elementen als Plünderungsvorwand dienen konnte. Jedenfalls lagen dicht neben der Kampfzone Bezirke und Orte, in denen es (wie in Pankow) absolut ordentlich zuging, weil die Mehrheits- und die unabhängigen Sozialisten gemeinsam eine Sicherheitspolizei stellten und — keine Truppen einrückten! Lastet auf den verbrecherischen Ausnützern der Spartakuswirren unsägliche Schuld, so sind doch, wie sich immer deutlicher ergibt, die Übergriffe schlimmster Art auf Seiten der „Ordnungs"truppen leider auch recht zahlreich, und sie führten zu zahlreichen Mißhandlungen, Körperverletzungen, Erschießungen, zu Taten unerhörter Rachsucht, zum Aufhören aller bürgerlichen Garantien. Niemand kennt bisher die Zahl der Toten, Verletzten, Eingekerkerten, Mißhandelten. Aber sie muß groß sein. Auch in bürgerlichen Blättern werden die Stimmen des Protestes immer häufiger

und lauter. Erſt recht muß der Sozialiſt verlangen, daß ſolche Gallifetwillkür in Deutſchland unmöglich gemacht werde. Die Schreckensſzenen der Pariſer Kommune waren Bagatellen gegen die Verſailler-Sühne der Bourgeoiſie an den wahllos Eingefangenen. Deutſchlands Ehre darf nicht durch ſolche Greuel befleckt werden. Deshalb Wahrheit! Reinheit! Ehrlichkeit! Liebe! Wer ſo durch die vier Jahre Kriegslüge verdorben iſt, daß er die „ſtrategiſche Lüge“ für ein erlaubtes „diplomatiſches“ Mittel hält, iſt kein Sozialiſt! Er beweiſt zudem, daß er nicht an den Sieg des Guten glaubt, daß ihm jedes Mittel recht iſt. Die Regierung ſorge dafür, daß ſolche Volksſtäuſchung und ſolch Bürgermord nicht wiederkehren! Die Sauberen im Volke aber ſollten alle jene unlauteren Elemente rechts und links abſchütteln, erbarmungslos bekämpfen, die von „Aufbau“ reden und deren haßgetränkte Federn und blutgierige Streitäxte in Wirklichkeit alle Anſätze beſchmutzen und zertrümmern, deren Endziel ein anarchiſcher Zuſtand iſt, in dem ſie im Trüben fiſchen können.

Paul Oeſtreich

Die Befreiung Hodlers. Eine kleine Gruppe zur freideutſchen Bewegung zugehöriger Jenaer Studenten befreite während der Tagung vor Oſtern gewaltſam das nun über vier Jahre vernagelte Bild Hodlers in der Jenaer Univerſität: Der Auszug der Jenaer Studenten. Ihre Tat war ein ſchönes Symbol des neuen Geiſtes, den inneren Sinn über erſtarrtes Leben zu ſetzen. Wenn das Kennzeichen der Senate unſerer Univerſitäten nicht Greiſenhaftigkeit wäre, wären die Univerſitätskreiſe im Kriege nicht ſo alldeutſch verſeucht geweſen und hätten durch die Revolution gelernt, daß es die Aufgabe der Univerſitäten wäre, nicht bloß wiſſenſchaftliche Probleme objektiv zu behandeln, ſondern auch vorbildlich im Menſchentum zu ſein. Bezeichnend aber iſt, daß dem Senat der Univerſität Jena jede Fähigkeit abging, die Hodleraffäre humorvoll zu behandeln und ſich über jugendlichen Tatengeiſt zu freuen. Er zog vor, die Rolle der gekränkten Leberwurſt zu ſpielen und ſo kam es — difficile est non scribere satiram — daß der endlich wieder enthüllte Hodler in den Oſterfeiertagen immer noch nicht zu ſehen war. Es wurde kein Fremder in das Univerſitätsgebäude eingelaſſen, weil — nun weil die Herren vom Senat immer noch nicht gelernt haben, daß man Kunſtwerke nicht beſitzt, ſondern verwaltet. Dafür hatte man dann die billige Ausrede, das Bild könne beſchädigt werden. Schaden hat in der ganzen Angelegenheit nur das Bild genommen, das ſich naive Menſchen von der höheren Einſicht eines Univerſitätsprofeſſors machen. E. D.

Die Friedensbedingungen. Die Abhaltung von Proteſtverſammlungen iſt zwar nötig, aber deren Beſchlüſſe ſind noch keine Taten. Die einzige Antwort iſt: umgehende praktiſche Durchführung eines ſozialiſtiſchen Staates, der dem Kapitalismus, der uns knechten will, zeigt, daß ſeine Rolle ausgeſpielt hat. Es fehlt dem Bürgertum noch jede Einſicht, in welchem Maße die Friedensbedingungen für uns Vernichtung bedeuten und daß wir darum ſo ſchnell wie möglich ans Werk zu gehen haben, damit nicht „Volksredner und Literaten“ loserperimentieren. Jetzt heißt es: Bürgertum, zeige deine Opfergeſinnung, hänge nicht am Mammon, nicht an der Sorge für die Zukunft deiner Familie, ſondern ſchaue auf das Ganze.

Aber das Bürgertum als „Maſſe“ wird verſagen und einen Zuſammenbruch erleben, der eine Kataſtrophe wird. Wo bleibt die Preſſe, wo bleiben die Berufenen, um das Volk aufzuklären: Keine Worte mehr, ſondern erneuert Euch in und durch den Geiſt! E. D.

Monatlicher Literaturbericht

Romantiſche Politik

Die vor hundert Jahren (am 20. März 1819) erfolgte Ermordung Kotzebues durch den Studenten Karl Ludwig Sand war ein Schulfall der romantiſchen Politik*. Durch eine ſtrenge moraliſche Erziehung — für die Robeſpierres Geſtalt das markanteſte Beiſpiel iſt — im achtzehnten Jahrhundert wurzelnd, ein ſchwärmeriſcher Verehrer des Mittelalters, mittelalterlicher Ideale und Lebensinhalte, begeiſtert für Freiheit und Vaterland, tötete er in Kotzebue den Spion einer Macht, welche das deutſche Burſchentum vernichten wollte, das — romantiſch konſtruierte — Symbol politiſcher und moraliſcher Gemeinheit.

Kurt Eisner verfiel dem Fanatismus des Reaktionärs, vielleicht nur der kühlen, bewegungsloſen Angehörigkeit dieſes Reaktionärs zu anderen Lebenskreiſen. Denn Kurt Eisner verkörperte — weithin ſichtbar und mit ſteigender Nachhaltigkeit — den politiſchen Fortſchritt. Die Tat Arcos entſprang der Begrenzung ſeines politiſchen und menſchlichen Horizonts, aber auch der Schein-Romantik unfruchtbarer, abgeſtorbener Ideale. Sie traf einen Mann, der, von romantiſcher Anlage, an Nietzſche, dem Angehörigen der Romantik, geſchult, in der Hauptſache äſthetiſch produktiv, künſtleriſchen Individualismus, romantiſche Schwärmerei an die Politik heranbrachte.

Das Bild Eisners — wie es aus ſeiner politiſchen Wirkſamkeit heute vor uns ſteht — ſchwankt, umbrandet von der Gunſt, dem Unverſtand, der Unklarheit der Parteien. Man hat ſeine Bücher aus der Revolutionszeit**. Aber auch ſie verdanken ihr Daſein dem Zufall, den raſchen Notwendigkeiten des politiſchen Alltags. Sie ſind haſtig, aus den Stimmungen des Augenblicks hingeworfen, Äußerungen eines Menſchen, den ſchon die Anlage zum Impreſſionismus treibt. Sie ſind nicht frei von Widerſprüchen und Übertreibungen, von jenen Halbheiten in den Nutzanwendungen allgemeiner Sätze, welche den Weg des vorwiegend literariſch veranlagten und intereſſierten Menſchen in die Politik begleiten (in Wilſons Büchern z. B. auch da fehlen, wo er „nur“ über „Literatur“ handelt), nicht zwingend in ihrer Beweisführung. Dennoch erſteht daraus das Bild eines Mannes, der mitten in einer Wirrnis — um Menſchentum und Politik wieder miteinander zu verſöhnen — nach Wegen ſuchte.

Eisner lehnte die ruſſiſchen Methoden der Gewalt und der Zerſtörung ab. Er wollte den Sinn der von ihm angeführten Umwälzungen darin ſehen, daß „aus den Maſſen des Volkes die ſchaffende Armee der Rettung gebildet würde“. Er wollte der Welt das Beiſpiel gegeben ſehen, daß endlich einmal eine Revolution, vielleicht die erſte Revolution der Weltgeſchichte, das Ideal und die Wirklichkeit vereinte. „Je mehr uns der Abſcheu erfüllte von dem, was die Herrſchenden der Vergangenheit über die Welt an Elend, Verwilderung, Grauſamkeit gebracht haben, deſto mehr waren wir bedacht, menſchlich zu ſein, nur an die Vernunft der Menſchen uns zu wenden.“ Er dachte ſich die Revolution als „eine moraliſche Revolution, eine Auflehnung gegen das alte Syſtem“. Er ſah ihr oberſtes Ziel in der Vermenſchlichung des Da-

* Carl Schmitt-Dorotić hat den Begriff „Romantiſche Politik“ in einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung gegen die „Politiſche Romantik“ abgegrenzt und damit zur Aufhellung der Struktur des romantiſchen Geiſtes ſehr weſentlich beigetragen („Politiſche Romantik“, bei Duncker & Humblot, München 1919). ** „Die neue Zeit“ — „Die neue Zeit“, zweite Folge — „Unterdrücktes aus dem Weltkrieg“ (Georg Müller, München).

seins: „Wie immer die Gliederung und der Aufbau in der zukünftigen Gesellschaft sich vollziehen wird, welche wirtschaftliche Formen wir finden werden, der Mensch darf nicht das Opfer seiner Verhältnisse werden, sondern der Mensch muß der Herr über seine Verhältnisse werden. Der Mensch darf nicht mehr Sklave der Maschinen werden, sondern Herr über die Technik. Der Mensch darf nicht mehr Objekt des Profits werden, sondern jeder, der arbeitet, muß mitbestimmen können an der Gestaltung dieser Arbeit." „In der künftigen Welt der Demokratie soll jede Fähigkeit zu ihrem Rechte kommen." „Denn Demokratie heißt nichts weiter, als alle Kräfte entbinden, freimachen, jedem den Weg seiner inneren Fähigkeiten öffnen."

Wie der Einzelne seine Gedanken und Anregungen ungehemmt sollte zum Ausdruck bringen können, so wollte er in der Politik frei herausgesagt wissen, was ist. Wie er jeder Fähigkeit zu ihrem Recht verhelfen wollte, so mündete sein politisches Denken ein in die enge Gemeinschaft der deutschen Stämme und der Völker der Welt.

Man mochte — mit solchen Leitlinien der politischen Zukunft — Eisners Programm ablehnen; oder Eisners Persönlichkeit, weil er, nicht frei von Regungen absolutistischen Willens, sprunghaft und nicht immer unerbittlich konsequent, mehr Literat als Politiker, Ideal und Wirklichkeit selbst nicht so in Einklang setzen konnte, daß er von der Notwendigkeit und Möglichkeit solcher Verbindung überzeugte. Auch dann bleibt das Bedauern, das aus der Gleichgültigkeit und Resigniertheit, der leidenschaftlichen Auflehnung und der unbedachten brutalen Geste des gegenwärtigen Deutschland ein Mann gewaltsam herausgerissen wurde, der den Satz gesprochen hat: „Besser ist, irgend etwas zu schaffen, als in leeren Reden und öden Schimpfereien sich jahrzehntelang zu ergehen und sich darin zu befriedigen. Es gibt nur einen Radikalismus, und dieser Radikalismus besteht darin, durchzusetzen, was notwendig ist und was wir wollen."

Auf dem Wege dorthin — den wir, so oder so, nun einmal werden gehen müssen — begegnen heute einige neubearbeite Bücher F. W. Försters*, der seit Jahren versucht, die sittlichen Kräfte, welche den Staat in der menschlichen Seele fundamentieren, den wirklichen Willen zur staatlichen Gemeinschaft mit anders Denkenden und die Konsequenzen, die daraus für das politische und das bürgerliche Verhalten folgen, in planvoller, an angelsächsischem Denken glücklich und selbständig orientierter Weise zu beleben und geistig zu klären; der von der abstrakten Gesellschaft zum lebendigen Menschen zurückkehrt, um Außenfragen der Kultur in ihrem inneren Zusammenhang aufzuzeigen. Gemäß dem Leitsatz aller dieser Bücher und aller — aus der Romantik ins wirkliche Leben führenden — fruchtbaren Arbeit für den Staat und die Gesellschaft.

„Wahre Bürgerkultur ist das reifste Ergebnis tiefer moralischer Kultur; das rechte bürgerliche Gewissen entsteht aus dem Kern des menschlichen Charakters, die ganze Gesundheit der staatlichen Organisation hängt davon ab, wie weit das innere Chaos des Menschen organisiert ist, wie weit die Anarchie des Trieblebens überwunden und der Starrkampf der Selbstsucht und des Eigenwillens durch Weckung höherer Seelenkräfte gebrochen ist." Karl Hönn

* „Weltpolitik und Weltgewissen", Verlag für Kulturpolitik, München 1919 — „Politische Ethik", dritte, stark erweiterte Auflage der „Staatsbürgerlichen Erziehung", Verlag Ernst Reinhardt, München — „Christentum und Klassenkampf", vierte, vermehrte Auflage, Schultheß & Co., Zürich.

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Sozialistische Lehrervereine Die revolutionäre Zerreißung der altpreußischen Bindungen des Staatsbeamtentums befreite die ihrer Überzeugung nach längst beim Sozialismus stehenden Lehrer endlich aus unwürdigen Fesseln. Sie können nun tun, was den Staatsbeamten anderer Kulturländer längst unverwehrt war: offen für die Parteien arbeiten, deren Staats- und Gesellschaftsauffassung sie bisher nur stillschweigend teilen durften, wollten sie nicht aus Amt und Brot gemaßregelt werden. Bald nach der Revolution bildeten sich in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sozialistische oder sozialdemokratische Lehrervereine, auf verschiedener Basis, mit verschiedenen Zielen. Die drei Bruchteile, in welche die sozialistische Bewegung zerklaffte, haben auf kulturellem Gebiet bisher ihre Programme nicht differenziert. So ist es verständlich, wenn gerade in Lehrerkreisen der Bruderkampf vielfach verurteilt und abgelehnt wird, wenn man wenigstens die Arbeit an der sozialistischen Umgestaltung des Bildungs- und Erziehungswesens nicht unter Fraktionsgehässigkeiten leiden lassen wollte. So bildeten sich in Thüringen, Oberschlesien, Sachsen, Hamburg usw. sozialistische Lehrervereine, welche die Erzieher aus allen drei Parteien (S. P. D., U. S. P. D. und Kommunistische Partei) umschlossen. In Großberlin entwickelte sich der ursprünglich der Mehrheitssozialdemokratie angeschlossene „Sozialdemokratische" Lehrerverein aus derselben Auffassung heraus zu einem „Sozialistischen" Lehrerverein, der bereits mehr als 200 Mitglieder zählt. Die Erfahrungen mit solchen sozialistischen Gesamtlehrervereinen, den besten Urzellen einer zukünftigen sozialistischen Gesamtpartei, waren verschiedener Art. Da, wo eine der Parteien die andern völlig überwog, ging die gemeinsame Tätigkeit ziemlich reibungslos von statten. Wo die in der Stärke einander sich nähernden Parteien erbittert um die Vorherrschaft ringen, greift die Feindseligkeit sehr leicht auch auf die Lehrerversammlungen über, indem die Anklagen gegen die regierenden Parteiführer auch dort erhoben werden und nun der Angriff naturgemäß den Gegenangriff, mindestens die Verteidigung auslöst. Es herrscht bei einem Teil der U. S. P. D.-Lehrer die unausgegorene Anschauung, da alles Geschehen nunmehr von der („einen, natürlichen") Ethik durchdrungen sein müsse, so gehöre auch alles politische Geschehen vor das Forum der sozialistischen Geistigkeit, in die sozialistischen Lehrervereine. Sie kommen also mit allgemein politischen Resolutionen und Protestaktionen gegen bestimmte politische Handlungen und wirken damit verheerend auf die bildungspolitische Klärungs- und Umpflügearbeit der Vereine. Grundschlechte Psychologen, nötigen sie damit unter Umständen die S. P. D.-Lehrer, mancherlei Personen, Erlasse und Unterlassungen aus Parteigefühl in Schutz zu nehmen, die sie im engeren Kreise selber scharf tadeln würden. Undisziplinierte Kampffront an falschem Orte könnte diese letzten Forts sozialistischer Gemeinsamkeit in die Luft sprengen, zum Schaden der Herausarbeitung und Verwirklichung des sozialistischen Schul- und Volksbildungsprogramms.

Mittlerweile haben sich die Parteileitungen auf allerlei Dinge besonnen, so auch auf die Gewinnung der Lehrerschaft und auf ihre Indienststellung im Rahmen der Partei. Die unaufhörlichen Lohn- und Machtkämpfe der Arbeiterschaft und die revolutionären Putsche ließen sie erst so spät dazu kommen, die Lehrerschaft innerhalb der Parteien zu organisieren. Wenn alle sozialistischen Lehrervereine wirklich friedlich und neutral arbeiteten, kämen sie zu spät, was ein Glück wäre. So liegt es aber nicht, es gibt ernste Differenzen, ganze Provinzen besitzen noch gar keine Organisationen, und die Landlehrer drohen dem Sozialismus wieder verlorenzugehen, wenn man sie weiter ungeschützt den Übergriffen der Junker, Landräte,

Geistlichen, kurz der ganzen auf dem breiten Lande noch mächtigen Reaktion ausliefert. Man braucht also starke, umfassende, leistungsfähige Verbände, und es scheint fast, als könne man schlagfertige, festfundierte, Schutz bietende Organisationen nur im Rahmen einer Partei schaffen. Man braucht deshalb noch nicht einen Keil in die sozialistischen Lehrervereine zu treiben oder die Entstehung solcher Simultanvereine zu hintertreiben. Sie sind als gemeinsame Tribüne so notwendig und zweckdienlich wie etwa die Gesellschaft für soziale Reform neben den Gewerkschaften.

Aus dem erwähnten Bedürfnis heraus hatte die S. P. D. (die Mehrheitssozialdemokratie) für den Ostermontag nach Berlin eine Reichskonferenz sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen berufen. Unter dem Vorsitz von Heinrich Schulz versammelten sich zahlreiche Lehrer und Lehrerinnen fast aller Kategorien aus allen Teilen des Reiches zu ergebnisreichen Verhandlungen. Es wurde eine „Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands" gegründet. Nach der Begrüßung durch den Leiter sprach Hellmann-Hamburg über die „Stellung der sozialdemokratischen Lehrerorganisation zu den bestehenden Lehrervereinen". Die sozialistischen Lehrer sollen auch weiterhin in den unpolitischen Lehrervereinen als ihren neutralen Berufsorganisationen zur Vertretung ihrer wirtschaftlichen und beruflichen Interessen und zur Förderung ihrer wissenschaftlichen und sachlichen Bedürfnisse verbleiben. Neben diese rein gewerkschaftlichen Berufsorganisationen tritt die sozialdemokratische Lehrervereinigung als die notwendige politische Arbeitsgemeinschaft Gleichgesinnter. Es folgte ein kurzes Referat von Oestreich-Berlin über „Der sozialistische Lehrer in der Schule", dessen Inhalt die Resolution, die wie alle Entschließungen, einstimmig angenommen wurde, widerspiegelt: „Der sozialistische Lehrer darf in der Schule und in seiner Amtstätigkeit überhaupt keine Parteipolitik treiben. Das verbietet ihm die Achtung vor der Seele und dem Recht des Kindes und die Rücksicht auf das andersgerichtete Elternhaus. — Mit Verständnis jede Überzeugung duldend und achtend, hat der sozialistische Lehrer durch die Vorbildlichkeit seiner Persönlichkeit, seiner Pflichttreue, Tüchtigkeit und Gerechtigkeit, seiner Lebensauffassung und Lebensführung einen überzeugenden Beweis für die Vortrefflichkeit seiner Parteigrundsätze und -ziele anzutreten. — Der sozialistische Lehrer ist ferner dazu berufen, durch sein amtliches Wirken Aufbau und Geist des Unterrichts- und Erziehungswesens im Sinne der Vergesellschaftung derart zu beeinflussen, daß die bisherige Vorbereitung für den „Kampf ums Dasein" ersetzt oder doch ergänzt wird durch die „Erziehung zur gegenseitigen Hilfe", daß die Schulreformen nicht zu einer toten Bureaukratisierung, Schablonisierung, Mechanisierung, sondern zu einem lebendigen, volksverbindenden Gemeinschaftsleben führen, und daß die Jugend selbst aufwächst im Geiste sozialer Solidarität." Dann umgrenzte Schulz-Berlin den „sozialdemokratischen Lehrer als Staatsbürger". Die Konferenz begrüßt die revolutionären Errungenschaften, die dem Lehrer Freiheit der Überzeugung und Betätigung verschafften. Die Lehrer und Lehrerinnen sollen nun am Gemeinschaftsleben der Arbeiter teilnehmen, dadurch Fühlung mit dem Wesen und Wollen der Arbeiterbewegung gewinnen und dann ihrerseits deren geistiges und politisches Leben anregen. Dazu sollen die Lehrer den wissenschaftlichen Sozialismus studieren, dann ihre Erkenntnis zugunsten der Partei fruchtbar machen durch Vorträge, Mitgliederwerbung, Bekämpfung der Gegner, und besonders sich in den Dienst der sozialistischen Jugend- und Bildungsbewegung stellen. Derselbe Redner begründete zum Schluß die von ihm entworfenen Satzungen der Arbeitsgemeinschaft, die „alle auf dem Boden der S. P. D. stehenden Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands, vom Kindergarten bis zur Hochschule, zusammen-

fassen will." „Verknüpfung und Durchdringung der wissenschaftlichen Pädagogik mit dem wissenschaftlichen Sozialismus, Aufklärung der Volksgenossen über Wesen und Wert sozialistischer Kulturpolitik, Unterstützung und Förderung der Schulpolitik der Sozialdemokratie, Verbreitung und Pflege erzieherischer Kenntnisse und Fertigkeiten innerhalb des Arbeiterhauses, Mitarbeit in der parteigenössischen Jugend- und Bildungsarbeit, Heranziehung und Schulung gleichgesinnter Lehrer und Lehrerinnen für die politischen, sozialen und kulturellen Aufgaben der Sozialdemokratie", das sollen ihre Aufgaben sein. Die Mitgliedschaft ist an die Parteizugehörigkeit zur S. P. D. geknüpft.

Die Arbeitsgemeinschaft leitet der Hauptvorstand mit dem Sitze in Berlin (für die erste Geschäftsperiode wurden gewählt: Heinrich Schulz als Vorsitzender, Universitätsprofessor Cunow, Lehrer Hübner, Oberlehrer Dr. Lohmann, Professor Oestreich, Lehrerin Riedger und der noch nicht bestimmte Schriftleiter der „Sozialdemokratischen Lehrerzeitung"). Daneben besteht ein Hauptausschuß von 15 Mitgliedern aus den einzelnen Reichsbezirken, der in allen wichtigen Angelegenheiten zu befragen ist. Die oberste Entscheidung steht der Hauptversammlung zu, die jährlich zusammentritt und aus den Delegierten der Mitgliedschaften sich zusammensetzt. In den Städten und Landesteilen sollen sich möglichst Orts- und Bezirksgruppen bilden, die sich der alleinstehenden Lehrer annehmen sollen. Wöchentlich einmal soll als Vereinszeitschrift die „Sozialdemokratische Lehrerzeitung" erscheinen, deren Abonnement allen Mitgliedern zur Ehrenpflicht gemacht wird. Ihr zur Seite steht ein dreigliedriger Presseausschuß, den die Verfasser zurückgewiesener Aufsätze zur Entscheidung anrufen können.

Die Erörterungen zeigten, daß noch viel vom alten Geist schlimmster Observanz im Lande herumspukt, daß noch immer sozialistische Lehrer drangsaliert werden. Neue Männer für die Verwaltung! war der allgemeine Ruf. Aufstellung eines sozialistischen Schulprogramms, Aufklärung der Arbeiterschaft über Schulfragen, Herausgabe zulänglicher Schulbücher wurden gewünscht. Der Vorstand soll zunächst sich mit der Einheitsschule und der Lehrerbildung befassen! Konflikten vorbeugen wollte ein einstimmig angenommener Antrag Oestreich: „Es ist keinem Mitgliede der S. P. D. verwehrt, Mitglied eines allgemein-sozialistischen Lehrervereins zu sein. Die „Arbeitsgemeinschaft sd. L. u. L." ist ein Unternehmen im Parteirahmen, sie ist keine Konkurrenz- oder Gegenorganisation gegen sozialistische Lehrervereine." Die Tagung zeugte von fruchtbarem Wollen und Werden!

Paul Oestreich

Zur Freideutschen Bewegung

In der Woche vor Ostern fand eine Führerwoche der Freideutschen Jugend in Jena statt, die fast zu einer völligen Auflösung der Organisation führte. Es blieb nur ein Ausschuß bestehen, der in Zukunft Tagungen einberufen soll. Die Zeitschrift „Freideutsche Jugend" bleibt Privatunternehmen eines engeren Kreises.

Die äußere Form ist zerbrochen, um so mehr lebt der Geist unter den Freideutschen, denn sie haben ihre Form nur gelöst, um gruppenweise zu handeln. Die achttägige Tagung war ein Spiegelbild aller im deutschen Volke lebenden Strömungen, die ernsthaft miteinander rangen, ihre Gemeinschaft bestritten und doch von tiefem Gemeinschaftsgeist getragen waren. Man könnte fast sagen, die Jenaer Tagung war die eigentliche deutsche Nationalversammlung, wie sie hätte sein müssen. Hier gab es keine wirtschaftlichen Parteien, sondern nur kleinere Gruppen von Menschen gleicher Lebensstimmung, von denen wieder jeder Einzelne seine eigene Individualität behielt. Man war jeder Problematik offen. Ganz auffallend und von höchster zukunftverheißender Bedeutung für Deutschlands Entwicklung war der starke, echte, religiöse Geist, der durch die Jugend ging; man fühlte,

das Wort „Gott“ war ein Erlebnis geworden und ſtand außerhalb kirchlicher Tradition. Im Zuſammenhang damit ſtand ein intenſives Gefühl für das Geſetzmäßige der Polarität im Lebensprozeß, wohl durch Blühers Schriften ſtark in die Jugend hineingeworfen. Es iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß die Jugend an die Utopie glaubt, und ſo ging ein ſtarker revolutionärer Zug durch alle Freideutſchen hindurch bis zu den Völkiſchen, die aus ihrer Gegenſätzlichkeit zum einreißenden Kommunismus innerlich den Weg zu einem bejahenden Sozialismus fanden und damit zukunftsverheißend den auf nationalem Boden ſtehenden Kräften des Bürgertums vorangehen. Das Erfreulichſte war, daß nun endlich die Jugend von der Selbſtbetrachtung losgekommen iſt und jeder in ſeiner Weiſe den Weg ſucht, aufbauend zu wirken. Kräftig plazten die Gegenſätze aufeinander, es kam zur Revolution, die Linke zog aus dem Saal und tagte im Freien auf dem Galgenberge. Die gelbe Proklamation des revolutionären Führerrates ſchien ein Zeichen endgültigen Auseinandergehens zu ſein. Und ſiehe, da ſiegte das Gefühl gemeinſamen idealiſtiſchen Wollens, und zum Schluß ſaßen wieder alle friedlich zuſammen und fühlten ſich verbunden in den Klängen Bachſcher Muſik.

E. D.

Die Jenenſer Konferenz der ſozialiſtiſchen Studenten

„Menſchlichkeit iſt Liebe“, das war die neue gute Weisheit der kriegerzeugten Dichter. Und Erkenntnis eines Teiles der Univerſitäts-Dozenten und der Studenten war es, daß dieſe Menſchlichkeit, dieſe Liebe Gaben ſeien, die nur die Erziehung, die Bildung den Menſchen einſäen könnten, daß nur ſie dieſe Revolution zur Menſchlichkeit in den Herzen zu verankern vermöchten. So fanden ſich denn in Jena Vertreter von 22 deutſchen Hochſchulen zuſammen, um „das Horn des Aufruhrs durch die Natur zu blaſen“, um über Weg und Ziel zu beraten. Sturm und Drang war dieſe Verſammlung von etwa hundert Studenten, denen ſich einige Dozenten, Vertreter der „Freideutſchen Jugend“, revolutionärer und internationaler Jugendbünde angeſchloſſen hatten. Sturm und Drang und ein Schrei nach Reform an Haupt und Gliedern. Leicht wäre ſie fruchtlos verlaufen, denn es zeigte ſich, daß Vertreter der Univerſitätsſtädte, in denen Brudermord gewütet hatte, ſich mit Mißtrauen und Feindſchaft gegenüberſtanden, daß zum Beiſpiel ein Berliner Mehrheitsſozialiſt einem Berliner Kommuniſten nicht über den Weg traut und daß ein Kieler Spartakiſt die Unabhängigen wie die Peſt haßt. Leicht wäre die Verſammlung in Parteiſtreitigkeiten, ſchlimmer, in „querelles d'Allemands“ zerfloſſen, wären nicht die Wiener Vertreter mit der ihnen eigenen Gewandtheit und Liebenswürdigkeit für Einigkeit eingetreten, hätten nicht „die Köpfe“ des Kongreſſes, die Delegierten der Münchener Räteuniverſität, die Herren Dr. Reiner und Zillebille, mit einer wütenden Energie Entgegenkommen verlangt. Es war vor allem auch die Rede des Geſandten der akademiſchen Jugend Italiens, die über Parteigegenſätze hinwegtrug. Eine Rede, die an der deutſchen Revolution ſcharfe Kritik übte. Die unbeirrt feſtſtellte, daß nirgends das Proletariat ſo ſehr materialiſiert worden ſei wie in Deutſchland. Daß hier die Revolution über den höheren Löhnen den höheren Menſchen vergeſſe. Daß es Aufgabe der Studenten ſei, den geiſtigen Faktor in die Revolution zu bringen, daß die Menſchheit weitergehe als der Sozialismus. Daß über dem Materialismus der Idealismus zu proklamieren ſei. Denn um den Aufbau handle es ſich einer neuen Welt. Der aber ſei unmöglich ohne geiſtige Umwälzung. Um die könne nur das Werk der Jugend ſein, der idealiſtiſchen Jugend mit dem „herzblutroten“ Panier. Dieſe Rede mußte um ſo mehr Beifall wecken, als einige, von der Zeitpſychoſe ergriffen, in einem ſelbſtzerfleiſchenden Flagellantismus den „Intellektuellen“ alle Schuld am Krieg und Unglück aufzubürden verſucht hatten und ihnen jede Fähigkeit zum Aufbau abzuſprechen gewillt waren. In dieſem Sinn

hatte auch der Sozialistenführer Engelbert Graf gesprochen, der mit einer Mischung von ödestem Rationalismus und abgeschmacktestem Gartenlaubenstil dargelegt hatte, daß Begeisterung nichts sei, der „Logos" alles, der den Proletarier als den höheren Menschen erklärt hatte, schon weil er Proletarier sei, und der, ganz vergessend, daß der Kongreß um der Hochschulreform willen zusammengetreten war, gefordert hatte, der Student dürfe in der Revolution dem Proletariat nur bescheidene Hilfsdienste leisten. Dieser Rede wandte sich auch ein Russe in heißen Worten entgegen und stieß unter frenetischem Beifall hervor, daß die Revolution der Studenten aus dem Eros entsprungen sei, daß sie durch den Logos führe und daß sie wieder im heißesten Eros münde. Nach dieser allgemeinen Klärung, nach diesem ebenso russischen wie richtigen Bekenntnis konnten die Arbeitsergebnisse der Kommissionen im Plenum gewürdigt und geprüft werden.

Die verschiedenen Reformpläne stimmten in den Hauptpunkten überein. Man fordert: Zulassung aller Befähigten zur Universität. Nicht auf Grund des Abiturs oder irgendwelcher Examina, sondern auf Grund der menschlichen Befähigung und des Erkenntnisdranges. Eine Universitas, die Menschen heranbildet, mit Philosophie als Hauptfach, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, sozialen Wissenschaften, Biologie und Übersichtgebung über die Fachstudien. Danach, nach Absolvierung der Universität, die Fachschulen. Vielfachen Ersatz der Vorträge durch Lehrunterhaltungen. Fortfallen der Schulgelder. Wirtschaftliche Existenzmöglichkeiten für Unbemittelte. Öffentliche Prüfung, zu der es dem Prüfling gestattet ist, Examinatoren und Fächer zu wählen, Universitätsausschüsse, die nicht gewählt werden, sondern in denen sich diejenigen geistig Interessierten, die sich berufen fühlen, zusammenfinden: Dozenten, Studenten, Proletarier.

Neben dem Hochschulreformprogramm wurde die Gründung eines Nachrichtenblattes „Die Brücke" beschlossen. Sie hat den Zweck, die Verbindung mit den Gruppen aufrechtzuerhalten und die Beziehungen mit der akademischen Jugend des Auslandes zu pflegen. Ferner wurde ein ständiges Sekretariat mit dem Sitz in Berlin gegründet.

Eduard Levi

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel ℳ 5.—, durch die Postanstalten ℳ 5.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband ℳ 5.45, Ausland ℳ 5.75. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 90 Pf.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

11. Jahrgang Heft 4 Juli 1919

Hans Thoma / Über Flugzeuge und andere unnötige Dinge, von denen die Menschen ihr Heil erwarteten*

War das ein Jubel, als einige Jahre vor Kriegsausbruch die Eroberung der Luft durch Zeppeline und anderes Flugzeug als höchste Errungenschaft verkündigt wurde! Die Menschheit bestaunte sich selbst: Es ist erreicht! Bei den schon unsicheren politischen Verhältnissen kam das Sicherheitsgefühl über uns: Wer will uns jetzt noch einkreisen? Jetzt kann uns nichts widerstehen! Nun können wir uns dem Herrscherwillen getrost überlassen! . . . Die Menschen waren förmlich gerührt, als sie sich so hoch in den Wolken daherfahren sahen, und ich muß gestehen, daß auch ich an dieser Rührung lebhaft teilgenommen habe, als der Zeppelin in goldenem Sonnenglanz hoch über dem Rhein nordwärts zog. Es war, als ob jetzt die suchende Phantasie die Wirklichkeit der Welt erobert hätte; auch die künstlerische Phantasie war angesteckt vom Eroberungswillen.

Eine Frau hat mir von ihrem Büblein erzählt, daß dieses, wenn Zeppeline und Flieger in der Luft bemerkbar seien, voll Schreck sich in das Haus flüchte. Es war dies vor dem Krieg, ehe Karlsruhe die bittere Erfahrung vom Kindermord gemacht hatte. Man lachte über das vorsichtige Büblein, dessen natürliches Gefühl doch so recht hatte, wie wir anderen einsehen lernten, als wir die Jahre nachher dem Fliegeralarm lauschen mußten und uns in die Keller flüchteten, wo wir stundenlang beim Donner der Abwehrkanonen über unsere Er-

* Dieser Aufsatz war für das Januarheft der „Tat" geschrieben. Er erscheint leider infolge der sich häufenden politischen Beiträge verspätet. Er ist aber heute noch ebenso zeitgemäß wie vor einem halben Jahre. (Leit.)

rungenschaften nachdenken konnten. Das Büblein hat's ja gewußt schon damals, als wir, die Gescheiten, uns über die Eroberung der Luft nicht genug tun konnten vor Siegesjubel. Auch zuckten wir kaum die Achsel über die in Flammen abstürzenden Ikarusse. Manche wollten schon daran denken, mit chemisch bereitetem irdischem Luftvorrat in den Mond zu fahren; einige wollten sogar mit dem Mars anbandeln. Der Hochmut kannte keine Grenzen ... da kam der Fall, und die Menschen fingen an, sich zu besinnen, daß sie von Rechts wegen keine Flieger nötig haben, daß diese Errungenschaft, wie auch noch manche andere, nun zur Plage für sie geworden sei, daß in Friedenszeit eine Masse von Gesetzesparagraphen notwendig sein wird, um die Sache so zu ordnen, wie sie am wenigsten Schaden anrichten kann, um die Teufelsvögel, die im Kriege darauf aus sind, so viel wie möglich Schaden anzurichten, zu bändigen.

Vielleicht aber ..., ich denke, wie noch gar viele, aus dieser schrecklichen Zeit heraus an eine vernünftigere Völkerordnung ..., vielleicht könnte die gesetzliche Abmachung, die diese Frage notwendig macht, dazu beitragen, die feindlichen Völker zu gemeinsamem Handeln zu zwingen ..., und hier würde ich dem Volke den Preis zuerkennen, welches die „Freiheit der Lüfte" einzuschränken vermöchte, ja, dem, welches die ganze Lufthuberei verbieten würde unter der einfachen Frage: Wozu denn? ... Aber freilich, o schnöder Kreislauf, gehört dazu die Polizeimacht, die wiederum zu neuen Kriegen führen würde. —

Möchte es aber doch wieder eine Zeit geben, in der es den Menschen nicht so sehr eilt, von einem Ort zum anderen zu gelangen, wo dann ihre angeborenen Bewegungswerkzeuge wieder zu ihrem Rechte kommen. Die Eisenbahnen leisten zu dieser nervösen Hast schon übergenug; sie lassen uns schon keine Zeit mehr zu behaglicher Wahrnehmung; sie heben das natürlich-schöne Verhältnis auf, wie es Aug und Fuß zueinander haben, in dem noch eine gewisse Ruhe der Beschaulichkeit stattfinden kann, aus welcher Behaglichkeit, Besonnenheit und Gelassenheit hervorgehen können. Da die Gegenstände nicht fliegen wollen, so fliegt der Mensch an ihnen vorüber; er will sie nur oberflächlich wahrnehmen, sie vielleicht nur zählen. Das menschliche Raummaß müßte wieder vom Fuß ausgehen, vom Schreiten über die Erde, so müßte der Mensch sein schauendes Auge langsam dahintragen. Es käme dann wohl wieder mehr Ruhe in das Wesen der Menschheit. Aber statt dessen ist ein wahrer Wettstreit erwacht, wer noch schneller dahinrasen kann. Wissen können wir ja schon lange, daß auch am Ende dieser Hexerei der lachende Tod steht mit seinem: Halt! —

Alle Dinge in der Welt haben das natürliche Maß in sich, mit welchem sie den Raum erfüllen, den Raum zu durchmessen haben. Die Erde hat ihren Tag, die Himmelskörper haben ihre Umlaufszeit, der Kristall

hat seine festgefügten, sich bedingenden Grenzen, die Pflanze ihren sprossenden Jahreswuchs, mit dem sie sich mißt; der Wurm mißt mit schlängelnden Windungen, der Fisch mit den Flossen, der Vogel mit seinen Flügelschlägen, die von der Größe des Wesens abhängen; der Vierfüßler mißt mit seinen Beinen; nur der unruhvolle Menschengeist hat den Wunsch geboren, daß ein irdischer Flügel sich seiner Seelensehnsucht gesellen möge, der ihn vor- und aufwärts trage.

Warum ist diese Ungeduld über die Menschheit gekommen?? Wozu diese Eile?? Vielleicht deshalb, weil die Menschheit das Gefühl dafür verloren hat, daß sie in der Ewigkeit verankert ist, und daß sie jetzt, in der kurzen Erdenfrist, so schnell wie möglich ihr irdisch Gut einhamstern will. Was erreicht sie aber mit dieser nervösen Hast des Wettlaufes? ... Sie macht nur sich selbst und andere unglücklich, unsagbar elend. Dieser Wettbewerb führt zu blutigem Krieg, zu Brudermord schon von Kain und Abel her; auch deren Zwist kam daher, weil sie aus dem Paradiesesfrieden heraus in den Wettbewerb um die Gunst Gottes getreten sind, weil aus ihrer gutgemeinten Wohldienerei vor Gott alle Todsünden in ihnen aufgeflammt sind.

Der Bauernstand ist wohl der einzige, der von dieser Hast und Unruhe verschont bleiben konnte aus dem Grunde, weil sein Gang und Beruf notwendig mit dem Lauf der Weltuhr zusammenfallen muß. Vielleicht sitzt auch noch da und dort ein stiller Künstler, der, die Zeit vergessend, irgend etwas, was er selber nicht recht weiß, aber was in seiner Seele lebt, in Tönen, Farben oder Formen gestalten will. Doch auch der kann die Geduld verlieren, wenn er die natürliche Spannweite seiner Seelenflügel übersieht: er kann dann Im- oder Expressionist werden oder auch Futurist, wenn es ihm gar zu sehr pressiert. Überall ist es die Hoffart, die krankhafte Aufgedunsenheit der Seele, zu der der Keim von der Paradiesesschlange gelegt worden ist, welche die ihr von der Natur gesetzten Grenzen überschreitet und so maßlos wird.

Daß zum Totschlagen seines Bruders ein einfacher Prügel genügt, ein Morden auf Armeslänge, hat die Menschheit längst vergessen. Jetzt überbieten sich die Völker in Erfindungen von Mordmaschinen, die ihre Geschosse meilenweit schleudern können. Maschinen, um die sie nun bewundernd herumstehen, gar nicht daran denkend, daß diese ihr ganzes Glück, die irdische Existenz, an der wir alle doch so sehr hängen, zerstören wollen. Menschenopfer, fürchterlich, verlangen diese Maschinen. Statt das Feld zu bebauen, werden wir durch den Götzen Mammon gezwungen, in düsteren Fabriken zu sitzen, um Mordwaffen herzustellen.

Die Glocken, die von der Höhe der Kirchen mit ihrem schönen Klang zum Gottesfrieden eingeladen haben, mußten zu verderbenspeienden, gräßlich krachenden Kanonen werden. Und nun erst die direkten Men-

schenopfer; das Bruderblut, das vergossen wird! . . . man scheut sich, zu sagen: auf dem Altar des Vaterlandes. Denn auch das Vaterland darf nicht Opfer fordern bis zu seiner Selbstvernichtung . . . auch hier: Maßlosigkeit! Wir sind das Opfer unserer weitentwickelten Technik; an dieser, an ihrem Fortschritt, können wir zugrunde gehen.

Wir müssen aus dem Fall des Hochmuts, der uns ins Elend gestürzt hat, nun den Weg wiederfinden, der uns zurückführt zur Einfachheit, zur Demut, welche die notwendigen Gesetze der Natur anerkennt. Dies ist wohl der einzige Weg, um uns aus dem Elend herauszuretten; ein Weg, den wir gehen müssen, wenn wir nicht zum Spott unserer Feinde werden wollen.

Wenn Hochmuts Fall uns in Elend gestürzt, so müssen wir nun bewußt durch dieses hindurch, mühselig und beladen zu dem hin, der sagt: „Kommet her zu mir ihr alle, ich will euch erquicken, mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht." Durch ihn lernen wir vielleicht auch wieder die Liebe kennen, die durch gemeinsames Tragen die Last erleichtert.

Die Losung „Fortschritt" hat den Menschen ergriffen. Alles, was ruhiges Beharren war, wurde verachtet. Man sprach auch vom „fortschrittlichen Christentum", so daß ein Witzbold einmal sagte, dasselbe sei schon so weit fortgeschritten, daß man es gar nicht mehr sehen könne. — — Nichts sollte mehr stehenbleiben, kein noch so ehrwürdiges „Rühr mich nicht an" sollte mehr gelten, und als es hieß: „Freie Bahn dem Tüchtigen", da hielt sich ein jeder, der Ellenbogen hatte, für den Tüchtigsten, und es entstand ein Aufjubeln bei allen Wahlmännern.

Fortschritt überall: in Religion, Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Technik, in der Kleidertracht . . . Das Wort „modern" war der Schlußpunkt des jeweiligen Fortschrittes, des „Es ist erreicht!" Ganz besonders in der Kunst kam das Wort „modern" in Schwung gerade auf dem Felde, wo es eigentlich keinen Fortschritt geben kann, weil die Kunst doch stets auf einer von der Natur gegebenen, angeborenen Schöpferkraft der Seele beruht. Sie ist der Ausdruck des Verhältnisses der Seele und ihrer Sinne zum Dasein, des ruhig sicheren Verhältnisses der Einzelseele zur Welt. Die Begabung zur Kunst ist angeborene Naturgabe; sie gibt auch das Gesetz mit, nach dem der Künstler schaffen muß.

Noch weniger ist Fortschritt in dem möglich, was wir Religion nennen. Diese beruht auf dem ebenfalls angeborenen Urzustand, der jeder Seele mitgegeben ist ins irdische Leben hinein. Sie liegt so tief, daß man denken könnte, auch die Tierseele habe einen Hauch von dem Ursprung her, dem sie ihre Lebensursache verdankt, als eine Art von Scheu und Furcht, mit der sie zwischen Geburt und Tod durchs Leben

hindurchwandern muß, ein Gefühl, das wir, die Begriffe bildenden, sprechenden, namengebenden Menschen, Ehrfurcht nennen können.

Wer Ohren hat, zu hören, hört diese Furcht aus dem Gebrülle der Tierstimmen heraus, aus dem Heulen der Wölfe und Hunde, aus dem Jammer der Katze, aus dem Krächzen der Vögel, Stimmen, die sich bei einigen Arten, und zwar zumeist in der Frühlings- und Paarungszeit, zu Wohlklängen für unser Ohr erheben, die wir Gesang nennen. Der Gesang ertönt in der Zeit, in der sie einen Überschuß ihres Daseinsgefühls empfinden, wo sie Nester für ihre kommende Brut bauen, wo sie sich berufen fühlen, am Schöpfungswerk Anteil zu nehmen durch das Geheimnis zwingenden Liebesverlangens.

Die unergründliche Urgrundlage des Gefühles, welches wir Religion nennen, ist bei aller Kreatur feststehend; sie ist im Wesen der Schöpfung verankert, gerade so feststehend wie Geburt und Tod, zwischen denen die Seele ihren Weg geht. Bei dem Menschen ist dieses Urfurchts-Ehrfurchtsgefühl bewußt geworden; es wurde der suchenden Sehnsucht, die von der Schöpferkraft dem Menschen mitgegeben, geoffenbaret; es wurde der Seele zur Gewißheit ihrer Wiedervereinigung mit der Gottheit.

Ein hohes Gefühl ist in dem Menschen offenbar geworden. Diese Offenbarung ist als der Gottmensch in Jesus erschienen. Nun ist der Gottessohn, diese geläutertste Menschenseele, der feststehende Fels geworden, welcher von den Meinungen der Welt umbrandet wird. Der Gottessohn ist der Versöhner, der das, was der Kreatur bange macht, durch seine alle Menschenleiden mittragende Güte und aufopfernde Liebe hinwegnimmt, der das erschreckende Dunkel des Todes und der Hölle erleuchtet, weil wir durch ihn die Gewißheit unserer Unsterblichkeit haben. An die Stelle zweifelvoller Unruhe, tierischen Angstgefühls, haßerfüllter Furcht sind Glaube, Hoffnung und Liebe getreten.

Die Welt ist voller Wahn, und so ist es auch ein Wahn, daß jeder Volksgenosse zum Wehrmann erzogen werden müsse, ob er wolle oder nicht, daß die Wehrpflicht zur Erhaltung des Volkes notwendig sei. Möchte dieser Wahn für immer vorbei sein! Mit unserer Macht war nichts getan; sie ging uns doch verloren.

Aber das deutsche Volk soll nicht schwach werden. Die Kraft zur Arbeit lebt in ihm, und wenn die Kraft zur Lebensnotdurft überschüssig wird: Wir brauchen keine Waffen mehr; wir wollen das alte Gebot: Du sollst nicht töten! wahr werden lassen, und nur der Verbrecher gegen dieses Gesetz soll von der Obrigkeit, der ordnenden Gerechtigkeit, die das Schwert nicht umsonst führt und die Wage des Rechts in ihrer Hand hält, seine Strafe erleiden, ein Sühnopfer der Ordnung. Der strafenden Gerechtigkeit aber wird die Barmherzigkeit zur Seite gehen, weil die zur Ausübung des Rechts berufenen Männer

weiſe ſein ſollen und wiſſend, wie ſchwach und ſündhaft der Menſch iſt, wie wenig widerſtandsfähig er oft dem Triebleben der Natur gegenüber iſt. Richter ſein, iſt aber wohl der ſchwerſte aller Berufe.

Wenn wir überſchüſſige Kraft haben, Arbeitskraft, die weiter reicht als zur Schaffung des täglichen Brotes, wollen wir wieder Glocken gießen, die mit Wohlklang weithin durch die Lüfte den Gottesfrieden verkündigen und zum Dienſte Gottes einladen. Wir wollen Tempel bauen, in denen der Menſchheit Verſöhnung gepredigt wird, und ſie mit aller Schönheit ſchmücken, welche die Seele als Abglanz des Ewigen in ſich trägt. Muſik und Geſang ſollen ertönen. Brüder und Schweſtern feiern dann frohe Feſte im geordneten Reigen des Tanzes. Im Drama, in der Tragödie wollen wir die dämoniſchen Geiſter des Haſſes, der Zwietracht, wie ſie uns im Traume ängſtigen, bannen, indem wir ſie zum ſtaunenden Schauen dem Spiele übergeben.

Es kommt die Zeit, da wir ſagen, wir ſind ſo ſtark, daß wir keine Waffen mehr brauchen; das ſagenhafte, prophezeite tauſendjährige Reich des Friedens bricht an, die Zeit, in welcher der Menſch friedlich lebt und in Gelaſſenheit ſterben gelernt hat. Seine Kraft reicht aus, ſein irdiſch Haus, das wohl gebaut iſt, in ſeinem Beſtand zu ſchützen vor den es bedrohenden Naturgewalten. Den Menſchen ſelbſt können dieſe nichts anhaben: das Bewußtſein der unſterblichen Seele hat den Tod überwunden. So iſt der Menſch Held geworden, der nichts mehr fürchtet. Der Tod iſt ihm nur die Pforte, durch welche er heimkehren muß.

Alles wird ſich dann auf ſeinen natürlichen Weg finden, zu dem es berufen iſt, auch die Kunſt. Sie wird die Freude, den ſchönen Götterfunken, ausbreiten; ſie wird leicht ſein, und die Geiſter der Geſetzesſchwere, die ſie oft zur Qual werden ließen, werden weichen.

Nietzſche hat ein ſchönes Bild von drei Zuſtänden der Kunſt: erſt wird ſie das laſttragende Kamel ſein, dann der ungeſtüme Löwe und zuletzt das lachende, ſpielende Kind. Dann wird ſie die höchſte Stufe erreichen, die ihr möglich iſt, ſie muß mühlos ſteigen können.

Die Deutſchen wurden ſchon das Volk der Dichter und Denker genannt. Dann verſuchte man auch, es das Volk der Krieger und Künſtler zu nennen. Mit einem etwas traurigen Recht könnte man es auch das Volk der Neider und Nörgler heißen. Ich will der Verſuchung widerſtehen, dieſe Alliterationen durch das ganze Alphabet hindurch zu vermehren. Sie möchten ſchließlich alle paſſen, denn ein Volk iſt gar vielgeſtaltig. Gar gern möchte ich denken, daß die Bezeichnung der Guten und Gerechten auch paſſen und helfen könnte, es aus den Wirrniſſen des Daſeins zur Höhe zu führen. — —

Wir wollen die ſchwere Rüſtung, die wir nicht mehr brauchen, ablegen am Quell des Lebens; laſſen wir ſie roſten! ... Dann bekommen wir alle Glieder frei zur Arbeit, d. h. zum Leben, und die achtſtündige

Arbeitszeit wird vollauf genügen, um alle notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen. Genügsamkeit und Sparsamkeit, die echten deutschen Tugenden, werden sich wieder einstellen, und der ordnungsliebende Bürger wird die durch Verschuldung und Sünden seiner Väter auf ihm lastenden Schulden abzahlen können, so daß er bald die Freude haben wird, schuldenfrei zu sein. Da mag er wieder tapferer Wehrmann sein, . . . um seiner Lasten Herr zu werden.

Wir müssen ernstlich prüfen, welche Dinge unnötig sind im Leben. Wir können dann zur Einsicht kommen, daß sie nur beschwerlich sind, so daß wir sie gerne fahren lassen.

Die fünf Kriegsjahre haben uns für vieles, was unnötig ist, die Augen geöffnet. Wir wollen dies als heilsame Lehre in die Zukunft hinübernehmen, wollen es auch in geordneten Zeiten festhalten. Die strenge Lehrzeit soll uns nicht verloren sein; es wäre schade drum.

Was ich hier sage, ist ja doch nur eine ganz persönliche Meinung; auch das, daß ich jetzt dem schon lange vor dem Krieg ertönten Warnungsruf einer edlen Frau: Die Waffen nieder! beistimme, hängt mit meinem Wesen zusammen. Ich gestehe, daß ich nie ein Gewehr in der Hand hatte, da meine Wehrpflicht noch in die Zeit gefallen ist, da man durch das Los militärfrei werden konnte. Dabei ist mir das Knallen auf Schießständen und Jagden einer der widerwärtigsten Töne, der mir die Harmonie der Natur zu zerreißen scheint. Ich weiß aber wohl, daß es gar viele leidenschaftliche Pulverer gibt, die dabei die friedfertigsten Menschen sein können; denen wird mein Artikel die Freude nicht verderben, denn ich denke: Es ist möglich, daß in der Seele eines gewappneten Kriegers mehr Frieden herrschen kann, als im Herzen eines flötenden Schäfers. Die Wege der Seele sind unerforschlich. —

Wir sollten durch die Kriegsjahre her gelernt haben, was das Notwendigste ist zum Bestand eines Volkes: es ist der Ackerbau, der ein Volk frei und unabhängig machen kann. In diesen Jahren haben unsere Bauersfrauen Großes geleistet. Jetzt sind wieder Arbeitskräfte frei; diese sollten, dem Landbau zugeführt, denselben recht aufblühen machen.

Es ist noch viel unbebautes Land vorhanden. Wenn die vielen Exerzierplätze sich in Kartoffel- und Kornfelder verwandeln würden und auch städtische Luxusanlagen und alle Wegeränder mit Gemüse und mit Obstbäumen bepflanzt würden, so könnte das schon etwas ausmachen, nnd sie wären gewiß nicht weniger schön.

Unsere schönen Wiesen mit ihrem Blumenreichtum sind, soviel ich meine, eine Besonderheit von Deutschland. Sie würden, wie die blühenden Obstbäume und Heiden, ein Tummelplatz unzähliger Bienen sein, die als Nebenprodukt den Honig einsammelten, so daß dieser zu einer wesentlichen Volksnahrung werden könnte. Durch Urbarmachung und Pflege

der Wieſen könnte ſich die Zahl der Haustiere vervielfachen, ſo daß man Deutſchland das Land nennen dürfte, in dem Milch und Honig fließt. — —

Man ſollte ſich auch daran erinnern, daß der Menſch nicht um der Arbeit willen da iſt, ſondern die Arbeit um des Menſchen willen, da ſie notwendig iſt, um ſein irdiſch Teil im Daſein zu ſchützen und zu erhalten. — Dies ſteht in einem gewiſſen Einklang mit dem Jeſuswort: „Was nützt es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an ſeiner Seele?“ Das heißt doch wohl in unſere nüchterne Denkart überſetzt: Das geiſtige Sein des Menſchen darf nicht verkümmern unter der Arbeitslaſt. Der Menſch darf nicht Sklave werden ſeiner Arbeit, des unſinnigen Wettbewerbes wegen, um Gewinn, ſei es für ſich oder für andere.

Der Ackerbau iſt die älteſte, naturgemäßeſte und geſündeſte Arbeit, die dem Menſchen, der aus dem Paradies gleich auf den Acker hinausgeworfen wurde, beſchieden iſt; ſie war es von jeher, und ſie wird ſich auch mit eiſerner Notwendigkeit aus unſerer Induſtriezeit heraus entwickeln; ſie wird aus unſerer nerventötenden, unermüdlichen Gewinn- und Genußſucht wieder zur freiwilligen, geſunden Lebenstätigkeit führen, wie der Bauer ſie hat im Anſchluß an den Gang des Jahres, dem großen Kammrad, an dem ſich die Ewigkeit abhaſpelt.

Wohl viele Arbeiter, froh der kürzeren Arbeitszeit, die ihnen in Handwerk, Induſtrie und Technik zuteil wird, würden gern mit ihren Familien im kleinen Grundbeſitz auf dem Lande in Genügſamkeit und Zufriedenheit ihren Kohl bauen. Sie würden an ihren geſund an Geiſt und Körper heranwachſenden Kindern ihre Freude haben, an ihren nutzbringenden Haustieren, an dem Gedeihen ihrer Pflanzen und Blumen. —

Weiſe Männer könnten vielleicht die Schulen ſo einrichten, daß ſie nicht zur Qual für die Kinder würden, daß die Erziehung nicht auf eingepfropftes Wiſſen ſich gründet, ſondern auf Heranbildung zu gewiſſenhaften Staatsgenoſſen, tüchtigen Bürgern, die in Selbſtbeſchränkung ihre Pflichten gegen andere beachten lernen, vielleicht ſogar zu Menſchen, die ihr Herrenrecht dadurch beweiſen, daß ſie ſich ſelbſt beherrſchen gelernt haben, welche ich deshalb echte Republikaner nennen möchte, auf deren Weſen dann ein Staat ganz ſicher ſich aufbauen kann zu feſtem Beſtand. — Es ſcheint mir, daß viel Unnötiges in den Schulen iſt, weil ſie meinen, jeder müſſe alles wiſſen. Auch die Schule wurde von der Idee des Fortſchrittes erfaßt, häufte die Lehrgegenſtände zur Qual der armen Kinder, zur Dreſſur der Seelen. Die Uniformierung nahm ihren Anfang, und die originellen Gedanken, welche auch Kinder oft haben, wurden überhört. Auch die Schule müßte daran denken, daß ſie den Kindern nicht eine zu lange Arbeitszeit aufbürden

darf, denn gerade die Kinder haben noch gar viel anderes zu tun.

Wer im späteren Leben für einen gelehrteren Beruf mehr Wissen braucht, wird es aus eigenem Trieb zu erwerben trachten. Gelegenheit dazu bieten ja Fachschulen und höhere Lehranstalten.

Zurück zur Natur! Dieser Ruf ist von jeher und durch alle Zeiten vernommen worden, und ich denke, besonders in Zeiten, da geistige Überfüllung zum Überdruß geworden ist, wo die Menschen sich retten müssen vor ihrer eigenen Gescheitheit, wo sie ängstlich werden mögen, daß keiner dem anderen mehr etwas sagen kann, weil ein jeder schon alles weiß, was man ihm sagen will. Alle Meinung läuft dann in ein Gezänke aus um die sogenannte „Weltanschauung". Man sehnt sich zurück zur Ursprünglichkeit der Natur, zur Einfachheit des Seins, als man noch keine Weltanschauung zu haben brauchte. — —

Du jugendfrohes Aug', die Welt schau an,
Sie steht in Gottes Licht; hab' deine Freude dran!
Doch vor Weltanschauungen nimm dich wohl in acht,
Sie haben Zweifel in die Welt gebracht.
Der Menschen Einheit wird entzwei gerissen,
Des Schauens Licht versinkt zu Finsternissen.
Ein trübes Meinen zankt, ob es so sei oder so.
Junges Menschenkind, bleib frei davon und froh;
Von Gottnatur geleitet, schau die Welt dir an,
Glaubenssicher gehe deine Lebensbahn! —

Die Idee der Landbesiedelung, der Landausnützung, ist ja schon in den Jahren vor dem Kriege in reger Tätigkeit, als Bodenreform, Gartenstadtgründung gewesen. Es ist viel Vorarbeit geleistet, viele Erfahrungen sind gesammelt worden; aber es war noch keine zwingende Notwendigkeit vorhanden, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Jedoch jetzt, nach dem unglücklichen Kriege, tritt diese Notwendigkeit gebieterisch an uns heran. Wir müssen jetzt die Kolonien, die man uns verwehrt, im eigenen Lande gründen, wo Raum für alle vorhanden ist. Die dazu notwendige Beschneidung der Selbstsucht und Habgier darf kein Mitleid erwecken. — Es sind gewichtige Stimmen für diese Landbesiedelung vernommen worden; Organisatoren ersten Ranges sind vorhanden.

Ich möchte wünschen, daß Landbau der Sport der deutschen Jugend werde; sie könnte dann die Fußballspiele u. dgl. einschränken. —

Es war sehr erfreulich und in den Zeiten des üppigen Friedens auch berechtigt, daß bei den Gartenstadtgründungen der Kunst eine große Rolle zugedacht war. Aber ich meine, Koloniengründer müssen zuerst an das Notwendigste denken; das Schmücken kommt dann von selbst, sowie der Mensch sich sicher und behaglich fühlt in seinen Wänden, und wenn er das, was er an Kunst braucht, selber machen muß, so schadet das auch nichts.

Die Klage über das Anwachsen der Großstädte ist schon alt, so daß der Scherz gemacht worden ist, es sei ein Fehler, daß man die Städte nicht auf das Land gebaut habe. — Eine Abwanderung aus diesen Sammelpunkten der „Allzuvielen" könnte der Menschheit nur wohl bekommen. Es wäre gesund und heilsam gegen ihre Hast, Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, wenn sie wieder Bäder der Langweile nehmen würde, wie das Landleben sie bietet. Gar viele würden dadurch auch dem Elend entgehen, in das sie geraten, wenn sie unter die Räder des Vergnügungstaumels kommen.

Daß unser Deutschland ein an Milch und Honig reiches Land werde, dazu kann unsere Chemie hervorragend beitragen. Auch in ihr werden Kräfte frei werden: Das Pulver, das wir zum Sprengen der Felsen brauchen, ist ja längst erfunden; Giftgase und Zerstörungsstoffe wollen wir nicht mehr. Im Dienste des Ackerbaues würde nun die Chemie Segen bringen. Sie weiß die Wege, um die Früchte zu mehren; sie vermag die Stoffe, die dazu nötig sind, herzustellen. Für die für Handel und Verkehr nötige Industrie bleibt ihr noch viel Zeit übrig. —

Man dürfte aber auch einmal darüber nachdenken, wie vieles, was die Industrie erzeugt, unnötig ist; wie sie Bedürfnisse schafft, um sie zu befriedigen. Ich will jetzt nur an die so überflüssigen Dinge erinnern, denen sie den Namen „Kunst" anhängt und die man in allen Schaufenstern sehen kann. Verwenden wir doch unsere Arbeitskräfte für bessere, d. h. notwendigere Dinge, oder, wenn Überschuß da ist, so lassen wir sie lieber ausruhen, faulenzen. Das ist oft besser, als das nie rastende Hetzen, das uns zur Arbeit treibt. Wir werden doch meist durch unsere unnötig gesteigerten Bedürfnisse in das Arbeitsjoch hineingejagt.—

Ich bin einmal einem begegnet, der hat gesagt: „Arbeit ist der größte Genuß; aber man muß sich auch einen Genuß versagen können." —

Durchaus notwendig sind einem Volke: Nahrung, Kleidung und Wohnung. Diesen hat sich unsere ganze Sorge zuzuwenden; alles andere muß von selbst kommen . . . wie es kommen wird, ist nicht voraus zu bestimmen. Geistiges Leben läßt sich nicht kommandieren.

In bezug auf Kunst möchte ich jedem „Geschmacksrat" die Berechtigung absprechen. Ja, er muß verschwinden, wenn das Volk wieder lernen soll, die Kunst, die es braucht, sich selber zu machen; wenn die Kunst, die es sich schafft, der Ausdruck seiner Seele sein soll. Man mag diese Kunst nun klein oder groß nennen, sie mag von denen, die den Geschmack gepachtet zu haben glauben, ungeschickt oder geschmacklos genannt werden, wenn sie nur den aufrichtig wahren Ausdruck des Seelenlebens ist. Ist es eine dem Volk angeborene Kunst, so wird sie sich auch zu einer hohen Stufe der Vornehmheit entwickeln. Vor allen Dingen sollte sie aber eine Freude sein für den, der sie hervorbringt, wie man doch auch nur zum eigenen Vergnügen tanzt.

Von unnötigen, entbehrlichen Dingen wollte ich reden, und so bin ich auch in das Kunstgebiet geraten, was für mich, der ich doch ein langes Leben hindurch die Welt mit den Augen eines Künstlers angesehen habe, etwas ... wie man so sagt: brenzlich wird. Alles hat seine Zeit. Notwendig im Sinne der Lebenserhaltung ist ja die Kunst nicht. Sie ist eine freie Geistestätigkeit, und sie läßt sich auch nicht willkürlich ab- und ankommandieren und Zwecken dienstbar machen. So etwa wollten meine Gedanken den Lauf nehmen; da erhielt ich in diesen Tagen den Brief eines alten Freundes, darin stand der Spruch:

„Auch das gehört zu den Lastern,
Unser Elend mit Kunst zu bepflastern."

Ein sehr schwarzseherischer Ausspruch, der aus unserer Zeit heraus nur zu wohl begreiflich ist. Ja, das Elend! — Ich denke milder, als mein Freund, und wenn etwas vorhanden ist, das Elend — wenn auch nur auf kurze Zeit — zu verhüllen oder vergessen zu machen, so soll man es getrost brauchen, auch wenn dieses Etwas die Kunst ist. Es schadet der Kunst nichts, ob sie nun klein oder groß ist; leider schadet es auch dem Elend nichts ..., das läßt sich nichts vormalen.

Das Elend soll uns lehren:
Wir wollen uns dagegen wehren.

Ins Gebiet der Kunst gehört auch die Schönheitspflege und die Freude an der Schönheit der Natur. Das Gefühl hierfür ist aber auch sehr wechselnd, einer Mode unterworfen. So habe ich, als Maler, bemerkt, daß einst Pappeln und Weiden und gar Obstbäume als unmalerisch verworfen wurden, und daß eigentlich nur die Eiche beachtenswert war. Fruchtfelder und Wiesen galten für unschön; umgestürzte Bäume und Felsen gehörten ins Bild. Das wechselt und wird wohl immer wechseln, was für Gegenstände zur Kunstdarstellung und auch für den Naturfreund in Betracht kommen. — —

Aber nun möchte ich unter die Propheten gehen und sagen, daß für die nächste Zeit das Kartoffelfeld und das Kornfeld zu den herzerfreuendsten Sachen gehören und damit für besonders schön gelten werden.

Ich sehe in meiner vorschauenden Phantasie Deutschlands große Exerzierplätze und andere Ödländereien sich schon in Kartoffelfeld verwandeln, auf das dann die einberufenen Jahrgänge der Zwanzigjährigen zur gemeinsamen Arbeit kommandiert werden. Ich höre den am Sonntag spazierengehenden Städter behaglich sagen: „Wie schön stehen doch die Kartoffeln!" Er wird sich dann ebenso an dem im anderen Jahrgang folgenden Kornfeld freuen, das, im Wind wogend, ihm seinen Segen entgegenwinkt:

Im Vertrauen säen, in Hoffnung warten, in Freuden ernen:
Das wollen wir wieder vom Landmann lernen. —

Anna Siemſen/Der Gott der Arbeit

Bei Charles Louis Philippe findet ſich die Geſchichte eines alten Arbeiters. Der Vater Bonnet hat ſein lebelang ſich abgerackert und abgedarbt, um im Alter Ruhe zu haben. Als er an die Sechzig kommt, iſt er ſoweit. Er kann ſich mit ſeinem Erſparten zur Ruhe ſetzen und ſich's wohl ſein laſſen. — Er verſucht's und bringt es nicht mehr fertig. Nach ein paar Wochen müht er ſich wieder ab beim Chauſſeebau. Und bevor die Chauſſee fertig wird, ſtirbt er mitten im Werk. „Ihm wurde das Glück zuteil, aus dem Leben zu gehen, ehe er arbeitsunfähig geworden war."

Dieſe Menſchen, die die Arbeit aufgezehrt hat, deren einziger Gott ſie iſt, dem ſie dienen: „von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit allen ihren Kräften", wir kennen ſie wohl. Vom Vater Bonnet geht durch alle Geſellſchaftsklaſſen eine lange Kette bis hinauf zum alten achtzigjährigen Aſtor, der ſich täglich in wollenen Decken warmſchütteln ließ, damit er, zur Mumie eingeſchrumpft, in ſeinem Bureau die eingehenden Gelder überwachen könne.

Liegt alſo dieſer Gottesdienſt der Arbeit in der menſchlichen Natur? Mir ſcheint es nicht. Den alten Iſraeliten beginnt die Arbeit frei von Gott, in der Verbannung von ſeinem Angeſicht. Im Paradieſe wird nicht gearbeitet. Und es iſt ein Fluch, wenn der Menſch im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen, wenn er den Acker beſtellen ſoll. Der Hirt Abel iſt Gott wohlgefälliger als der mühevoll ſchuftende Ackersmann Kain*. Es iſt ein weiter Weg von dieſer urſprünglichen Auffaſſung des Dichters der iſraelitiſchen Königszeiten zum Alterswort des Predigers: „Ich ſah, daß dem Menſchen nichts beſſer iſt, denn daß er fröhlich ſei bei ſeiner Arbeit, denn das iſt ſein Teil."

Den Griechen iſt das Leben der Götter das „leichte" und ſelige, ein ewiges, müheloſes Feſt. Der einzige Gott, der ſich fleißig abplagt, Hephäſtos, iſt ihnen Anlaß unauslöſchlicher Heiterkeit. Und wo ſie ein beinah ſeliges Leben auf Erden zu ſchildern unternehmen, bei den Phäaken, da iſt's ein nicht endendes Gaſtmahl bei Spiel und Tanz.

Und unſere germaniſchen Vorfahren? Die in ihrer rauhen Heimat Arbeit und Mühen als Vorbedingung alles menſchlichen Lebens kennenlernten? Wir haben eine alte nordiſche Sage, von der Wanderung der Götter und ihrer Einkehr bei den Menſchen, wo ſie dem Liebling, dem Edeling, arbeits- und mühſalfreies Leben gewähren, dem verſtoßenen Knecht und ſeinem Weibe aber die ſchwere Feldarbeit aufluden, nicht als Vorzug, als Fluch — wie in der iſraelitiſchen

* Iſt es übrigens nicht ein bezeichnender Scherz unſerer Sprache, daß ſie das Wort für ſchwere Arbeit aus einem Schimpfwort bildet? Wer ſchuftet, iſt ein Schuft.

Paradieserzählung. Und alle Sprachforſchung zeigt uns dasſelbe Bild. Arbeit bedeutet in allen Sprachen — Mühſal, Not, Unglück. Ein Fluch liegt auf ihr. Und es wäre eine Gotteslästerung, der Gottheit im Arbeitskleid zu nahen. Sie will Feierkleider haben, reine Hände, Tanz und Spiel zu ihren Ehren.

Es iſt doch auch kein Zufall, daß in dem Märchen aller Völker die Faulpelze, die Taugenichtſe ſo gern zu Helden gemacht, daß ihr Glück ſo mit beſonderem Behagen geſchildert wird.

Und dennoch — wollt ich den Menſchen als geborenen Müßiggänger auffaſſen, dem alle Tätigkeit als Zwang und Strafe, als Gottes Fluch erſcheint — ein Blick auf unſere Kinder würde mich Lügen ſtrafen. Wie in ſolch kleinem Weſen alles nach Bewegung, nach Tätigkeit, ja nach Anſtrengung ruft! Nur der Schlaf läßt ſie wirklich ruhen, ſonſt arbeitet unabläſſig der kleine Körper und ebenſo, vielleicht noch ſtärker der Geiſt, der die gewaltige chaotiſche Umwelt erfaſſen, ordnen, bewältigen will. Bewegung, Tätigkeit, Anſtrengung iſt Glück für die Kinder. Wer es bezweifelt, der ſehe ſie beim Spiel, oder beſſer noch in erzwungener Untätigkeit, wie die Langeweile, Verdroſſenheit, Ärger ſich zuletzt zur vollen Verzweiflung ſteigern. Untätigkeit und ein geſundes Kind, das ſind zwei Begriffe, die ſich nicht vereinigen laſſen. Und iſt es beim geſunden und unverdorbenen Erwachſenen etwa anders? Bis in die Feſt- und Ruhetage hinein reicht dieſer Tätigkeitsdrang. Es iſt eine künſtliche und unnatürliche Verkehrung des urſprünglichen Sabbatgebotes, wenn's darin heißt: „du ſollſt kein Werk tun.“ Und von den diskuswerfenden Phäaken und kämpfenden Einheriern bis zu den Kämpfern unſerer Schützenfeſte iſt der natürliche Rhythmus aller Feſte und aller Freuden: „Das Volk ſetzte ſich zu eſſen und ſtand auf zu ſpielen.“

„Zu ſpielen.“ Da haben wir den Gegenſatz. Arbeit iſt Fluch, Arbeit iſt entwürdigend, ungöttlich und unheilig, Spiel aber iſt Segen, Ehre und Gottesdienſt. Daß in dieſer Unterſcheidung keine Furcht vor der Anſtrengung liegt, weiß jeder, der ein wenig die Augen öffnet. Was Kinder leiſten, wenn ſie ein Oſterfeuer aufſchichten, oder eine Burg bauen, das iſt ganz gewaltig. Kein ſtrengſter Lehrer würde ähnliches erzwingen. Und unſere Wandervögel und jungen Sportmannſchaften, ſie fürchten auch die höchſte Kraftanſtrengung nicht. Im Gegenteil, gerade ſie gehört zu ihrem Glück. Steckt ihnen das Ziel möglichſt hoch: ich wette, ihr erhöht ihre Freude. Und waren nicht die Gottheiten am geehrteſten in Griechenland, die die höchſten Forderungen ſtellten, an ihren Dienſt vom Zeus der olympiſchen Kämpfe bis zum ekſtatiſchen hinreißenden Dionyſos?

Nein, nicht die Anſtrengung macht die Arbeit verhaßt, ſondern der Zwang. Spiel iſt ein Kind des freien inneren Bedürfniſſes, Entladung

der Kräfte, Tat des schöpferischen Menschen, Arbeit ist ein Kind der Not, Kampf des abhängigen, unfreien, geängsteten Menschen mit der harten Herrin und bösen Stiefmutter Natur. Darum ist sie knechtisch für das unbefangene Gefühl, darum haftet ein Makel an ihr und man sucht sie abzuwälzen auf Schwächere, Geknechtete, Törichte. „Arbeiten is vor dumme Lü", sagt der Norddeutsche, und unsere Großstädter fassen die gleiche Überzeugung in den Glaubenssatz: „Wer Arbeit kennt und sich nicht davor drückt, der ist verrückt."

So steht die Sache. Der natürlich empfindende Mensch sieht sich im Zwang der Not, gejagt vom Hunger und von seinen unerbittlichen Bedürfnissen, ins Joch der Arbeit gespannt. Er kann sie nicht anders empfinden, wie als Unglück und Schmach, und wenn er einen Gott der Arbeit kennt, so ist's ein harter Gott, der straft und verflucht. Gibt es keinen Weg, diesen Fluch in Segen zu verkehren? Wir sehen ihn schon: Was das Spiel über die Arbeit erhebt, ist eine schöpferische Freiheit. Macht die Arbeit zum Schöpfungswerk, so verschwindet ihr Fluch, so wird sie göttlicher Art.

Dreifach ist dieser Weg, auf dem Arbeit zum göttlichen Werke wird. Wir können Schöpfer sein am Werke selbst. Schöpfer am andern Menschen, Schöpfer an uns selber, Schöpfer am Werk? Die meisten denken dabei an Künstler und geistig Schaffende. Und bei diesen gewiß ist das freie Glück der inneren Entfaltung am stärksten. Aber beim Kinde, das der selbstgemachte Papierdrachen mit Stolz erfüllt, wie beim Bauern, der am Sonntagnachmittag seine Felder besieht und sich ihrer freut, nicht am Besitz — auch der Bauernknecht kann die gleiche Freude empfinden —, nein, am Werk seiner Hände: überall finden wir diese Schöpferfreude, wo der Mensch noch nicht von seinem Werke getrennt ist, wo's ihm noch nicht Ware geworden ist, Mittel, seine Lebensnotdurft oder Überfluß, Macht oder Ansehen damit zu erkaufen. Dies ist die einfachste und reinste Art schöpferischer Arbeit. Nicht die höchste. Höher noch scheint mir die Arbeit, die am andern Menschen geschieht. Was die Mutter den Kindern, der Freund dem Freunde oder Kameraden, der Samariter dem, „der unter die Mörder gefallen war", tut, ist dieser Art. Aber jede Arbeit, die in irgendeiner Weise den anderen dient, trägt schöpferisches Glück und Heiligkeit in sich, wenn sie im Geist dieses Helfen- und Dienenwollens geschieht. Und sie hat ebenso wie die schöpferische Arbeit am Werke, die Kraft in sich, Mühsames leicht, Schmutziges rein, Ekelhaftes selbst erwünscht zu machen. Welche wahre Mutter wird danach fragen, daß ihre Arbeiten für das Kind oft recht schmähliche, langweilige, ermüdende sind? Diese Not und dieser Zwang sind ganz und gar geheiligt durch die Schöpferfreude dem werdenden Menschen gegenüber. Und diese natürliche, angeborene Freude kann zu einer Überwindung auch des

äußerſten Ekels führen, wenn ſie im Dienſt der andern gefordert wird. Erinnern wir uns nicht an den alten Abortreiniger in Tolſtois „Macht der Finſternis“? Wo bleibt bei deſſen widerwärtigſter Arbeit der Makel und die Plage? Hier iſt die Arbeit, dieſe Arbeit wirklich Gottesdienſt.

Und wo wir nicht dem Werk und nicht dem Menſchen durch unſer Werk geſtaltend dienen können, da bleibt noch immer die Arbeit, die uns ſelbſt geſtaltet, an der wir Geiſt und Körper bilden, die Kraft üben, den Willen erproben, an der wir, wenn nichts anderes bleibt, die Überwindung lernen. Unzählig ſind auch hier die Arten, vom erſten — ach ſo mühſamen — Gehenlernen des Kindes bis zu Spinozas Gläſerſchleifen, mit dem er nicht allein ſein Brot verdient hat, ſondern ſich ſelbſt erzog zur heiteren Unabhängigkeit des Weiſen. Und hier liegt der größte Spielraum und die größte Aufgabe der reifenden Menſchen, auch die blanke, bare Not zum Dienſt zu zwingen unter den ſchöpferiſchen Gott in uns, zum Dienſt unter den freien Menſchen.

Das wären unſere Wege von der verfluchten und gottloſen Arbeit der Not und des Zwanges zur freien Tat, die auch im allerbeſcheidenſten Kleide des Windelwaſchens und Kohlentragens göttlich bleibt, weil ſie menſchlich iſt.

Gehen wir dieſe Wege? Einzelne ſind ſie gegangen, gewiß. Aber die Völker? Aber die Menſchheit? Unſere Aufgabe war es, Zwang und Knechtſchaft der Not zu brechen. Notarbeit zu verwandeln in freie Tat, und durch ſie uns ſelber menſchlich zu geſtalten, den andern zu gleichem menſchlichen, freien Leben zu helfen und durch unſer Werk das Chaos der feindlichen Erde in ein Kosmos, eine Menſchenheimat, zu wandeln. All unſere wachſende Erkenntnis und Kraft, alle Wiſſenſchaft und Technik, Heldenmut und Fleiß der Menſchen hätten dieſem Ziele ſich zuwenden ſollen. Wie könnte ſo durch freie Tat die Erde blühen, wirklich ein Garten Gottes und ein Paradies.

Statt dieſen Weg zu gehen, ſtatt die Arbeit göttlich zu machen, indem man ſie verwandelt aus Zwang zur Freiheit, ſtatt deſſen haben wir verſucht, ſeit den Anfängen unſerer Geſchichte, uns ſelber von ihr zu befreien, indem wir ſie auf andere ſchoben, andere mit ihr überlaſteten. Alle Sklaven- und Leibeigenenwirtſchaft, alles Räuberweſen und alle Kriegsführung, jede Kaſten- und Standesherrſchaft geht darauf zurück, daß der Menſch die Not des Lebens und die Arbeit um die „gemeine Notdurft“ von ſich auf andere wälzt. Um ſich zu bewahren und zu ſichern, um ſich ſelbſt alſo zu befreien, umgibt er ſich mit Menſchen, die an ſeiner Statt dieſen Kampf führen. Er unterwirft ſie ſich durch Gewalt, durch Überredung, durch Gewohnheit. Macht haben bedeutet ihm, ſich durch andere ſicherſtellen gegen Gefahr, Not, Unſicherheit des Lebens. Macht haben bedeutet ihm, reich ſein. Und weil dies Zweck der Menſchen wird, ſo ſondert er ſich

von den andern, und die Tat, die Gemeinſchaftstat hätte ſein ſollen zur Bezwingung der Natur und natürlichen Not der Bedürfniſſe, wurde Gewalttat des einen gegen den andern.

Alle die Mittel aber, die Wiſſenſchaft und Technik in Jahrtauſenden gefunden haben, um den Menſchen von der Not zu befreien und ihn in Freiheit leben zu laſſen, ſie werden zu Mitteln der Herrſchaft und Knechtung. Die Erde, unſer aller gemeinſame Heimat und Arbeitsſtätte kraft unſeres Menſchentums, das ſich auf ihr frei entfalten ſollte, wurde ausſchließendes Eigentum weniger, und die „Werke unſerer Hände" wurden zur Ware, mit denen wir uns die großmöglichſten Anteile an Unterhalt, Sicherheit, Genuß erkaufen.

Und ſo ſuchen wir mehr und mehr zu produzieren. Wir ſteigern unſere Arbeit und ihre Technik, wir verdoppeln, verzehnfachen, verhundertfachen ihr Erträgnis. Aber nicht etwa, um Menſchennot reichlicher zu ſtillen und Menſchenleben freizumachen für ein glückliches und edles Leben, nein, um Rente und Profit zu ſteigern, um das Kapital zu mehren. Dies Kapital wird zum Selbſtzweck. Nur dies noch iſt wichtig, daß Produktionsmittel und produzierte Waren wachſen ins Unendliche. Und um ſie unterzubringen, wird dann der fremde Arbeiter und Untertan der Konkurrent, bekämpft, unterboten, verdrängt, wo es angeht, und ſollte auch der Krieg und die Vernichtung alles Lebens dazu notwendig ſein. So ſtirbt das Glück, Freiheit, Würde, das Leben ſelbſt der Menſchen.

Sobald nämlich unſer Werk und unſere Tat Ware wird, die man verkauft, ſo iſt's um ſeine ſchöpferiſche und göttliche Natur getan. Wir berechnen jetzt nur noch Arbeitsſtunden gegen Warenpreis, und unſere einzige Sorge wird, wie wir billig kaufen und teuer verkaufen können. Unter dem Einfluß dieſer Wirtſchaftsordnung und dieſer Weltanſchauung wandelt ſich alles in Ware: die Erde und ihre Früchte, die Menſchen und ihre Arbeit, Geiſt und künſtleriſches Schaffen, Erkenntniſſe und Überzeugungen. Und ſo verliert es ſeinen eigenen Charakter, ſeinen lebendigen Wert, es behält nur noch Tauſchwert und wird wert- und bedeutungslos, wenn es nicht marktgängige Ware iſt. Wir reden viel von dem Martyrium der Künſtler und der Geiſtigen, die nicht imſtande ſind, Waren zu produzieren, und die die Not deshalb überfällt wie ein Gewappneter. Ihr Schickſal aber iſt nur ein Sonderſchickſal und nicht einmal das ſchlimmſte unter den Schickſalen der Millionen, die die Arbeit zerdrückt.

Was adelt die Arbeit zum göttlichen Dienſte? Liebe zum Werk, Liebe zum Mitmenſchen, Liebe zur eigenen Perſönlichkeit. Und wo findet in dem rieſigen Warenbetriebe der heutigen Welt dieſe göttliche Liebe Raum? Kann die Arbeiterin, die einige tauſendmal am Tage mit derſelben Bewegung ihre Maſchine bedient, Liebe fühlen für dies Werk ihrer Hände?

Der Schriftsteller, der mit einer sinnlosen Feuilletonplauderei oder mit einem noch sinnloseren Kriegshetzartikel sein Publikum vergiften muß — muß, weil die Konjunktur just diese Artikel von ihm verlangt —, kann er in diesem Publikum den Mitmenschen lieben, dem er zu dienen hat? Und jener Chicagoer Arbeiter, dessen ganze Lebensarbeit darin besteht, mit genau demselben Beilschlag täglich ein paar tausend Schweine zu töten, die die Maschine aus ihm vorübertreibt, wieviel schöpferische Selbstachtung vermag er in seine Arbeit zu legen?

Sie meinen, wir wollen die Schädlinge ausschalten, die uns Parasiten sind, weil sie keine notwendige und nützliche Arbeit tun, und wollen die große, die gewaltige Zahl der anderen dazu erziehen, daß sie ihre Arbeit im Dienste der Allgemeinheit auf sich nehmen. Ob dieser Metzger und jene Arbeiterin an das Glück der Gesamtheit denken, für welche auch die schweren, die schmutzigen, die lebensgefährlichen und geistvernichtenden Arbeiten nötig sind? Ob es dem Kruppschen Bergmann in seinem Kohlenstollen tröstet, wenn er an die Villa Hügel denkt, inmitten ihrer Parks und Wälder, und sich sagt, daß sein unterirdisches und gefahrvolles Dasein diesen Glanz geschaffen hat? Oder die schlesischen Glasbläser vor der Höllenglut ihrer Öfen, wenn sie wissen, welche Prunktafeln in Paris oder Monte Carlo ihre feinen Kelche schmücken werden, ob irgendein geplagtes, abgehetztes, erniedrigtes Menschenkind, das seine Arbeit schändet und langsam verkrüppelt am Geist oder Körper, ob nur ein einziges einen Trost darin sieht, daß ihr Elend eine kleine Schar Bevorzugter noch ein wenig reicher, noch ein wenig bequemer, müßiger und geschmückter dahinleben läßt? — Unser Dasein ist zu ungerecht. Nicht nur das Band zwischen dem Menschen und seinem Werk ist zerrissen. Schlimmer noch ist die Kluft vom Menschen zum Menschen. Wie soll ich für meinen Bruder arbeiten und ihm dienen, wenn er mich nur zu erniedrigen weiß und auszubeuten, wenn ich ihm nur Maschine bin und meine Arbeit eine Ware, die er möglichst billig zu erhandeln strebt?

Der Gott, der einst das Werk unserer Hände gesegnet hat, ist ein Moloch geworden, der unersättlich Menschenfreiheit, -glück und -leben frißt. Und wir werfen ihm allzu willig unsere Brüder, unsere Kinder, uns selbst in die glühenden Arme. Unsere Arbeit ist nicht Gottes-, sondern Götzendienst. Und unsere stolzen und wunderbaren Werke, die Tempel und Denkmäler dieses unmenschlichen Götzen, sind schlimmer als die Schädelpyramiden wilder Völker: weit mehr Menschenleben und -glück, weit mehr menschliche Vollkommenheit ist in sie hineingemauert, um sie so stolz zu türmen.

Ich habe einmal Birmanesinnen tanzen sehen, sie waren wie Kinder anzusehen, schlank und braun, oder wie wandelnde Blumen mit ihren leichten, zögernden Bewegungen. Man dachte beim Anschauen: Ihr

Leben muß wie ein leises Atemholen sein, ein halbes Träumen, ein Kinderspiel, ein Liedchen, das man halblaut vor sich hinsummt. Und man streifte mit Scham über die Zuschauer hin, die schwerfällig waren und plump, mißgebildet und verdumpft durch unsere Arbeit, unser Elend, unser friedloses Kämpfen um Erfolg — sehr oft nur um die Pfennige des Tagelohns.

Gewiß, wir wollen nicht Blumen sein und keine schuldlos schönen Tiere. Wir atmen nicht unter Hinterindiens süßem Himmel, und seine bunten Märchengottheiten wären uns nur ein Kinderspielzeug. Aber auch wir können unseren Gott nicht suchen in dem Rauch unserer Fabrikschlote und Hochöfen, im Pfeifen unserer Dampfsirenen, im Surren unserer zahllosen Maschinen. Was für ein Gott wäre das, der aus Kruppschen Stahlwerken zu uns redete, und aus den Dynamitfabriken, wo junge Mädchen mit jedem Atemzuge sich vergiften?

Unser Gott, dem wir dienen wollen, den wir erlösen wollen aus uns heraus und den wir gestalten werden — trotz allem —, er hat ein anderes Gesicht. Es ist der Gott, der Menschen wollte nach seinem Bilde, der sie in die Gemeinschaft schuf zur gegenseitigen Hilfe und der ihnen die Erde gab zum Garten, indem sie herrschen, den sie vor allem aber doch bebauen sollten und pflegen als ihren fröhlichen Wohnsitz. Wir seufzen alle unter dem Baalsdienst der heutigen seelenlosen, entgötterten Arbeit um Verdienst und Gewinn, und der Tagesschriftsteller, der für 15 Pfennig die Zeile schreibt, der Beamte, der um Gehalt und Teuerungszulage — wie oft — seine Gesinnung ersticken und die aus dem Innern steigende Tat erdrosseln muß: sie sind wahrhaftig nicht besser dran als die Heimarbeiterin und der kleine Zeitungsverkäufer am Bahnhof, dem seine Kinderjahre verschachert werden. Wir seufzen alle. Und nicht der einzelne Entschluß kann uns befreien oder die schweigende Tat weniger Starker, sondern nur die laute, die wiederholte, die nicht ermüdende Rede, die Rede der Propheten, die vom Baal wegrufen zum wahren Gotte, zum Gott der schöpferischen, liebenden, befreienden Taten.

Es ist eine wirtschaftliche Frage, sagt ihr, und auf wirtschaftlichem Wege zu lösen. Gewiß ist das wahr. Aber vor allem ist's eine Frage des Willens und des Glaubens. Und ehe wir die wirtschaftlichen Wege und Mittel finden können, müssen wir das Ziel sehen und die Sehnsucht wecken in uns allen aus dem unwürdigen Zwang der Lohnarbeit, der Warenproduktion und des Konkurrenzkampfes hinaus in eine freie Gemeinschaft, in der die Arbeit um des Menschen willen geschieht.

Solange nicht die Sehnsucht nach dem gelobten Lande in ihnen erweckt war, saßen die Israeliten friedlich bei den Fleischtöpfen Ägyptens und fühlten nicht ihr Sklavenlos. Vielleicht ist's gut, daß uns unsere friedlichen Fleischtöpfe zertrümmert sind. Vielleicht ist es gut, daß wir

gezwungen sein werden, Jahre in der Wüste zu wandern, wenn uns allen nur dadurch die Erkenntnis wird, daß wir ein Volk und eines Schicksals und eines Zieles sind, und wenn uns, sei's im Sturm, im Feuer, sei's im sanften Wehen, der Gott erscheint, dem wir dienen können, der Gott der freien Tat, der Gott des Rechts und der Gerechtigkeit, der Gott der menschlichen Gemeinschaft.

Albert Talhoff / Heilandsmarter

An alle, die da berufen sind!

Rebellen! Revolutionäre! — Was seit der „großen Wende" und durch diese hindurch geschehen ist von Mensch zu Mensch: wollen wir es uns endlich eingestehen, ohne Pose, ohne Ausflucht? Nein: es hinausbrüllen in all den Aberglauben, der in Politik verhärtet, an Hirn und Herzen frißt?

Nun denn: Diebstahl haben wir begangen, niederträchtigsten, bewußtesten Diebstahl an dem, was aus Millionen und aber Millionen Todeskrämpfen (hat man sie schon vergessen?) täglich, stündlich landeinwärts schrie: aus Schreien der Qual, Schreien des Entsetzens, Schreien des Irrsinns — hört Ihr? Ihr Mütter und heiligen Marien! — Diebstahl, begangen an Krüppeln und Verwaisten, an Scholle, Herd und Hof — denn wir haben uns bestohlen wider Gefühl und besseres Wissen, und gesündigt am Leib, an Gott, dessen strahlendste Offenbarung die Güte und das große Verzeihen sind.

Oder war jener Optimismus, der da mutmaßte: daß die viermal dreihundertfünfundsechzig Tage voller Lüge, Betrug, Massengräber und Verrecken (nicht Sterben!), daß diese Sintflut, aus allen Schlünden Gottes Zorn verdonnernd, den Menschen im eignen Verbüßen, Miterleben, Mitverbrechen glühen, seine Taten reinigen, seine Hände zu besserem Tun begnaden müsse! — ist dieses Wähnen nicht schon in den ersten Stunden, mitten im Geheul, das da gröhlte: „Frei! Frei! Frei!" — jämmerlich verlacht und verhöhnt worden? Um einen Glauben betrogen, der allein noch aufrecht stand über Trümmern und Leichen?

Und jetzt (aufgepaßt!): wo waren da das Sich-zur-Schuld-bekennen, die Entlarvung vor sich und dem anklagenden Heimwehblick der Toten, in dem größten aller Augenblicke, der wie ein Wunder aufbrach aus biblischem Geschehen: als das Leid, übersättigt, vollgesogen mit Blut und Schande, sich endlich selbst erlöste, den Jammer und all das Elend zurückspie in die von Aufruhr und Empörung rasenden Straßen und Gassen — und sich verklärte in der Revolution, die mit niederschmetternder Gewalt Ge-

richtstag hielt, so elementar, als bliesen die Posaunen der heiligen Dreieinigkeit?

Wo waren da die Herren Väter, veramtet, übertitelt, die den Abschuß ihrer Söhne nur nach Verdienstmedaillen berechneten und allabendlich aus Zeitungsfriedhöfen den „deutschen Geist" ablasen? Die ihr „Hurra für Kaiser und Vaterland" wie Knallerbsen in die Stammtischrunde verschossen und jedesmal das Glas hoben, wenn zur Würde der Nation wieder ein Grabenstück erblutet wurde? Wo die bis zum Erbrechen rhythmisierte „Ehre", mit der sie „ihre Jungens" stählten und bis zur Selbstentleibung trieben? Wo der Opfermut (gebenedeites Wort!), der in aufgekrämpeltem Metzgerhemd die Kälblein wohlgefällig zwischen Tornister und Kolben verstaut — wie graue, mit Tränen verzollte Pakete in den Schlächterwagen verlud? Wo war da die Hand unter all den Auf-Nation-Dressierten, die nach dem Revolver oder dem Stricke griff, nur um sich wenigstens einem gegenüber zu rehabilitieren: vor dem Geist, an den hin sie sich verfrevelt hatten wider Gefühl und besseres Wissen — und vor Gott, dem Leid, in dessen hellerem Kreis die zum „Heldentod" Erzogenen nun ihr gebrochenes Leben zu Säulen der Klage schichten?

Wo war da der gesinnungswütigste und frömmste aller Kriegspropagandisten, der Philister: der ganze Moloch Bürgertum, der in seinem Plüschmöbelzwinger entmündigte Lakaien, Gewehrnummern und Herdeninstinkte zeugte, begeistert und immer am Kuchenbacken, wenn seine Gipsfigurenmoral wieder „über viertausend Tote" ins Haus telegraphiert bekam? Warum erschien er nicht freiwillig — seines Irrtums bewußt — vor dem Tribunal? Wo war er? Ja — wo waren sie alle? —: am Tage der großen Kommunion, des befreiten, erlösten Zueinanders von Mensch und Tier, in der Empfängnisstunde der Hostie der Bruderliebe, des Sich-aneinander-hinverschenkens? Nur Wahrhaftigkeit von Angesicht zu Angesicht, nur noch ein aus tiefster, rätselvollster Tiefe emporgeschleudertes „Ja!" — ein Ja der Mitschuld, ein Ja dem Auferstehen der Mühseligen und Beladenen, ein Ja dem Aufblühen jener Saat, die von Heilandshänden ausgeworfen, jahrtausendelang im Herzen der Armut, des Elends und der Verknechtung darbte? Wo blieben da Weihrauchfässer und Talare, wo Apostelkstase vor Büßerbank und Tabernakel, wo die Glocken der Not und die Gebete des Harms — nun berauscht, besessen, verläutet und verzelebriert in endlosen Prozessionen? Wo waren Pfaffen, Mönche und Nonnen? Wo die ganze Kanzel- und Beichtstuhlgarde mit Kerzen und Chorälen angewallfahrtet vor den erhabensten, herrlichsten aller Hochaltäre: vor den in seiner Demut strahlenden Leib Christi, der nun nicht mehr zu Märchen, Bibeltext und Legenden verbannt, sein Blut vertropfte — nein: der jetzt leibhaftig in allem und durch alles aus dem

Schein des jüngſten Tages ſchritt, die Monſtranz der kommenden Gemeinſchaft in den himmelwärts geſtämmten Fäuſten: Das zerbrochene Kreuz? Sah man es nicht — oder wollte man es nicht ſehen: ſein vereinſamtes, kindlich-hilfloſes Werben in jenem Erſchrecken, Zaudern, das ſelbſt die zorngepackte Maſſe beſtel, bevor ſie den Spott und die Mißachtung des Reichtums mit Handgranaten niederknallte? Und das Auflichten in den ungläubig fragenden Fratzen, die nicht in Hütten — nein, die in Gräbern geboren, wie in Särgen vernagelt, im Schatten der Paläſte ſiechten — dieſe müden, verſchwommenen Augen, die jetzt aufbrachen wie der Morgen über dem Meer, leiſe, zauberhaft, als verlächelte das erſte Glücksempfinden die alte, dunkle Qual: vermochte dieſes Wunder keine Hand, kein Herz, kein Gehirn mit Güte zu begaben? Nicht einmal Standesbewußtſein, Selbſtſucht, Geiz zu brechen, nicht einmal das Menſchliche im Menſchen nur in Bruchſtücken wahr zu machen? Zu löſen, zu ſteigern, über ſich hinaus, bis hinauf zu den Höhen, wo Gottes ſchönſte Gedanken kreiſen? Kein Mitleid? Kein Erbarmen? Kein Ekel vor ſich und ſeinem Gebahren? — endlich: nach vier Jahren Geſinnungs- und Wortunzucht? Keine Scham, die ohne Maskerade, Brillanten und Monokelkultur einmal als Symbol innerſter Verwahrloſung erkannte? Kein Verantwortungsgefühl: nur Angſt und Verzagen am Trog der aufgehäuften Schätze? Nur Widerſtand? Himmelſchreiende Phraſe? Nur eines in, über, unter, hinter ſich: Die Menſchenbeſtie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, die, um ſich einer Religion zu rühmen, in parfümierten Wüſten Kreuzabnahme ſpielte!

Iſt das kein unerhörtes Verbrechen wider Gefühl, Geiſt und beſſeres Wiſſen? Sind Republikausrufen, Grenzpfahlausreißen und Fauſtrecht, Brudermord und Anſchlag hinter Barrikaden wirklich geiſtige Revolution, von der man das Heil der Menſchheit erwartete? Und heute noch erwartet? Iſt die aus allen Fugen krachende Nation nicht nur das zufällige Opfer eines in ſeinem Überſchuß an Kräften in Verlegenheit geratenen Volkes, das in ſeinem erſten Anhieb den Schlag nach außen, ſtatt nach innen führte, das Formen zerbrach, Dämme einriß, wie der aus Bergunwettern geborene Bach? Nur noch Verjüngung im freien Spiel der Stärke?

Wo war da der Geiſt, Stein genug, dieſen rieſenhaften Anſturz in geſicherte Läufe einzufangen? Wo waren da die ſogenannten Führer aller Parteien und Intereſſen: noch Urſprung, Lauterkeit und unverfälſcht genug, in dem fieberhaft nach Geſtaltung ringenden Strom, der göttlichen Idee, in ſich auch lebendigſtes, wahrſtes, unverhülltſtes Begegnen, Zugreifen und Verdichten zu ſein? Die nicht nur das noch ungebändigte Auf und Ab verartikelten, überdiskutierten, in grellſten Farben eingebunden, hinter Schaufenſtern verſchrien (ge-

ſalbteſter Rathenau!), um ſchließlich ihren Wuſt von Theorien zu Mauſefallen auszubauen, in denen man, ſeiner Ohnmacht wohl bewußt, den zufälligen Abfang des Unbegriffenen erhoffte? Die nicht nur mit geradezu kindlicher Naivität die Revolution zu Papier und Tinte machten, nur um ſich dem Strafgericht des Geiſtes, ſeinem tieferen, eindeutigeren Offenbarungsſinn zu entziehen, weil: wollte, konnte, mußte man das Sakrament der überſinnlichen Größe richtig, nicht erſt aus innerer Feigheit heraus entſtellt, begreifen und verſtehen lernen, die erſte Aufgabe die geweſen wäre: ſein perſönlichſtes Ich an ein noch ſtärkeres reſtlos hinzuverſchenken. Ganz einfach: man hätte ſtatt ſich in ſchamloſeſte Politik zu flüchten — das Leid erfahren des Volkes bis zur ſelbſtloſeſten, klarſten Geſinnungsgemeinſchaft geſteigert, emporgeläutert zu einem gereinigten, von alten Staatsgewohnheiten entfremdeten Zu- und Ineinander aller Schichten und Stände, als eine vorbildliche, in alle Völker der Welt ſtrahlende Manifeſtation zur Wiedergeburt des erlöſten freien Menſchen.

Wäre das nicht mit weniger Pomp und beruflichem Verleumdungsdienſt, aber mit mehr Ehrfurcht vor dem Stofflichen zu erreichen geweſen? Wer hat die in der erſten Befangenheit beinah erſchrockene, von Staat, Kirche, Schule und ähnlichen Übelkeiten betrogene, genarrte Menge, immer mehr und mehr dem inneren Zerfall, der inneren Haltloſigkeit preisgegeben, nur, um ſich ihrer beſſer bedienen zu können? Wer hat ſie verführt —: ja verführt! zu Taten, für die man ſie heute verantwortlich zu machen gewillt iſt, zu Taten, die ſelbſt Kinderhände mit Blut befleckten? Wer hat mit kälteſter Agitationsroutine den Harmloſeſten, der nur aus einem beſſeren Inſtinkt, nur aus dem Gefühl heraus Vergangenes mit Gegenwärtigem vergleichen konnte: der das Leid noch nicht wie Ausſatz von ſich ſpie, noch nicht Tier genug war, den in tauſend und aber tauſend Maſſengräbern modernden Schwur zu vergeſſen — den Schwur an die Güte, den Schwur an die Wahrhaftigkeit von Menſch zu Menſch, den Schwur an die Reinheit, an die entfeſſelte Welt, an Gott — wer hat ihn rückſichtslos an Parteigewalten hingezwungen, als gälte es Weidenvieh an reiſende Händler zu verhandeln? Wer hat den Bauer vom Pflug, den Arbeiter vom Handwerk getrennt? Wer hat den Lohntarif zur Revolutionsbibel, den Streik zur Kriegserklärung, und den Hunger zum beſten ſeiner Soldaten gemacht? Waren das nicht die Führer? Nicht Schächer, die vom Kreuze ſtiegen, um mit ſingierten Dornenkronen dieſes Volk dieſer Verwahrloſung preiszugeben? Die mit ſo vollendeter Technik ſelbſt den Weiſeſten zum Toren, und Toren zu Verbrechern machten? Die in ihrem Zu- und Gegeneinander den Parteienkleinkampf ſo verheerend, zermürbend zu führen verſtanden, daß das

bibliſchſte aller Geſchehniſſe: der Aufruhr des Geiſtes darob wie Sand im Wind verflog. Wo waren da die ſonſt in allen Salons und Univerſitäten ſtets zu Streitgängen aufgelegten Philoſophen und Pädagogen? Endlich vor eine überwältigende Aufgabe geſtellt: die Moralität eines ganzen Volkes vor dem Tiefgang zu bewahren — ſie herauszuarbeiten aus dem Moraſt einer zur Krankheit gewordenen Politik? Brauchte es dazu ſoviel lateiniſchen und griechiſchen Text, ſoviel Erleuchtetſein: dem über Nacht zu ſchrankenloſer Macht gelangten Menſchen, die unverſtandene Freiheit, als letzte und allergrößte Verantwortung ſich und dem Nächſten gegenüber auszudeuten, ſie zu vertiefen im einzelnen bis zur zuſammenfaſſenden Religioſität, ſtatt ſie auszunützen zu programmatiſchen Problemſüchteleien? Wittert man da in dieſem Nichthandeln, Sichverſtecken, Sich-in-den-Gang-der-Dinge-eingewöhnen immer noch keinen Diebſtahl an der hilfloſen, aber unerſchöpflichen Glaubensſehnſucht der breiten Maſſen? Sind die Geiſtigen und Vergeiſtigten immer noch ſo Klaſſe für ſich, daß ſie nur dem Tintenfaß ihre Geheimniſſe anvertrauen, während Trauer und Verzweiflung (ja: — Verzweiflung — nicht Kretinhaftigkeit) bereits anfangen Tangotänze zu tanzen? Wird da das pädagogiſche und philoſophiſche Unvermögen nicht jedem Führerwahn zum Spiegel, den Pionieren: die vor lauter Bäumen den Wald nicht ſehen? Die erſt den kataſtrophalſten Zuſammenbruch brauchen, um ihre Unreife zu entdecken — verſtehen zu lernen, daß ſie eben diesmal keinem Problem verſtelen, ſondern dem lebendigſten, verſchwenderiſchſten Leben, daß in ſeiner überſchüſſigen Kraft den Tiegel zu neuen Formen ſucht. Da hält ein Gewaltigeres Kolleg und Vortrag: der wiedergekreuzigte Heiland, der nach Jüngern und Apoſteln ſchreit!! So hören wir doch endlich auf (Ihr Nurvergeiſtigten — laßt Euch beſchwören) in Aufſätzelein und ähnlichen Fluchtverſuchen das eigene Porträt zu übermalen, um hinter witzig verpinſelten Aſketenköpfen die Judasſeele zu verbergen. Eitelkeit und Prophetie, Bergpredigt und ſein Ichverſchellen ſind noch zu nah verwandt, noch zu ſelbſtgefällig in die Poſe verliebt, als daß ſie in ſtiller Selbſtbetrachtung die Unehrlichkeit empfänden, die ſie ködert und zur ſchlechten Kopie eines weſensfremden Originals macht. Nein: wo iſt der Auserwählte, der ſich ſeinem Volk durch die Tat aufzwingt — wie Beethoven, Peſtalozzi, Tolſtoi —, der nicht erſt hinter gezogenen Gardinen ſich ſeine Wüſte erdichtet, um überhaupt nur eine zu beſitzen? Der nicht nur durch ſeine Fenſter hindurch das Leben in engumrahmtem Ausſchnitt kennt, nicht zu ſchwach iſt, der Verſuchung freudig zu begegnen, ſondern in ſich ſo voller Gottesgegenwärtigkeit, ſo voller Fülle iſt, daß in ſeinem Widerſcheine die Hure zur Nonne und der Verbrecher zum offenen Bekenntnis wird? Der nicht nur

aufgeräumte Zimmer, gewichſte Stiefel und Studentinnenzärtlichkeiten ſieht, nein: der im Kampfe mit den dunkleren Gewalten ſelbſt Abſturz! Ringen! Überwältigen! — gar bald erkennt, daß ſich der Schrei nach gereinigtem, geläutertem Leben nirgends verzweifelter, ungeſtümer loßreiſt, als gerade da unten, wo er dem Laſter und dem Sumpf des verſpielten Volkes angehört. Da liegt die Bibel aufgeſchlagen — man muß ſie nur zu leſen wiſſen! Sentimentalität? Natürlich! Aber die Herren Philoſophen und Pädagogen ſollen ſich mal erſt dem wahren, vollen, unakademiſchen Leben ſtellen, bevor ſie Federhalter mit Hirtenſtock verwechſeln, dem Leben, das in ſeiner Überdeutlichkeit wie vom Teufel zum beſſeren Verſtändnis geknetet, erſt erlitten, bezwungen, erlöſt ſein will, ehe es aus ſeiner ſchattenhaften Tiefe den Gott frei gibt, den ſie verlieren, indem ſie ihn ſuchen. Sie ſollen zu ihren Hörſälen Verbrecherkeller, Dirnenhäuſer und Aſyle machen, das Leben in ſeinem Wurzelſchlagen, Überſchäumen, Blühen, Verwelken begreifen und erfaſſen lernen: Menſch gegen Menſch (nicht Zeile gegen Zeile!), Widerſtand gegen Widerſtand (nicht Begriff gegen Begriff) und Erleben gegen Erlebtes (nicht Verſtand gegen Gefühl!). Sie ſollen das Leben in Straßen und Gaſſen ſozuſagen auf friſcher Tat ertappen, um ihm im Augenblick der Gefahr rettend beizuſpringen. Mit aufgekrempelten Hemdsärmeln im Zupacken ſich ſtählen — ſtatt vor „nachſchreibendem Auditorium", verzückten Mädchenaugen Modell zu ſtehen. Sie ſollen endlich anfangen die Zeit zu entpolitiſieren, den Menſchen, eingeklemmt in die rieſenhafte Zange ſeiner Organiſation, der die Revolutionsidee nur aus Flugblättern und Verſammlungen kennt, vor eigene Pflicht, eigene Verantwortung und eigenes Gewiſſen zu ſtellen, nicht ihn verkümmern zu laſſen vor verſchriebenen Rezepten, die ihm die Galle auf die Zunge ſaugen, ihn immer mehr verbittern, und ihn immer tiefer in die Selbſtentfremdung treiben. Hier harrt das von ſeinen Idealen betrogene Volk, abgeſchleudert in die entſetzlichſte Hilfloſigkeit, des neuen, großen Geſtalters, in ſeinen Händen gefügig wie Wachs — ſo er durch Güte! Seele! Eindeutigkeit! den Hartnäckigſten zum Kinde ſeiner Inbrunſt macht. Der dem Einzelnen den Glauben wieder zurückgibt an ſich und ſeine höhere Miſſion, ihm endlich, endlich offenbart, daß der lebendige Gott, den er ſucht, ſtündlich erſehnt wie der Blinde das Augenlicht, nicht voranſchreitet den Demonſtrationen, Volksaufläufen und Prozeſſionen: ſolange nicht die Reuſchheit der Geſinnung die Taten heiligt, die Aufruhr und Verzweiflung begehen. Der endlich den Mut fände — nein: in dem ſich der Erlöſer ſelbſt ſo unbezwingbar empörte, ſo gewitterhaft, daß er, ob gewollt oder nicht, Maſchinengewehre und Handgranaten vor jene Tore dirigierte, hinter denen das Gewaltigſte dieſer Erde: der betende Menſch vor

Götzenbildern in die Knie gezwungen wird. Zum Kniefall verdammt, der Mensch: der mit Sämannshänden Brot aus der Scholle zwingt! In den Staub gedrückt der Mensch: der in gebenedeiten Krügen die Milch des Lebens über dem Herzen trägt! Er, ein Bettler, der doch seinem Schöpfer Dank sein sollte wie der Baum der Sonne, die ihm Blüte gibt und Fruchtbarkeit. Ist das der Ausdruck göttlichen Willens? Christentum? Christenheit? Ist das kein Überlisten der Menschenwürde durch jene Pharisäer, die aus der Dornenkrone Geißeln flochten, wider das Menschenliebe verstrahlende Angesicht, das ihre Sattheit haßte? Erhebt da nicht die Knechtschaft — hört Ihr Rebellen! — nicht die erste und allererbittertste Anklage gegen den Ursprung allen Übels: gegen jene Gewalt, die Verrat beging an Seele, Leib und Geist? Die gefrevelt hat an Gott? Ihn ans Kreuz schlug, nur weil er ihre Selbstsucht störte? Und die, bekäme sie ihn zum zweitenmal zu fassen, ihn zerfleischte, wie noch nie zuvor? Steht da nicht die Revolution ihrem größtem Widersacher gegenüber — in dessen Armen all das, was bis jetzt die heilige Flamme verschlang, nur ein kindlich kleines Spielzeug ist? Zu dessen Riesenfüßen Kaiser und Soldaten nur beliebig aufgestellte Versatzstücke sind? In dessen Schoß Gebirge, Meer und alle Länder ruhen? Warum geht man, bis an die Zähne bewaffnet, mit tiefgezogener Krempe an diesem aus allen Türen, Löchern und Gassen huschenden Schatten vorbei? Ängstlich gegen die Wand gedrückt? Jeder denselben Argwohn, dieselbe Hitze im Blut, so er diesem schwarzen Laufen, Kommen und Gehen, ob Tag, ob Nacht, immer unterwegs, so er diesem gespensterhaften Treiben begegnet? Was schnürt die Kehle? Ballt die Faust? Macht den Löwen zum Lamm? Den Geizigen verschwenderisch, wenn dieses Umgehphantom im Licht der Totenkerzen auftaucht: die Geldkassette sucht, hineingreift und mit einem frommen Spruch wieder verschwindet? Was macht Kinder stumm, Eltern ohnmächtig, wenn sie wider Gefühl und Willen spüren, wie sich etwas in die Gebete schleicht, sie abfängt und vor allen Augen zu eigenem Zweck mißbraucht? Hier ist es: mißbraucht zu eigenem Zweck! Und so läßt sich die Frage nicht mehr länger verschweigen: warum galt der erste, wutgeballte, aus innerster Erhebung gebrochene Ansturz der geistigen Rebellion nicht diesem selbstsüchtigsten aller Bollwerke: der heutigen Kirche? Warum nicht diesem Militarismus, der, seine Offiziere und Unteroffiziere, seine ganze Garde hinter ewig verschlossenen Mauern gedrillt, bald als Diplomaten, Pfaffen, Kaufleute, Großkapitalisten und Mönche verkleidet, bald in Uniformen aller Farben getaucht, nur dazu benützt und benützt hat: die Erlösersehnsucht aller Völker für sich und seine Privatinteressen auszubeuten? Dessen Munitionsfabriken Hostien, Bullen, Hirtenbriefe und Ablässe

fabrizieren, Geschosse drehen, die schmerzlos die fleischliche Wandung durchschlagen, bis erst das Alter Siechtum der Seele spürt? Wer hat denn — Ihr Revolutionäre — die wahre geistige Rebellion jahrhundertelang in Bußgewändern auf Räder geschnallt, an Pflöcke gebunden, gepeitscht, gefoltert und auf brennenden Scheitern gebraten vor hochgehobenem Kreuz? Wer hat Krieg, Mord, Totschlag auf die Kanzel geschleppt, mit Weihwasser begossen, mit Siegesgebeten ihren Gott zum Metzgergehilfen und den Menschen, noch nicht einmal seiner Kindheit entwachsen, zum blutenden, schreienden Tier gemacht? Wer hat die Monstranz über Kanonen, Gewehre und Kronen gehalten? Wer hat dem Frömmsten den Glauben zum Stachel gedrechselt, der sich immer tiefer einbohrte in Hirn und Herz? — bis er stark genug war, die jetzige Trostlosigkeit zu vollbringen? Wer ist immer dienstfertig in den Glockenstuhl gekrochen, wenn es galt zerstörte, rauchende, brüllende Städte und Dörfer auszuläuten, Trümmer und Schutt, unter denen noch halbgebrochene Augen verzuckten, deren letzter Blick die ganze verlogene Erbärmlichkeit umfaßte und hinüberriß in Flüche, die noch die lallende Zunge aus Verachtung spie? Wer hat seit Anbeginn den heiligen Geist im Aberglauben großgezogen? Geknebelt und vergaukelt in opernhaftem Pomp und Symbolen der Schwäche? Und wer wird wieder zur Hyäne: wenn sich der Mensch endlich, endlich von dieser Zwangsjacke befreit, auf daß der Heiland wieder zum Sohne unter Söhnen werde? Ist das nicht die Kirche?

Darum: Rebellen! Revolutionäre! Handgranaten und Revolver in der Faust, gerichtet gegen Phantome die nur der Scheinwelt angehören, sind keine Werkzeuge Gottes, dessen Geist noch immer über den Sintflutgreueln schwebt, unerlöst wie am ersten Tag. Nein: reformiert die Führerschaft und glüht das Leid zur Lauterkeit! Vertieft! Reißt empor! Gestaltet! So nur kann ein Gewaltiges geschehen zwischen Himmel und Erde. Und braucht der Mensch erst einen in Asche gelegten Staat, in dem ein ganzes Volk nach seinem Erlöser ringt, um nach Jahrhunderten wieder seiner habhaft zu werden, so vergesse er nicht, daß unter allen Übeln das das größte ist: statt sich selbst offen zur Schuld zu bekennen, das Verbrechen immer da zu suchen, wo ihm die Feigheit andere Namen gibt.

Eugen Diederichs
Die Aufgabe des Bürgertums

Ein Aufruf zu dem Aufsatz von Ernst Schmitt

Die Not wird in den kommenden Zeiten die innere Gesinnung der Menschheit wandeln, aber damit sie nicht in Verzweiflung umschlägt, hat das Bürgertum die ordnenden Kräfte des Geistes zu verwalten.

Der politischen Massensuggestion gegenüber hat es die innere Kraft der Individualität zu stärken, indem es geistiges Leben zum Auswirken bringt und vorlebt. Noch nie hat die Kunst eine solche Aufgabe wie heute vor sich gesehen, und sie kann sie nur lösen, wenn sie von religiösen Kräften durchdrungen ist. Kunst braucht Form und darum Bindung. Wenn die Bindungen des Lebens durch veraltete Formen fallen, hat sie dem Volke um so mehr die Notwendigkeit der Bindung in neuen Formen klarzumachen.

Alle erhabenen Gefühle und Ideen, der Sinn für Ehrfurcht vor dem Schicksal müssen noch reiner, noch klarer als Lebensnotwendigkeit dastehen. Es ist nicht notwendig, daß ich lebe, aber notwendig ist, daß ich einen geistigen Funken in mir trage. Und darum haben die Großen unserer Vergangenheit gelebt, daß sie uns Helfer sind und nicht etwa Erfüller. Sie alle haben die Aufgaben, mit denen sie gerungen haben, nicht etwa für uns gelöst, sondern sie haben uns nur den Blick geschärft, wie tief und unlösbar die Probleme des Lebens sind.

Keine Form des Lebens, sei es in Kunst, sei es in der Kultur der gesellschaftlichen Ordnung, erschöpft alle Möglichkeiten. Immer neue Möglichkeiten steigen aus Urtiefen, den Müttern, herauf und sagen zu dem Menschen: *Gib du mir Gestalt!* Hüterin unseres geistigen Erbes war bisher das Bürgertum, jetzt sagt das Schicksal zu ihm: *Schaffe!*

Der Aufsatz von Ernst Schmitt im Juniheft vertritt die Idee, den Gedanken des Deutschen, Lebendigen, ewig Bewegten, um uns aus der Dumpfheit, in der wir leben, wachzumachen. Sein Verfasser wünscht, daß sein Aufsatz ein *Anfang* sei, daß alle Detaildiskussionen in der „Tat" sich an diesem Gedanken orientieren. Ich mache gleich selbst damit den Anfang.

Das Bürgertum hat es noch nicht fertiggebracht, weder in der Nationalversammlung, noch in der Presse, einen geistigen Mittelpunkt zu finden, aus dem deutlich ersichtlich ist, daß die Revolution ihm nicht bloß eine Unbequemlichkeit, sondern der Anlaß ist, das Besitzrecht zut gunsten eines entscheidenden Gemeinsamkeitsgefühls, das aus tatsächlicher Volksgemeinschaft herauswächst, umzugestalten.

Sind wir nun wirklich so unfruchtbar, daß wir in Nachahmung des russischen Bolschewismus erst vorher alles einreißen und kaput machen lassen, oder warten wir darauf, daß uns womöglich England praktisch vormacht, organischen Sozialismus (damit möchte ich das Wort „kulturkonservativ" ersetzen) zu verwirklichen? Sollte es nicht einen Sozialismus geben können, der eine Gliederung bis zur aristokratischen Spitze je nach der Leistung in Weiterführung aller gesunden Ansätze der Gegenwart voraussetzt?

Freilich, die menschliche Grundbedingung des organischen Sozialismus ist Würde, beruhend auf dem Gefühl der Selbstverantwortlichkeit und Leistung. Gewiß hat die innere Umwandlung der Gesellschaft mit der äußeren Hand in Hand zu gehen, aber die innere Umwandlung folgt der Stimme des Schöpferischen, des bewegten Lebens. Wo sie nur auf Intellektualität beruht, da hat sie keine aufbauende Kraft. Dazu braucht die Seele Freiheit, Freiheit von Massenstimmungen, Freiheit vor Vergewaltigung durch den Demos, der politischer Verhetzung anheimfällt, Freiheit vor dem alleinseligmachenden Anspruch der theoretischen Wissenschaft, vor allem Freiheit vor dem Marxismus. Alles Denken ist kulturfeindlich, das den Einfluß der äußeren Verhältnisse vor die Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen stellt.

Noch kein vernünftiger Mensch hat den Bock zum Gärtner gemacht, ebensowenig wie Hände und Füße den Kopf regieren. Wer sich als Erbe der geistigen Kultur des Bürgertums fühlt, lehnt auch die zeitweise Diktatur des Proletariats* ab.

Eine Psychose der Selbsterniedrigung gegenüber dem Arbeitertum geht durch unsere Intellektuellen. Sie erklären, das Bürgertum hätte seine Unfähigkeit bewiesen und habe jetzt mit geschichtlicher Notwendigkeit in der Versenkung zu verschwinden. Aber wer gerade in der Revolutionszeit mit Handarbeitern in Ausschüssen zusammen arbeitet, sieht ganz erschreckt den Januskopf des Arbeitertums und unterscheidet zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem Arbeiter in Masse. Es gibt nichts Charakterloseres in seinem Schwanken wie den Arbeiter in Masse. Er ist in seiner unrationalen Art ebenso wie das Kind ganz dem Augenblick hingegeben. Hat man ihn allein, ist er allen guten Gründen zugänglich, in Zusammenballung ist er einerseits von der Stimmung des Mißtrauens und dem Gefühl der Hilflosigkeit beherrscht. Er fällt bei geeigneter Beeinflussung innerhalb einer Stunde von einer Anschauung in die entgegengesetzte und merkt es nicht einmal.

Darum muß man die Forderung stellen, daß das Bürgertum selbst den Weg zur Zukunft finden muß. Aber alles, was Besitz heißt und damit auch

* Es sei durchaus betont, daß ich das Wort „Proletariat" nicht in dem landläufigen Sinne von Marx auffasse, sondern im Sinne Riehls als die Schicht der wurzellosen Menschen.

Bildung und Kultur, darf nicht nur für den Einzelnen fruchtbar und eine Freude sein, sondern muß es auch für die Gesamtheit werden. Es darf niemand benommen werden, Erwerb und Besitz über den Verbrauch durch freiwilliges Einsetzen und Steigerung seiner Kräfte zu gewinnen. Zugleich muß aber festgehalten werden, daß Volksinteresse über Familieninteresse geht. Mit dem Mammonismus muß gründlich aufgeräumt werden. Alle Reformen des Privateigentums haben daher in erster Linie bei der Vererbung des Besitzes einzusetzen.

Freilich muß hier die Frage aufgeworfen werden: Wieviel besitzt der Einzelne noch, wenn der Staat als Ganzes ebensoviel Schulden hat, wie das Vermögen des ganzen Volkes beträgt? Die rapide Entwertung unseres Geldes ist ein Symptom der Auflösung unserer heutigen Wirtschaftsform. Es gilt, den Übergang zum Neuen entschlossen vorzubereiten. Es hat jeder im Bürgertum das Seine zu tun, damit wir nicht hilflos im kommenden Chaos steckenbleiben.

Es ist kein Zweifel, die Revolution ist noch nicht am Ende, wir stehen noch vor einem Fegefeuer, durch das wir hindurch müssen. Die Umgestaltung unserer wirtschaftlichen Existenzbedingungen stellt uns vor die Notwendigkeit sehr radikaler sozialistischer Reformen, die schmerzhaft für jeden Einzelnen werden. Unsere Kultur darf nicht einem Chaos zutreiben, wie in Rußland, darum dürfen wir Kleinbürgertum und Arbeiterschaft nicht das weitere Fortwursteln überlassen. Sind wir wirklich unserer großen Männer der Vergangenheit würdig und keine schwächlichen Epigonen, so hat sich das an der Aufgabe zu zeigen, die uns das Schicksal jetzt stellt.

Darum appelliere ich an den Leserkreis, setzt Euch, soweit Ihr nicht bloß „Ansichten", sondern auch „Gesichte" habt, mit den 12 Thesen von Ernst Schmitt ehrlich auseinander und bekämpft oder erweitert sie durch aufbauende Gedanken.

Richard Wirth
Sucher, Finder, Erfinder / Techniken und Wachstum

Für die Mechanik der Überführung schöpferischer Ideen in die Welt der Wirklichkeit ist der technische Erfinder lehrreich, natürlich nur als Beispiel. Andere Schöpfer müssen selbst urteilen oder versuchen, wie weit ihnen das Beispiel dient, wie weit es Vorbild, wie weit es Verzerrung, wie weit es anzupassen, wie weit es abzulehnen ist. Ebenso ist es Sache jener zu sagen, ob die hier angewendete Me-

thode der Betrachtung auf andere Schöpfungen übertragbar sei, ob sie förderlich zur Erkenntnis, ob sie förderlich zum Schaffen sei. Und auch hier ist nicht nur das Biespiel als Analogie, sondern auch das Gegenbeispiel als Warnung vor dem Irrweg lehrreich.

Das gilt auch für andere Gesichtspunkte der Vergleichung als für den Weg der Idee zum Stoff.

Stellen wir uns die Reihe der Gebundenheit und Freiheit der verschiedenen schöpferischen Gebiete vor: Der technische Erfinder ist zuerst gebunden durch seinen Zweck, den wirtschaftlichen Nutzen, zwei Zwecke verfolgt der Kunstgewerbler und der Architekt, den Nutzen und die Schönheit, der bildende Künstler hat das Gebiet materiellen Nutzens verlassen, um nur dem Schönen zu dienen, aber auch noch an die Materie gebunden in seinen Mitteln, den Werkzeugen und Werkstoffen, denn stoffecht und werkecht soll seine Schöpfung sein. Und so ist die Reihe der Bindung und Freiheit leicht weiterzuführen zu dem Tonsetzer und dem auch in den Mitteln noch freieren Dichter. Ganz frei von dem nüchternen Teil der Naturgesetzlichkeit unserer Erfahrung schaltet am Ende der Reihe der Märchenerzähler.

Ein anderer Vergleich wird uns aufgezwungen. Der Staat, das parlamentarische System, die Schule muß sich sehr oft mit einer von unseren Kräften, Einsichten und Zwecken rationell gebauten Maschine vergleichen lassen, gerade so oft mit einem nach eigenen Gesetzen gewachsenen und lebenden Organismus aus dem Pflanzen- und Tierreich. Daß weder der l'homme machine noch der Zellenstaat den wertvollsten oder nur zureichenden, geschweige denn einzigen Gesichtspunkt für Menschenbetrachtung liefern können, wird richtig sein, aber wieviel Wahres ist in jedem von beiden Vergleichen, wieviel ist von beiden zu ernen? Wie arbeiten im Staat, z. B. in der staatlichen, aber auch in der zwischenstaatlichen Entwicklung des Rechts rationelle Technik mit ihrer Zwanglaufabsicht und irrationelles Wachstum der Geister zusammen? Völkerrechtsgeist muß wachsen, das juristische Völkerrecht braucht erfundene Satzungen; das Wachsen selbst aber wieder bedarf nicht nur der Techniken des Einanderaufsuchens und Zueinandersprechens, sondern bedarf selbst wieder der mannigfaltigen Propagandatechniken. Und nun kommen die Sucher von Staatsideen und Menschheitsideen mit der schwersten Aufgabe. Ihre Idee ist heute nicht faßbar, faßbar nur ihr historischer Teil, unfaßbar, was ihm zu wachsen soll, faßbar vielleicht, was absterbensreif ist. Die Idee soll sich selbst entwickeln, indem sie Menschen gewinnt, indem sie also ihr Ziel vorwegnimmt. Die Idee aber, die im Kunstwerk sich schon gewandelt hatte, nicht mehr begriffsmäßig ausdrückbar war, wird zu einer Gesamtform des geistigen Verhaltens von Menschen, einzeln und im Staat. Zu dem geistigen Verhalten kommt dann noch das wich-

tigſte: Der Wert der Zielſetzung bleibt dem Sucher, Finder, Erfinder hier ein oberſter und deshalb problematiſch, ſolange man ſich rationaliſtiſch verhält, er iſt Willens- und Glaubensſache. Das gilt am ſtärkſten für neugeſetzte oder neugeformelte Werte, für Erfindung von Werten und Wertformeln.

Welche Rolle ſpielen bei alledem die ſchwierigſten Techniken, deren Stoff der Einzelmenſch und die Menſchenmaſſe iſt, deren Geſetze die Naturgeſetze des menſchlichen Verhaltens, Soziologie mit praktiſcher Pſychologie und allen ihren anderen Diſziplinen ſind. Hier iſt der Führer, der Staatsmann, der Organiſator an die Stelle des techniſchen Erfinders getreten. Und wir können ihm nur in einem dürftigen Vergleich den techniſchen Betriebsleiter und Betriebsverbeſſerer gegenüberſtellen.

So iſt das Beiſpiel des techniſchen Erfindens der einfachſte Fall, der rationalſte, der trivialſte, von politiſchen, ſozialen, intuitiven Wertungen freieſte Fall. Deshalb aber auch der Fall, an welchem die Redlichkeit des Denkens ſich am deutlichſten bewährt, da eben das diſtinguierende Denken vor anderem hier Bewährungsmöglichkeit hat und erzieheriſch wirkt.

Eine Schraube falſch berechnet und die Brücke ſtürzt ein, der Keſſel explodiert. Das iſt der auf die Gewohnheit verantwortungsvollen Denkens gegründete Stolz des Technikers und ſeiner Verwandten gegenüber den Geiſteswiſſenſchaften und ihrer nicht unmittelbar nach Verwirklichung ſtrebenden Konſtruktionen. Er hat die Sicherheit der Wirklichkeit und Wahrheit ſo viel näherzuſtehen.

Am ſchärfſten ſtößt hier bei der techniſchen Schöpfung deshalb die Freiheit der Idee zuſammen mit dem Zwang der Kauſalität, der in der Zukunft wirkt wie heute und mit dem Zwang der Geſchichte, der die augenblickliche Situation gibt. Der techniſche Schöpfer kennt die Naturgeſetze, die in Zukunft herrſchen werden, er kennt die Kunſtmittel der gegenwärtigen Technik, die ſein Handwerkszeug bilden, deren neue Kombination die Verwirklichung ſeiner Idee oder ſeiner Entdeckung ſein ſoll. Er ſollte kennen die Geſetze des wirtſchaftlichen Lebens, die augenblickliche Lage desſelben, des Marktes, die offenen und die noch latenten Bedürfniſſe. Kennen ſollte er auch die Menſchen, die Geſetzlichkeit ihres Tuns, denn ſie ſind auch ſeine Kunſtmittel. Wenig bei dem Automaten, deſſen in Eiſen und Stahl geronnene Idee lebendig wird durch das Einwerfen des Nickels, der die letzte Teilurſache in dem ganzen Kauſalkomplex der Ideen vorſtellt, viel bei der Kunſthand, deren verſchiedene Benutzungsweiſen ſich der Mannigfaltigkeit des Organismus nähern ſoll.

Die Harmonie von Gebundenheit und Freiheit ſcheidet die nützliche Erfindung von der utopiſchen. Die Freiheit darf die Grenzen, welche

von Kauſalität und Hiſtorie geſetzt ſind, nicht überſchreiten. Der Gegenſatz des naturgeſetzlichen Zwanglaufes und der geſchichtlichen Geſetze wird dabei klar.

Abbé hat mit der Erfindung des Zeißmikroſkops das klaſſiſche Beiſpiel für ſolch harmoniſche Entwicklung aus dem Ideenreich in das Leben geliefert. Mathematiſch berechnet wurde eine Linſengeſtalt und Lagerung im Raum, die die deutlichen Nachteile der alten Mikroſkope vermied, eine mathematiſch-optiſche Idee. Aber das Glas, welches die hier vorausgeſetzten Eigenſchaften haben mußte, das hatte die hiſtoriſche Entwicklung der Glasmachrei nicht geliefert. Dies Mikroſkop folgte zwar den Geſetzen der Optik genau, war aber in dieſem Augenblick ein Hirngeſpinſt, ein Ideengebilde, war utopiſch, relativ utopiſch.

Dieſe Erkenntnis hätte dem Kritiker Befriedigung gegeben und ihn zum Stillſtand bei dem Erreichten gebracht, dem Schaffenden war ſie nur eine Aufgabe, obwohl niemand wußte, ob ſie lösbar war, ob dies Mikroſkop zu Lebzeiten des Ideenerfinders ſchaffbar war, ob er einen Schott, den Glaskünſtler und Miterfinder finden würde. Solches Schaffen des Erfinders unter Einſatz der ganzen Perſon, ohne das Ende zu wiſſen, iſt ſeine ethiſche Charakteriſtik. Es iſt der Glaube an die Werkverpflichtung und der Glaube an das Werkgelingen.

Dieſes Schaffen wird ihm manchmal erleichtert durch Unwiſſenheit. James Watt und Beſſemer haben ſelbſt erklärt, daß ſie im Beſitz der Fachkenntniſſe und damit im Beſitz der Wiſſenſchaft aller bevorſtehenden Schwierigkeiten gelähmt geweſen wären. Daß Unwiſſenheit und Unklarheit aber auch hier keine heuriſtiſche Maxime iſt, nebenbei.

In ähnlicher Richtung liegt auch der Gegenſatz der Schöpfung in intuitiver Schauung, aus dem Gefühl der Naturkräfte und Stoffe und ihrer Möglichkeiten gegenüber dem Schaffen in klaren Begriffen. Leonardo da Vinci und unabhängig von ihm Böcklin haben die Geſtalt der Flugzeugtragfläche gezeichnet, wie ſie ſpäter Lilienthal auf experimenteller Grundlage berechnet. Sie ſind weiter Beiſpiele für den relativen Erfinderutopismus, den Utopismus, der nur eine Bedingung des Gelingens ſieht und verwirklicht und die anderen Bedingungen nicht ſieht oder gar verneint. Sie ſchaffen eine Stufe zur Höhe, eine wirkliche Stufe, unbeſchadet ihres Irrtums, daß es die letzte Stufe ſei.

Zeppelin gelangte mit dem Luftſchiff zum Ziel und ebenſo das Flugzeug durch die zweite Erfindung, die des leichten ſtarken Motors. Zeppelin wäre, wie der Schneider von Ulm, geſcheitert, hätte er zwanzig Jahre früher begonnen und die Mototerfindung den Anſchluß an das ſtarre Ballonſyſtem und ſeine Lenkvorrichtungen verpaßt. Man ſieht, dieſer Utopismus löſt ſich auf in das einfache Verhältnis der Teil-

erfindungen und des richtigen zeitlichen Verhältnisses der ungefähr gleichzeitigen Vollendung aller für den Endzweck unentbehrlichen Teilerfindungen.

Dafür noch ein Beispiel. Ich kannte einen Erfinder, der das alte Problem, den Pferden den muskelzerstörenden Zug, bei dem Anfahren der Trambahnwagen wegzunehmen, gelöst hatte. Seine Erfindung war fertig, als die elektrische Bahn zwar noch nicht da war, aber ihr Kommen so nahegerückt, daß er keinen Käufer für sein Patent fand. Zehn Jahre vorher fertig, hätte er einen bleibenden Platz in der Geschichte gewonnen.

Die von einem Schöpfer in einem Wurf gelöste technische Aufgabe hat oft etwas Künstlerisches. Der deutsche Stahlhelm wurde geschaffen; in jeder Einzelheit streng gebunden an Baustoff, Mensch und Zweck, einschließlich des Zweckes rationeller Herstellung. Die Künstler haben ihn sofort allgemein als organisches Gewächs gesehen und nicht die kleinste Stilisierung zufügen dürfen. Nutz- und Kunstform zu einem verschmolzen, jedes das andere beweisend. Die Nutzform gewollt, die Kunstform entstanden.

Das war auch die Lösung des Kölner Brückenbaustreits. Die konkurrierenden Baumeister kamen rationell, also zwangläufig, zu derselben Kunstform, sie waren sich des Rationalismus nicht bewußt, hielten die schöne Nutzform für eine freie Kunstform und waren so der Meinung, der eine habe eine freie Schöpfungsidee des anderen bloß abgeschrieben.

Auch einen klassischen und romantischen Typus hat man im Erfinder feststellen wollen.

Parseval soll dem ersten angehört haben, der ruhige Rechner aller Bedingungen, der vorsichtige Prüfer, Zeppelin dagegen immer sich im Kampfe fühlend, in welchem er als der Herr der Natur, als ein neuer Herr hervorgehen will, der nach jeder Niederlage sofort den neuen Kampf ansagt.

Was unterscheidet nun den bloß ideenreichen Kopf von dem erfolgreichen Erfinder? Vor allem die intuitive Kritik. Durch sie sondert er nach unerkennbaren Maßstäben die alsbald zukunftsmögliche, die realisierbare Idee von denen aus, die überhaupt unausführbar sind und von den relativ erfolglosen, die nicht in die Zeit passen. Er schiebt die allgemeine Entwicklung nur so weit vor, daß sie den Boden unter den Füßen nicht verliert. Er widmet sich den Ideen, welche durch eine unbestimmte Mannigfaltigkeit künftiger Zusatzideen, Verbesserungsideen, endlich auf den Boden der Wirklichkeit, der wirtschaftlich erfolgreichen Wirklichkeit angelangen, angelangen vor Konkurrenzideen. Man sieht, die mögliche Größe des Schritts, der Überschuß über das Heute hängt von der Energie, der Willens- und Schöpfungsenergie ab.

Außer dieſer intuitiven Kritik iſt der bloßen Schöpfung noch ein anderes gegenüberzuſtellen, die Erkenntnis. Reine Schöpfung iſt ohne neue Erfahrung, iſt reine Kombination vorhandener Bewußtſeinselemente wie jenes optiſche mathematiſche Syſtem Abbes, geſchöpft aus der Raumanſchauungsform oder anderen Formen des menſchlichen Geiſtes. Sie ſind hier die Quelle des Neuen. Neue Erkenntnis, neue Entdeckung iſt die Eigenart der chemiſchen Erfindung. Im Experiment wird eine Frage an die Natur geſtellt und als Antwort eine neue nützliche Eigenſchaft eines vorhandenen Stoffes entdeckt. So wird erkannt, daß Zucker nicht nur im Zuckerrohr, ſondern auch in der Rübe fertig gebildet vorhanden iſt. So iſt das neue Herſtellungsverfahren, welches den Zucker aus der Rübe herausholt, zugleich Erkenntnis, d. h. Beweis ſeines Vorhandenſeins und Mittel ſeiner Gewinnung, welches nur noch für den Großbetrieb auszubilden iſt.

Wo beide Momente ſich ineinander verflechten, Kombination und Erkenntnis, wo bei der Verflechtung die geahnte, unausdrückbare Erkenntnis die ſichere Begriffsform gewinnt, iſt die höchſte Domäne des Erfinders, des Erfinders, der der Vorläufer der Wiſſenſchaft iſt und ihr Anreger.

Die Pumpe wurde erfunden, bevor der Begriff des Luftdrucks durch die Anregung der Florentiner Pumpenmacher, die unwiſſend die Grenzen des Luftdruckes überſchritten hatten, die myſtiſche Vorſtellung des horror vacui ablöſte. Die Dampfmaſchine iſt Vorausſetzung der Entſtehung der mechaniſchen Wärmetheorie. Die Alchimie iſt die Mutter der Chemie, wie ſehr das Kind auch auf eine Gegenſätzlichkeit zu der Mutter ſtolz iſt.

Hier haben wir naturwiſſenſchaftliche Myſtik als Durchgangsſtufe der Entwicklung, als unbewußte heuriſtiſche Methode, wenn man ſo will, als eine Stufe, deren Unvollkommenheit man nicht ablehnen darf, wenn man ſie als entwicklungsmäßig unvermeidbare Stufe faßt. Und in manchem bleiben wir vielleicht immer auf den Stufen, und den ſpäten Nachkommen iſt erſt beſchieden zu erkennen, ob der Stufenweg und Abweg unvermeidbar war.

Ja, neben dem Nichtwiſſen und dem myſtiſchen Halbwiſſen hat das Falſchwiſſen hier ſeine legitime Stelle in der Entwicklung. Sagt doch Paulhan (L'invention) „Ich weiß nicht genau, ob man nicht oft die Neuheit und ſozuſagen den Wert einer Erfindung meſſen könnte an der Zahl der Irrtümer und Trugſchlüſſe, die ſie ihrem Urheber eingab.„

Zum Myſtiſchen in etwas anderem Sinne gehört der Zufall. Boettcher zog aus, Gold zu machen und erfand das Porzellan; Glas und Pulver wurden ohne Idee erfunden; die Natur beantwortete eine Frage, die ihr nicht geſtellt, nicht bewußt geſtellt war, und das tat ſie ſo deutlich, daß der unwillkürliche Frageſteller die Antwort verſtehen mußte und ſo ein Minimum von Erkenntnis zu dem Erfolg beitrug. Welcher

Dämon aber verleitete Berthold Schwarz, dreierlei zu tun, Kohle, Schwefel und Salpeter im Mörser zu stoßen, so daß der entstehende Zufallsfunke die Erfindung vollendete? Heterogenie der Zwecke wird der Rationalist vielleicht sagen, in leichter Biegung dieses Begriffs, und hat eine Erkenntnis für die Vergangenheit, und nichts für die Zukunft getan.

Hierher gehört beiläufig ein Satz der Reichsgerichtsrechtsprechung, daß dem Erfinder die von ihm nicht erkannten Nützlichkeiten und Anwendungsweisen seiner Erfindung zuzusprechen sind; auch von ihm nicht Erkanntes, später Hinzugefundenes wächst seinem Recht aus dem Gefundenen und Erkannten zu.

Steigen wir von den Erfindungen, deren Idee sich stofflich adäquat offenbart, zu einer höheren Klasse auf.

Es werden nicht nur Dinge, technische Automaten und Verfahren erfunden, sondern auch Methoden, rein geistige Ergebnisse. Die Differentialrechnung wurde erfunden als notwendig gewordenes Werkzeug bestimmter Aufgaben, und ist heute das unentbehrliche Werkzeug praktischer Aufgaben; so das graphische Rechnen, die darstellende Geometrie. Zu diesen rein geistigen Erfindungen gesellt sich die Erfindung naturwissenschaftlicher Hypothesen oder Theorien, seien sie auch bloß heuristisch. So wurde die Atomtheorie erfunden als eine Erklärung oder als ein Erforschungsmittel der Wirklichkeit. So aber werden auch Systeme erfunden, deren Verwirklichung in der Macht des Menschen liegt, die Arbeitsteilung, der Serienbau, das Taylorsystem. Wir dürfen die Frage stellen, wieweit der geistige Charakter solcher Erfindungsergebnisse ihnen eine andere Stellung gibt oder eine andere Betrachtungsweise erfordert als rein technische Erfindungen.

Den Aufgaben-Erfindungen wird oft der höchste Rang zuerkannt, sei es, daß ihre Erfindung in der eigenen Schöpfung einer Idee des Seinsollenden besteht, sei es, daß sie nur den latenten Ideen das Wort gefunden haben. Das sind die Problemaufrichter, denen morgen die Problemeinrichter folgen, wenn eine Schiefheit der ersten Formulierung den Wegbeginn zur Lösung verschleiert hat.

Und da wir von der Sprache reden, selbst auf der an Altes gebundendsten Stufe des Schaffens, dem technischen Schaffen, muß das Wort für das neue Ding oft erst erfunden werden, und es versagt Sprache und Zeichnung zu voller Darstellung des Erfundenen. Es ist eben einmal das Schicksal des Menschen in der Sprache nur eine mangelhafte, aber heute noch durch nichts anderes ersetzte Technik, für geistige Gemeinschaft zu haben.

Und im Taylorsystem sehen wir den Menschen mit allen seinen Seiten als Maschine aus Knochen, Muskeln und motorischen Nerven als wirtschaftliches Organ mit seiner Lust und Unlust, und auch mit

seiner Kultur eingeflochten. Eingeflochten deshalb, auch mit der Aufgabe weiterzuerfinden, an sich selbst zur Steigerung und Harmonie aller hier beträchtlichen Menschheitsseiten. Das Taylorsystem wurde erfunden als eine physiologisch-mechanische Kombination von Ursachen und Wirkungen. Es ist unwahrscheinlich, daß es in die Kausalverknüpfung des wirtschaftlichen Lebens eingefügt, mit alten Wirtschaftsformen zusammen wirtschaftlich vollkommen sei. Daher die Forderung der Anpassung, und zwar der Wirtschaftsform, des Akkordwesens. Ebenso unwahrscheinlich ist, daß es in die alte psychologische, in die kulturelle Kausalreihe ohne neue Schäden paßt, daher auch die Notwendigkeit anpassender Techniken, einer Ethisierung, einer erzieherischen Anpassung des Taylorsystems ohne Minderung seiner physiologisch-mechanischen Vollkommenheit.

Aber diese Anpassungstechniken müssen einzeln erfunden werden, falls sie sich nicht durch die Betätigung der betroffenen Massen selbst erfinden, elementenweise erfinden, erwachsen.

Erfunden werden doch auch rein geistige Techniken, selbst mechanisch geistige Techniken, wie Gedächtnissysteme, die selbst wieder auf geistige Dinge gehen, die geistige Exzerzitien sein können.

Und dann wirkt die starre Form der Technik zusammen auf das Wachstum des Geistes, und das Wachstum des Geistes wieder auf die Formulierung neuer Techniken, jedes steigert das andere. Halb bewußt, halb unbewußt erleben die Massen den Erfindungsvorgang als eine Gemeinschaftserfindung, die von Wachstum kaum zu unterscheiden ist. Nimmt man doch für die Entstehung vieler Urerfindungen nicht die blitzartige Entstehung bei dem Einzelnen, dem Führer an, sondern Entwicklung in unerkennbar kleinen Einzelschritten der Masse, wie das Lied von Liederdichtern geschaffen wird oder als autorloses Volkslied aufwächst.

In einer besonderen Form erscheint in der Entwicklung des Rechts Massenwille, Massenerkenntnis, Massenschöpfung, durchwirkt von Wille, Wissen und Erfinden Einzelner. Der Gesetzgeber kodifiziert, indem er die Idee des schon in der Gesamtheit gewordenen, erkannten, gewollten lebenden Rechts zu fassen sucht. Er faßt aber auch, was erst eine Majorität für Recht erklären will und zwingt die Minorität; ja, ein Führer mag ein neues Gesetz, einen neuen Wert aufrichten, wenn er irgendwie dazu die Macht hat.

Diese Technik des Zwanges fördert aber auch die Rechtsgesinnung, den Rechtsgeist, der frei waltet, so daß alsbald eine neue höhere Satzung wieder möglich wird. So treiben sich in dem Recht als Massenerscheinung, Technik und Geist, gegenseitig, und kein Führer darf die Bedeutung eines der beiden Faktoren übersehen.

Wir wissen, wer das Taylorsystem erfunden hat, aber nicht, wer die Arbeitsteilung, sie ist keine gemachte Erfindung, sie ist eine gewachsene.

Auch im Patentrecht hat die Gemeinſchaftserfindung ſchon einen Niederſchlag gefunden.

Etabliſſementserfindung nennt das Reichsgericht diejenigen, welche nicht einem Einzelerfinder zuzuſchreiben iſt, ſondern bei welcher die geſamten Erfahrungen, Kenntniſſe, Hilfsmittel, bei welcher die Atmoſphäre eines Unternehmens derart zu den Materialien und pſychologiſchen Urſachen der Erfindungsentſtehung gehört, daß auch die erkennbare und ausſcheidbare Einzelarbeit eines Einzelindividuums zurücktritt. Und dieſe Gemeinſchaftserfindung hat im Kriege eine Ausgeſtaltung, von heute nur ſehr teilweiſe erkennbarer Wirkung und eine Rationaliſierung erfahren, die uns wieder in die Zunft des Mittelalters zurückzuführen ſcheint.

Ganze Fachvereine teilen ſich ſyſtematiſch alle Einzelerfahrungen, im beſonderen mit Erſatzſtoffen, mit, um ſie ſo weiterer Entwicklung und allgemeiner Nutzung entgegenzuführen und löſen ſo rationaliſtiſch, ſoweit es geht, den Vorgang des gemeinſchaftlichen Erfindens in ſeine Atome auf. Der Hiſtoriker und diſtinguierende Erkenntnistheoretiker wird hier Entwicklungskräfte, Energiezentren, Zellen mit unbeſtimmtem Wachstum und Angliederungsfähigkeiten ſehen, deren Endziele noch in dunkler Zukunft liegen.

Ein Wort noch zur Redlichkeit und Verantwortlichkeit des Erfinders. Sie iſt geſtreift bei dem Utopismus, bei dem romantiſchen und klaſſiſchen Erfindertyp, bei dem Gegenſatz von Phantaſiefülle und kritiſcher Auswahl. Wir erkennen den Erfinder an, der das Unmögliche für möglich hält, wenn der Erfolg ihm recht gibt, den bloßen Phantaſten rechnen wir nicht zu den redlichen Denkern.

Wir erinnern uns auch eines Spruchs, daß die Ideen billig ſeien; Erfinden ſei nur arbeiten und immer wieder arbeiten, daß Newton (oder war es ein anderer?) auf die Frage, wie ſeine Gravitationsidee entſtanden ſei, nur antworten konnte: Dadurch, daß ich immer daran dachte. Auch haben die Techniker oft den Phantaſiebegriff ganz ausmerzen wollen und das Erfinden als Arbeit, Arbeit an Einzelheiten hingeſtellt, als ob es ein ſolches ohne leitende bewußte oder gefühlte Ideen gäbe.

Wir wollen uns nicht damit begnügen, zu ſagen, daß der Erfinder das richtige Maß zwiſchen beiden, der ungehemmten Phantaſie und der tatlähmenden Wahrheit ſuchenden Kritik finden möge, ſondern einen anderen Geſichtspunkt hervorkehren.

Als Aufgabe des Technikers, als die des Erfinders zuerſt hat man die Beherrſchung der Natur genannt; dieſen Herrſcherwillen möge er behalten, aber mit zweierlei verbinden, er iſt ein verantwortlicher Diener der Menſchheit, und er ſoll die Demut vor dem beherrſchten Stoff nicht verlieren, die Verſenkung in ihn, die rezeptive, die An-

erkennung der Erkenntnisgrenzen, die höchſte Rezeptivität verbindet ſich mit der gleichen intenſiven Produktivität. Und das gilt wohl auch für andere Erfinder und Führer, vor allem die einer Völkergemeinſchaft. Techniken müſſen ſie jetzt finden unter dem Zwang der wirtſchaftlichen Lage und der wirtſchaftlichen Geſetze und der Tatſache eines weltſozialen Willens, wie groß oder klein er ſein mag. Und dieſe Willenstatſache, vom Willen der Führer vornehmlich getrieben, muß wachſen als Maſſenerſcheinung und wieder neue Techniken für die neuen Menſchen hervortreiben.

Ernſt Krieck
Philoſophie und Dichtung*

Mitten in die Glanzzeit Athens fielen ſchwere Schatten: eine tiefe ſeeliſche Erſchütterung ging damals reihum unter den Völkern am Mittelmeer. Die Seelenangſt trieb viele in die Myſterienkulte: dort ſuchten ſie Erlöſung und Unſterblichkeit ihrer Seele, ein unerſchütterliches Fundament in den Wirrſalen und Mühſeligkeiten des Daſeins. Eine neue Religion, eine Religion der Innerlichkeit ſtieg herauf, und ſie forderte Reinheit der Seele vom Einzelnen, Gerechtigkeit aber als Grundlage der Gemeinſchaft.

Aus dieſer Seelenſtimmung ſtieg die Tragödie herauf. In ihren Chorliedern, im „Agamemnon" des Äſchylos, im „König Ödipus" des Sophokles erreicht die Erkenntnis vom Leben der Seele, durchdrungen von tiefſter Frömmigkeit und mächtigem ſittlichen Pathos, eine ſolch überragende Höhe, daß ſich vor den Augen des Schauenden die platoniſche Ideenwelt, die Anfänge des Chriſtentums, die Gefilde des Auguſtiniſchen Gottesſtaates und ganz in der Ferne die Umrißlinien mittelalterlicher Weltordnungen wie eine weite Landſchaft erſchließen.

Es war ein entſcheidender Augenblick für die Menſchheit, als in Athen die Tragödie entſtand: aus dem Todeskampf einer untergehenden Geſellſchaft ging der freie Menſch hervor, und der griechiſche Geiſt gab ihm die freie Kunſt und die freie Wiſſenſchaft mit auf den Lebensweg. Allerdings war es dem Genius des griechiſchen Volkes nur beſchieden, die geiſtigen Grundlagen einer neuen Menſchheitsordnung zu ſchaffen: den Bau ſelbſt ſollte er nicht aufführen dürfen. An den Erſchütterungen aller geſellſchaftlichen Bande und Glaubensformen, aller überlieferten Sitten und geiſtigen Werte ging er zugrunde. Uneinig im Innern, unfähig, aus der Zerſetzung neue und dauerbare Lebensformen

* Vortrag in der „Sternwarte" zu Mannheim am 30. September 1918.

herauszukriſtalliſieren, erlag die griechiſche Freiheit bald dem Druck von außen.

In Athen ging ein alter Seherſpruch um: des Erechtheus Sohn ſolle ewiglich als Adler in den Lüften ſchweben. In glückhafter Zeit deutete der Athener das Wort auf ſeiner Vaterſtadt Beruf, über den Erdkreis zu herrſchen. Wir wiſſen heute beſſer, wie es gemeint war: entwurzelt und heimatlos ſollte der griechiſche Geiſt zum erſten Weltbürger im Abendland werden, zum Künder eines geiſtigen Reiches, einer Heimat des Menſchen, die nicht von dieſer Welt iſt. Äſchylos, Sophokles und Euripides, Sokrates und Plato ſind die Inkarnation des atheniſchen Genius; geiſtig iſt die Art ſeiner Herrſchaft geblieben: ein Cäſar iſt ihm nicht entſproſſen.

Als Äſchylos das Spiel der dionyſiſchen Feiern aus ihrer kultiſchen Gebundenheit löſte und zur freien Geſtalt der Tragödie heraufführte, da ſchaute ſein Auge zugleich über alle Zeiten hinweg in der Menſchheit das Walten einer ewigen Gerechtigkeit, einer Gottheit, die den Menſchen nicht äußerlich an die Formen der überlieferten Sitten bindet, ſondern ihm zur Pflicht macht, von innen heraus gut, gerecht, ſittlich zu handeln. Das war der erſte Schritt zum freien Menſchentum, das ſeinen Gott, ſein Geſetz und ſeine Verantwortung in der eigenen Bruſt trägt. Damit hatte die griechiſche Tragödie jene unvergängliche Weiſe begonnen, die dann Sokrates in der Philoſophie aufnahm; und ſeit Plato iſt ſie in der Menſchheit nicht mehr verklungen: es iſt der Hymnus von freier Menſchheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit als dem letzten Sinn des Weltgeſchehens. In tiefer Frömmigkeit beugt ſich Sophokles vor der allwaltenden Gerechtigkeit, gleich jenen Frommen des Alten Teſtaments die Zweifel überwindend und bekennend, ſoviel der Himmel höher iſt denn die Erde, ſind auch der Gottheit Wege höher denn unſere Wege.

Götter, ihr ſeligen, gönnet mir eins:
Laßt mich in Wort und in Werk allezeit
Im Buſen bewahren ein reines Herz!
Treu laßt mich ſchauen die ewigen Rechte,
Sie, die vom ſtrahlenden Äther geboren,
Sie, die aus Höhen herniederſteigen, ſie, die kein irdiſch Weſen gezeugt ...

ſo betet der Chor im „König Ödipus".

Zu gleicher Zeit legt Herodot den Grund zur Geſchichtswiſſenſchaft mit der Leitidee, das Walten der Gerechtigkeit nachzuweiſen in den Völkergeſchicken und Einzelſchickſalen. Mit Euripides, der an ſeinem Volk und der Menſchheit verzweifelt iſt, gewinnt der peſſimiſtiſche Grundzug der Tragödie die Oberhand. Aber ſein Freund Sokrates trinkt den Giftbecher, den Demagogen und Reaktionäre ihm bereitet haben, voll unerſchütterlichen Glaubens an den Endſieg des Gerechten

und des Guten. In vollendeter Weise hat Plato, seinen Meister überragend, das Reich der Ideen geschaut und aufgezeichnet als Grundlage des menschlichen Erkennens und Sollens, als jenseitiges Vorbild aller diesseitigen Gemeinschaft, als Eckstein jeder hohen Philosophie.

An keinem anderen Beispiel läßt sich die innere Verwandtschaft von Philosophie und Dichtung und die Fruchtbarkeit ihres Zusammenwirkens so völlig erweisen.

Poesie sei die Mutter aller Künste, so hat Plato gelehrt. Wohl verstand er dabei unter Poesie nicht die fertige, in Sprache, Bild und Rhythmus gefaßte Dichtung, noch weniger, wie das Wort im literarischen 18. Jahrhundert ausgelegt wurde, die Reflexion, wodurch die Künste zu Dienerinnen literarischer Gedanken herabgedrückt wurden. Poesie war dem Griechen das schöpferische Schauen schlechthin, das „Schaffende der Ideen", wie Schelling das Wort übertrug. Nun erweist aber die Geschichte des menschlichen Geistes, daß die Dichtung, zumal gegenüber der Philosophie, immer als die ältere und führende Schwester auftritt, und beide stammen ab von einer gemeinsamen Urmutter: der Religion.

Dieses Grundverhältnis von Dichtung, Philosophie und Religion, die unauflösliche Gemeinschaft dieser drei geistigen Mächte, geht keineswegs aus einer zufälligen Konstellation äußerer geschichtlicher Bedingungen bei den Griechen hervor: es findet sich überall in den geistigen Anlagen der Menschheit als ein innerliches und notwendiges Verbundensein. Was den Griechen dabei ganz besonders erhebt und auszeichnet, das ist nur die künstlerische und rationale Formkraft, die Durchdringung von Eros und Logos, die ihm ermöglichte, Dichtung und Philosophie auf eigene Füße zu stellen, ohne das Band der Gemeinschaft zu zerreißen. Der gemeinsamen Idee verdanken sie ihre Größe, ihre Monumentalität, und was nicht zu unterschätzen ist: ihre Volkstümlichkeit, ihre allgemeine Verständlichkeit. Mit jedem Zug sollte dem Volke vom Tragiker das Wesen der Sittlichkeit, das Wirken der Gerechtigkeit vor Augen gestellt und ins Bewußtsein eingepflanzt werden. In der Dichtung fand der Grieche sein ganzes Sein zum mythischen Menschheitsbild emporgesteigert, in überlebensgroße Linien gefaßt. Dasselbe Ziel verfolgte der Philosoph durch die Mittel der logischen Erkenntnis. Dichtung, Kunst und Erkenntnis waren darum weit mehr denn ein Schmuck des Lebens, mehr denn ein Kraftüberschuß über die Notwendigkeiten des Alltags: der Dichter und der Philosoph waren Propheten und Lehrer, Wegweiser zur Gottheit; sie sollten das Volk erheben über die Niederungen des Lebens, innerlich freimachen von den Übeln, von denen es sich auf Schritt und Tritt bedrängt fand. Sie teilten sich in die Aufgabe, die beinahe gleichzeitig jenseits des Mittelmeeres die Propheten Israels an ihrem Volke er-

füllten. Auch dort ſtehen Religion, Dichtung und die Anfänge der Philoſophie in der ſpäteren Spruchweisheit genau im gleichen Grundverhältnis zueinander: nur vermochten ſich Dichtung und Weltweisheit in Iſrael nicht aus der religiöſen Gebundenheit zur Freiheit und Selbſtändigkeit zu entfalten wie bei den Griechen. Wiederum dasſelbe Grundverhältnis im alten Indien, wo Religion, Dichtung und Philoſophie in organiſcher Einheit zur Höhe gewachſen ſind, wo ſelbſt das ritterliche Epos durchſetzt iſt mit philoſophiſcher Lehrpoeſie. Schon vor hundert Jahren wurde die Perle philoſophiſcher Dichtung, die Bhagavadgita, erſtmals von W. von Humboldt ins Deutſche überſetzt: ſie iſt eine Epiſode aus dem umfangreichſten indiſchen Epos, darin Gott Kriſchna einem kleinmütig gewordenen Helden den kategoriſchen Imperativ einprägt:

Tu deine Pflicht!
Nach dem Erfolg des Handelns frage nicht.

Wir könnten die Reihe von Beiſpielen fortſetzen durch die geſamte Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bis herab auf den großen ruſſiſchen Roman am Ausgang des 19. Jahrhunderts, der für den Ruſſen wurde, was Schiller und Goethe, Kant, Fichte und Hegel dem Deutſchen geworden ſind: die Schöpfer des Nationalgeiſtes, die Geſetzgeber des geiſtigen Lebenswillens, die Baumeiſter ſeiner Weltanſchauung: der Geiſt, der die Ordnungen einer Lebensgemeinſchaft hervorbringt und belebt, der als Religion die Achſe des Gemeinſchaftswillens feſtlegt, entfaltet ſich in Kunſt und Philoſophie zur Selbſtbewußtheit und Freiheit. Es kann keine Dichtung und keine Philoſophie zum bildenden Mittelpunkt einer Gemeinſchaft und zum Träger ihrer Weltanſchauung werden, wofern ſie nicht vom Geiſte der Gemeinſchaft in ſeiner Fülle durchdrungen iſt. Dieſen Satz möchte ich zum Fundament des ganzen Vortrags machen. Die Größe und volkstümliche Wirkungskraft einer Dichtung entſpringt nicht ſo ſehr dem formalen Können des Dichters, die Wucht einer Philoſophie nicht ihrem Gehalt an wiſſenſchaftlicher Einzelerkenntnis: es iſt vielmehr beider Aufgabe, den Geiſt der Lebensgemeinſchaft zu offenbaren, ihm in dichteriſchem Schauen oder in logiſcher Erkenntnis plaſtiſche Geſtalt zu geben und ſo die Macht, die in allen Gemeinſchaftsgliedern unbewußt lebt und wirkt, ins Bewußtſein zu erheben. Was die Vielheit der Glieder zur Gemeinſchaft verbindet, was in ihr zum Lichte drängt, dem verleihen Künſtler und Philoſoph Wort und Geſtalt. Darin beruht ihre prophetiſche Miſſion, ihr Beruf zum Lehrer und Führer im höchſten Sinne, und die Größe des Werkes wird Ausdruck ſein für das Maß, mit dem ſie ihren Beruf zu erfüllen gewußt haben. Die griechiſchen Tragiker waren ſich ihres Berufs als Lehrer und Erzieher ihres Volkes genau ſo bewußt wie Goethe und Schiller, Sokrates und Plato, wie Leibniz und Kant, die

Propheten und Psalmisten Israels wie Dostojewski und Tolstoi. Sie schaffen zwar dem Volk nicht die angemessenen Lebensordnungen, aber sie bilden in ihm eine Gesinnung, eine Willensrichtung, einen bewußten Gemeinschaftsgeist, aus dem alsdann die entsprechenden Lebensordnungen hervorgehen.

Vielleicht das größte Beispiel einer solchen Wirkung liegt uns sehr nahe: es ist derselbe Fall, in dem Philosophie und Dichtung in gemeinsamer Arbeit eine Bedeutung erlangten, wie niemals mehr seit den Glanztagen Athens: den deutschen Dichtern und Denkern ist es im gemeinsamen Wirken gelungen, die zerrissenen deutschen Stämme zur nationalen geistigen Einheit zu verbinden und dadurch das deutsche Volk vor dem Untergang seiner Freiheit in einer Stunde schwerster Gefahr zu bewahren. Der von ihnen herangebildete und geführte Nationalgeist überwand nicht nur die Krise der Napoleonischen Zeit: er legte den Grund zum neuen Preußen, zur späteren staatlichen Wiedervereinigung der ganzen Nation und zu jenem einzigartigen Aufstieg des deutschen Volkes von 1806 bis 1914. Und wenn diese Propheten damals den „Tag des Deutschen" verhießen, so wußten sie, daß der neue Nationalgeist als sein Kernstück eine Menschheitsidee umschloß, von der einst eine gerechte Ordnung der Menschheit ausgehen werde. Daß der deutsche Geist gerade in jenen Tagen der äußeren Schwäche eine solche Höhe der Menschheitsgesinnung und des Glaubens an seine Weltmission entfalten konnte, das ist eine der größten Erscheinungen in der Geschichte des Geistes überhaupt, vergleichbar nur etwa mit der großen Tat der israelitischen Propheten oder des griechischen Geistes in seiner Blüte.

In der Zusammenarbeit der deutschen Dichter und Denker zur Begründung einer neuen Menschheitsgesinnung und Weltanschauung läßt sich zwischen den Anteilen beider um so weniger scheiden, als die Mehrzahl der Dichter zugleich Philosophen von hohem Range waren: Lessing, Herder und Goethe, Schiller, Hölderlin und eine ganze Schar ihrer schwäbischen Stammesgenossen: die Reihe setzt sich fort bis Richard Wagner und zum Dichterphilosophen des Zarathustra. Es kommt darin wohl eine Eigentümlichkeit des deutschen Geistes, nicht aber eine allgemeine und innere Notwendigkeit zum Ausdruck. Es wird vom Dichter keineswegs verlangt, daß er philosophiere oder aus Systemen Gedichte mache: sein Weg geht unabhängig von der Philosophie. Aber es quillt ihm die Kraft aus derselben Quelle wie dem Philosophen, und er wurzelt in denselben religiösen Tiefen. Und beide haben die gleiche Aufgabe, ihre Lebensgemeinschaft geistig aufzubauen, sie zur bewußten und freien Gesinnungsgemeinschaft zu formen. Der Dichter wird seinem Volke und der Menschheit zum Vorkämpfer, zum Deuter der Seele und des in ihr beschlossenen Schicksals. Aus solchen

Tiefen wuchs Dantes Werk zu einem umfaſſenden Spiegelbild ſeiner Welt, und allein auf dieſe Weiſe und im Dienſte dieſes Ziels kann der Dichter überhaupt Größe und Macht über die Geiſter erlangen.

Es iſt hier wohl eine rein äſthetiſche Betrachtung am Platze. Ein Fundamentalſatz der Äſthetik beſagt, das Kunſtwerk ſei Selbſtzweck: es trage ſeine Berechtigung und ſeinen Wert in ſich ſelbſt. Dieſe Behauptung iſt ohne Zweifel ſoweit richtig, als ſie ablehnt, die Kunſt in den Dienſt irgendwelchen äußeren Zweckes, etwa der Ausſchmückung des Lebens, der Verherrlichung irgendeines Königshofes oder dergleichen zu ſtellen, obſchon ſie ſolche Funktionen immer geübt hat und oftmals mit viel Glück. Wie denn überhaupt ein ganzer Kunſtzweig, die Baukunſt, ſtets eine ſoziale Funktion zu erfüllen hatte, und es waren zumeiſt nicht die ſchlimmſten Zeiten für Malerei und Bildhauerei, wenn ſie in organiſchem Zuſammenhang mit der Architektur heranwuchſen. Die Lehre von der Selbſtzwecklichkeit der Kunſt darf alſo nur ihre innere Selbſtändigkeit, die Herrſchaft der Formkraft über Stoff und Zweck, betonen. Wird aber jener Grundſatz ſo ausgelegt, die Kunſt ſei zwecklos, erhaben über jede Zweckhaftigkeit, ſo wird er ſofort zum Unſinn. Man erweiſt der Kunſt einen ſchlechten Dienſt, wenn man ſie anbetend in ſolche Höhen hebt, daß ihr dabei notwendig der Atem ausgehen muß und der Zuſammenhang mit der Lebensgemeinſchaft zerriſſen wird. Dann geht alle ihre Wirkungskraft verloren und es bleibt als Exiſtenzmöglichkeit nur der leere Formalismus, l'art pour l'art, ein Spiel, eine Akrobatenleiſtung. In jedem Fall erſtrebt doch das Kunſtwerk eine bildende Wirkung auf die Gemeinſchaft, und man kann wohl ſagen, daß die Größe und Breite dieſer Wirkung der Gradmeſſer ſeines Wertes iſt. Das Kunſtwerk hat alſo ſeinen Zweck in ſeiner ſozialen Funktion, wie ich bisher am Beiſpiel der Dichtung erläutert habe. Wir wollen nun andererſeits in der Ablehnung des Formalismus nicht ſo weit gehen, daß wir damit die Formkraft ſelbſt treffen und die unbemeiſterte Tendenz auf den Schild erheben, wie neuerdings eine Richtung im ſog. „Aktivismus", deren Wortführer erklärt: ziehe man das Moraliſche, Philoſophiſche, Politiſche vom Kunſtwerk ab, ſo daß nur das „Geſtaltete" bleibe, dann bleibe ein Schmarren.

Nur eine andere Form der Behauptung vom Selbſtzweck und der Zweckloſigkeit der Kunſt iſt die Lehre neuerer philoſophiſcher Äſthetik, das Kunſtwerk ſei eine Funktion des Abſoluten ſchlechthin; nur in nebenſächlichen Dingen, wie etwa in Stoff und Technik ſtehe ſie in Verbindung mit dem Gemeinſchaftsleben und im Strom der Entwicklung. Einmal ſind Technik und Stoff am Kunſtwerk nicht Nebenſache: die Form iſt eine Funktion von Stoff und Technik, und der rein ideelle Gehalt iſt ebenſo an ſie gebunden. Die Idee mag nun wohl als Brücke zum Abſoluten gelten, doch nur ſo, daß ſie durch das

Gemeinſchaftsleben hindurchführt. Die Kunſt iſt eine der Funktionen, eine der Äußerungen dieſes Gemeinſchaftslebens und kann ewige Werte nicht unmittelbar zum Ausdruck bringen, ſondern nur ſo weit, als ſolche in der Gemeinſchaft ſelbſt dem Lichte zuſtreben. Es iſt gerade Aufgabe der Kunſt, dieſe Ideen in ihrer Reinheit und Vollkommenheit herauszuarbeiten und ſie ſo dem Bewußtſein der Gemeinſchaft zu vermitteln.

Abſolutiſten und Relativiſten ſtehen ſich in der Äſthetik gegenüber. Die Relativiſten, befruchtet von der ſog. Milieutheorie Taines und von der naturaliſtiſchen Theorie Zolas, ſehen im Kunſtwerk nur ein Zuſammentreffen gewiſſer Bedingungsreihen und überliefern es ſomit ſamt ſeiner Zeit der raſchen Vergänglichkeit und der hiſtoriſchen Rumpelkammer. Recht haben die Relativiſten, indem ſie den Zuſammenhang des Kunſtwerks mit Zeit und Umwelt betonen, recht, indem ſie in der ſozialen Funktion des Werkes ſeinen Hauptwert ſehen: unrecht haben ſie, in alledem den ewigen, aus der Ideenwelt ſtammenden Kern nicht zu erblicken, der eben allein aus der Vielheit der Bedingungen ein lebendiges Werk macht und Kunſt überhaupt erſt von Unkunſt ſcheidet.

Dieſer von den Relativiſten vergeſſene Hauptpunkt macht die Stärke der Abſolutiſten aus. Sie faſſen die Kunſt als einen in allen Völkern, Zeiten, Kulturkreiſen und Sprachen ewig gleichen, unveränderlichen und unbedingten Ausdruck des Schönen, des Abſoluten ſchlechthin, auf. Im zeitlich oder völkiſch Bedingten des Werkes ſehen ſie ein zufälliges Anhängſel. Für ſie gibt es keinen Aufſtieg oder Verfall der Kunſt, ſondern eben nur Kunſt oder Unkunſt. Wo aber Kunſt iſt — und ſie findet ſich in allen Zeiten und Völkern — da iſt gleiche Vollkommenheit, Gleichwertigkeit, Weſensgleichheit. Aber keiner von ihnen hat noch den Maßſtab gefunden, um Kunſt von Unkunſt mit der geforderten abſoluten Sicherheit und mit einer für alle Zeiten zwingenden Notwendigkeit zu ſcheiden. Und ſie können auch nicht ſagen, warum es innerhalb der wahren Kunſt noch Wertabſtufungen geben kann. Nehmen wir ein kleines lyriſches Gedicht von Goethe, das in ſeiner Schönheit vollendet, in ſeiner Form aus einem Guß in ſich weit einheitlicher, geſchloſſener iſt, als der „Fauſt" — wenn dem Äſtheten deshalb beide mindeſtens gleichwertig ſind, ſo hilft das nicht über die Tatſache hinweg, daß der „Fauſt" eine Funktion in der Menſchheit geübt hat, vermöge der in ihm beſchloſſenen Totalität, der Wiederſpiegelung eines Mikrokosmos, welche ein noch ſo vollendeter Ausdruck rein lyriſcher Stimmung nie gewinnen kann. Allerdings: in den Höhen der Vollendung gibt es nur unbedingte Einmaligkeit und Unvergleichlichkeit: man kann nicht Äſchylos, Dante, Shakeſpeare, Goethe in irgendeine Wertſkala oder ein Entwicklungsſchema preſſen wollen.

Schließlich haben wir heute eine philoſophiſche Äſthetik für Philoſophen, eine hiſtoriſche für Kunſthiſtoriker, eine techniſche Künſtler-

äſthetik für Leute vom Fach, eine Äſthetenäſthetik für Äſtheten — jede hat einen Zipfel der zerteilten und zerriſſenen Wahrheit erfaßt und gibt ihn für das Ganze aus.

Dasſelbe gilt auf den andern Gebieten: Wir haben nirgends mehr ein Ganzes, darum nirgends auf geiſtigem Gebiet etwas Großes und Zwingendes. Die einfachen großen Grundwahrheiten ſind verlaſſen: das Erbteil der Epigonen iſt uns übriggeblieben. Gibt es irgendwo ein Zuſammenarbeiten von Dichtung und Philoſophie? Sie haben ſich getrennt. Jede iſt ihren Sonderzielen nachgegangen und der Arbeitsteilung und Spezialiſierung innerhalb der eigenen Grenzen verfallen. In der Schwäche wie im Spezialitätentum weiſen ſie allerdings weitgehende Parallelen auf. Es iſt nicht einmal das Bewußtſein geblieben, daß Dichter und Philoſoph unmittelbar Führer und Erzieher ſein müßten: die Funktionen beider haben ſich bei uns etwa ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts völlig verſchoben.

Haben wir überhaupt aber eine irgendwie geſchloſſene, das Ganze unſeres Geiſteslebens umſpannende Weltanſchauung, alſo einen gemeinſamen Boden für Dichtung und Philoſophie? Oder nur etwas, das den Anſpruch in ſich trüge, zu einer ſolchen zu erwachſen? Hier ſind wir auf das Grundübel unſerer Zeit geſtoßen.

Weltanſchauung! — Ich brauche das platte, abgegriffene Wort nur mit Widerſtreben, weil ich an ſeine Stelle kein beſſeres zu ſetzen weiß. Sie lebt auf einem Gebiet zwiſchen Religion, Lebenserfahrungen und Wiſſenſchaft. Als freies Gewächs treibt ſie aus religiöſen Wurzeln empor, und ein gefühls- und willensmäßiger, alſo ein irrationaler Einſchlag bleibt in ihr führend und wegweiſend. Erfahrung und Wiſſenſchaft können ihr nur das Material liefern. Sie iſt beſtrebt, aus alledem ein einheitliches Ganzes herzuſtellen, deſſen Zweck nicht ſo ſehr Erkenntnis der geſetzmäßigen Weltzuſammenhänge iſt, als vielmehr, daß der Menſch zur Klarheit komme über ſeine Stellung in der Welt, über ſeine Gliedſchaft in der Lebensgemeinſchaft, über Sinn und Wert ſeines Lebens: kurz geſagt: der Menſch will ſich in der Weltanſchauung klar werden über ſich ſelbſt. Darin liegt ſeine geiſtige Würde und ſeine Freiheit.

Philoſophie nun kann Weltanſchauung nicht hervorbringen, ſondern nur deren Wachstum entgegenkommen: ſie breitet die Anſätze durch wiſſenſchaftliche Methodik aus zum Syſtem, ſucht die unbewußten Triebe in rationale Geſtalt zu faſſen. Mit anderen Mitteln arbeitet Dichtung demſelben Ziele zu: auch ſie will dem Menſchen ſein Selbſt, ſeine Seele deuten und ihm zur Anſchauung ſeines tieferen Weſens verhelfen. Unter allen Rätſeln des Daſeins iſt der Menſch ſich ſelbſt ja das größte, und keine höhere Aufgabe iſt denkbar, als daß der eine dem anderen bei der Löſung behilflich iſt.

Bibliothek Fr. d. Vaterland. Schr. Beziehungen Hamburg

Doch davon wollen unter den heutigen Philoſophen nur noch wenige wiſſen. Viele lehnen grundſätzlich ab, mit Weltanſchauung ſich zu befaſſen, ſeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts die große Kataſtrophe des Idealismus in Deutſchland eingetreten iſt. Die Philoſophie iſt ſtolz darauf, bloße Wiſſenſchaft unter Wiſſenſchaften zu ſein und lediglich den Erkenntnisproblemen auf dieſem oder jenem Gebiet nachzugehen. Sie iſt der Arbeitsteilung und dem Formalismus verfallen; ſie hat ihren ethiſchen Gehalt gefliſſentlich ausgeſtoßen und darum aufgehört, etwas Ganzes zu bieten. So iſt ſie denn auch in ihrer Stellung im Mittelpunkt der nationalen Bildung verluſtig gegangen und zu einer Angelegenheit für künftige Profeſſoren der Philoſophie geworden. Der reine Fachmenſch wurde zum Typus unſerer Kultur: es gibt kaum mehr ein Gebiet gemeinſamer Arbeit und der gemeinſamen Verſtändigung aller Gebildeten untereinander: die Kulturarbeit gleicht zuletzt dem babyloniſchen Turmbau.

Die Geſellſchaft blieb zwar als Willensgemeinſchaft beſtehen, vorwiegend unter Nachwirkung der Tradition und unter dem Druck der äußeren Verhältniſſe, doch ohne Bewußtſein gemeinſamen Wollens und gemeinſamer Ziele, d. h. ohne Freiheit. Nun aber iſt über alles eine gründliche, fundamenterſchütternde Kriſe hereingebrochen: vieles, was ſo feſt zu ſtehen ſchien, iſt nach dem Krieg als leer gebrannte Ruine übriggeblieben. Es wäre nun zwar verfehlt, in der Kriſis nur die Gefahr zu ſehen, nicht aber die reichen Möglichkeiten für neue Geſtaltungen: wenn nur für dieſe eine Idee, eine allgemein gültige Forderung und Geſinnung, ein geiſtiger Kriſtalliſationspunkt vorhanden wäre! Wir müſſen uns eingeſtehen, daß wir während des Krieges geiſtig furchtbar einſam und arm daſtanden. Viel tüchtige Mittelmäßigkeit, mancher gute Anſatz, überflüſſig viel Programme und Verſprechungen von ſeiten der Jungen: aber kein Richtpunkt für alle Willen, keine zuſammenfaſſende Kraft, kein führendes Symbol und keine leitende Perſönlichkeit. Darin liegt die größte Gefahr für unſere Zukunft.

Der Krieg hat auch unter unſere geiſtige Vergangenheit einen Strich gezogen: wir können künftig aufwärts oder abwärts, aber nicht auf der gleichen Ebene weitermarſchieren. Das gilt auch für unſere Literatur, auf die ich im folgenden noch einen kurzen Blick werfen möchte, nicht um Literaturkritik zu treiben, ſondern um weſentliche Züge ihrer Weltanſchauungsgrundlage und ihrer ſozialen Funktion hervorzukehren. Die Literatur hat, wie die Geſellſchaft, in der ſie erwachſen iſt, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Struktur verändert und ihre Funktion gewechſelt. Das Leben der letzten zwei Generationen war beſtimmt durch den politiſchen und wirtſchaftlichen Aufſtieg, in deſſen Folge eine allgemeine Erhöhung der Lebenshaltung eintrat. Die alte Arbeitſamkeit war glücklicherweiſe nirgends gewichen; doch an Stelle

der einſtigen Nüchternheit iſt der Komfort getreten und hat die geiſtige Haltung und die höhere Geſelligkeit beſtimmt. Man fühlte ſich geſättigt, fühlte ſich ſicher im Rahmen eines feſten Ganzen, war allenfalls nervös von der Vielgeſchäftigkeit des Tages und ſuchte dazu den entſprechenden Genuß, das Stimulans, das Schöne als Schmuck oder als Reiz für die Nerven. Das Leben ſtellte keine tieferen geiſtigen Anforderungen, keine dringlichen Probleme, und ſo konnte man dieſen als etwas Unbequemem aus dem Wege gehen. Es wäre ein großer Irrtum zu glauben, die Dichter allein beſtimmten Art und Weiſe der Literatur: jede Geſellſchaft hat die Kunſt, deren ſie wert iſt. Denn ſie übt durch ihre Bedürfniſſe eine Zuchtwahl und Ausleſe unter den vorhandenen Anſätzen, und nur wenige kräftige und ganz ſelbſtwillige Geiſter können ſich der Norm entziehen auf die Gefahr der Vereinſamung und der Tragik des Lebens hin. Jede Geſellſchaft aber iſt als Ganzes mitverantwortlich für ihre Kunſt.

Da ſehen wir zunächſt das ungeheure Anſchwellen der ſog. Unterhaltungsliteratur: ſie iſt völlig induſtrialiſiert, wie übrigens auch die Dichtung, und liefert dem Stoffhunger und den abgeſpannten Nerven in ödeſter Langweiligkeit Liebesgeſchichten, und jeder nachfolgende Reiz muß den vorhergehenden überbieten, bis ſich zuletzt die ſchaumgeborene Aphrodite in allen Schlammpfützen wälzt.

Ein anderer Spiegel für den Wechſel der dichteriſchen Funktion iſt das Theater. Längſt will es nicht mehr, wie Schiller forderte, als moraliſche Anſtalt betrachtet ſein, längſt erſtrebt die Tragödie nicht mehr, wie Ariſtoteles lehrte, die Reinigung der Seele. Das Theater führt mit ſeinen Mitteln die Verfeinerung des Genuſſes und der Sinne weiter: es dient dem äſthetiſchen Komfort. Dabei iſt die Dichtung vielfach nur noch Anlaß zu virtuoſer Entfaltung der Regie und der Ausſtattung. Das Geiſtige ſoll aufgehen in der Sinnesimpreſſion, dabei iſt es aber allzuoft untergegangen, wie Sophokles im modernen Zirkus.

Impreſſionismus, Verfeinerung und Kultur der Sinne, worin die Franzoſen unſere Meiſter wurden: Herrſchaft der „Nuance“: das war das Merkmal der Zeit bis zum Krieg. Der Impreſſionismus iſt Ausläufer des Naturalismus, der einſt die klaſſiziſtiſche Doktrin der Epigonen zerbrach und aus einem neuen, unmittelbaren Verhältnis zur Natur, aus Analyſe der Geſellſchaft und der Einzelſeele eine neue Weltanſchauung heraufzuführen verſprach, aber notwendig ſcheitern mußte, weil das Überwiegen der Analyſe nur weiter ins Spezialitätentum hineinführte. Zola und Ibſen hatten zwar eine beträchtliche Höhe erreicht, indem ſie ihre Analytik ergänzten durch eine zuſammenfaſſende Symbolik. Aber in Deutſchland vermochte der Naturalismus die Geiſter nicht lange zu feſſeln: raſch entwuchſen ihm ſeine Jünger und gingen auf neue Experimente aus: Neuromantik, Neuklaſſik, Kult

des Renaissancemenschen und des Übermenschen. Das Ende war allgemeine Zersplitterung. Gerhart Hauptmanns kaleidoskopisches Gesamtwerk bis herab auf sein orientalisierendes Phalluslied im „Ketzer von Soana" ist typisch für die Wandlungsfähigkeit jenes Geschlechts. Ich habe hier über die Werke im einzelnen keinerlei Urteil zu fällen, sondern nur festzustellen. Führerschaft kann einem unmöglich beschieden sein, der so wenig auf dauerndem Prinzip und Boden steht, daß der Wechsel das allein Stetige bei ihm ist.

Folge dieser Entwicklung war nur die weitgehendste Spezialisierung: Jugendgeschichten und psychologische oder psychopathische Einzelprobleme, Kampf gegen die Schule, Pubertät, geschlechtliche Aufklärung, allerlei Sexualtheorien — man könnte noch lange aufzählen — das hat zumeist den Ideengehalt der Dichtung ausgemacht.

Inzwischen hat der Impressionismus den Expressionismus als sein Kind und Gegenbild erzeugt: der Sinnesimpressionismus ist umgeschlagen in den Gefühlsimpressionismus, der sich zusammenfand mit einer allgemein stark gefühlsbetonten Jugendbewegung. Gefühl, oftmals dem Geist kurzerhand gleichgesetzt, nimmt nun die Stelle der Natur und der Sinnlichkeit ein, und diese Gefühlsmäßigkeit erhielt einen mächtigen Anstoß, als etwa um die Mitte von 1916 ein Umschwung in der Volksstimmung gegenüber dem Krieg eintrat. Der Expressionismus ist wohl älter als der Krieg, er hat aber als Reaktionserscheinung gegen die Stimmung der ersten Kriegszeit seinen stärksten Impuls erhalten: es hätte ja wahrlich seltsam hergehen müssen, wenn sich gerade eine solche Kunstrichtung der Wirkung des Krieges, die sich doch bis in die letzten Spitzen der Geistigkeit geltend macht, hätte entziehen können. Und in der Tat läßt sich gerade in den expressionistischen Weltanschauungsgrundlagen die Gegenwirkung auf den Krieg mit Exaktheit auch dort nachweisen, wo keine unmittelbaren Zusammenhänge zutage liegen. Doch darauf will ich nicht näher eingehen. Der Expressionist muß sein Gefühlsleben, damit es nicht erschlaffe, in ständiger Bewegung erhalten, und da er die Natur als Anregerin verwirft, holt er sich als echter Romantiker die Reize aus aller Welt und Zeit zusammen, und als Erbe des Impressionismus hat er sich das Virtuosentum der Form gewahrt. Mittelalter, Orient, Bibel, alle Religionen, primitive Lebensformen der Südseeinsulaner oder der Neger sind ihm Offenbarungen: es gibt schon ganze Listen für die expressionistische Eklektik. Wahrscheinlich würde aber mancher sehr verwundert sein, wenn jetzt nach dem Krieg die von den Jüngsten hochgepriesenen mittelalterlichen Lebensformen wirklich kämen, um die gesamte Lebenshaltung und Geistigkeit in ihren Bann zu zwingen!

Nun haben allerdings die Jungen und Jüngsten an vielen Stellen den Instinkt für das, was der Zeit not tut: vor allem für eine einheit-

liche Weltanschauung als Trägerin des geistigen Lebens und für eine entsprechende Kunst, vielfach auch ein echtes Verhältnis zur Religion, wenn schon hier sehr viel modische Mache mit einfließt. Man mag es begreiflich finden, wenn die Jugend in der berechtigten Auflehnung gegen die letzten Generationen sich oft übermäßig radikal gebärdet, jegliche Tradition als „Historismus" überhaupt verwirft und eine unbedingt neue Welt aus ihrer Schöpferkraft verheißt. Wir brauchen nicht zu sorgen, daß sich nicht die Mächte des Bestehenden nach dem Maße ihrer Lebenskraft schon von selbst Geltung verschaffen werden. Ehrlicher wäre es jedenfalls für manchen der sehr gewandten Wortführer, wenn er das Beste, was er zu geben hat, auch für das ausgäbe, was es tatsächlich ist: eine Neubelebung von Ideen aus dem klassischen deutschen Idealismus. Die gespreizte Form, in der die Ideen auftreten, kann ihre Herkunft doch nicht verbergen, und auch nicht zum Eigentum dessen machen, der ihnen nur ein abstruses Gewand umgehängt hat.

Wir leben im Bewußtsein, an einem entscheidenden Abschnitt der Weltgeschichte und auch der geistigen Entwicklung zu stehen: ein gewaltiges Schicksal lastet über uns, unter dessen Druck sich eine Verschiebung in der Struktur des seelischen Lebens der Völker anbahnt, und die Wirkung dieser Veränderung wird erst ganz in die Erscheinung treten, wenn unser Geschlecht, das den Schwerpunkt der Bildung noch in der Zeit vor dem Krieg liegen hat, dahingegangen sein wird. Aber neue Geisteswelten treten nicht aus dem hohlen Nichts oder einer bloßen Willenskundgebung hervor: auch sie unterliegen der Gesetzmäßigkeit, und ihre Vorgeschichte reicht weit zurück in die Vergangenheit, aus deren Material sie notwendig zu erbauen sind: so war die christliche Welt vorgebildet in der Antike, so werden die kommenden Geschlechter anknüpfen müssen an die stärksten geistigen Potenzen unserer Vergangenheit, und das ist im Umkreis der Kulturvölker ohne allen Zweifel das Ideengut unserer großen Denker und Dichter. Dieses Ideengut ist so wenig verbraucht, daß es künftig erst recht in die Erscheinung treten wird; es wird keinem jungen Geschlecht an Ursprünglichkeit und an Echtheit fehlen, wenn es sich damit ehrlich auseinandersetzt.

Der Jugend gehört unsere Hoffnung, auch wenn wir manches an ihr auszusetzen haben: die Zukunft des deutschen Volkes ist in ihre Hand gegeben. Vorläufig ist sie allerdings noch sehr damit beschäftigt, mit sich selbst fertig zu werden: sie umspannt nur erst ihr Ich, noch nicht Volkstum und Menschheit, der doch ihr Sehnen gilt. Sie sprüht ihre Subjektivität aus in Bekenntnisschriften und gefällt sich gern in einem gewissen radikalen Sektierertum. Wir erhoffen aus der Gärung die Klärung, aus dem Most einen starken und feinen Wein.

Wir können und wollen dem Geist nicht gebieten. Gewiß nicht. Aber

wir haben das Recht zu ſagen, was uns angemeſſen iſt und wonach unſere Sehnſucht ſteht: die Aufgeregtheit jener Gefühlsmäßigen mögen wir begreiflich finden, können ſie aber nicht anerkennen als Baumeiſterin einer neuen Welt. Eine ſolche bedarf umſpannender Linien und großer Flächen, weiter und heller Räume. Aus Schnörkeln errichtet man keinen Monumentalbau, und Gliederverrenkungen, ob ſie nun zirkusgerecht vorgeführt werden oder als Wirkung einer Pſychoſe auftreten, ſind keine Kunſt. Es kann und darf uns keine Dichtung Genüge leiſten, die nicht den Druck und die Vereinſamung dieſer Jahre von uns nimmt, die uns nicht freimacht, indem ſie dem Geiſte den Blick öffnet in die Räume des Ewigen, in die Welt der Ideen, welche allein dem Leben die innere Sicherheit geben. Wir verlangen nach dem Dichter, der uns Seelenkünder und Wegbereiter zur Zukunft werde, nach der Dichtung, die den Schritt und Rhythmus künftigen Schickſals vorausahnen läßt.

Wir brauchen eine feſte Grundwahrheit als Felſen in dem Wirbel des Geſchehens, damit wir unerſchütterlich in uns ſelbſt gegründet ſind, unabhängig in dem Auf und Nieder der Ereigniſſe, unzugänglich der Verzweiflung an unſerer Zukunft, fern aber auch jener Hybris, der Maßloſigkeit und dem Übermut, vor dem griechiſche Dichter und Denker ihr Volk nicht genug warnen konnten. Aus ſolcher Wahrheit ſoll uns der Stil des künftigen Lebens und der kommenden Kunſt erſtehen. Sie aber kann uns nur von innen heraus werden. „Kehret den Blick in euch ſelbſt", heißt es in einem Fragment Leſſings. „Hier richtet das Reich auf, wo ihr Untertan und König ſeid! Hier begreifet und beherrſchet das einzige, was ihr begreifen und beherrſchen könnt: euch ſelbſt!" Leſſing hat an Sokrates' Mahnung angeknüpft, und Sokrates hat es gelernt von den Tragikern, die ihrem Volke waren, was wir dem unſern von ſeinen Dichtern wünſchen: Führer und Wegbereiter.

Ernſt Liſſauer / Goethes Verklärung*

Hochgeſchloſſen der Rock, die Hände am Rücken, lang durch die geöffnete Flucht
Der Stuben, der Säle, ausſchreitend in heiterer Wucht,
Wandelte der aufragende Greis durch den ruhenden Vormittagsſchein,
Schweigen durchglänzte die Zimmer, Goethe der Greis war allein.

Seine langenden Blicke taſteten rings gütig wie ſeine Hände,
Rings an die Bilder von Stein, an die Frieſe, entlang die Wände,

* Aus dem ſoeben erſchienenen Gedichtbuch von Ernſt Liſſauer „Die ewigen Pfingſten". Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Griffen an Flügel und Uhr, glitten an Tiſchen und Stühlen,
Jegliches Stück war geſogen voll Zeit, und er fühlte ſie fühlen.
Tag und Stunde hatten geſpendet, geſpeichert bedeutende Gabe,
Glückſelig prangte das Heim, erworben glänzte die Habe.

Mitten im Zimmer hoch ſtand er, ſinnend in ſich, erhaben und alt,
Lauſchend in ſich vernahm er des eigenen Lebens gelebte Gewalt,
Gebirgbach, brechend Felsblock und Schlucht, die den Sturzpfad verrammelt,
Talſperre und Wehr, die die Waſſer geſtaut und geſammelt,
Acker ward ihm die Zeit, Tagewerk jede Minute,
Hoch ſtand er, ſinnend in ſich, in dem leuchtenden Saal, —
Da begab es ſich ſeltſam zum einzigen Mal
Daß der Wirkende ruhte.

Rings an Wänden und Bildern den Schein
Fühlte er lichter entzündet,
Da ſpürte er klar: es ward ihm Botſchaft verkündet,
Und er wußte mit eins: nun wird es ſein.
Es quälte ihn nicht mit währendem Ungemach,
Es traf ihn mitten im Tag, wirkend und wach.
Da beſchloß er in Abſchied noch einmal die Erde zu ſehen,
Noch einmal zu ſpüren die Sonne ſcheinen, die Winde wehen,
Und wandte ſich hin und ſchritt unter den Himmel empor auf das Dach.
Und er ſtand,
Und weithin von Mittag flammte das Land,
Und als habe ein Wort durch die Luft mit funkelndem Schalle gerufen,
Drängten die Menſchen ſich dicht, auf den Steigen, den Straßen, den Simſen, Altanen und Stufen,
Sie blickten, ſie horchten, aufhuſchte kein Laut,
In den Türmen verſtummend lauſchte der Glockenſchlag.
Er aber fühlte ſtrahlenden Glanz mächtig um ſich gebaut,
Von Goldlicht gekrönt, ſtand er, ein Herrſcher im Tag.
In dem rauſchenden Fluß glomm Gefälle und Welle,
Von ſeinem Ritte und Gang
Lag rings auf Straßen und Wegen gebreitete Helle,
Bäume, die er gepflanzt, wölbten grünenden Dank,
Horch, ein Klang, der dem Atmen der Luft entdrang,
Die Wieſen, die Winde tönten von ſeinem Geſang,
Viele Sonnen ſchienen am Himmel umher, —
Tauſend- und tauſendfalt
Spürte er weithin verſammelt des eigenen Lebens gelebte Gewalt,
Er war über dem Land; über dem Land war Er.

Da verflocht ſich um ihn das Licht
Zu einem Gewölke gülden und dicht,
Und die ſingenden Lüfte bewegten ſich ſacht, es erbebte
Zart das goldne Gewölk, und es trug, und es ſchwebte.
Da löſte mit leiſen
Rufen ſich drunten das Volk und begann ein Loben und Preiſen,
Keinem ward er entriſſen, er hatte ſich allen geſpendet,
Aufwärts ſtieg er, völlig gelöſt und gänzlich vollendet.
Schallender ſchmiegte ſich unter den Flug der Gruß aus dem irdiſchen Chor,
Selig ſchwebte er auf, von dem ſingenden Abſchied getragen,
Alſo, langſam und leuchtend, fuhr ihn der wölkige Wagen
In die Himmel empor.

Umſchau

Goethe und die deutſche Revolution In Biedermanns Sammlung von Goethes Geſprächen findet ſich im 2. Band, S. 214/215 folgende Äußerung zu dem Profeſſor Luden in Jena über die Napoleoniſche Zeit, die auch für die gegenwärtige Lage paßt: (Leit.)

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, dieſe Ideen ſind in uns; ſie ſind ein Teil unſeres Weſens, und niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch liegt mir Deutſchland am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im einzelnen und ſo miſerabel im ganzen iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volkes mit anderen Völkern erregt in uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weiſe hinwegzukommen ſuche; und in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man ſich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wiſſenſchaft und Kunſt gehören der Welt an und vor ihnen verſchwinden die Schranken der Nationalität; aber der Troſt, den ſie gewähren, iſt doch nur ein leidiger Troſt und erſetzt das ſtolze Bewußtſein nicht, einem großen, ſtarken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derſelben Weiſe tröſtet auch nur der Gedanke an Deutſchlands Zukunft. Ich halte ihn ſo feſt, als Sie, dieſen Glauben. Ja, das deutſche Volk verſpricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schickſal der Deutſchen iſt noch nicht erfüllt ..... Uns Einzelnen bleibt inzwiſchen nur übrig, einem jeden nach ſeinen Talenten, ſeiner Neigung und ſeiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu ſtärken und durch dasſelbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, ſo auch und vorzugsweiſe, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, ſondern friſch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großer Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“ —

Das alte Syſtem Es iſt eine der Pſychoſen unſerer Zeit, auf das alte Syſtem zu ſchimpfen. Wer heutzutage dem Neuen Werden zugewandt iſt und zugleich behaupten würde, das alte Syſtem habe zwar Mängel gehabt,

aber doch ſicher auch allerlei Gutes gebracht, würde von ſeinen ſozialiſtiſchen Freunden für einen Erzreaktionär gehalten werden, für den Typus des zu bekämpfenden Bourgeois. Als ob es nicht zu leicht, zu bequem wäre, auf Einrichtungen zu ſchelten und ſich dadurch vor der Auseinanderſetzung mit der eigenen Verantwortung zu drücken. Wie weit haſt Du denn, Herr Weltbeglücker, innerhalb des alten Syſtems ſelbſtändig als eigene Kraft gewirkt? Denn das iſt das Entſcheidende: Nicht am Syſtem hat es gelegen, ſondern an Dir, Du Menſch, ſelbſt.

Unter dem alten Syſtem hat Ernſt Abbe gelebt und die Frage der Sozialiſierung der Induſtrie im weſentlichen gelöſt. Ich bin überzeugt, mehr wie 99 Prozent von allen den Verkündern des neuen Geiſtes, den prinzipiellen Weltbeglückern, die in der Regel nicht das Kleinſte aus eigener Kraft aufzubauen vermögen, haben auch heute noch keine zureichende Vorſtellung von der praktiſchen Ausgeſtaltung des Abbeſchen Experimentes und von der theoretiſchen Stellung des großen Menſchenfreundes zur Zinsfrage. Statt deſſen käuen ſie Leninſche Broſchüren wieder und geben ihren Brei dann als eigene Weisheit aus, gehen mit dem kommuniſtiſchen Manifeſt hauſieren, und reden von der Diktatur des Proletariats, weil ihr Denken nicht weiter geht, als um in wiſſenſchaftlichem Gewande auftretende Theorien glatt zu übernehmen.

Es fehlt in Deutſchland, ein halb Jahr nach der Revolution, noch jeder aufbauende Geiſt, das iſt nicht allein meine private Anſicht, ſondern ſie tönt immer und immer wieder aus Briefen an mich von Männern, die bei ihrem praktiſchen Bemühen wie vor Wänden des Stumpfſinnes und der Ideenloſigkeit ſtehen. Weder der Sozialismus, noch der Kommunismus ſchwemmen Praktiker an. Der Sozialismus krankt politiſch daran, daß ſeine Maſſen ſich von jeder Verantwortung drücken. Sie waren Oppoſitionspartei, jetzt ſind ſie Regierungspartei, aber weil ſie vorher nur von Kritik und Verhetzung lebten, haben ſie (nach dem ſehr richtigen Ausſpruch von Cohen-Reuß in der Räteverſammlung) kein Gefühl dafür, daß ſie jetzt poſitive Arbeit zu leiſten haben. Sie gleiten ganz mechaniſch in die Oppoſitionsſtellung nach links weiter und laſſen ihre Regierung treulos im Stich.

Wie volksfremd der rein ideologiſche Kommunismus in Deutſchland iſt, ſieht man an ſeiner Hilfloſigkeit gegenüber dem Bauerntum. Bezeichnend iſt, daß das Marxſche kommuniſtiſche Manifeſt das Bauerntum nur als eine rückſtändige Geſellſchaft anſieht und keine andere Bezeichnung für ſeine Stellung in der kulturellen Gliederung findet als „Idiotismus“. Mit dem Bürgertum wird es durch einen ſpitzfindig dialektiſchen Trugſchluß fertig, indem es Bürgertum gleich Kapitalismus ſetzt und ihm deſſen grobe Ausſchreitungen glattweg in die Schuhe ſchiebt. Mit Verlaub, meine Herren Kämpfer für die Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit. Sagt Euch Euer Gerechtigkeitsgefühl nicht, daß Ihr mit Advokatenkniffen fälſcht, um Weiß in Schwarz zu verwandeln? Bürgertum nenne ich: nach Leiſtungen zu ſtreben, ſich ſelbſtverantwortlich zu fühlen, Diſſonanzen durch Ordnungen in Harmonien zu löſen, den Strom des geiſtigen Lebens weiterzuführen, für ſchöpferiſche Kräfte den Boden zu lockern.

Wer von Gerechtigkeit nicht nur redet, ſondern ſie ſtreng von ſich fordert, muß das alte Syſtem daraufhin betrachten, ob die großen Geiſter der Vergangenheit im Volke unter ihm lebendig waren und ob die ſchöpferiſchen Geiſter der Gegenwart außerhalb ihres Volkes ſtanden. Beides war ſeit der literariſchen Revolution um 1886, die uns den Naturalismus brachte, wieder der Fall, Friedrich Nietzſche begann

zu wirken, der bis dahin außerhalb seines Volkes gestanden hatte. Freilich ging es langsam vorwärts, aber man muß streng scheiden: Wo lag das allzu langsame Vorwärtsgehen an den Verwaltungseinrichtungen des Obrigkeitsstaates und wo lag es an der Trägheit des Volkscharakters?

Wenn man jetzt erlebt, wie erschreckend verantwortungslos die Masse sich benimmt, wie unfruchtbar ihre Führer in ihrer Unbedingtheit und ihren Schlagworten sind, glaubt man nicht an ein Sichdurchsetzen der Weltrevolution. Denn was haben wir den westlichen Völkern mit unserer sogenannten deutschen Revolution bisher zu bringen? Zersetzung und Chaos, aber keine aufbauenden Taten, die organisch das Volksganze belebend durchdringen.

Darum müssen die schöpferischen Elemente des Bürgertums jetzt einen entscheidenden Schritt tun und sich in Gegensatz zur „Masse" des Bürgertums stellen. Sie müssen einen Sozialismus schaffen, innerhalb dessen nicht der Demos, sondern die Besten herrschen. Das Rätesystem und auch die Sozialisierung „ohne Entschädigung", aber mit Aussetzung einer Rente auf Lebenszeit scheinen mir innerhalb der kommenden Ordnungen zu liegen.

Wir brauchen keine „Entfesselung des Geistes", denn sie bedeutet Chaos, wir brauchen eine „Bewegung des Geistes", denn sie bedeutet Ordnung. Die Umgestaltung unserer Gesellschaftsordnung muß durch Weiterbildung aller fruchtbaren Keime, die im alten System sich zu entfalten begannen, gewonnen werden, und nicht dadurch, daß man meint, es müsse erst alles zerstört werden, damit „es" dann wächst.

Wachsen kann nur das, was aus Deinem Geiste geboren ist, was Du Dir erarbeitest. Das ist germanisches Wesen. Eugen Diederichs

Das Problem des Individualismus im sozialistischen Zeitalter

Es heißt nicht über, sondern außer der Zeit stehen, wenn man nicht imstande ist, Vertrauen zu der gerechten Sache des Sozialismus zu fassen, wenn man nicht begreift, das eine neue Ordnung der Dinge notwendig ist. Das hindert indessen nicht, daß wir mit aller Bestimmtheit die übereilten und ausschweifenden Folgerungen ablehnen, welche dieser Wendung der Geschichte einen unbedingten Wert hinsichtlich der geistigen und kulturellen Förderung des menschlichen Geschlechts zusprechen.

Denn der Sozialismus ist lediglich das Programm — wenn man will die Idee — einer neuen Wirtschaftsordnung; seine Aufgabe ist, den Unterdrückten und Ausgebeuteten zu ihrem Recht zu verhelfen — und das ist eine hohe und große Aufgabe. Was jedoch darüber hinaus in ihn hinein und aus ihm herausgedeutet wird, sind Ideologien weltfremder Träumer — niemals und in keinem Fall vollends ist der Sozialismus eine Weltanschauung. Denn er ist in keiner Weise fähig, das zu leisten, was wir von einer solchen fordern: daß sie uns kühne und weite Ausblicke gebe, daß sie uns über die sonst unerträgliche Einsicht in die Sinnlosigkeit alles Geschehens hinweghelfe, daß sie das Leben wo nicht liebenswert, so doch lebenswert mache — und schließlich und vor allem: daß sie es irgendwie rechtfertige vor sich selber.

Denn was liegt am Menschen, wenn er nicht der Sinn der Erde, sondern nur ihr Nutznießer ist.

Welche Ansprüche also auch erhoben werden im Namen des Sozialismus, sie sind sinnlos, sobald sie Dinge angehen, die gänzlich seinem Geltungsbereich entrückt sind. Man wird hier auch mit einer gewaltsamen Lösung, der Proklamierung des abso-

luten Sozialismus, der wir vielleicht entgegengehen, nur für eine kurze Zeit Recht behalten: niemals, ſolange ein Pendel ſchwingt, bedeutet der äußerſte Ausſchlag nach einer Seite hin den endgültigen Ruhepunkt.

Auf einer ebenſolchen Gewaltſamkeit beruht es, daß man die Parole ausgegeben hat: Sozialismus oder Individualismus, ſo laut und ſo oft, bis auch ernſte Menſchen anfingen ſie ernſt zu nehmen. Wie aber müſſen die Individuen einer Zeit beſchaffen ſein, in welcher der Individualismus zum Problem, ja darüber hinaus etwas faſt Anrüchiges und Verächtliches werden konnte. In der gänzlich der Sinn dafür abhanden gekommen iſt, daß dahinter etwas ſehr Edles und Wertvolles ſteht — wenn dieſe offenſichtliche Niedergangserſcheinung gar noch als Fortſchritt gedeutet wird, ſo iſt das ungefähr das äußerſte von dem, was man für möglich halten ſollte.

Wollen wir erklären, wie ſo etwas geſchehen konnte, ſo gelangen wir zu einem ſchmerzlichen Bekenntnis: wir müſſen ſagen, daß in dieſer Zeit der allgemeinen Menſchenrechte das Bild des Menſchen ſelbſt, entehrt und entſtellt, unaufhaltſam geſunken iſt, bis es beim Pöbel anlangte. Der Menſch iſt heute eine gemeine und gleichgültige Sache, von der man ſich im Grunde wenig verſpricht. Der Sinn und die Würde des Menſchtums drohen verloren zu gehen — was wir jetzt erleben, iſt in Wahrheit ein ungeheuerlicher Abfall vom Menſchen, eine ſchmachvolle Preisgabe alles deſſen, was ihn einzig hebt und adelt. Weil der Menſch nichts mehr wert iſt, ſpricht man heute ſo gern und eifrig von der Menſchheit.

Freilich iſt dieſer willkürliche Gegenſatz zwiſchen Sozialismus und Individualismus gerechfertigt, wenn man nach der Lehre unſerer Zeit als einziges Ziel menſchlichen Handelns die Wohlfahrt anſieht. In dieſem Zuſammenhang iſt Individualismus nichts als eigenſüchtiger Egoismus, dem der Sozialismus gegenübertritt, um die Wohlfahrt der Geſamtheit zu ſchützen. Man möge es ſich angelegen ſein laſſen, dieſe allgemeine Wohlfahrt zu ſichern, und die Menſchheit iſt beglückt und erlöſt. Um dieſes Wohl richtig zu erfaſſen, iſt uns die Vernunft gegeben — von ihr geleitet, werden wir auf dem goldenen Mittelweg zwiſchen der eigenen und der allgemeinen Wohlfahrt ſicher in die Glückſeligkeit eingehen.

Dem ſteht weiter nichts im Wege, als daß im Menſchen ganz andere und weit mächtigere Triebe wirken als die rationellen Zweckbeſtrebungen. Denn das Leben iſt nicht ein Geſchäft, das man auf Heller und Pfennig berechnen kann, ſondern eine dunkle und fragwürdige Angelegenheit.

Auch die Formel Luſtbefriedigung bringt uns nicht viel weiter. Zum mindeſten bleibt die Frage offen: was bringt Luſt? Sicherlich nicht einzig das Wohl des Ich oder der Gattung — es ſcheinen im Gegenteil ſehr oft die Triebe die ſtärkeren zu ſein, die das Ich gefährden, ja opfern —, man denke an den Märtyrer, an den Zauber der Gefahr. Vor allem unerklärlich iſt in dieſem Zuſammenhang die niemals reſtlos zu deutende Erſcheinung des Tragiſchen.

Nach welchem geheimnisvollen Geſetz ſchlägt tiefſtes Leid in Luſt um? Wie vollzieht ſich jene ſeltſame Reinigung der Leidenſchaften in der erſchütterten Seele? Woher kommt das „große gigantiſche Schickſal, welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt“?

Wir wiſſen keine Antwort auf dieſe Fragen. Sicherlich aber iſt, was hier waltet, ein Schickſal, das erfüllt werden muß, um überwunden zu werden.

Aus einem ſo erfüllten und überwundenen Schickſal wächſt der tragiſche Individualismus.

Denn mag auch in jedes Menſchen Leben dieſes Geſetz der Tragik nachweisbar ſein, ſo gelingt es doch den meiſten, irgendwie auszuweichen und in einem an ſich gleichgültigen Tagwerk, in einem kleinen Glück oder Unglück wenigſtens zeitweiſe auf ihre Koſten zu kommen. Dieſer Weg aber iſt nicht gangbar für die, denen ihr Ich als eine ſchwere und mühſelige Aufgabe auferlegt iſt, an deren Löſung ihr Daſein zu ſetzen ſie gewillt ſind — ein Experiment ſicherlich, das oft mißglückt — wenn es aber glückt, ſo bricht aus dieſem Leben ein Leuchten, das die Dunkelheit unzähliger Geſchicke erhellt.

Es iſt eine ſeltſame und unergründliche Beſtimmung, daß es nur ſolchen Menſchen — mögen es Religionsſtifter oder große Herrſcher, Denker oder Künſtler ſein — gegeben iſt, das Daſein zu rechtfertigen. Noch wunderbarer iſt, daß ihnen die anderen unterworfen ſind bis zum äußerſten. Einzig ſolche Begnadete haben das Bild des Menſchen als leuchtendes Symbol durch alle Zeiten hindurch bewahrt und ſichtbar gemacht — ſie allein haben vermocht, den Urgrund der Dinge aufzurühren und die Geſtalt der Erde zu verändern.

Zu ihrer Nachfolge und ſomit zu dieſer Art der Lebenshaltung iſt jeder gedrängt, dem das Leben an ſich in irgendeiner Weiſe nicht genügt und der ſich mit der ſchmerzlichen Tatſache Einſamkeit nicht dadurch abfinden kann, daß er ſie unbeachtet läßt und vergißt. Zu ſtark iſt in ihm der Wille zum Ich — die Wohlfart freilich dieſes Ich iſt ſo gleichgültig und belanglos, daß auch die tiefſte Verelendung nicht dazu bringen kann, vom eignen Weſen zu laſſen und es ſich bequem zu machen. Denn ſolche Menſchen müſſen zu ſich empor, ſofern ſie ihre Sendung erfüllen ſollen; was nicht dieſem Ziele näher führt, iſt ein Umweg und eine Verzögerung. Sie entfernen ſich von den Menſchen, wie ſich die Sehne des Bogens vom Schaft entfernt, bis zum Punkt der äußerſten Spannung, um dann rückwärtsſchnellend den Pfeil in die Weite zu ſenden. Freilich geſchieht es oft genug, daß die Spannung zu groß war — und ein Menſchenleben bricht auseinander.

Anſelm Feuerbach ſagt einmal: nicht im Leben, ſondern am Leben zugrunde zu gehen iſt ein hartes Wort.

Wenn dieſe ungewöhnlichen Menſchen von den anderen mißtrauiſch und feindlich behandelt werden, ſo liegt darin ein tiefer Grund: denn jene fühlen, daß dort ein Schickſal wirkt, dem ſie vergeblich zu entrinnen ſuchen. Es iſt dem Menſchen nicht beſtimmt, ſich anders aus dieſer tragiſchen Verknüpfung zu löſen, als dadurch, daß er ſie erfüllt — mag es oft gelingen, einen ſolchen Erfüller zu verbrennen, zu kreuzigen oder in den Wahnſinn zu treiben — das unabwendbare Geſchick geht ſeinen verhängten Gang.

Was aber, wenn eine ganze Zeit den Glauben an ſolche Sendboten verliert, wenn die Menſchen ausmachen, daß ihr koſtbarſtes Beſitztum, ihr Ich, wie ein abgegriffener Groſchen von einer ſchmutzigen Hand in die andere wandern ſolle? Wie, wenn ſich dumpfe ſatte Menſchheit ſelbſt für den Zweck der Erde ausgibt? Man erkennt eine ſolche Zeit daran, daß ſie verlernt, zwiſchen Wert und Wohl, zwiſchen Sinn und Zweck zu unterſcheiden — und ſo wird ſie verworfen und gerichtet ſein.

Und dies iſt das Verhängnis, das auf einer ſo verirrten Menſchheit laſtet: daß ſie unrettbar verſandet und verſumpft, wenn ſie nicht zur Ehrfurcht vor dieſen Gewalten zurückkehrt, wenn ihr nicht der Sinn des tragiſchen Individualismus wieder aufgeht — und ſich Menſchen finden, die ihn zu leben entſchloſſen ſind, ſich und den anderen gleichermaßen zum Leid wie zum Heil. Wie aber wollte einer anderen

helfen in ſolchen Dingen, der nicht zuvor ſich ſelbſt geholfen hätte — von dieſer Löſung des verworrenen Lebens künden die Worte Stefan Georges:

Sie iſt nach willen nicht iſt nicht für jede
Gewohne ſtunde iſt kein ſchatz der gilde.
Sie wird den vielen nie und nie durch rede
Sie wird den ſeltnen ſelten im gebilde.

Hans Eberl

Stimmungsbild aus Verſailles

Unſer Mitarbeiter, der Referent der Reichsregierung für die Verhandlungen über Wirtſchaftsfragen, Geh. Legationsrat Dr. Ernſt Schmitt ſchreibt dem Herausgeber:

Unſere Denkſchrift iſt übergeben. Das Trianon mit ſeinem Wald und ſeinen ſchönen Gärten, das man uns verſchloſſen hatte, iſt bis 11 Uhr morgens wieder auf. Es liegt links vor mir, mit dem herrlichen Glanz des roſaen Marmors und ſeinen großen weißen, zum Boden gehenden Fenſtern, mit den geraden Linien der Buchsbaumterraſſe. Geradeaus der See, mit blauneblichtem Wald dahinter. Rechts ſtarkes Grün mächtiger Eichen, die im Winde bewegt ſind. Vor mir ein Platz mit praller Sonne auf dem Sand, dem Raſen und dem abgeblühten Flieder. Darüber blauer Himmel, Vögelgezwitſcher und der Kuckuck, und Sonne, Sonne, Sonne.

Wir haben gearbeitet die Tage her, einmal bis 6 Uhr früh, ſind den drei Kilometer langen Weg um die große Wieſe, die uns blieb, gelaufen und haben wieder gearbeitet. Vieles unnütz und verſchroben, mit unendlichem Gerede. Aber ſchließlich wurde es doch.

Es waren viele gute Köpfe hier, mit die beſten in Deutſchland. Man durfte nicht träge ſein im Denken und Reden. Bei der guten Koſt, fern von der Unruhe des Berufes, haben ſich die Nerven erholt. Man war — mit den Ausnahmen, die die Regel beſtätigen — einig. Der Ton war nett. Es gab keine Coterien, alle ſprachen mit allen. Was geredet wurde um den Neptunsteich und am Park, gab ſo etwas wie den Willen des geiſtigen Deutſchlands. Es hieß: Das Reich muß uns doch bleiben! Alle haben *einen* Gedanken, den ſie nicht in Worte bringen können, alle fühlen, es iſt eine Idee da, eine *deutſche* Idee, die uns durchreißen muß durch die Not und uns und die Welt dann voranbringt. Alle fühlen, es iſt ein unbewußter Bund der graden, anſtändigen Menſchen im Werden; mit Halben kommt man nicht mehr weiter, es muß *Ganzes* geſchehen.

Nun ſind die meiſten abgereiſt, wir werden ruhige Tage haben, hoffe ich, bis die Antwort kommt. Was werden wird, weiß keiner. Aber das glaube ich, wiſſen alle: mag man uns erniedrigen wie man will, mögen alle die müde ſind, ſo ſchlapp ſein wie ſie wollen, aus dieſem Zuſammenbruch kommt ein in der Not geſtählter neuer Geiſt der Beſten, der *nicht* Kompromiſſe ſchließt und feilſcht, ſondern der *radikal* iſt. Der *abreißt*, was war, und gradeaus geht. Viele fürchten ihn, aber es werden immer mehr, die ihn, ſcheu noch, doch ehrlich bekennen.

Verſailles, den 30. Mai 1919

Johannes Müller und der Sozialismus

In dem erſten Heft der Grünen Blätter, der Zeitſchrift für perſönliche und völkiſche Lebensfragen (21. Band), hält Johannes Müller eine Überſchau über die Ereigniſſe in unſerem Volk ſeit der Revolution. Johannes Müller,

ein wahrhaft Unabhängiger wie wenige in Deutschland, ist derartig stark in den Strudel der jetzigen Geschehnisse eingedrungen, daß er hinter diesen den Geist, den bejahenden, auch in Zusammenbrüchen schaffenden, vorwärtsdrängenden Geist herauserkennt, von dem aus er nun zu den einzelnen Ereignissen, dem Zusammenbruch unseres Volkes, der Revolution und ihrem Weltfortgang, der bisherigen unpersönlichen und kraftlosen Lage unseres Volkes in innerer und äußerer Politik und in Erziehung und Neuordnung, Stellung nimmt. Ein Abschnitt über unsere demokratische und soziale Neuordnung sei herausgegriffen:

„Die Revolution stellt uns trotz aller Verwüstung und Verrückung der Dinge, die sie zunächst brachte, auf eine neue Grundlage, auf das Recht des Menschen gegenüber allen Dingen, Verhältnissen, Einrichtungen, Ordnungen, Betrieben, Gütern und Mächten, läßt eine Instanz gelten, die Menschenwürde und Menschenbestimmung, und will eine einzige Quelle aller Entfaltung und Gestaltung, aller Arbeit und schöpferischen Tätigkeit erschließen, das Innerste. Sie fordert einen neuen Geist heraus, daß er uns alle erfülle, den Geist lebendiger Teilnahme am Volksleben, freudiger Freiwilligkeit im Volksdienst, tiefen Pflichtgefühls und Verantwortlichkeitsbewußtseins, für das Volkswohl zu leben. Denn wir wollen Volk werden, ein starker, schöner, edler Körper lebendiger Glieder, von denen ein jedes deutsches Wesen in Reinheit und Kraft offenbart. Dieses Volk-Werden und Mensch-Werden, wobei eins das andere bedingt, ist die Wahrheit der neuen Zeit. Erst wenn sie ins Leben tritt, ist das, was mit Demokratie gemeint ist, in seiner Erfüllung möglich. Ohne diesen tragenden Untergrund im Wesen und Leben der Einzelnen und des Ganzen ist persönliches Selbstleben des Volkes als Selbstbestimmung und Selbstverwaltung unmöglich, ohne ihn bleibt jede demokratische Verfassung, Politik und Ökonomie eine Farce, wie sie uns die westlichen Demokratien zeigen.

Und genau so ist es mit dem Sozialismus. Der Kern des Sozialismus ist ein neues Fühlen: die ursprüngliche Empfindung für die anderen und für das Ganze; ein neuer Lebensdrang: nicht für sich, sondern für die anderen, für das Volk zu leben; eine neue Gesinnung: mit allem Sein, Haben und Können nicht sich selbst, sondern dem Vaterland zu gehören; eine neue Lebenshaltung: der Wille zum Leben des deutschen Wesens und der Entfaltung deutschen Volkstums; eine neue Lebenseinstellung: nicht darauf aus sein, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben für das Heil aller. Das ist der Kern des Sozialismus. Keimt er und entfaltet er sich, gewinnt er Gestalt und breitet sich in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Sprossen aus, so gibt es eine Neuordnung der Dinge. Fehlt aber dieser Kern, so gibt es ein sozialdemokratisches Machwerk äußerer Verfassung. Man verwirklicht, soweit es möglich ist, das sozialistische Programm. Das ist dann eine hohle Schale ohne lebendigen, treibenden, schöpferischen Kern, eine neue Wirtschaftsordnung ohne inneres Leben, Rationierung aller Lebensmittel ohne innere Gemeinschaft. — — — Der Sozialismus ist keine Magenfrage, sondern eine Seelenfrage. Allerdings gibt es in der Welt keine Seele ohne Körper. Darum muß er für die Seele geschaffen werden. Aber die Seele ist's, die den Körper baut.

Der Körper muß aber aus der vorhandenen Körperlichkeit gebaut werden. Wenn die Seele das leibliche Gehäuse, in dem sie zur Welt kommt, erst zerbrechen wollte, um es ganz aus sich heraus zu schaffen, so könnte sie ihre Bestimmung in der Welt nicht erfüllen. So läßt sich das neue Gemeinwesen, das entstehen soll, nicht in die Luft stellen und aus dem Nichts schaffen. Es muß die Menschen nehmen, wie sie sind,

und ebenſo den Ertrag der Vergangenheit im Geiſtesleben, in Volkswirtſchaft und Staatsweſen, wie er vorläufig iſt, um dieſes Material zu ſichten und uns zu läutern, neu zu beſeelen und neu zu bilden. Das ſollten ſich die Radikalen geſagt ſein laſſen. — — Die radikale Poſition fordert nach ihrer Anſchauung die radikale Negation. Aber das iſt ein Irrtum, der einem Mangel an Wirklichkeitsſinn entſpringt. Sie verkennen, daß im Endlichen alles ſeine Lebensbedingungen hat, die ſeine Grundlagen bilden. Auch der freieſte Geiſt, der ganz unbedingt lebt, iſt bedingt und jede ſeiner Lebensäußerungen iſt bedingt. Seine Freiheit beſteht nicht in Bedingungsloſigkeit, ſondern in innerer Notwendigkeit. So müſſen ſich auch die Unbedingten unter den Sozialiſten auf den Boden des Gegebenen ſtellen, des bisher Gewordenen und jetzt Vorhandenen, um auf Grund deſſen das neue Menſchentum und Gemeinweſen zu ſchaffen.

Die Unbedingtheit ihrer Haltung, ihres Treibens und Schaffens beſteht nicht darin, daß ſie von allem Vorhandenen abſehen, ſondern daß ſie ſich unbeeinflußbar und unbeirrbar ganz dem Neuen weihen und alles Gegebene ihm reſtlos dienſtbar machen. Sie unterjochen das Beſtehende nicht dadurch der Wahrheit, die ins Leben treten ſoll, daß ſie es zerſtören, ſondern dadurch, daß ſie darauf bauen, und machen es dadurch fruchtbar. Wenn ſie die Wahrheit, der ſie alles opfern möchten, in den Ackerboden der bisherigen Kultur hineinpflanzen, verliert ſie nichts von ihrer Reinheit, ſolange ſie in den Menſchen unbedingt waltet, die ſich ihr geweiht haben, ſondern ſie ſaugt aus dem Bisherigen alle Wahrheitselemente auf, verwandelt ſie in Leben und gewinnt davon ihre eigentümliche unbedingte Geſtalt, genau ſo wie jede Pflanze in ihrem Werden und Leben von dem Nährwert des Bodens bedingt iſt, auf dem ſie ſteht, und doch in ihrem Weſen und in ihrer Geſtalt nicht dadurch beſtimmt wird. So ſollten die Unabhängigen beherzigen und ſich vor Augen halten, daß, auch wenn ſie Europa in einen Trümmerhaufen verwandelten, ihre Welt bedingt ſein würde von den Trümmern, genau ſo wie die Schöpfung vom Chaos. Und wenn ſie ſich von allem unabhängig machen könnten, ſo würden ſie doch niemals unabhängig werden von ſich ſelbſt. Sie müſſen ſich ſelbſt nehmen, wie ſie ſind. Und hier liegt in Wahrheit für ihren unbedingten Willen die einzige Gefahr, daß in ihnen ſelbſt Inſtinkte walten, die nicht dem Einen und Einzigen, dem alles gilt, dienſtbar ſind. Nur dadurch werden ſie abhängig, unfrei, untreu, bedingt, Vermittler. Wenn ſie ſtatt Revolutionsdiener Revolutionsgewinnler werden, wenn ſie unbewußt von der Luſt am erbärmlichen Behagen abhängig werden, ſo „verbürgerlichen“ ſie in ſich ſelbſt, auch wenn ſie das ganze Bürgertum totſchlagen. Aber wenn ſie unſeren wirtſchaftlichen Organismus und unſere kulturellen Gebilde verwerten, ſtatt ſie zu zerſtören, wenn ſie ſich mit den Bürgerlichen, in deren Seele der deutſche Geiſt flammt, verbünden, ſtatt ſie zu unterdrücken, ſo bleiben ſie ſich und ihrem Ziele treu, ſolange ſie das innerlich Notwendige unbedingt tun. Sie ſollten doch nicht vergeſſen, daß der größte Revolutionär, der ſchlechthin unbedingte Menſch, der freieſte Geiſt, den es je gab, geſagt hat: Ich bin nicht gekommen aufzulöſen, ſondern zu erfüllen.

Damit ſtehen wir wieder vor der Vorausſetzung deſſen, was kommen ſoll, die unumgänglich iſt: neue Verhältniſſe und Gebilde werden nur von neuen Menſchen geſchaffen. Wie die Menſchen ſind, ſo iſt ihr Werk. Wir können niemandem ein menſchenwürdiges Daſein verſchaffen, ſolange ſich nicht die Menſchenwürde in ihm erhebt. Wir können dem Volke keine menſchendienliche Verfaſſung des wirtſchaftlichen Lebens geben, ſolange die Volksglieder nicht menſchendienlich leben wollen. Die Revolution wird nur dann nicht „verbürgerlicht“, wenn ſie zu einer Revolution der

Seelen führt. Führt sie aber zu einer Revolution der Instinkte, so führt sie zu Anarchie und Untergang.

Die Vorbedingungen einer inneren Erneuerung sind da. Die Menschen sind innerlich aufgeschreckt aus ihrem Vegetieren, Gedankenspinnen und Träumen, aufgeschreckt aus dem Scheintod ihrer behaglichen, sicheren Existenz. Sie können zur Besinnung kommen, der Drang nach menschenwürdiger Existenz kann in ihnen erwachen. Vielleicht erschauern sie jetzt in der Nichtigkeit und Sinnlosigkeit ihres Daseins. Vielleicht wagen sie, in Tat und Leben nach Höherem zu trachten und anders zu sein, gegen den Strom zu schwimmen, unbedingt zu werden. Es geht heute leichter als früher, weil die Übermacht der Umwelt, die bisher alle neuen Regungen, anders zu leben, erstickte, erschüttert ist, und ungewöhnliches Geschehen ungewöhnlichem Leben Bahn bricht. Der Weg zu neuem Werden im Menschlichen ist uns schon seit Jahrtausenden gezeigt. Jetzt kommt es darauf an, daß er wieder entdeckt und beschritten wird. Und dann, da es nicht der Einzelne, sondern nur die Gemeinschaft vollbringen kann, daß sich alle Menschen, die letzten Endes dasselbe Ziel verfolgen, verstehen und finden, um im Wesentlichen und Entscheidenden eins zu werden und es unbedingt zu verwirklichen. Dann kann aus dem Zusammenbruch der Zeit ein neues Gemeinwesen wahrer Menschlichkeit entstehen." —

So Johannes Müller in dem Heft, das er „Aus tiefer Not" benennt (Verlag der Grünen Blätter, Elmau, Post Klais, Oberbayern). Es enthält viele konkreten Hinweise, an denen die zerstörenden Mächte unseres Zusammenbruches deutlich gemacht werden; aber es weist auch auf die Menschenwürde hin, die gehoben und entfaltet werden muß, wenn wir nicht einzeln und völkisch zugrunde gehen sollen. Um einen neuen Geist, um eine neue Menschenart und um neues Gemeinschaftsleben handelt es sich, nicht um eine bloß äußere „Besserung", um eine bloß wirtschaftlich programmatische Neuordnung des Daseins. Wir werden von allem Äußeren auf das Innerste zurückgeworfen. Da liegt der Schlüssel zur Lösung aller gegenwärtigen gewaltigen Nöte und Probleme: ein neuer Mensch muß aus dem Chaos heraufsteigen. Welches ist der Weg zu neuem Mensch- und Gemeinschaft-Werden? Wer diese Frage als einzig beherrschende Lebensfrage (nicht als intellektuelle Orientierung und nicht als moralische Erbauung) für sich und Volk empfindet, darf an Johannes Müller nicht vorbei gehen.

In dem soeben erschienen neuesten Heft der „Grünen Blätter", betitelt „Das dritte Reich", nimmt Johannes Müller bejahend Stellung zum Rätesystem, das „allerdings erst noch organisch ausgebaut und verdeutscht werden müßte", und zur Frage der Diktatur, die in Zeiten höchster Gefahr oft die einzige Rettung ist; wir brauchen nach Müller irgendeine Ergänzung und Überwindung des parlamentarischen Dilettantismus. Auch dieses jüngste Heft enthält in seinem Aufsatz: „Weltenwende Lebenswende" eine aus erstaunlicher Sachlichkeit gewonnene, überlegene Beurteilung unsrer neuesten politischen und seelischen Lage und starke praktische Lebenswinke.

Jos. Ulmer

Volkssozialismus und Staatssozialismus

Mit dem Worte „Sozialismus" hat man politische Kinder vielfach scheu gemacht. Von vornherein wurden alle Maßnahmen, wenn sie angeblich einen sozialistischen Anstrich hatten, als undurchführbar und den deutschen Staat und die deutsche Volkswirtschaft überaus schädigend abgetan. Man darf aber niemals in der Politik nur mit Schlagworten arbeiten und sich von ihnen leiten lassen.

Wäre man auf die Grundbedeutung des Wortes „Sozialismus“ zurückgegangen, ſo hätten dadurch eine Reihe von Auseinanderſetzungen, bei denen die einzelnen aneinander vorbeiredeten, vermieden werden können. Sozialismus bedeutet im Grunde genommen weiter nichts als Organiſation von Genoſſen. Wie bei allen großen geiſtigen Errungenſchaften muß man auch hier unterſcheiden zwiſchen einer echten und unechten Form des Sozialismus. Wo in aller Welt iſt aber nicht ein an ſich geſunder Gedanke in ein Zerrbild verwandelt worden. Aber gerade heute werden wir um ſo mehr den wahrhaften Sozialismus erkennen müſſen.

Zwiſchen konſervativer Weltanſchauung und ſozialiſtiſchem Denken und Wollen ſpinnen ſich unendlich viel Fäden herüber und hinüber. Der Konſervative will im Gegenſatz zum Liberalismus eine Bindung der Einzelperſönlichkeit an den Staat. Wenn wir für Staat Geſellſchaft ſetzen, wie es die Marxiſten tun, ſo kommen wir, von konſervativen Gedanken ausgehend, direkt zum Sozialismus. Gerade Bismarck, dem großen konſervativen Staatsmann, ſind von extrem liberaler Seite die ſchlimmſten Vorwürfe gemacht worden, weil er ſich bei ſeiner Geſetzgebung von ſozialiſtiſchen Gedanken leiten laſſe. Er hat mit gutem Grund darauf geantwortet, wenn das, was er tue ſozialiſtiſch ſei, ſo wäre er eben ein Sozialiſt. Bismarck hat auch bei der Einführung des gleichen Wahlrechts darauf gehofft, daß er auf dieſe Weiſe in den Arbeitermaſſen eine feſte Gefolgſchaft gegen die freihändleriſchen, rein kapitaliſtiſch orientierten Fortſchrittler erhalte. Die Verbindungen, die Bismarck mit Laſſalle anknüpfte, gehören zu den denkwürdigſten Erſcheinungen der inneren Politik. Gewiß wurde ſpäterhin, vielleicht durch falſche Ratſchläge der Mitarbeiter, der Kampf auch gegen die Gewerkſchaften als reine Arbeitervertretungen aufgenommen. Wahrſcheinlich wäre Bismarck, der ſtets nur mit gegebenen Verhältniſſen rechnete, auch allmählich hier zu einer Umwandlung früherer Anſchauungen gekommen. Niemals hätte wohl unſer erſter Kanzler, der die Bureaukratie in tiefſter Seele haßte, ſo tollpatſchige Vorſtöße gegen einen an ſich geſunden Gedanken, wie ihn die Gewerkſchaften vertreten, auf die Dauer unternommen. Man leſe nur die humoriſtiſch gehaltenen Stellen in den Gedanken und Erinnerungen über die Unfähigkeit der Bureaukratie gegenüber der katholiſchen Geiſtlichkeit zur Zeit des Kulturkampfes, um hier eine Parallele für die Behandlung der Gewerkſchaften zu erhalten.

Die Gewerkſchaften haben den Einzelnen, der losgelöſt von allem Wurzelhaften, als ein Atom im Meer der Großſtadt und der Induſtrie dahinlebte, geſammelt und ihn an ein großes Ganzes gebunden. Eine unermeßliche Kulturarbeit wurde von den Gewerkſchaften geleiſtet. Der Einzelne wurde in die Zuſammenhänge des wirtſchaftlichen Geſchehens eingeführt, er lernte die Triebkräfte der Volkswirtſchaft erkennen und erfaſſen. In ſtiller, geräuſchloſer Arbeit lebten die Gewerkſchaften dahin, fernab von agitatoriſchem Gebahren. In der Sozialdemokratie ſelbſt wurden die Gewerkſchaften ſehr lange Zeit verlacht und verſpottet als eine Macht, der es doch niemals gelingen könnte, den Arbeiter zur Geltung im Staats- und Volksleben zu verhelfen. Selbſt der alte Bebel hat wohl niemals die Gewerkſchaften für ganz voll angeſehen. Ein ſtiller oder ein heimlicher Gegenſatz zwiſchen ſozialdemokratiſchen Gewerkſchaften und ſozialdemokratiſcher Partei iſt auch wahrſcheinlich heute noch vorhanden. Während die Gewerkſchaften Millionen an ihre Fahnen ketteten, iſt die Parteimitgliedſchaft zur Sozialdemokratie überaus gering.

Die Gewerkschaftler sind im allgemeinen jedem Radikalismus feind, sie sind die Träger des Gedankens einer allmählichen wirtschaftlichen Besserstellung des Arbeiterstandes. Sie wissen, daß man von heute bis morgen nicht durch irgendeinen politischen Umsturz auf die Dauer dem Arbeiter bessere wirtschaftliche Verhältnisse schaffen kann. Diese Überzeugung ist gewonnen worden in redlichem Mühen und Plagen. Gerade die Gewerkschaftsführer erkennen, was die wirtschaftliche Welt im innersten zusammenhält, und kramen nicht in Schlagworten.

Und auch heute, angesichts der politischen Umwälzung, hegen die hervorragendsten Vertreter der Gewerkschaften die Überzeugung, daß große wirtschaftliche Errungenschaften ausschließlich das Erzeugnis von inneren Umbildungen sind. Sie wollen keine Diktatur von oben; denn das würde zum größten Unheil der Arbeiterschaft ausschlagen. Der bureaukratische Obrigkeitsstaat würde auf diese Weise nur in potenzierter Form eine Auferstehung feiern. Gerade der Gewerkschaftler, der in die tiefsten Zusammenhänge des Wirtschaftslebens hineinblickt, erkennt den Unfug der Verordnungen. Nicht von oben her kann irgendwie eine Besserung erfolgen, sondern nur durch den stetigen Ausbau und Umbau des Wirtschaftslebens. Was die Gewerkschaften erstreben, ist kurz gesagt Volkssozialismus. Was die Bureaukratie und die Diktatur, die beide ohne wirtschaftliche Erkenntnisse ihres Amtes walten, durchführen wollen, ist Staatssozialismus in extremster Form. Die Staatssozialisten glauben von einer Stelle aus den Mechanismus der Volkswirtschaft lenken zu können. Sie greifen willkürlich in das ganze Wirtschaftsleben ein und verkennen im Grunde genommen, daß es einzig und allein sich darum handelt, wirtschaftliche Werte zu erzeugen. Man vergegenwärtige sich angesichts unserer Ernährungsbureaukratie und in heutiger Zeit die Worte Bismarcks: „Wir alle, die wir produzieren, müssen zusammenhalten gegen die Drohnen, die uns regieren, die aber nichts produzieren als Gesetze und das reichlich."

Nun, wir haben unter dem alten Obrigkeitsstaat ein gut Stück des bureaukratischen Staatssozialismus verwirklicht. Aber, daß uns die Art unserer Ernährungspolitik nicht zum Glück ausgeschlagen ist, dürfte heute allgemeine Anschauung sein. In den Kriegsgesellschaften wurden geradezu Orgien gefeiert, und doch sollte das alles zum Besten des Volkes sein. Von oben her wurde den Bauern verkündet: wer Nahrungsmittel verfüttern läßt, versündigt sich am Vaterland. Die staatssozialistischen Bureaukraten dachten aber nicht an die andern Worte, die viel viel wichtiger sind: „Wer Nahrungsmittel verderben läßt, versündigt sich am Vaterland". Unter einer Diktatur der Kartoffelpolitik wanderten sämtliche Kartoffeln von den östlichen Provinzen nach dem Westen. Wenn das Landvolk im Osten Saatkartoffeln benötigte, mußten dieselben Kartoffeln wiederum vom Westen nach dem Osten gefahren werden. Das ist aus der Fülle der Sünden des bureaukratischen Obrigkeitsstaates nur eine, hunderttausende könnte man anreihen.

Wir müssen uns endlich von allen Resten eines verfehlten Staatssozialismus befreien und dem Volkssozialismus zuwenden. Der deutsch-österreichische Kanzler Renner, einer der feinsten sozialistischen Denker und, wie wir zu hoffen wagen, auch ein wirklich staatsmännischer Geist, hat die Art des wahren Volkssozialismus in den Worten geprägt: „Nicht zufällig verkörpern sich die politischen Ideale der Bourgeoisie im Parlamentarismus und im Rechtsstaat, das sozialistische Gemeinwesen aber ist begrifflich vor allem Ver-

waltungsgemeinſchaft.“ Hier wird auch klar und deutlich zum Ausdruck gebracht, daß nicht der Mechanismus von oben das wahre Ziel des Sozialismus ſein darf, ſondern die Organiſation übers ganze Land. Damit aber knüpft man an die Überlieferungen des Freiherrn von Stein und auch Bismarcks an, die beide Feinde eines ſchematiſchen Parlamentarismus waren. So iſt dieſe Verwirklichung des Volksſozialismus identiſch mit einer wahrhaften Selbſtverwaltung des Volkes. Die ſchöpferiſch wirkenden Kräfte werden für die Regierung herangezogen, und zwar nicht die Männer, die im großen mit Worten viel zu wirken vorgeben, ſondern diejenigen, die im kleinen Kreiſe wirkliche poſitive Arbeit zu leiſten vermögen.

Hans Siegfried Weber

Nachſchrift: Erſt nach Abfaſſung dieſer Ausführungen habe ich die beiden Bücher: Ernſt Krieck „Die deutſche Staatsidee“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena) und Johann Plenge „Revolutionierung der Revolutionäre“ (Der Neue Geiſt Verlag, Leipzig) geleſen, die ich zu den wenigen aus ſchöpferiſchem Geiſte geborenen Werken des Weltkrieges rechne. Von beiden Männern werden die hier loſe berührten Probleme tiefgehend behandelt. Als Sozialiſten, aber Nicht-Marxiſten verlangen ſie den ſozialiſtiſchen Ständeſtaat.

Überwindet das Chaos!

Eine Wirrnis iſt über die Menſchen gekommen, daß ſie nicht mehr wiſſen, was ſie tun. Mit brennenden Fackeln laufen die einen gegen den Wind, mit verlöſchten Fackeln trauern andere in der finſteren Nacht kummervollen Leides.

Ein Höllenſpuk iſt in die Köpfe gefahren und hat die Gehirne verwirrt, indem er aus ihnen den Geiſt vertrieb, der aus Erkenntnis Einſicht und Vertrauen baut. Vor einem unſichtbaren Dämon liegt die Maſſe des Volkes auf den Knien. Der Atem ſeiner befehlenden Worte wirbelt ſie auf wie ein Haufen Federn, in die ein Sturmwind gegriffen hat.

Sie jauchzen und weinen, lobpreiſen und läſtern, tanzen und raufen ſich das Haar. Im Chaos hat ſich das Volk verloren.

Von den Lehren des Alltags verwirrt, der ſie mit ſeiner Muttermilch nährte, wünſchen, haſſen und morden ſie aus einem dunklen Triebe heraus, den kein Geiſt erleuchtet.

Um ein paar Silberlinge willen verkaufen ſie ihre Seelen, unwiſſend das Höchſte verratend. Der Gier nach Verdienſt opfern ſie den Adel ihrer Arbeit. Liebe vertauſchen ſie mit brutalem Sinnenerlebnis. Die Kultur des Volkes iſt ihnen ein ſchillerndes Wort, ein Mantel aus Brokat, um eine tote Leere gehängt. Sie kennen und fühlen den Wald nicht, denn ſie ſehen nur die Bäume, die in ihm wachſen. Sie atmen den Moderhauch der Finſternis, aber ihr Blick reicht nicht bis zu den Sternen, die ihr Schöpfer am Himmel erblühen läßt.

Und dennoch ſind es Menſchen, die Gott zu ſeinem Ebenbilde erſchuf, verblendete Toren heute, die ihr niedriges Ich auf den Thron erhoben und das Glück der Welt um ihren Scheitel wähnen.

Noch ſchwebt der Geiſt Gottes über den Waſſern wie am erſten Tage der Schöpfung. Rufet nach ihm und ihr werdet Erleuchtung finden. Er wird euch die Kraft verleihen, die Ketten zu zerbrechen, die der Dämon um euch geſchmiedet hat, und den Kopf der Schlange zu zertreten, die Neid und Gier in euch wachrief, daß eure Seelen wieder frei zu atmen wagen und den Geiſt erkennen, der das Licht von der

Finsternis scheidet. In der Überwindung eures selbstsüchtigen Tuns werdet ihr zum Sieger, denn die Macht des Dämons wird dann an euren ehernen Stirnen zerspringen wie Glas.

Das Chaos wird unter euch versinken und eure Fackeln werden wieder die ruhige klare Helle spenden wie die Lichter an der Feste des Himmels. Und ihr werdet ausruhen können von eurer Mühe und Not wie Gott am siebenten Tage der Schöpfung, den er segnen und heiligen durfte. Walter Georgi

Der Untergang des Abendlandes*

Es wäre leicht, in dürren Worten das begriffliche Schema anzugeben, mit dem diese Geschichtsphilosophie der geschichtlichen Welt Herr wird: wie sie die alte Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit als sinnlos verwirft, wie sie sich überhaupt jeder linearen Aufreihung der Geschichte als eines Fortschritts nach dem Ziel der Gegenwart (als hätten alle Zeiten dasselbe gewollt, nur noch nicht dasselbe gekonnt) mit Spott und Gründen widersetzt, und wie sie statt dessen in jeder der mächtigen Kulturen, die über die Erde gegangen sind, eine eigene Art Mensch zu sein und ein lebendiges Wesen erkennt, das eines Tages aufblüht, seine Idee entfaltet, seinen Höhepunkt erreicht, altert und seinen Tod stirbt wie alles Organische.

Aber es ist sehr schwer, einen Begriff davon zu geben, mit welchem Tiefblick und mit welchem Reichtum der Anschauung Oswald Spengler dieses Schema erfüllt. Es versteht sich aber von selbst, daß das das Entscheidende ist. Ein Schema wird nur in der Hand eines fruchtbaren Geistes fruchtbar. Historisches Analogisieren, von einem Dummkopf betrieben, führt zu Willkür, Banalität oder Schlimmerem. Nun ist jenes Schema nicht eben neu — längst nicht so neu, wie Spengler glaubt. Es ist oft sehr oberflächlich und einige Male sehr tief angewendet worden. Man kann sagen, daß es Gemeingut derer ist, die heutzutage ein wirkliches lebendiges Verhältnis zur geschichtlichen Welt haben. Oder glaubt man, ein Geist vom Range Diltheys (wenn er auch immer um Aufweisung von Einzelzusammenhängen bemüht war) habe diese Geschichte voll lebendiger, eigengesetzlicher Kulturen und jenen Rückschluß von den objektiven Gebilden auf die Form der produzierenden Seele nicht zu den Selbstverständlichkeiten gezählt? Findet man Klarheit über das Wachstum und Verblühen von Kulturen als organischen Wesen nicht in Lamprechts historischer Typenlehre (über deren Wert man im übrigen urteilen mag wie man will) und in der Menge seiner Vor-, Mit- und Nachläufer?

Daß Spengler, im Gefühl eine Kopernikanische Wendung im Bereich der Historie vollzogen zu haben, die „zünftigen Historiker" in Bausch und Bogen abfertigt, sich nicht seines Zusammenhanges mit dem geschichtlichen Bewußtsein der besseren Gegenwart, sich nicht einmal seiner tiefen Verwandtschaft mit dem arg verkannten Hegel bewußt wird — ist schließlich normal und tut nichts. Noch einmal: die einzige Frage von Belang ist: wie weit sein Blick ins Innere der Dinge dringt. Die Tugenden des Geschichtsphilosophen sind einfach Weisheit und Prophetenkunst (nicht nur rückwärts, auch vorwärts gewandte): er muß die inneren Angelegenheiten des Menschentums und der Zeitalter vor sich liegen sehen wie ein schlichtes Exempel der Geometrie und gültige, einfache, unmittelbare Wahrheit ergreifen, wo Unbegnadete sinn-

* Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte von Oswald Spengler. Wien und Leipzig. Wilh. Braumüller 1918. Bisher liegt der erste Band „Gestalt und Wirklichkeit" vor.

loſen Wirrwarr ſehen, willkürliche Verknüpfungen ſtiften und beſtenfalls richtige, aber abſtrakte Begriffe bilden.

Ich finde in Spengler trotz mancher Analogie, die ins Geiſtreiche abgleitet, trotz mancher Kontraſtierung, die um der Pointe willen überſpannt wird, den reinen Blick für den ſeeliſchen Sinn kultureller Dinge und ein tiefes Gefühl für die Lebensgeſetze des ſchöpferiſchen Geiſtes. Alles Vergängliche iſt ihm Gleichnis, alle geſchaffene Kultur Symbol: Symbol für die lebendige Seele, die ſich erſt jugendlich-überſchwänglich, dann männlich-klar, zuletzt greiſenhaft-ſtarr in ihren Taten auswirkt. Symbole ſind ihm (und gerade hier gelingen abſolut neue Perſpektiven) der Zahlbegriff und die Mathematik: es gibt nicht eine Zahl an ſich, jede Zahlenwelt ſpricht von einem ganz beſtimmten Menſchentum, in ihrer Mathematik offenbart eine Kultur ihren letzten metaphyſiſchen Willen. Symbol iſt das Kunſtſchaffen: in das Chaos der urmenſchlichen Künſte greift die Seele einer erwachenden Kultur hinein und entwickelt diejenigen Formenwelten, die Gefäß für ihren Gehalt werden können. Die apolliniſche Seele, die die euklidiſche Geometrie des begrenzten Körpers ſchuf und weder das Wort noch den Begriff „Raum“ gekannt hat, iſt in ihrer Kunſt die unabläſſige Arbeit an der Vollendung eines einzigen Ideals, des freiſtehenden menſchlichen Körpers als Inbegriffs der reinen, dinglichen Gegenwart: das archaiſche Relief, die korinthiſche Tonmalerei und das attiſche Fresko zielen auf ihn, bis Polyklet und Phidias ihn vollkommen zu bewältigen gelehrt haben. Die „magiſche“ Seele der chriſtlich-arabiſchen Kultur, wagt ſie ſich auch unter den erſtarrten Formen der Antike lange Zeit nicht frei zu bewegen, ſchafft doch, wo ſie tätig iſt, klar erkennbar Neues: ſie ſetzt die Algebra der unbeſtimmten Zahl an Stelle der Geometrie des greifbaren Körpers, die magiſche Formenwelt der Moſaiken an Stelle der Plaſtik des nackten Körpers und die magiſche Architektur des Innenraums an Stelle des griechiſchen Tempels, der bis zuletzt ein Körper war. Die abendländiſche aber oder, wie Spengler ſagt, die „fauſtiſche“ Seele, nach Raum und Ferne begehrend ſtatt nach apolliniſcher Körperlichkeit, dabei voller Energie ſtatt der magiſchen Paſſivität, erlebt ihren Frühling und erſten Aufſchwung im gotiſchen Dom, träumt zwiſchendurch in der Renaiſſance ihren Traum von antikem Daſein, entfaltet dann, während die Plaſtik abſtirbt, ihre Sehnſucht nach der Unendlichkeit des Raums frei im Barockbau, freier in der Malerei, am freieſten in der kontrapunktiſchen Muſik, die die wahre Plaſtik der fauſtiſchen Seele iſt. Sie iſt gegen alle apolliniſche und magiſche Kunſt etwas ebenſo Neues wie die abendländiſche Mathematik, die alle Grenzen der ehemaligen Geometrie und Algebra auslöſcht, die Zahl als reine Beziehung konzipiert und nun von Entdeckung zu Entdeckung ſtürmt, um gleichzeitig mit der kontrapunktiſchen Muſik dem Streben der fauſtiſchen Seele nach Eroberung des unendlichen Raumes zu genügen.

Alle geiſtigen Gebilde, Syſteme und Kategorien (auch die, die wir als ewig menſchlich vorauszuſetzen geneigt ſind) müſſen derart auf ihren Symbolwert zurückgeführt: als Äußerungen eines eigentümlichen Menſchentums begriffen werden. Jede Kultur hat ihren eigenen Raumbegriff und, bis in die letzten phyſikaliſchen Prinzipien hinein, ihr eigenes Naturbild: Welt iſt immer Umwelt, Makrokosmos. Jede Kultur hat ihren eigenen Zeitbegriff, ihre eigene Schickſalsidee, ihr eigenes Seelenbild, ihre eigene geſchichtliche Welt. Jede Kultur hat ihren eigenen Staatsgedanken (als Äußerung ihrer Sorge für die Zukunft) und ihre eigene Ethik: nicht nur als eine Summe eigener Willensinhalte, ſondern als eine eigene Art moraliſch zu ſein.

Buddha gab ein freies Vorbild, Epikur erteilte einen guten Rat, nur der faustischen Seele ist die ethische Welt allerwege Richtung, Machtanspruch, gewollte Wirkung in die Ferne, darum Imperativ. Schon Wille ist ein faustisches Wort und eine rein faustische Sache: eine Schöpfung des Barocks wie die Perspektive der Ölmalerei, wie der Kraftbegriff der modernen Physik, wie die Tonwelt der reinen Instrumentalmusik. Wille, Charakter, Persönlichkeit, diese dynamischen Themen unseres Dramas, unserer Moral und unseres Lebens verhalten sich zur griechischen Kalokagathie, die eine Haltung keine Tätigkeit ist, wie die Fuge zur Statue, wie die Analysis zur euklidischen Geometrie, wie der erobernde Staat der Barockzeit zur griechischen Polis, wie der Weltwille des abendländischen Pantheismus zum Olymp, wie der Dualismus Kraft-Masse zum Dualismus Stoff-Form.

Spengler handhabt diese Kunst, die objektiven Gebilde für die Erkenntnis der geheimen Formel der Seelen auszuwerten, mit großer Meisterschaft. Einblicke von überraschender Sichtweite stehen in jedem Kapitel, die besten in beiläufigen Parenthesen. Worunter das Ganze leidet, das ist die allzu ausschließliche Entgegensetzung der apollinischen gegen die faustische Kultur. Bereits die „magische", die Kultur der Offenbarungs-Religionen, die in der frühchristlichen Zeit ihre Jugend, in der arabischen ihre Höhe hat, kommt viel kürzer weg. Über Ägypten wird nur hier und da etwas, dann allerdings sehr Schönes gesagt. China und Indien fehlen so gut wie ganz. Sie müßten einbezogen werden, um der Gefahr zu entgehen, die bei rein antithetischer Begriffsbildung fast unvermeidlich ist: daß Verschiedenheiten zu Gegensätzen, Nuancen zu Komplementärfarben vergröbert werden.

Diese Seelen nun, die in all den Künsten, Mathematiken, Naturlehren, Moralen und Religionen die eigentümlichen Möglichkeiten ihres Ausdrucks finden, sind lebendige Wesen: werden aus dem Schoß einer mütterlichen Landschaft geboren, reifen, verwelken und kehren nie wieder. Ein mächtiges Bild der Weltgeschichte wird entrollt. Kulturen, Lebewesen höchsten Ranges, wachsen in einer erhabenen Zwecklosigkeit wie die Blumen auf dem Felde. Hier und da berühren, überschatten, erdrücken sie einander, aber im ganzen entwickelt sich eine jede nach den organischen Gesetzen des Organismus „Kultur". Kultur ist das Urphänomen aller Geschichte. Nicht für einzelne historische Ereignisse die „Ursachen" zu finden, sondern der Geschichte das Urphänomen Kultur abzulauschen, ist die Zukunftsaufgabe der Geschichtswissenschaft. Eine junge, verschüchterte, ahnungsschwere Seele offenbart sich in der Morgenfrühe der Romanik und Gotik, in der altchristlichen (d. h. früharabischen) Kunst, in der frühhomerischen Dorik und in den Werken des mit der 4. Dynastie beginnenden alten Reiches in Ägypten. Schritt um Schritt wird die Formensprache männlicher, sicherer, beherrschter, gesättigter. Im vollen Bewußtsein der gereiften Gestaltungskraft, wie sie die Zeitalter des Sesostris, der Peisistratiden, Justinians I., Karls V. zeigen, erscheint jede Einzelheit des Ausdrucks gewählt, streng, gemessen, von einer wunderbaren Leichtheit und Selbstverständlichkeit. Es folgen die Momente der leuchtendsten Vollkommenheit: Phidias, die Wölbung der Hagia Sophia, die Gemälde Tizians und die große Zeit der kontrapunktischen Musik. Von der wehen Süßigkeit der Oktobertage sind die knidische Aphrodite und die Korenhalle des Erechtheion, die Arabesken an sarazenischen Hufeisenbögen, der Dresdner Zwinger, Watteau und Mozart. Und nachdem sie sich in dem Klassizismus, der keiner sterbenden Kultur fremd ist, noch einmal an eine große Aufgabe gewagt hat, erlischt das Feuer der Seele im Greisentum der anbrechenden Zivilisation. Die Zivilisation ist das unausweichliche

Schickſal einer Kultur. Im Altertum hat ſich der Übergang von der Kultur zur Ziviliſation im 4., im Abendland im 19. Jahrhundert vollzogen. Von da an werden die großen geiſtigen Entſcheidungen nicht mehr in der geſamten Landſchaft der Kultur von einem formvollen, mit der Erde verwachſenen Volke, ſondern ſie werden von der traditionsloſen, amorphen, intelligenten, unfruchtbaren Maſſe in wenigen Großſtädten gefällt, die allen Gehalt der Geſchichte in ſich aufgeſogen haben. Der junge Menſch der Gotik und doriſchen Zeit, der männliche der Jonik und des Barocks handhabt die Formen ſeiner Kultur mit der vollkommenſten Meiſterſchaft und der leichteſten Produktivität. Der Menſch der Ziviliſation aber findet ſeine ganze Welt problematiſch, „kehrt zur Natur zurück", reformiert die Geſellſchaftsordnung, als wäre ſie ein Mechanismus, „entwirft" Stile und konſtruiert mit Bewußtſein, was ihm nicht mehr Schickſal iſt. Dafür iſt ſeine ſpezifiſche Aufgabe die Expanſion. Wo keine inneren Möglichkeiten mehr ſchöpferiſch zu verwirklichen ſind, iſt das Verwirklichte extenſiv durchzuſetzen. *Imperialismus* iſt reine Ziviliſation und das typiſche Symbol des Ausganges. Alexander und Napoleon, die an der Schwelle der Ziviliſation ſtehen, ſind noch Romantiker, doch ſchon von ihrer kalten und klaren Luft angeweht. Cäſar iſt lediglich Tatſachenmenſch von ungeheurem Verſtande, das Römertum überhaupt reine Ziviliſation, reine Expanſion, Imperialismus von Beruf.

So erſcheint das Imperium Romanum nicht mehr als ein einmaliges Phänomen, ſondern als typiſches Produkt einer weltſtädtiſchen, kulturell nicht mehr produktiven, eminent praktiſchen Geiſtigkeit, als notwendiger Endzuſtand einer Kultur und, da wir im erſten Jahrhundert der fauſtiſchen Ziviliſation ſtehen, als unſer Schickſal und unſere Beſtimmung. Die weſteuropäiſche Ziviliſation hat ſich noch nicht in derſelben Energie und Reinheit verkörpert, die das Römertum erreicht hat, aber ſie wird es tun: Männer wie Cecil Rhodes mit ſeinem Begriff der „großen Pflicht der Gehirnmenſchen gegenüber der Ziviliſation" ſind der Typ der uns noch vorbehaltenen Zukunft, deren inneren Ablauf man nach Analogie in weſentlichen Zügen berechnen kann, und mit der die Geſchichte des weſteuropäiſchen Menſchen endgültig ſchließen wird. Dieſe Zukunft müſſen wir wollen oder gar nichts. Dies Schickſal müſſen wir lieben oder am Leben verzweifeln. Wer mit dem faulen Idealismus eines Provinzialen herumgeht und den Lebensſtil verfloſſener Zeiten ſucht, dem iſt nicht zu helfen. Unſer Ziel iſt vorgezeichnet: das Römertum der fauſtiſchen Kultur zu ſein.

Aus der Typik der Ziviliſationsperioden und dem Charakter der fauſtiſchen Seele ergibt ſich für Spengler, daß uns noch zwei große Aufgaben zu erledigen bleiben: eine theoretiſche und eine praktiſche. Die fauſtiſche Kultur, im Gegenſatz zur reinen Gegenwärtigkeit der apolliniſchen Seele eminent *hiſtoriſch* veranlagt, hat, nachdem ihre große exakte Wiſſenſchaft im 19. Jahrhundert geſtorben iſt wie ihre große Kunſt im Rokoko ſtarb, eine letzte wiſſenſchaftliche Aufgabe von Rieſendimenſionen hinterlaſſen: die Morphologie der Weltgeſchichte, die Auflöſung des geſamten Wiſſens in ein ungeheures Syſtem morphologiſch-hiſtoriſcher Verwandtſchaften. Dieſe „letzte Wiſſenſchaft" iſt Ziviliſation, denn ſie iſt Skepſis: ſie zerſetzt das Weltbild der voraufgegangenen Kultur (wie im helleniſtiſchen Skeptizismus der apolliniſche Kosmos zerſetzt wurde). Und ſie iſt abendländiſch, denn ſie negiert durch hiſtoriſches Verſtehen und dient dem ewigen Streben der fauſtiſchen Seele, indem ſie die Fülle ihrer Möglichkeiten beſchließt. —

Unſere zweite Aufgabe iſt praktiſch und heißt: Aufbau des Sozialismus. Der Sozialismus als hiſtoriſche Erſcheinung iſt morphologiſch gleichwertig mit der Stoa

und dem Buddhismus: alle drei sind Wendungen des Geistes vom Makrokosmos zur Einrichtung des äußeren Lebens, von der Religion zum Materialismus, zivilisatorische Formen bewußter Lebensgestaltung, die das Ursymbol der großen Kultur, die ihnen im Rücken liegt, noch einmal zum Ausdruck bringen. Der Stoizismus, seiner apollinischen Herkunft getreu, geht auf den einzelnen Menschen und seine Haltung. Der Sozialismus, faustischen Geistes voll, ist die dynamische Behandlung desselben Themas: auch er als echtes Zivilisationswerk unschöpferisch und um die praktische Not des Lebens besorgt, doch mit einem mächtigen Zug ins Ferne, auf die gesamte Zukunft und die gesamte Menschheit erstreckt, ein Imperialismus der Wohlfahrt, die Mechanisierung des organischen Prinzips der Tat, die großartige Schluß-Organisation des faustischen Wirkens, dessen freie Betätigung der abendländischen Kultur in ihrer Jugendzeit selbstverständlich war.

Ich stimme dem Glauben Spenglers, der Sozialismus habe, obwohl schon ein ganzes Jahrhundert an seiner ethischen Durchbildung gearbeitet hat, noch nicht die klare, harte und große Fassung gefunden, die seine endgültige sein wird; über den populären Utilitarismus hinaus, dem er seine Wirkung nach unten verdankt, harre noch ein höchst unpopuläres, römisch-preußisches Element in ihm, nämlich seine Tendenz auf Selbstzucht aus dem Bewußtsein einer großen Bestimmung, der würdigen Formulierung — enthusiastisch zu, schmiede sogar aus diesem Glauben einen Einwand gegen gewisse matte Züge der Grundstimmung, die in dem Buche lebt.

Gewiß wäre es allzu menschlich, ja kleinlich und feige, der Erkenntnis, daß wir am Abend einer Kultur stehen, auszuweichen und sich hintenherum ein Recht auf Optimismus und das subjektive Gefühl der unbeschränkten Möglichkeiten zu erschleichen. Aber das Wissen um ein bevorstehendes Ende unserer Kultur geradezu auf die subjektive Stimmung abfärben zu lassen, das ist auch allzu menschlich, kann in Koketterie ausarten und besagt zuletzt nur, daß man sich in den Schlingen der eigenen Bildersprache gefangen hat. Denn „Abend der Kultur", „Greisenalter der Seele" — das sind Bilder. Spätherbstliche Taten wollen ebenso *getan* sein wie frühlinghafte. Beide sind von gleichem Wert und Recht vor der unendlichen Objektivität der mütterlichen Erde; beide, *ehe* sie getan sind, sind gleich vor dem Gewissen der lebendigen Generation: eine Forderung der Zukunft und ein Aufruf zum Werk. Es ist ein grotesker Irrtum, Einsicht in das Urphänomen der Kultur könne *deduzieren*, was immer und ewig nur *geschaffen* werden kann. Und keine Ahnung darum, wo wir stehen und wohin es mit uns geht, kann uns unsere Position als handelnde Gegenwart, kein Bewußtsein unserer Aufgabe kann uns das Wagnis der Tat ersparen oder verscherzen.

Hans Freyer

Wege ins neue Deutschland

Unter dem Titel „*Wege ins neue Deutschland*" (Verlag Friedrich Andreas Perthes, Gotha 1919) sammelt *Adolf Grabowsky* die wichtigsten seiner politischen Aufsätze. Der ganze Krieg mit all seinen Problemen zieht an uns vorüber. Grabowsky wittert früh die Gefahr: schon bei Bismarck sieht er den Keim: in dieser Unfähigkeit, jede Kraft positiv zu machen, in der „Zurückstoßungspolitik", wie gut gesagt wird. Innen und außen ist da eins: wie die Regierung nach innen sich abschloß zu einer Kaste, der die Opposition immer starrer gegenübertrat, so isolierte sie sich zugleich nach außen hin. Es ist beidemal ein Mangel an ethischer Feinheit. Damit hat Grabowsky den Kern der deutschen Niederlage getroffen.

Intereſſant und geiſtreich wird das durchgeführt; beſonders hübſch an der Gegenüberſtellung Eugen Richters und Bismarcks. Es wird als ein tiefer ſittlicher Fehler Bismarcks aufgezeigt, daß er dieſen begabten Mann immer nur negativ als Feind zu behandeln vermochte. Zu einer wahren Pſychologie Bismarcks wird überhaupt manches beigetragen, wenn auch das Geſamtbild noch nicht ganz rund herauskommt.

Dabei glaubt Grabowsky feſt an Deutſchland, und er meint, die preußiſche Schwäche werde ſich verlieren; immer ſieht er mit feſtem Vertrauen einer großen Zukunft der Deutſchen entgegen. Freilich in den Mitteln dazu iſt er doch wohl gar zu vorſichtig. Er möchte doch wohl gar zuviel beibehalten von dem Alten, Erprobten, dem Vätergut. Gewiß kann man nicht gänzlich von vorn anfangen, aber in gewiſſen Zeiten iſt doch auch ein entſchloſſener, rückſichtsloſer Trennungsſchnitt nötig. Mit dem behutſamen „Weiterentwickeln“ geht es nicht immer. Die Natur macht auch Sprünge, bei der Geburt jedes Kindes iſt es ſo: da reift langſam im Dunkeln ein Neues heran, aber dann kommt eines Tages der gewaltſame Ruck, die kataſtrophale Losreißung unter Schmerz und Gefahr.

Den geiſtigen Fragen gegenüber, wie bei Religion und Schule, iſt Grabowsky deshalb etwas zu zaghaft. Da muß gründlich neugebaut werden, da gibt es kein Überbrücken und Flicken mehr.

Vielleicht tun wir überhaupt gut, gar nicht mehr ſoviel an Deutſchland und ſein Sondergeſchick zu denken. Es geht heute um Menſchheitsprobleme: eine Weltwende der Geſchichte. Seit der Menſch ſich aus der Tierheit erhob, gab es bisher wohl noch nie eine ſo entſcheidende Epoche. Ganze große alte Begriffe löſen ſich vollſtändig auf und neue feinere Werte drängen plötzlich hervor mit einer Wucht, von der unſere Gebildeten in ihrer törichten Abgeſchloſſenheit kaum etwas ahnten.

Ich vermag in das Jammern und Wehklagen unſerer Tage nicht mit einzuſtimmen. Es iſt eine Zeit von einer Größe und Herrlichkeit ſondergleichen. Die älteſten dickſten Götzen mit ihrem gläſern-hypnotiſchen Blick, ſie verbrennen endlich zu Aſche. Es wird umgepflügt bis zum Grund, es weht Märzluft, das Ackerfeld für ſtarke freie Perſönlichkeiten iſt endlich da.

Wozu da um ein paar verlorene Groſchen jammern! Daß Deutſchland jetzt verarmt, das iſt ſein höchſter Vorzug, gerade dadurch erhebt es ſich über die anderen: Armut macht den Geiſt frei. Daß die Fürſten verſchwanden, jene lebendigen Lügen, war höchſte Zeit. Möge die Kirche, dieſer letzte Hort der Zauberei und Mythologie, nun auch bald verſchwinden. Und mit ihr die alte Schule, dieſes dauernde Verbrechen an der Kinderſeele.

Man gab dem Volke nicht ſein Recht auf Klarheit und Wiſſen und Licht. Jetzt nimmt es ſich ſelber dies tiefſte heiligſte Lebensrecht. Die ganze Oberſchicht der „Gebildeten“ war feige und leiſetreteriſch und ſchrecklich eng: nur ſo konnte es geſchehen, daß die Götzen immer weiter regierten mit der ganzen Dumpfheit einer ſchweren alten Suggeſtion. Jeder Gebildete fühlte dieſen ſchmachvollen Zuſtand und im Geſpräch gab er das auch zu. Aber man war „liberal“: man hatte „freiheitliche Gedanken“, gewiß, aber man wagte nie, dieſe Gedanken auch im Leben anzuwenden. Der Liberale trägt die Freiheit nur im Reiſekoffer mit ſich herum, ſie darf nie herausgelaſſen werden. Alle neuen Ideen ſind nur Theorien, gut zum Schwätzen und Geiſtreichſein. Erbärmliche Feiglinge waren dieſe Liberalen!

Aber jetzt kommt der neue Menſchentypus empor, der ſeine Gedanken leben will bis zur vollen runden Geſtaltung. Die Liberalen wimmern über Radikalismus und

Anarchie. Laßt ſie wimmern, der Wagen des Geiſtes geht heute einfach hinweg über all dieſe fauligen Kompromißler. Noch nie in ſeiner ganzen Geſchichte ſtand Deutſchland auf ſo glänzender Höhe. Wir Deutſchen nehmen die Spitze beim Vormarſch des Weltgeiſtes.

Das iſt doch wohl der tiefſte Sinn auch in dieſem Buche Grabowskys, wenn er von der unzerſtörbaren Beſtimmung der Deutſchen ſpricht. Sie waren immer das Volk des Innern und der Gedanken. Heute ſollen ſie ein Volk werden, das auch Gedanken nach außen hin geſtalten kann.

Die Partei des bornierten nationalen Machtwahnſinns iſt vernichtet. Der Militarismus, dieſe widerwärtigſte Form der Sklaverei, exiſtiert nicht mehr. Das Menſchliche und Perſönliche reckt ſich empor: das Urdeutſche. Ein Jahrhundert lang war die beſte Kraft der Deutſchen durch die patriotiſche Seuche verſchüttet worden. Die Zartheit und Feinheit und ſeeliſche Tiefe kann heute erſt wieder blühen. Aber dazu iſt nötig, den Schutt des Alten wegzuräumen, und zwar gründlich. Jede Halbheit und Ängſtlichkeit muß ſchweigen. Ehrlich und tapfer und rein, unerbittlich entſchloſſen und kriſtallen klar müſſen die Linien des neuen Baues entworfen werden. Und wenn wir dann gut und bis zur Vollendung bauen, ſo bleibt den Völkern der Welt gar nichts anderes übrig, als uns in Dankbarkeit und in Liebe zu folgen.

Rudolf von Delius

Münchener Tanzkunſt

Eine große Münchener Tanzaufführung gibt Aufſchluß über den gegenwärtigen Stand einer Kunſtbeſtrebung, die, gerade weil ſie noch neu iſt und in der Gefahr ſchwebt, von Dilettantismus und Unſicherheit zerſtört zu werden, einer vollen Verantwortlichkeit des Urteils bedarf. Andreas P. Scheller hat das Verdienſt, zum erſten Male faſt alle Münchener Tanztalente zu einem gemeinſamen Unternehmen zuſammengebracht und außerdem dafür eine wirklich geeignete Muſik entdeckt zu haben. Tänzer und Tänzerinnen ſind noch ſchwerer als andere Künſtler infolge von Egoismen aller Art, Sonderehrgeizen und Sondereitelkeiten zu einer Arbeitsgemeinſchaft zuſammenzuſchließen, an die ſie daher auch noch weniger als andere gewöhnt ſind und die dennoch von ihrer Sache ſtärker noch als von anderen Kunſtgebieten erheiſcht wird. Der Veranſtalter hatte alſo zweifellos ein großes Maß von Energie, Geduld und organiſatoriſchem Geſchick zu bewähren, und es verkleinert ſein Verdienſt nicht, daß er die Mitwirkenden nur durch eine Muſik von einheitlichem Charakter verband, daß er im übrigen zwar ſeine Geſamtleitung und Regie, namentlich bei den Gruppen, durchſetzte, aber doch jeden einzelnen künſtleriſch möglichſt frei gewähren ließ. Das war für ſolchen erſten Verſuch, und noch dazu für denjenigen eines Mannes, der nicht eigentlich vom Fach iſt, das einzig Richtige, denn hier bedurfte es zunächſt einmal einer bloßen Truppenſchau. Die Muſik von A. E. M. Grétry, einem franzöſiſchen Meiſter des Rokokos, der für uns zu den Vergeſſenen gehört, ſchüttet ein wahres Füllhorn von Melodien und Erfindung aus, erquickend und erſtaunlich für das auf moderne Tonkunſt eingeſtellte Ohr; in ihr werden die programmatiſchen, ſchildernden Elemente, die der Komponiſt mit ſeinem durchaus gebundenen Stil zu vereinigen weiß, niemals Selbſtzweck, ſondern abſolute Form, und doch fordern dieſe Ouvertüren, Intermezzi und Ballettbruchſtücke zum Tanz heraus, weil ſie wirklich dramatiſch ſind, weil ſie beſchwingte und doch feſtgefügte Rhythmen haben, weil ſie, wie alle ältere Muſik, noch im Zuſammenhang mit menſchlichen Körperſpielen ſtehen, ja, unmittelbar aus Tanzformen geboren wurden. Hans Rohr, an der Spitze eines

Orcheſters von Münchener Künſtlern, war für dieſe Muſik, hingebend und ſachkundig, der rechte Vermittler.

Was rein tänzeriſch zuſtande kam, wurde, dem Weſen und der Abſicht der Veranſtaltung gemäß, kein einheitlicher Organismus, ſondern eine buntſcheckige Folge, buntſcheckig ſowohl durch große Art- wie Wertunterſchiede: teils bedenklicher, teils netter Dilettantismus, mehr oder weniger gelungene Gruppen ohne eigentlich ſchöpferiſche Ideen, ein paar eindrucksvolle Duos und Trios und einzelne ſtarke Sololeiſtungen. Auch dem Auge bot ſich ein etwas wildes Quodlibet, ſelbſt gelegentliche Proſpekte und Requiſiten im üblichen Theaterſinne waren nicht vermieden, es wurde mit Vorhang und Beleuchtungseffekten gearbeitet, und der Bühnenraum durch kuliſſenartige Seitendraperien zerſchnitten. Die Koſtüme waren ſelten aufeinander abgeſtimmt; faſt nur die von Gertrud Weißpflog-Friedrichſon und Oskar Stohandl geſchaffenen erfüllten die Forderung, mit den Tänzerinnen und ihren Tänzen reſtlos zu verſchmelzen, ſie können darum als vorbildlich gelten.

Als „Begrüßung", als Introduktion, leitete ein kleiner feſtlicher Aufzug den Abend ein, aber wenn dabei die Figur eines Zauberers als Drahtzieher und Dirigent in einer Niſche des Hintergrundes agierte, ſo blieb das genau ſo ein rein pantomimiſcher Einfall, der ſich nicht in einen tänzeriſchen verwandelte, der nicht in die Raum- und Bewegungsform der Gruppen mit einbezogen wurde, wie die Erſcheinung der Sonnengöttin in der gleichen Niſche bei der Schlußnummer des Programms. Dagegen wurde in dem burlesken Scherzo „Nächtliche Begegnung" und ebenſo in den „Flötenſpielerinnen" (Clara Bauroff und Roswita Böſſenroth) die Pantomime, aus der Muſik geboren, zu einem reinen Tanzſpiel. Eine wirkliche Begrüßung war der erſte Solotanz nach der Introduktion: getanzt von Jutta von Collande. Allerdings enthält die alte Muſik, und beſonders auch Grétry, eine Fülle von Bewegungsmöglichkeiten, eigentlich jedoch bedürfte der moderne Tanz einer neuen Muſik, die eigens für ihn geſchrieben wäre; hier liegen bisher vernachläſſigte Aufgaben, durch deren Erfüllung Tanz und Muſik in gleichem Maße gewinnen würden. Die alte Muſik, wie die Grétryſche, iſt für beſtimmte alte Tanzformen geſchaffen, und ihren Stil traf nur Jutta von Collande, weil ſie ſelber ihn beſitzt, nicht als Archaismus, ſondern in einer reizvollen Erneuerung. In ihrem Tanz lebt noch das Verbindliche und Geſellſchaftliche, das Kuriale und der Schnörkel, er iſt im eigentlichen Sinne des Wortes eine „Darbietung", ein befreites Ballett — er beruht auf dem Schritt und ſeinen verſchiedenen kunſtvollen Formen, doch der übrige Körper wird von ihm nicht, wie beim alten Bühnentanz, mitgeſchleppt, er iſt an ihm vielmehr weſentlich beteiligt, er bildet zu ihm einen bald grazilen, bald gravitätiſchen Kontrapunkt.

Der Dilettantismus, der um jeden Preis wirken will, iſt im Tanze auf den bloßen Spaß, die plumpe Clownerie verfallen, die man dann „Groteske" heißt; ſeine grobſchlächtige Pantomimik kann aber beſten Falles nur Akrobatik werden und gehört als ſolche ausſchließlich in den Zirkus und ins Varieté. Ein männlicher Tänzer leiſtete ſich eine ſolche „Groteske", „Kordax" betitelt: ihr einziger „Gedanke" beſtand in einem Ausſtrecken des Geſäßes. Sie überzeugte kaum von der männlichen Berufung zum Tanze; immerhin hatten in der „Nächtlichen Begegnung" die männlichen Kapriolen den Wert einer drolligen Nuance. Der Tänzer des „Kordax" gab zuſammen mit einer Tänzerin einen „Moreskentanz um Venus" — ohne daß hier die Ausführenden als beſonders gut und nennenswert auffielen, bildete ſich doch ein ein-

heitlicher barocker Eindruck. Dagegen zeigte Frances Metz in einem „Tanzspiel" eine wirklich gekonnte Groteske. Und Edith von Schrenck, der die Musik zu einem „Höllentanz" nicht eine volle Entfaltung ermöglichte, erhob eine „Harlekinade" zu einem genialen Humor, der als Mittel namentlich eine fabelhafte Muskelentspannung anwandte. Sie ist die stärkste Persönlichkeit, die augenblicklich in München tanzt, von herber Größe und verhaltener Leidenschaft, für die der Tanz die einzige Sprache bildet, eine Sprache von vollendetem Können und reicher thematischer Erfindung. Der Parallelismus, auf den die „Harlekinade" gestellt war, gelang allerdings nicht ganz, da Edith von Schrenck an Valeria Kratina eine zu ungleiche Partnerin hatte. Die letztere besitzt ein bestimmtes Gebiet: eine kraftvolle Schwere, die merkwürdigerweise mit vollem Gelingen in ebenso große Leichte umzuschlagen vermag, doch was zwischen diesen Extremen liegt, gerät immer ins Zappelige, das der Bewegung die Eindeutigkeit, Zielstrebigkeit und Sauberkeit raubt, wie es auch ihr „Zymbeltanz" bewies.

Die größeren Gruppentänze hatten das Überwältigende aller Massenbewegung, das ahnungsvoll auf eine neue Theater- und Gruppenkunst hindeutet, allein als Form blieben sie allesamt in einer äußerlichen Symmetrie, im bloßen Arrangement stecken, sie ließen den großen Tanzschöpfer vermissen, der einzig sie gestalten könnte und der dazu fester Bewegungsbegriffe, ja womöglich einer Bewegungsschrift bedarf. Nur die von der Schule Reichert-Mariagraete einstudierten Gruppen verrieten „Schule", jedoch Schule als Konvention und Klassizismus, als eine Art Aufzäumung; die beiden jungen Mariagraetes wirkten wie zwei Zirkuspferde. Die sonst noch hervorstechenden Einzelkräfte hätten ebenfalls der Diktatur eines Gruppentanzschöpfers Vollendeteres verdankt als ihrem eigenen Willen: Clara Bauroff mit der heroischen Geste ihres „Speertanzes", Roswita Bössenroth als eine junge Verheißung, Maria Müllerbrunn mit ihrer gymnastischen Frische, die in der „Frühlingsweise" ein lebendiges Spiel entfaltete, und Amelda H. Mentelberg, die ein vollkommenes Instrument ist, doch eines ohne Geist, das sich nicht selber spielen kann, sondern, sich überlassen, ins Eitle und Süßliche verfällt, aber eine außerordentliche körperliche Beherrschung besitzt, auch noch in der sich werfenden, schleudernden und auffliegenden Wildheit. Und ein Tanz zu dritt wurde Ereignis: „Primavera", getanzt von Bauroff, Collande und Müllerbrunn. Die drei Harfen, die diesen Tanz begleiteten, waren in ihm zu drei Gestalten geworden, die, nur vorübergehend zu einer kompakteren Gruppe gebunden und meist voneinander gelöst, mit den elastischen Bändern der Arme den Raum in eine stille, zusammenhängende, wechselvolle Flut verwandelten, welche zuletzt eine Figur nach der anderen in den Mittelpunkt hob.

Die Frage drängt sich auf, ob nicht der Aufgang des modernen Tanzes vor dem Kriege, ein Aufgang von so starker Spannung in starken Persönlichkeiten, daß er ein umfangreiches Buch über den Tanz ermöglicht hat, zugleich sein Niedergang war. Gewiß sind ihm ein paar große Talente nachgefolgt, aber noch mehr eine Überfülle von kleinen. Und daß der Tanz überhaupt, obwohl er auf einem dionysischen Gemeinschaftsgefühl beruht, zunächst zu Persönlichkeiten wurde, war vielleicht nur die Folge einer absterbenden gesellschaftlich-individualistischen Kultur. Dennoch mag sein Aufgang und Niedergang zugleich ein Übergang sein, der in eine neue, soziale und übersoziale Theaterkunst mündet. Es bleibt immerhin ein Ruhmestitel dieses tastenden Zustandes, daß er mit der alten Rokokomusik wieder etwas anfangen konnte, daß diese nicht ein Konzert, sondern ein Stück Leben wurde, wenn auch von spezifisch

Münchener Prägung im Sinne einer dekorativen, kunſtgewerblichen Schauſtellung. Und wenn irgendwo der kraftvolle und fähige Wille zu einem neuen Theater beſteht, ſo müßte er imſtande ſein, die ſämtlichen Mitwirkenden dieſer Grétrytänze, falls er ſie von der Bühne herunter hätte abfangen können, auch den Schwächſten unter ihnen, zu ſeinem Zwecke zu verwenden und mit jedem an ſeinem richtigen Platze Großes zu erreichen. Hans Brandenburg

Die Aufgabe der Freideutſchen Jugend

Die Aufgabe der Freideutſchen Jugend kann keine andere ſein als die, ſich als eine „Ordnung“ zum Werden der Männlichkeit innerhalb des deutſchen Volkstums zu empfinden und dementſprechend zu handeln. Um klar zu ſehen, zerlege man das Wort freideutſch in ſeine zwei wortlichen Beſtandteile, aus denen es zuſammengeſetzt iſt: in „frei“ und in „deutſch“, und betrachte ſie von ihrem urſprünglichen Sinne aus.

Wer den Begriff „Freiheit“ in ſich als Wille und Sehnſucht erlebt hat, wer über die doktrinär theoretiſche Färbung des Wortes hinausgekommen iſt, durch das ſchmerzliche Erlebnis der Grenze, die jedem Menſchen beſchieden iſt, für den exiſtiert die Freiheit nur durch Bindung. Sonſt iſt ſie Willkür. Man mache ſich klar, das Wort „frei“ fordert ein inneres Sich-Erheben. Frei ſein bedeutet ein Emporwachſen zu einer Idee, zum erlebnishaften Bewußtſein kosmiſcher Geſetze, zur ſonnenhaften Perſönlichkeit, dem Siegfried, der als aktiver Held und paſſiver reiner Tor zugleich Herrſcher wird im Spiel der hin und her ſtrömenden Lebenskräfte. Friedrich Nietzſche war der erſte Neuerwecker des Sehnſuchtsgefühls zum „freien“ Menſchen, und daher wurzelte er im Griechentum. Er nannte ihn den Übermenſchen und die erſte Stufe dazu war ihm der gute Europäer. Sollte die Freideutſche Jugend, die ja aus ſeinem Geiſte ſtammt, das vergeſſen, ſo iſt ſie ehrfurchtslos, und Ehrfurchtsloſigkeit iſt ein ſicheres Kennzeichen der Unreife.

Das Wort „deutſch“ kann man nur deuten aus innerem Zuſammenhang mit den Inſtinkten des Volkes. In dem augenblicklichen Zuſtand der inneren Zerſetzung unſeres Volkstums muß man auf ſeine Urelemente zurückgehen, in denen jenes ſich im Innerſten mit dem Griechentum berührt, nämlich in ſeinem Verhältnis zum Irrationalen und damit zum Tragiſchen. Undeutſch iſt alles, was Mechaniſierung des Lebens heißt, und daß wir das wieder klar ſehen, haben wir dem Rembrandtdeutſchen zu verdanken und nicht etwa jener jüdiſchen Intelligenz, die weſensfremd allem deutſchen Weſen ſich in den Zeitungen breit macht. Es gibt auch Juden, die dem Irrationalen des deutſchen Weſens naheſtehen, aber die arbeiten und ſchaffen mit uns, und leiden ſelbſt unter der Literatenſeuche der „Unfruchtbaren“.

Es iſt ein Irrtum aller doktrinären Literaten und wiſſenſchaftlichen Volksbeglücker, daß das Leben durch „Einrichtungen“ lösbar ſei. Das Leben der Geſamtheit iſt nie mechaniſtiſch lösbar, es gibt keine Gerechtigkeit im abſtrakten Sinne im Leben, es gibt nur Kräfte und deren Gegenſpiel. Dieſe fordern augenblicklich eine Neugeſtaltung unſerer Lebensordnungen, aber dieſe hat als Vorausſetzung die innere Umkehr des Menſchen. Nur im Inneren des einzelnen Menſchen kann das Leben zur Löſung kommen, in der Erlöſung des Gottes, der durch den Menſchen wird. Das iſt ein geiſtiger Vorgang, dazu iſt das Leben da, und nicht etwa, damit wir „glücklich“ werden. Unſere Lebensſtimmung kann nur wie die der Griechen tragiſch ſein, voll Bewußtſein der Gegenſätzlichkeit des Lebens, der Notwendigkeit ſeiner Diſſo-

nanzen, der Bereitschaft, sie in Harmonien aufzulösen und darum voll Sehnsucht nach dem überragenden Menschen, dem Meister.

Deutsches Sein fordert Würde. Es ist tief beschämend, daß der Deutsche, wenn ihm seine Gefühle durchgehen, so oft den Instinkt für Würde verliert. Er schmeißt sich weg, er biedert sich an, er erniedrigt sich, um etwas Weiteres, Größeres, was über sein Wesen hinausgeht, wie er meint, dafür einzutauschen. Darum kommt es ihm weniger auf Haltung, als auf inneres Erleben an. Aber jenes hat umso größere Fruchtbarkeit in sich, wenn es mit Haltung verknüpft ist.

Wenn jetzt ein großer Teil der Freideutschen in Gegensätzlichkeit zu früherer Gleichgültigkeit und darum doppelt eilig aus schlechtem Gewissen heraus sich in die Politik stürzt und mit lobenswertem Gerechtigkeitsgefühl sich möglichst weit zur extremsten Linken wendet, steht er in Gefahr, den tieferen Sinn des Wortes „frei" = „schöpferisch" und „deutsch" = „tragisch gestimmt" zu vergessen. Denn der Sozialismus steht unter Schlagworten, die aus einer intellektuell-mechanistischen Vorstellungswelt herauskommen und der populäre Kommunismus der Menge beruht auf der unaktiven Denkart des Orients verbunden mit einem rein spekulativen Denken.

Es kann nicht laut genug gesagt werden: Die Freideutsche Jugend hat die Aufgabe, in dem sich jetzt anhebenden Kampfe zwischen Asien und Griechentum bewußt die völkisch naturgegebene Linie des Griechentums, also der lebendigen organischen Gliederung und nicht der mechanisierten Verwaltung unseres Volkes, zu gehen.

Wir brauchen einen starken sozialistischen Einschlag unserer Kultur, aber nicht um „glücklich", sondern um „fruchtbar" an schöpferischen Kräften zu werden.

Der Weg zur Zukunft wird anders gehen als nach den Vorstellungen des sogenannten heutigen Proletariats. Er entsteht aus tiefster Verwurzelung mit den Volksinstinkten, aus aufbauender Arbeit derer, denen das Kleinste nicht zu gering ist, und nicht durch Erkenntnis, welche von den Theorien etwa die gangbarste sei. Einer der nächsten Wege ist die Erziehungsfrage.

Zu diesem Wege bedarf es der Geistigkeit im Bürgertum, jener Geistigkeit, die Tat wird.

Eugen Diederichs

Zur Bewegung der Schüler und Studenten

Die Revolution soll weitergehen. Sie muß sich zu einer Revolutionierung der Herzen und Geister vertiefen. Sie muß zu einer Revolutionierung der Bildungsanstalten führen. Es ist so gut wie nichts hierzu bisher geschehen. Zwar hat der Minister Haenisch, durch die Initiative Gustav Wynekens veranlaßt, in den Tagen der Novemberrevolution einen Erlaß herausgegeben, der sich in erfreulicher Weise für die Befreiung der schlummernden und gebundenen Kräfte der Schüler in den höheren Schulen einsetzt. Unstreitig hat die Jugendbewegung mit diesem Erlaß einen Sieg errungen. Sie wollte doch seit Jahren die Selbstbestimmung der Jugend. Der Erlaß hat dieses Recht der Jugend auf Selbsterziehung bestätigt. Leider hat nun ein zweiter Erlaß des Herrn Haenisch, der auf die zahllosen Angriffe der Reaktion hin erschienen war, dieser Tor und Weg geöffnet. Er hat der Jugend, die im Kampf um die Einführung der „Schulgemeinde" steht, die Verwirklichung ihres Rechtes sehr erschwert. Es ist unmöglich, daß die Schüler allein den Kampf für die Einführung der „Schulgemeinde" mit Erfolg durchführen können. Es kommt deshalb darauf an, daß ihr Studenten, Lehrer, Vertraute der Jugend helfen. Immer wieder müssen die Energien der Schüler geweckt werden,

immer wieder muß ihnen klargemacht werden, daß die „Schulgemeinde" der erſte Schritt zur Umbildung der Staatsſchule zur Schulgemeinſchaft iſt. Immer wieder müſſen ſie darauf aufmerkſam gemacht werden, daß ihnen die „Schulgemeinde" gewiß Rechte, aber auch Pflichten gibt. Man muß wieder erſt aufklären, denn ſie wiſſen nicht, was ſie mit ihrer „Schulgemeinde" anfangen ſollen. Es muß ihnen geſagt werden, daß die „Schulgemeinde" nicht nur ein Redeparlament ſein ſoll, ſondern daß ſie die Lehrer und Schüler *als Menſchen* zuſammenbringt, daß ſie auch Gelegenheit für pädagogiſche Arbeit ſein ſoll. Vor der „Schulgemeinde" ſollen künſtleriſche Veranſtaltungen, Vorträge uſw. ſtattfinden.

Neben dem Kampf um die Einführung der „Schulgemeinde" muß aber auch die Jugend aus dem Sinn und aus dem Geiſt der neuen Schule heraus ſich pädagogiſch ſelber helfen. Sie ſoll Arbeitsgruppen, freie Vereinigungen, freie Schülergemeinſchaften bilden, die gleichſam den Geiſt der Richtung, der Methode nach die neue Schule vorweg nennen. An verſchiedenen Orten Deutſchlands haben die Schüler mit dieſen freien Vereinigungen und Arbeitsgrupppen begonnen. Es ſind das ſelbſterzieheriſche Arbeitsgruppen über ſoziologiſche, über kunſtwiſſenſchaftliche, muſikaliſche, naturkundliche, philoſophiſche Fragen, die durch eigene Arbeit das völlige Verſagen der bisherigen Schulbildung, die nicht zu einer vertieften Welterkenntnis und wahrer Gegenwärtigkeit führte, überwinden. Die Arbeit dieſer Arbeitsgruppen wird angeregt und immer wieder neu bewegt durch die Sprechſäle. Während die Arbeitsgruppen einen kleinen Kreis darſtellen, ſo hat der Sprechſaal die Aufgabe, immer neue Schüler für die Aufgabe der Gruppen zu gewinnen. Ein Student, ein Lehrer oder wer es ſei, eröffnet dort mit ſeinen jungen Freunden eine Ausſprache, eine kameradſchaftliche Ausſprache über Schulgemeinſchaft und perſönliches Jugendleben, beſpricht mit ihnen prinzipielle und aktuelle Fragen des Schullebens und des ſchulpolitiſchen Kampfes der Schüler um die neue Schule. Die Sprechſäle geben der Schuljugend Gelegenheit, ſich in ihren Gedanken und Forderungen zu klären, ſich gegenſeitig kennen zu lernen, Anregungen und Impulſe für den ſchulpolitiſch gerichteten Willen zu erhalten. Die Arbeitsgruppen vertiefen die Arbeit der Sprechſäle. Sie ſind wie Keimzellen der kommenden Schule. Die Arbeitsgruppen ſollen Gemeinſchaften werden, Gemeinſchaften, durch die die Jugend an ihrer eigentlichen Not von dem Eingeengtſein in den ehernen Zwang der Tradition, von der Dummheit der überlieferten Erotik befreit werde.

Wie die Schüler ſich in ihren Arbeitsgruppen und Sprechſälen pädagogiſch ſelber helfen und gleichſam eine Schule der Jugend neben der Schule des Staates bilden, ſo gibt es Studenten, die zur „Sezeſſion der Univerſität" entſchloſſen ſind. In Marburg und Berlin hat man damit begonnen. In Berlin vor allem haben ſich die Gruppen der kulturphiloſophiſch beſtrebten, der ſozialiſtiſch beſtimmten und der kosmopolitiſch gerichteten Studenten zuſammengetan, die ſich beſtreben, mit ihren Freunden in der proletariſchen Jugend zuſammen zu arbeiten. Sie ſagen ſich, daß die Revolutionierung der Univerſität nicht durch Dekrete und Organiſationen von oben her allein kommen kann, ſondern ſie glauben, daß es darauf ankäme, ſelber Univerſität zu bilden, die aus dem Sinn und Geiſt der kommenden Univerſität geſtaltet iſt. Sie ſind deshalb entſchloſſen, pädagogiſche Gemeinſchaften aufzubauen, die aus dem Geiſt der neuen Menſchheitserziehung beſtimmt ſind, die der alten Univerſität zu trotz eine „Univerſität bilden, die der Jugend dient und ihr gehört und ihr hilft, die wie ein Transformator iſt, durch den der neue Geiſt und das ſchöpfe-

riſche kulturelle Leben in die Jugend der Univerſität einzieht, die ein Beiſpiel und ein Bürge der kommenden Univerſität iſt. So bilden dieſe Studentengruppen gemeinſam einen pädagogiſchen Rat, der nun ſeinerſeits Lehrer der Univerſität, wie lehrende Menſchen des öffentlichen Lebens kooptiert und der ſo einen Lehrkörper darſtellt, der von der Jugend ſelbſt beſtimmt iſt und der mit den Studenten zuſammen einen Lehrplan und die Lehrmethode feſtſetzt. Der pädagogiſche Rat teilt die Arbeit in verſchiedene Kreiſe ein, denen die einzelnen ſtudentiſchen Gruppen, die an der Sezeſſion der Univerſität teilnehmen, verantwortlich ſind. So gibt es in Berlin vier Kreiſe. Einen Kreis für Philoſophie der Kultur und der Politik, einen Kreis für ſozialiſtiſche und kommuniſtiſche Kultur, einen Kreis für kosmopolitiſche Kultur, einen Kreis für Jugendbewegung und Hochſchulpädagogik. Durch gemeinſame künſtleriſche und bildungspolitiſche Veranſtaltungen, durch ein intenſiv gepflegtes Leben in kleinen Gemeinſchaften wird dieſe „Univerſität" zuſammengehalten. Sie iſt in Zuſammenarbeit mit den Schülern auf die Verwirklichung folgender Ziele gerichtet:

1. Errichtung von Jugendheimen.
2. Ermöglichung von Siedelungen, die für die Dauer der Ferien oder einer längeren Zeit der Jugend die Möglichkeit geben, zur Bildung weſentlicher Lern- und Lehrgemeinſchaft, ja Lebensgemeinſchaft und die Jugend in lebendigen Zuſammenhang bringen mit den ländlichen und arbeitenden Schichten des Volkes.
3. Ermöglichung von Wochenend-Heimen, die an der Peripherie großer Städte gelegen ſind und die Jugend zu ſich ſelber ziehen.
4. Veranſtaltung von Feiern und Feſten der Jugend, die die Jugend der verſchiedenen Stände und Völker zuſammenbringen.
5. Durchführung des folgenden Aktionsprogramms:
   a) Einführung des Sechsſtunden-Maximalarbeitstages für alle jugendlichen Arbeiter unter 16 Jahren;
   b) Feſtſetzung eines einheitlichen Mindeſtwochenlohnes für jugendliche Arbeiter, der zum Unterhalt völlig ausreicht;
   c) koſtenloſe Vermittlung aller Bildung;
   d) Schaffung eines Jugendgeſetzes unter Mitarbeit von Vertrauensleuten der Jugend;
   e) Sozialiſierung der Schulen;
   f) Abſchaffung des Berechtigungsweſens;
   g) Wiedergeburt der Schulen aus dem Geiſte wahrer Menſchlichkeit und lebendigen Philoſophierens;
   h) Anwendung des Rätegedankens auf das einheitliche Volksbildungsweſen der Nation zur Durchführung ſeiner Autonomie;
   i) Verwirklichung einer wahrhaft jugendlichen pädagogiſchen Selbſtverwaltung;
   k) Vertretung der Jugend in den oberſten pädagogiſchen Behörden der Nation (Pädagogiſcher Zentralrat);
   l) entſchiedene Beſeitigung der nationaliſtiſchen und reaktionären Jungmannſchaften und Korporationen der Schulen und Univerſitäten;
   m) tatkräftige Unterſtützung der freien pädagogiſchen „aufbauenden" Jugendorganiſationen durch Schule, Gemeinde und Staat.

Ihre Freunde fühlen ſich wie ein Vortrupp des neuen kommuniſtiſchen Geiſtes mitten in der alten reaktionären kapitaliſierten Univerſität, deren Jugend immer

noch nicht die menschenmordende Waffe auf den Misthaufen wirft. Welche Jugend trägt diese Arbeit? Es sind weite Kreise der hauptsächlich aus der freideutschen Jugend stammenden Anhänger einer entschiedenen Jugendbewegung, die ihren Führer, wenn auch nicht ausschließlich, in Gustav Wyneken sieht. In Berlin hauptsächlich wird der Versuch gemacht, die pädagogisch-politische Bewegung der Schul- und Hochschuljugend einheitlich zusammenzufassen. Es hat sich hierzu der „Jugendbund Aufbau" gebildet, der die Errichtung eines „Zentraljugendrates in Deutschland" vorbereitet. Literarisch findet diese Bewegung ihren Ausdruck in der Zeitschrift: „Der neue Anfang", die im Verlage Steinicke in München erscheint und in: „Der Aufbau. Flugblätter an Jugend". Sie werden von der freien Hochschulgemeinde, Berlin, herausgegeben. Bisher sind zehn Nummern erschienen. 1. Revolution und Aufbau, 2. Der Bund Aufbau, 3. Die freie Hochschulgemeinde, 4. Die Hochschulgemeinde, Ideologie eines Hochschulprogramms, 5. Student und Sozialismus, 6. Die Erweckung der Universität, 7. Die Erneuerung der Geschichtswissenschaft, 8. Erziehung zur Gemeinschaft, 9. An die Schüler: Gründet Schulgemeinden, 10. Die aufbauende Gemeinschaft. Die Hefte sind zu beziehen im Verlage „Gesellschaft und Erziehung", Berlin, Wilhelmstraße 9. Außerdem soll in einer neuen Zeitschrift: „Die Jugendgemeinde, die pädagogisch-politische Zeitschrift der Jugend", die Bewegung ihren Ausdruck finden. Für die Propagierung der Gedanken dieser entschiedenen Jugendbewegung kommen ferner in Betracht: „Die Flugblätter des Aufbau". Sie werden vom Bunde Aufbau herausgegeben. Bisher sind erschienen: An die Studenten. Student und Schüler. Was will der Bund Aufbau? Was wollen die Freunde der freien Hochschulgemeinde? Was will die freie Schülerschaft? Sie sind in großen Mengen, 100 Stück zu 5 M zu erhalten bei der Leitung des Jugendbundes Aufbau, Berlin NW 6, Luisenstraße 31 b.

Nur dann kann diese Bewegung einen Erfolg haben, wenn sie von Freunden der Jugend durch Rat und Tat, durch materielle Hilfe unterstützt wird. Auch dazu wollen diese Zeilen auffordern. Hermann Schüller

Monatlicher Literaturbericht

Im Kampf um den Frieden

Unter denen, welche noch während des Krieges im Kampf um den Frieden standen, sind einige Schweizer aufgefallen.

Ludwig Bauer, Leitartikler der „Basler Nationalzeitung", hat sich seit Ende 1916 durch die tägliche Niederschrift seiner Meinungen zu einem klareren Überblick über den politischen Kampf durchgerungen, als er gemeinhin Tagesschriftstellern eigentümlich ist. Man kann den Weg, den er — aus der allgemeinen Dumpfheit des europäischen Bürgers — durch den Lauf der Ereignisse zu freier werdender Einsicht durchlaufen hat, jetzt in der Sammlung seiner Aufsätze zurückverfolgen, welche mit dem sogenannten „Friedensangebot" der Mittelmächte (dem am schwersten wiegenden Moment in der deutschen „Schuldfrage") einsetzen. („Der Kampf um den Frieden", Verlag der Weißen Blätter, Bern.) Daß diese zeitlich geordnete Sammlung zugleich eine aufsteigende Linie richtiger werdender Erkenntnis ist, ermißt man aus dem Zwiespalt der ersten Seiten. Ende 1916 hatte Bauer geschrieben: „Ungleich Mr. Lloyd George glauben wir, daß dies sehr wohl die „Stunde des Friedens" hätte sein können, wenn Europa in beiden Kriegslagern nur einen einzigen großen Staatsmann besitzen würde." In dem (Ende 1918 verfaßten) Vorwort führt er unter dem „Wesentlichen

der Entwicklung, das er jederzeit erkannt habe, die Lüge des ersten Friedensangebotes" an. Aus der „Lüge des ersten Friedensangebotes aber kann niemals „die Stunde des Friedens" erstehen. Es wäre anmaßend und ungerecht, in diesem Wandel eine persönliche Schwäche sehen zu wollen. Man müßte von der Teilnahme am Aufbau einer neuen Gesinnung auf den Trümmern des alten, zusammengebrochenen Götzenglaubens vielleicht die Besten ausschließen, wenn man die ablehnen würde, welche sich durch die erdrückende, alle freien Regungen des Denkens und Wollens ausschaltende Wucht überkommener Vorurteile zur Erkenntnis der wirklichen Zusammenhänge durchgearbeitet haben. Vielleicht sind gerade diejenigen, denen „der Kampf um den Frieden" auch ein Kampf um ihr persönliches Selbst, um neue Grundsätze des Denkens und Handelns gewesen ist, die zuverlässigsten Streiter im Kampf um die Wiederaufrichtung der Welt, weil sie sich auf die Voraussetzungen ihrer Gesinnung und die Ziele ihres Wollens im Kampf mit unerhörten Widerständen in sich selbst und um sie herum haben besinnen müssen. Diese Sammlung von Aufsätzen, als Ganzes chaotisch und trotz klarer äußerer Gliederung innerlich schwer durchsichtig, weder einheitlich noch eindeutig, besitzt doch eine große Allgemeingültigkeit, die es aus der Literatur dieser Tage heraushebt wie die Leitartikel der „Basler Nationalzeitung" durch den Ernst und die Energie ihres Suchens über den durchschnittlichen Leitartikeln der Presse stehen. Und sie ist vorbildlich durch die Bereitschaft, unvoreingenommen die Ereignisse auf sich wirken zu lassen, wenn man von der — persönlichen — Neigung des Verfassers zur Skepsis absieht und sich diese Bereitschaft mit steterem, festerem Glauben gepaart denken könnte und möchte, daß ein neuer Geist trotz all der Hemmnisse, die sich ihm auch nach dem Abschluß der Waffenhandlungen und während der Friedensverhandlungen entgegenstemmten, sich durchsetzt. —

Aber jedenfalls ist diese skeptische Aufgeschlossenheit Bauers noch fruchtbarer als der „Standpunkt unbedingter Objektivität", zu dem Otfried Nippold in dem Vorwort zu seinen gesammelten Aufsätzen sich bekennt. („Durch Wahrheit zum Recht." Der Freie Verlag, Bern 1919.) Man kann — in unserem Lande, das sich von Selbstherrlichkeit lossagt — nur mit einigem Verwundern die Sätze lesen: „Die Warte, von der ich als Völkerrechtler die Ereignisse betrachte, ist eine so hohe, daß die Namen der Länder und Nationen darin überhaupt keine Rolle spielen. Der geistige Kampf, den ich kämpfe, ist lediglich ein Kampf der Ideen. Ich wünsche den Sieg dieser Ideen, der Idee der Gerechtigkeit und der Idee der Freiheit. Ich erhoffe von diesem Kriege die Verwirklichung einer pazifistischen Weltordnung, in der die Beziehungen der Völker durch das Recht beherrscht werden können. Und ich wünsche, daß alle Völker zur Verwirklichung dieser Ideen beitragen mögen. Von meiner Warte aus sehe ich aber auch die Widerstände, die sich in den einzelnen Ländern gegen die Verwirklichung dieses Zieles regen. Gegen diese Widerstände führe ich einen geistigen Kampf, gleichviel von welcher Seite sie kommen mögen. Meine Neutralität ermöglicht es mir, dabei vollkommene Objektivität zu bewahren. Wenn die Widerstände an einem Ort größer sind als am anderen, so ist dies nicht meine Schuld, und wenn ich gegen diese Widerstände überall ankämpfe, so ändert dies nicht das geringste an meinem objektiven neutralen Standpunkt." Und dieses Verwundern steigert sich noch, wenn Nippold mit seinem Standpunkt unbedingter Objektivität „die besonderen schweizerischen Interessen" vereinen zu sollen meint: „Wo ich für besondere Interessen eintrete, so sind dies lediglich schweizerische Interessen und keine andern. Deshalb hat niemand ein Recht, mir Parteinahme oder einseitige Sympathien vorzuwerfen. Alle diese Anwürfe erreichen mich nicht. Es gibt für mich weder Parteien, noch Sympathien. Ich will lediglich der Schweiz, an der ich mit ganzem Herzen hänge, und durch sie, sowie durch die Verwirklichung meiner Ideale der Menschheit dienen." Wir verdanken Nippold wertvolle Materialien zur Ge-

ſchichte des deutſchen Chauvinismus aus der Zeit vor dem Krieg. Wenn wir ihm auf dem Wege „durch Wahrheit zum Recht“ folgen, wollen wir es nur mit ſehr großer Reſerve tun.

Und wir wollen dieſe Zurückhaltung ſelbſt dem Brauſekopf Hans Mühleſtein gegenüber üben, wenn er „als Jünger Leonard Nelſons in dem Buche „Europäiſche Reformation“ („Der Neue Geiſt-Verlag, Leipzig“) „alle Politik endlich entſchloſſen auf die Grundlage unerſchütterlicher Rechtsprinzipien zu ſtellen und von dieſer feſten Baſis aus zu einer planmäßigen ethiſch-rechtlichen Organiſierung des geſamten Völkerlebens vorzudringen“ ſucht. Mühleſteins glühende Hingabe an Nelſon iſt ein Ausdruck der Umkehr, ein — ehrendes — Zeichen des Mitgehens, des Weiterſtrebens. Sie iſt getragen von Verehrung der deutſchen Philoſophie und der deutſchen Kultur; vom Glauben an die deutſche Jugend. Und ſie läßt doch den Satz Nietzſches nicht vergeſſen: daß man erſt begreife, wie wenig Anhänger bedeuteten, wenn man ſelbſt aufgehört habe, einer zu ſein.

In den Grenzen ſeiner durch die Landeszugehörigkeit bedingten Eigentümlichkeiten und im Kreis der feſtſtehenden Erfahrungen, die ihm ſein Volk mitgegeben haben, bleibt Profeſſor Dr. H. Bluntſchli, der in einer der Flugſchriften des „Freien Deutſchland“ („Der Geiſt germaniſcher Demokratie“, Verl. d. Goldſteinſchen Buchhdlg., Frankfurt a. M.) am Beiſpiel der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft den Geiſt der germaniſchen Demokratie erläutert. Nüchtern, ſchwunglos, aber natürlich, ehrlich und überzeugend entwickelt er aus der geſellſchaftlichen Struktur ſeines Landes das Bild vom „Geiſt des Vertrauens zum Volke“: „Wer im Volk nur die von Inſtinkten getriebene Maſſe ſieht, wird dieſen Geiſt ablehnen. Aber eben wer ſo vom Volke denkt, der irrt, und zwar ganz gewaltig. Er erfaßt nicht, wieviel geſunder ungetrübter Menſchenverſtand ſich in allen Schichten findet und vor allem entgeht ihm, daß warme Menſchenherzen in allen Ständen zu finden ſind und daß, wo an tiefe Menſchlichkeit der Appell ergeht, der Erfolg nicht ausbleibt. Nörgelnde Parteien und unzufriedene Einzelne hat es immer gegeben und wird es immer geben, aber man haut gründlich daneben, wenn man annimmt, daß der Wille zur ſchaffenden und beglückenden Tat nicht in allen Schichten und allen Ständen vorhanden, daß er ſchwächer ſei, denn die Parteiſchablone und die Starrköpfigkeit. Die Revolution hat das deutſche Volk wirklich in den Sattel geſetzt, die Zukunft wird lehren, daß es feſt und ſicher darin ſitzt und reiten kann. Es wird erſt zögernd, dann friſcher und fröhlicher hinausreiten zum Tummelplatz der politiſchen Entſcheidungen, es wird beweiſen, daß es mehr Einſicht hat als die Peſſimiſten glauben und mehr Zukunftsglauben und Schaffensgabe als die bittere lähmende Gegenwart vermuten läßt. Es wird ſo gut ſeine ſtaatsbürgerliche Befähigung erweiſen wie das Schweizervolk, denn es ſteht dieſem in ſehr vielem nahe, iſt im Grunde gleichen Blutes und gleicher Geiſtesart... Aber in einem gilt es ohne Zaudern und Kleinmut dem kleineren Brudervolk zu folgen, im Bekenntnis zum Geiſt des Vertrauens zum eigenen ganzen Volke. Das deutſche Volk wird kein Aſchenbrödel bleiben, es wird ein ſtarkes, politiſch einſichtsvolles Volk werden durch die echte aus Verſtand und Herz bejahte germaniſche Demokratie. Deren Geiſt iſt uns altes Kulturgut, iſt uns das Gebot der Gegenwart, wird uns zur Verheißung einer glücklicheren Zukunft!“

Dieſen Weg ins Volk wollten — noch vor dem Umſchwung — zwei deutſche Schriften zeigen (Friedrich Curtius, „Hinderniſſe und Möglichkeit einer ethiſchen Politik“, Verlag Naturwiſſenſchaften, Leipzig; Eduard Bernſtein, „Völkerbund oder Staatenbund“, Paul Caſſirer, Berlin). Friedrich Curtius geht den neuen Weg zögernd, nicht unvoreingenommen von den Anſchauungen einer hinter uns liegenden Zeit. Er ſieht wohl das Ziel: „Ein Staat, der durch Erkenntnis ſeiner ſozialen Aufgaben und ſeiner Pflicht zur Volkserziehung den Weg zur Humanität gefunden hat, kann auf dieſem Wege nicht zurück. Er muß vielmehr anerkennen, daß das

Gesetz, das alle Menschen bindet, auch für sein Handeln gegeben ist, und muß deshalb auch sein Verhalten gegen andere Staaten dessen Forderungen unterwerfen. Die ethische Politik ist also eine Frage des politischen Fortschritts. Was Novalis von dem Staat fordert, ‚die höhere Sehnsucht, welche ihn an die Höhen des Himmels knüpft', die ‚Beziehung aufs Weltall', das findet seine Erfüllung in dem Staat der Humanität, der Orientierung aller Politik nach dem Ziele des vollkommenen Menschen und der geeinten Menschheit. Wo dieser transzendente Zug fehlt, da wird die Politik ein reines Geschäft, und wer in ihr aufgeht, erfährt die Verarmung und Verödung des inneren Lebens, den geistigen Tod, dem jeder verfallen ist, der keinen anderen Trieb kennt, als den der Selbstsucht." Aber sein Gesichtsfeld beschränken doch die Begrenzungen alter nationalistisch und gesellschaftlich determinierter Begriffe. Er hat keinen Glauben an das Volk — dem, wenn es noch nicht der Träger eines neuen Geistes sein kann, doch die Möglichkeit dahin zu gelangen, gerade in dieser Krisis nicht abgesprochen werden darf —.

Eduard Bernstein hebt seine sozialistische Lebensanschauung und sein weltwirtschaftlicher Blick über die Grenzen der Staaten in die Weite des Völkerlebens. Er fordert den Völkerbund statt des Staatenbundes: „Nicht die bloße Gleichheit der Handelsbeziehungen, sondern die Niederlegung der Zollmauern ist in der Handelspolitik eine der ersten Vorbedingungen der Verwirklichung dieses Zieles. Der Freihandel ist kein Arkanum, das alle Streithändel der Staaten und Völker aus der Welt schafft. Aber er ist ein wirksames Mittel, diese Händel zu vermindern und ihnen ihre Schärfe zu nehmen. In die Gebietsfragen z. B. mischt sich heute stärker als zu irgendeiner früheren Zeit die Frage der Sicherheit des Bezugs wichtiger Bodenschätze. Bei der Fortdauer der Schutzzöllnerei kann sie daher den Völkern den Streit um Gebiete als eine Lebensfrage ihrer Volkswirtschaft erscheinen lassen. Dies wird aber viel weniger eintreten, wenn der Freihandel den unverzollten Bezug jener Schätze sicherstellt. Der internationale zollfreie Güteraustausch wäre ferner ein Mittel, die geographische Arbeitsteilung zur höchsten Vollkommenheit zu entwickeln und dadurch die Intimität der Völkerbeziehungen, die gegenseitige wirtschaftliche Verbundenheit der Völker auf die höchste Stufe zu bringen. — Keine schlimmere Reaktionserscheinung in diesem Kriege, als die in allen Großstaaten entfaltete Agitation, um jeden Preis die heimische Produktion selbst oder diese im Bund mit der von ein paar anderen Staaten wieder auf den Stand der Selbstversorgung zu bringen, die sogenannte wirtschaftliche Autarkie zu verwirklichen. Die neueste Gestaltung der Kriegslage hat durch verschiedene dieser Pläne einen dicken Strich gemacht, und wer den Völkerbund erstrebt, kann wenigstens diese Wirkung nur begrüßen. Nicht die Rückkehr zur Selbstversorgung, sondern der möglichst innige Wirtschaftsverkehr der Völker wird ihn bringen. Die Niederreißung der Zollmauern bedeutet das Sprengen eines der Reifen, welche die Völker in den Bann des Macht- und Gewaltstaates spannen. Der vollständige Bruch dieses Bannes wird den Völkerbund erst zur Wahrheit machen, nur als Weltrepublik solidarisch verbundener freier Völker wird er seine große Mission erfüllen." Karl Hönn

Der „Kulturpolitische Arbeitsbericht"
mußte wegen Raummangels für das
nächste Heft zurückgestellt werden.

Dem Hefte liegt ein Prospekt des Deutschen Schutz- und Trutzbundes, Hamburg und des Verlags Rascher & Co., Zürich, bei.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat
Monatsſchrift für die Zukunft deutſcher Kultur

11. Jahrgang Heft 5 Auguſt 1919

Friedrich Stieve
Von der Revolution der Begriffe

Die Epoche, die hinter uns liegt, iſt nicht, wie wir glauben, überwunden, ſondern ſie iſt vielmehr ſoeben im Begriffe, ihren ganzen wahren Inhalt über uns auszugießen. Wir befinden uns keineswegs am Anfang einer neuen Zeit, ſondern in der Mitte einer lange ſchon beſtehenden Strömung, die endlich mit unbezwinglicher Gewalt zur alles beſtimmenden geworden iſt. Sie war ſeit Jahrzehnten da, ſchwoll unaufhaltſam empor und iſt nunmehr zu ihrer vollen Breite entfaltet, ſo daß jedermann ſie ſehen muß. Der Weltkrieg war die erſte Entladung, die Revolution die zweite. Beide hängen eng zuſammen, beide ſind ohne einander undenkbar, und beide entſprangen mit der alten ehernen Notwendigkeit hiſtoriſchen Geſchehens aus dem, was vorherging. Der Weltkrieg war die Auslöſung deſſen, was man in bezug auf Staaten Imperialismus, in bezug auf Einzelne, nach marxiſtiſchem Sprachgebrauche, Kapitalismus genannt hat. Die Revolution war das Ergebnis einer Bewegung, die nur im Schoße des Imperialismus und Kapitalismus entſtehen konnte, die dieſer gebar, weil er ihre Grundbedingung, die modernen Arbeiterheere brauchte, um über ihnen emporwuchern zu können, die Revolution war das Ergebnis des Sozialismus, dieſes feindlichen Bruders der anderen Erſcheinungsform. Die Menſchennatur, und um eine Äußerung dieſer handelt es ſich ja, hat, auch geſchichtlich betrachtet, immer mit Gift und Gegengift gearbeitet, mit jener Zweiheit der Extreme, die ganz feinfühlige Organismen als das beſondere Geſetz ihrer Bruſt zu entdecken glaubten, mit jenem Wechſelſpiel von negativ und poſitiv, das im Grunde ſeinen Urſprung ein und derſelben Kraft verdankt. Eines ſteht feſt: die Zeit hat ihr Geſicht enthüllt, der Kampf iſt offenbar geworden: der Kampf der

zwei Kinder der gleichen Abstammung, ganz platt gesprochen der Besitzenden und Besitzlosen — und schon von ihnen kann keines ohne das andere gedacht werden — oder bildlich ausgedrückt: derer, die das Gebäude ersannen und derer, die es mit ihrer Hände Arbeit schufen. Das letzte wird, wenn man aus dem Anschauungsbuch der Geschichte seine Lehren ziehen darf, auch hier nicht die Überwindung des einen durch den anderen sein — denn das ist niemals der innerste Sinn des Kampfes — sondern die Vereinigung beider zu einem Dritten, das Aufgehen in ein wirklich Neues, das der tiefen Verwandtschaft der beiden Ringenden entspricht. Eine Herrschaft nicht des Kapitalismus oder des Sozialismus, sondern des sozialen Kapitalismus, wenn man so sagen darf. Ein Sieg nicht der kleinen Gruppe der Besitzenden oder der großen der Besitzlosen, sondern aller, ein gegenseitiges Ineinanderübergehen zu einem gewaltigen Kapitalbetrieb sämtlicher Beteiligter, den man dann wohl Staat nennen wird. Die Kräfte, die einander befehden, sind hier wie immer, wo die menschliche Auseinandersetzung des mit sich Ringens in Erscheinung tritt, nur scheinbar entgegengesetzt. Sie sind in Wirklichkeit nur verschiedene Grade derselben Kraft, zwischen denen eine Entspannung eintreten muß, um Ruhe herzustellen. Je größer der Abstand, desto größer der Widerspruch. Die Gleichung tritt da ein, wo der Abstand beseitigt ist. Der Triumphierende, wie schon angedeutet, wird der Staat sein, jene Menschenschöpfung, die in dem Bekenntnis des Alleinherrschers: „l'état c'est moi" ihren Anfang nahm, die dann im Glauben des Liberalismus sich wie eine schützende Kuppel über die Vielen wölbte, sie wird zur Vollendung gelangen, indem sie alle in sich auffaugt. Kapitalismus und Sozialismus waren in gleicher Weise ihre Gegner, weil jeder bloß von seinem Standpunkt aus an einen Teil dachte. Nun werden sie diesem Staat erliegen, indem er sie beide in sich aufnimmt. Ja, man könnte sagen: die feindlichen Geschwister werden eine Ehe eingehen, als deren Kind der wahre Staat ersteht, der Herrscher aller, in dem zugleich alle herrschen.

Doch ich will mich hier mit dem äußeren Geschehen nicht länger befassen, worauf es mir ankommt, das ist der psychologische Gehalt jenes Augenblickes, an dem wir gerade jetzt stehen. Ich möchte ihn den fruchtbaren Moment eines historischen Vorganges nennen. Denn er vereinigt das Alte und das Neue, das Vergangene und das Zukünftige in sich und erlaubt uns gerade deshalb Beides klar zu erkennen. Wir stehen wie auf einer Höhe, von der man in die Täler zu beiden Seiten hinabzuschauen vermag. Es kommt mir darauf an, hier nur den reinen geistigen Inhalt mit kurzen skizzenhaften Strichen festzuhalten.

Wenn man im Hinblick auf ihn die Zeitspanne betrachtet, die nunmehr hinter uns liegt, jene Zeitspanne der Vorbereitung im Gegen-

ſatz zu jener der Vollendung, die unſer wartet, ſo wird man finden, daß ſie durch einen Begriff beherrſcht erſcheint, nämlich durch den der Entwicklung. Man hat das 19. Jahrhundert das hiſtoriſche genannt, und ſchon dies weiſt in die eben bezeichnete Richtung. Denn Geſchichte, wie ſie hier gemeint iſt, bedeutet gleichfalls die Lehre von der Entwicklung des Menſchengeſchlechts. Trotzdem begann der neue Glaube nicht auf dem hiſtoriſchen, ſondern auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiet ſeine erſten Triumphe zu feiern. Die Namen Laplace und Darwin erläutern, was ich meine. Die Lehre von der Entſtehung der Arten auseinander bildete gewiſſermaßen die Quelle jener Religion, die allmählich alle Gebiete des Denkens beherrſchte. Von der Natur aus war der Schritt zu ihrer für uns letzten Blüte, zum Menſchen, gegeben, und damit hielt die Entwicklungsidee den Einzug auf hiſtoriſchem Gebiet. Politiſch und wirtſchaftlich trat der Liberalismus hinzu mit ſeinem Bekenntnis von der freien Entfaltung des Einzelnen, er zog die wiſſenſchaftliche Einſicht hinaus ins Leben, machte aus der Erkenntnis eine moraliſche Forderung, nahm ſie gewiſſermaßen in den Willen auf und verlieh dadurch dem Begriff der Entwicklung jenen Beigeſchmack einer ethiſchen Forderung, die in dem Worte „Fortſchritt" zum Ausdruck kommt. Der Sprung war groß und zugleich für den weiteren Verlauf entſcheidend. Das äußere Sein ging Hand in Hand mit dem Denkprozeß, ja es bildete ſeine eigentliche Grundlage. Die raſchen Veränderungen, denen das menſchliche Leben im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die Erfindungen auf techniſchem Gebiete unterzogen war, die Ausdehnung des europäiſchen Einfluſſes über den größten Teil des Erdballes, die Bereicherung des äußeren Lebens, das rapide Wachstum der Großſtädte, all das war eine bunte und greifbare Beſtätigung deſſen, was man Fortſchritt nannte, und die Entwicklungsidee ſetzte ſich bei der Anſchaulichkeit, mit der ſie ſich zu offenbaren ſchien, auch in den einfachſten Gehirnen als unwiderlegliche Wahrheit feſt. Sie wurde ſo recht zum oberſten Leitſatz auf ſämtlichen Gebieten. Entwicklung — immer mit dem Beigeſchmack von Fortſchritt — war ſchließlich der Gott des Jahrhunderts, den man überall zu entdecken glaubte, dem man zujubelte und ſein eigenes Leben mit Begeiſterung widmete. Das ganze Denken und Handeln war darauf eingeſtellt. In der Wiſſenſchaft ſtellte man Entwicklungsgeſetze feſt. Die Kunſt wurde beweglich und auf den Begriff des Werdens eingeſtellt, die verſchiedenſten Richtungen löſten ſich mit ungemeiner Schnelligkeit ab, immer eine die andere durch neue Prinzipien übertreffend, ein wahrer Wirbel des Vorwärtsſtrebens ergriff die Gehirne; die Neuerer wurden zu einer typiſchen Erſcheinung des Tages, während „altmodiſch" die herbſte Kritik war, die man einem Kunſtwerk angedeihen laſſen konnte. Hier, wo es ſich um das Erzeugen ewiger Werte handeln ſollte,

ist die Erscheinung doppelt auffallend und — doppelt verräterisch. Aber auch die sonstige Betätigung war auf den Götzen „Fortschritt" eingestellt. Vorwärtskommen — das gebot dem Bürgersohn schon die Sehnsucht nach einem behaglicheren, breiteren Dasein. Ausdehnung des Einflusses war das Ziel, das sich der rastlose „Wille zur Macht" im Begüterten stellte. Der gleiche Trieb, der den Einzelnen beherrschte, war ebenso halb bewußt, halb unbewußt in dem ganzen Volke mächtig. Das Wilhelminische Zeitalter wird immerdar als das einer sagenhaft raschen äußeren Blüte vor uns dastehen, da der deutsche Kaufmann mit seinen Beziehungen in die fernsten Weltteile hinausreichte und der größte Teil des Volkes ganz von selber lernte, in die Ferne hinauszudenken. Wenn man zurückschaut, so begreift man deutlich, wie sich eine Epoche in dem Dogma von der Entwicklung und dem kategorischen Imperativ des Fortschrittes, so recht das Glaubensbekenntnis schuf, das sie nötig hatte, um die eigene Wesensart gewissermaßen theoretisch zu rechtfertigen. Wenn man die psychologische Verfassung dieser Epoche, die im Imperialismus der leitenden Kräfte aller Nationen ihren letzten zusammengefaßten Ausdruck fand, mit wenigen Worten veranschaulichen will, so muß man sagen: man dachte und strebte unablässig in einer Richtung, nämlich nach vorwärts, weg von sich selbst, weg von der Gegenwart und dem Nahen, Begrenzten. Man glich einer gläubigen Schar, die mit begierig ausgestreckten Händen der Sonne entgegenläuft.

Da aber alle von dem gleichen Drang und Geist beseelt waren, da gewissermaßen alle demselben Ziele entgegenjagten, mußte früher oder später das Unvermeidliche kommen: der Aneinanderprall. Der Weltkrieg, die erste Entladung, wie ich ihn oben nannte, war auch die erste Enttäuschung.

Die Technik, die eigentliche Trägerin dessen, was man Fortschritt nannte, offenbarte auf einmal die ihr innewohnenden unheimlichen Kräfte der Verneinung. Sie, die das Dasein bisher scheinbar so intensiv beglückt hatte, schlug nun plötzlich in das Gegenteil um und entschleierte sich als eine diabolische Macht der Vernichtung, wie sie die Menschheit früher nicht besessen hatte. Es stellte sich mit erschreckender Klarheit heraus, daß die sogenannte Zivilisation, auf die man sich als auf die Krone des Fortschrittes so viel zugute getan hatte, nicht eine Besserung der Menschennatur bedeutete, sondern nur eine Intensivierung der Mittel ihrer Betätigung. Die düsteren Nachtseiten der gesamten „hochentwickelten" Epoche kehrten sich mit einem Schlage nach außen und wiederholten die uralten Leiden des Erdendaseins nur mit einer schauerlich vervielfachten Massenhaftigkeit. Nie hat ein gepriesenes Zeitalter sein Antlitz furchtbarer enthüllt als das, welches im Weltkrieg seine Auslösung fand. Die Millionen Gräber Europas,

die Schrecken der Rieſen-Schlachtfelder in Oſt und Weſt werden für immer das ſtummberedte Zeugnis dieſer niederſchmetternden Wahrheit bilden.

Aber mehr noch iſt zu bedenken, wenn man ſich die Größe der inneren Wandlung veranſchaulichen will. Hier mag das deutſche Beiſpiel als Erläuterung dienen, zumal es uns immer als das Eigentliche vor Augen ſchwebt. Man vergegenwärtige ſich nur, was es bedeutet, daß ein Volk von 70 Millionen, das in ſeinem ganzen Wollen und Denken ſeit Jahrzehnten daran gewohnt war, in der einen Linie nach vorwärts zu trachten, plötzlich einen Stoß nach rückwärts von jener unerhörten Gewalt erhält, wie ihn die Niederlage äußerlich kennzeichnete. Unter einem großen Geſichtswinkel geſehen, erſcheint es als natürlich, wenn ſich bei dieſem unerhört negativen Erlebnis alle geheimen Schleuſen öffneten und jene Auflehnung gegen die bisherige Ordnung der Dinge losbrach, die man gemeinhin Revolution nennt. Wer Gelegenheit hatte, an dem Werden dieſer Revolution beobachtend teilzunehmen, der wird ſofort eingeſtehen, daß das pſychologiſche Moment eine entſcheidende Rolle bei ihr ſpielte. Ich vergeſſe niemals den Tag, da unſer Waffenſtillſtandsangebot an die Entente bekannt wurde. Damals konnte man an der bodenloſen Verzweiflung des einfachſten Mannes ſtudieren, was es heißt, wenn dem Fühlen und Wollen einer Nation, das trotz aller Entbehrungen und Verluſte krampfhaft auf Ausharren und Hoffen eingeſtellt war, plötzlich mit unvergleichlicher Unbarmherzigkeit die Bremſe aufgeſetzt wird, ſo daß es aus dem lange mit äußerſter Beſtändigkeit befahrenen ſeeliſchen Geleiſe, das nach „vorwärts" führen ſollte, mit einem Rucke herausgeworfen wurde. In dieſem Augenblick begriff ich, daß der Umſturz kommen mußte. Einen ſolchen Rückſchlag erträgt der pſychiſche Organismus des Menſchen ebenſowenig wie der phyſiſche. Ein Renner, der mitten im ſchnellſten Lauf einen unerwarteten Gegenſtoß erhält, bleibt nicht ſtehen, ſondern er verliert das Gleichgewicht und fällt nach rückwärts.

Und nun kam die dritte Stufe — die Revolution —. Revolution hat mit „Fortſchritt" und „Entwicklung" im Sinne des 19. Jahrhunderts nicht das geringſte zu tun. Schon der Name: „Zurückwälzung" zeigt deutlich genug, daß es ſich nicht um ein „Vorwärts", ſondern eben um ein Zurück handelt. Mit dem Rufe: Retournons à la nature! bereiteten in höchſt kennzeichnender Weiſe die Theoretiker der franzöſiſchen Revolution die große Bewegung vor. Eine Revolution bedeutet immer und zu allen Zeiten den Wunſch eines Abbaus von Wucherungserſcheinungen in der menſchlichen Geſellſchaft. Ein Teil dieſer menſchlichen Geſellſchaft, mag er nun Adlige oder Unternehmer oder Großbürger heißen, hat ſich auf Koſten des anderen Teiles, ſagen wir der Bauern, der Kleinbürger oder der Arbeiter, allzu breit aufgetan. Der

Abstand zwischen beiden Teilen in bezug auf die Lebensführung ist zu groß geworden, so daß der Wunsch nach dem Ausgleich immer gewaltiger hervortritt. Man will also die Entwicklung nicht weitertreiben, sondern zurückschrauben. Der ewige Glaube an die Gleichberechtigung aller Menschen, der dem Christentum über die Jahrhunderte hinaus seine geheimnisvolle tiefrevolutionäre Kraft auf ethischem Gebiete verleiht, ist das heiße Ja in der zerstörenden Wucht jeder gesellschaftlichen Umwälzung. Wir haben also hier mit einem dritten ganz eminent wirksamen Faktoren zu tun, der sich gegen die Begriffswelt jener Zeitspanne, die hinter uns liegt, wendet. Das erste war die Bloßstellung der negativen Seiten des sogenannten Fortschritts, das zweite war das psychologische Erlebnis des Rückschlages, das dritte ist die positive Forderung der Revolution, der Zurückwälzung des Erworbenen.

Die Folgen dieses ganzen, hier skizzierten Prozesses für die seelische Verfassung und die geistige Einstellung des deutschen Volkes lassen sich kaum überblicken. Nur eines vermag man mit Bestimmtheit schon jetzt zu sagen: sie werden tief einschneidend und von Grund aus umwälzend sein. Die Gedanken- und Begriffswelt eines Zeitalters ist nicht, wie die materialistische Geschichtsauffassung will, ein äußerster zartester Ausfluß der wirtschaftlichen Grundlagen — obwohl deren Beteiligung an ihrem Zustandekommen keineswegs geleugnet werden soll — sondern sie ist die Frucht der Erlebnisse des betreffenden Zeitalters. Genau wie schon das Bild im menschlichen Auge einen Kompromiß zwischen der Außenwelt und den inneren uns innewohnenden Organen darstellt, so ist auch die Begriffsbildung des Einzelnen und der großen Gesamtheiten ein solcher Kompromiß zwischen dem, was sich in dem Sohne einer besonderen Epoche von früher oder von immer vorfindet, und dem, was neu auf ihn hereinstürmt. Kants Lehre vom kategorischen Imperativ trägt unendlich viel von jenem Preußen in sich, das sich nach Jena in strenger Selbsterziehung wieder aufbaut, und der innige Zusammenhang von Nietzsches „Willen zur Macht" mit der praktischen Betätigung des Kapitalismus und Imperialismus liegt für jedermann auf der Hand. Man darf also sicher ähnliche Schlüsse für die Zukunft ziehen, ohne dabei befürchten zu müssen, daß man der Versuchung zu vorschnellen Analogien anheimfällt, denn eine solche Versuchung ist nur dann gefährlich, wenn sie sich auf den äußeren Verlauf der Dinge bezieht. Wer in das Herz alles Geschehens, in die Menschennatur hinablauscht, der wird sich mit zwingender Notwendigkeit zu der Lehre von „der ewigen Wiederkunft" bekehren müssen.

Die erste Folge jener dem bisherigen Denken und Wollen strikte zuwiderlaufenden Erlebnisse der letzten 5 Jahre ist bei dem deutschen Volke bereits in Erscheinung getreten. Sie ist, wenn ich mich so aus-

drücken darf, eine völlige geistige Wegloſigkeit. Das iſt nach dem bisher Geſagten eine durchaus naturgemäße Erſcheinung. Statt der alten Richtung nach vorwärts, auswärts, in die Breite und Weite, die man bisher verfolgte, iſt jetzt, da ſie keine Geltung für die Orientierung in der Welt mehr haben kann, eine neue noch nicht gefunden. Man taſtet im Dunklen umher, und es kann daher nicht wundernehmen, wenn die Verſuche, ſich mit der plötzlichen Wandlung abzufinden, auf den kritiſchen Beobachter einen wahrhaft hilfloſen Eindruck machen. Die tiefe Traurigkeit, die in dieſer Stunde durch das geiſtig ringende Deutſchland zieht und keineswegs die Schwächſten ſogar zur Flucht durch den Selbſtmord bewegt, entſpricht nicht nur dem bitteren Schmerz über das ſchwere Los des Vaterlandes, ſondern auch dem unheimlichen Bewußtſein einer völligen ſeeliſchen Desorientierung, dem quälenden Gefühl des Verirrtſeins, demgegenüber es keine Rettung mehr zu geben ſcheint. Die oberflächlichen und ſixen Gehirne, deren es von der Zeit vor 1900 her nur noch allzu viele gibt, verſuchen krampfhaft, dem gänzlich anderen Zuſtand von heute mit den Begriffen von geſtern beizukommen. Sie ſprechen mit klagender Gebärde von „Übergangszeit" und bemühen ſich auch, die Revolution noch als „Fortſchritt" im vertrauten Sinn von ehedem zu deuten. Dabei haben ſie es nur ihrer eigenen knochenloſen Struktur zu verdanken, wenn ſie nicht fühlen, wie ſie an dem, was wirklich iſt, abprallen, ohne von ihm auch nur eine Ahnung zu beſitzen. Die tiefe ſeeliſche Ratloſigkeit erzeugt daneben noch eine andere Erſcheinung, die ein typiſches Begleitſymptom aller aus dem früheren Geleiſe geworfenen Umſturz-Epochen iſt. Ich meine damit — ſo merkwürdig es auch zunächſt klingen mag — die vielfach ſo ſchwer getadelte Tanz- und Vergnügungsſucht. Schon aus dem Leben des Einzelnen iſt durch die Erfahrung bekannt, daß ſich ein Menſch, der ſein ganzes Innenleben auf die Erreichung eines beſonderen Wunſches eingeſtellt hat, in dem Augenblick, der ihm durch die rohe Gewalt der Tatſachen die Unmöglichkeit ſeines Strebens dargetan wird, nur allzu leicht in flaches Genußleben verfällt. Er glaubt dann in der Regel, er tue das, um ſeinen Verluſt zu vergeſſen. In Wirklichkeit fordert nur die Natur ihr Recht, gegen die er ſich durch Überſpannung in der einen Richtung des Begehrens verſündigt hat und zieht ihn in die dunkle Geſetzmäßigkeit des Trieblebens zurück. Dasſelbe iſt jetzt bei den „von des Gedankens Bläſſe noch nicht angekränkelten" Teilen unſeres Volkes der Fall. Ihre „Haltloſigkeit" iſt durchaus ſeeliſch bedingt. Sie iſt der äußerſte Ausdruck jenes Rückſchlages, der das moraliſche Begriffs-Gerüſte der früheren Zeit, das durch die übermäßigen Anforderungen des Weltkrieges noch vollends zu einer Art pſychiſcher eiſerner Jungfrau wurde, mit einem Schlag von Grund aus zerſchmetterte.

Fassen wir alle Erscheinungen des Zusammenbruches einer unmöglich gewordenen Vorstellungswelt zusammen, so stehen wir gegenwärtig an dem — wieder muß man sagen — fruchtbaren Moment, der nach Sokrates der Beginn aller Weisheit ist, an dem Moment nämlich, da „wir wissen, daß wir nichts wissen". Noch ist er erst gefühlsmäßig vorbereitet, aber die Stunde ist nicht mehr fern, da er auch im Bewußtsein aufgehen wird, und das bedeutet dann den Anfang einer wirklichen „Umwertung aller Werte" — allerdings sicher nicht im Sinne dessen, von dem dieses Wort stammt, denn er meinte mit seiner Umwertung nur eine „Über"-Wertung dessen, was in seiner Zeit gegeben war.

Was aber wird das Morgengrau der beginnenden neuen Erkenntnis bringen? Gemäß dem eben angeführten Satz des griechischen Weisen können wir zunächst bestimmte Vermutungen in negativer Richtung aufstellen. Man wird sich immer klarer und deutlicher von dem Gedanken-Gebäude abwenden, in dem man früher wohnte. Es wird zweifellos langsam gehen, denn es ist ein Gesetz der menschlichen Natur, daß sich Erlebnisse nur langsam in Erfahrungen und Erfahrungen wiederum nur langsam in Erkenntnisse umsetzen. Der Weg vom Herzen zum Gehirn ist weiter, als man für gewöhnlich annimmt, und eine Zeit baut sich das Deckengewölbe ihrer besonderen Begriffe nur sehr allmählich. Was aber die niederreißende Tätigkeit, die auch hier der aufbauenden vorhergehen muß, anbelangt, so wird ihr Endziel die Beiseiteschiebung, wenn nicht die gänzliche Erdrosselung des Fortschritt-Glaubens sein. Er war schon vor dem Weltkriege dadurch gewissermaßen an den Rand des Grabes gehetzt, daß man ihn in seine äußersten Konsequenzen hineinstieß. Das Jagen der Kunstrichtungen, das ich oben bereits berührte, die Sucht nach dem Neuen um jeden Preis war eine Verflüchtigung der anfangs im Boden der Wirklichkeit verankerten Idee der Entwicklung. Und diese Idee selbst, ursprünglich dem Gehirn einsamer Forscher entstiegen, wurde aus dem scheuen Halbdunkel der Gelehrtenstube derartig in das grelle Licht des Alltags hinausgezerrt und zum Gebrauch für jedermann gemein gemacht, daß sie den starren Glanz der Weisheit gegen den abgegriffenen Glimmer der Allgemeingültigkeit eintauschen mußte. Sie selbst ist nun, wie ihr jüngerer Bruder der Fortschritts-Gedanke, dem Untergang geweiht. Ich bin mir vollauf bewußt, was ich damit sage, ich hege die tiefe Überzeugung: diese Behauptung geht nicht zu weit. Die Entwicklungsidee wird von dem Throne, den sie hundert Jahre hindurch einnahm, herabgestoßen werden, ganz einfach deshalb, weil sie wie andere unumschränkte Herrscher dieser Zeit nicht mehr genügt. Ein Volk, das wie das unsere es in Zukunft tuen muß, dazu gezwungen sein wird, sich auf sich selbst zu bescheiden und in seinem Innern den schweren

Prozeß einer ungeheuren, in dieſem Umfang vielleicht noch niemals dageweſenen Klaſſenverſchiebung durchzumachen, der letzten Endes, wie ich eingangs anzuführen verſuchte, auf einen Ausgleich, nicht auf ein Emporſchießen der einen oder anderen Kraft hinausläuft, ein ſolches Volk kann ſich ganz unmöglich mit jenem Begriffswerkzeug behelfen, das für die Jahrzehnte, die dieſen Prozeß vorbereiteten, das gegebene war. Man denke nur einmal den Sozialismus zu Ende, man ſtelle ſich ſeine Forderungen der unbedingten Gleichheit in Wirklichkeit umgeſetzt vor, und man wird begreifen, daß es ſich hier nicht um Heraklits *πάντα ρεῖ* mehr handeln kann, ſondern um den abſoluten Stillſtand, um den ſtrikten Gegenſatz alles deſſen, was wir unter Entwicklung zu verſtehen gewohnt ſind. Aber damit noch nicht genug; auch die nationale Eindämmung, die, wirtſchaftlich bedingt, mehr oder weniger überall eintreten muß, wird in der gleichen Weiſe geiſtig beruhigend wirken. Die Blicke werden nicht mehr nach auswärts und vorwärts gehen, ſondern nach innen und auf das Nahe. Man wird, um mich bildlich auszudrücken, nicht mehr in einer geraden Linie vorſtürmen, ſondern ſich eher im Kreiſe bewegen. Und in der Mitte dieſes anfangs ſcheinbar troſtloſen Kreiſes wird ſich plötzlich die erlöſende Wahrheit der Zukunft auftun: Der Glaube — nicht an die Bewegung und das Werden wie bisher — ſondern an das Sein. Man wird, mit anderen Worten, je mehr man auf das Gegenwärtige und Beſtehende hingewieſen ſein wird, deſſen Worte empfinden und erkennen und wird nach dem Rauſch des Fortſchrittes ein ſtilles heiteres Erwachen zum Bleibenden tragen. Man wird ſich beglückt die Augen reiben und einſehen, daß alles Werden, alle ſogenannte Entwicklung nur eine Erſcheinungsform des ewig Seienden iſt, zu dem man endlich nach langer ruheloſer Flucht zurückkehren durfte.

Schon die Revolution, die „Zurückwälzung", muß durch ihre verblüffend zutage tretende Ähnlichkeit mit früheren gleichgearteten Bewegungen dem Nachdenklichen die Frage aufdrängen: wie kommt es denn, daß alles ſich wiederholt? Gibt es nicht unter dem ſcheinbaren Wechſel, unter dem äußeren *πάντα ρεῖ* immer giltige, immer wirkende Geſetze, die alles letzten Endes bedingen? Schlummert nicht unter den ſtändigen Regungen eine große unveränderliche Ruhe, die den letzten Grund auch zu dieſen Regungen bildet? Um mit Fauſt zu ſprechen, wird man zu den Müttern hinabſteigen, zu den Urelementen der menſchlichen Natur, die der letzte Quell des Geſtern, Heute und Morgen ſind. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht wird den vom Werden gehetzten und letzten Endes betrogenen Abkömmling des 19. Jahrhunderts dazu treiben, ſich von der böſen Krankheit „Zeit" in dem immer jungen Quellbad Ewigkeit zu heilen.

Was dann kommen wird, läßt ſich jetzt nur ahnend ergreifen. Das

Stiefkind der vergangenen Epoche, die Religion, dürfte nach der ſchlichten Wahrheit der Märchen zur Königin werden. Die erſten Anzeichen hierfür waren ſchon vor dem Weltkriege vorhanden. Schon damals hatte ſich in den Reifſten ein Verlangen nach einem „neuen" Glauben aufgetan, der nur inſofern die Gebrechen der Epoche an ſich trug, als er zuviel Gewicht auf das „neu" legte und zuwenig erkannte, daß Religionen immerdar ihre Hauptkraft darin beſitzen, daß ſie uralt ſind, das heißt, Revolutionen, Zurückwälzungen im Sinne der chriſtlichen Religion darſtellen, indem ſie nämlich auf den ewig gültigen Fundamenten der Menſchennatur aufgebaut ſind und gerade ihnen zu dem gebührenden Rechte verhelfen.

Das andere wird eine Auferſtehung der Kunſt. Auch für ſie ſind die erſten Anzeichen bereits heute gegeben. Der Expreſſionismus mit ſeiner bewußten Rückkehr zum Primitiven beging nur inſofern einen Fehler, als er in dem „bewußt" das übertriebene Wachſein einer zur abſichtlichen Selbſtverleugnung getriebenen Verſtandesrichtung verriet. Gelingt es ihm, den großen Fall ins Ungewollte, rein Gefühlsmäßige zu tun, ſo kann er die Wiege einer wahrhaft echten Veranſchaulichung der Menſchennatur werden.

Es gibt eine Zeit, die mit der unſeren tiefe, innerlich durchaus begründete Ähnlichkeit beſitzt. Das iſt das 13. Jahrhundert in Italien, die Epoche der Vorrenaiſſance. Auch ſie war erfüllt von Ausdehung und äußerem Fortſchritt, die das Werden der Stadtſtaaten begleiteten, auch ſie klang in einem Klaſſenkampf der Popolaren, d. h. der Kleinbürger und der Nobiles, d. h. der Reichen und Vornehmen aus, der in Geſtalt der Signori ſeinen Ausgleich fand, indem ſich Mitglieder der oberen Schicht, geſtützt auf das in Zünften vortrefflich organiſierte einfache Volk, zur Herrſchaft über das Ganze aufſchwangen Und als die Kämpfe ſich zu beruhigen begannen, als die Spannung zwiſchen Stadt und Stadt und zwiſchen Partei und Partei abnahm, gedieh jene organiſche Blüte, jene wahre Entwicklung von innen heraus, die kein Vorwärtshaſten nach Neuem, ſondern, wie das deutſche Wort Entwicklung — recht verſtanden — ſo ſchön veranſchaulicht, ein Auseinanderfalten der beſtehenden Kräfte war, jene Renaiſſance, die gleich den Revolutionen eine Wiedergeburt, ein Zurückgreifen zu den ewigen Werten der Menſchennatur bedeutete.

Wir ſind, wie ich ſchon anzudeuten verſuchte, an einem Stadium des uns beherrſchenden Prozeſſes angelangt, da uns eine Erkenntnis ſeines eigentlichen Inhaltes möglich wird. Noch tobt das Ringen, noch ſträuben ſich die feindlichen Elemente gegen die Vereinigung, aber im ahnenden Fühlen bilden ſich ſchon die Kriſtalle, und ein ferner Strahl ihres Glanzes fängt zaghaft aber verheißend an, auf das dumpfe Dunkel unſerer Tage zu fallen. Ich will nicht behaupten, daß wir — langſam, durch

Generationen hin — einer neuen Renaiſſance entgegenreifen; das wäre zu kühn. So viel jedoch darf man ſchon jetzt zu prophezeihen wagen: Aus dem bitteren Leid des Heute führt ein ſtiller ſtrenger Weg nach einem beſſeren, glücklicheren Morgen. Auf ihn aber weiſt allein der Wille zum Seienden, die Hinwendung nach jenen unveränderlichen, durch die Jahrhunderte immer gleichen Geſetzen der Menſchenbruſt, die ewig ſind, wie die Geſetze, nach denen ſich die Sterne bewegen und gegenſeitig anziehen.

Wir Deutſche ſind, wenn nicht alles trügt, für dieſen künftigen Weg beſonders gut vorbereitet. Ganz abgeſehen davon, daß wir trotz unſerer expanſiven Wandernatur eine tiefe religiöſe Ergebung, d. h. eine innige Beziehung zu der Heiligkeit des Seins beſitzen, haben uns die Großen, die jenſeits des 19. Jahrhunderts als letzte Blüte eine andere Epoche zum Abſchluß brachten, die Goethe, Schiller und Kant, deren wahrhaft befruchtende Wirkungszeit erſt noch bevorſteht, mit einem geiſtigen Werkzeug ausgerüſtet, das wir den meiſten, wenn nicht allen voraushaben. Und heute — in der Stunde der höchſten Not — mag es mir ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ich überhört oder belächelt werde, vom Boden meiner Erwägungen aus geſtattet ſein, mich zu dem Glauben zu bekennen, daß ein neuer deutſcher Tag in dieſer deutſchen Nacht ſeine Quelle hat. Die Zeit, die wir bezwingen wollten, und die uns heute überwunden hat, reift uns langſam aber ſicher ſelbſt entgegen.

Ernſt Schmitt
Die Unvererblichkeit des Eigentums

Der Friede iſt unterzeichnet. Seine Ausführung bringt uns tödliches Siechtum. Ob er abgeändert werden wird, wiſſen wir nicht. Doch wir müſſen leben. Wir müſſen wiſſen, daß eine neue ſittliche Ordnung in uns im Werden iſt, die keinen Vorgang in der Geſchichte kennt, daß wir die erſten ſind einer vollkommen neuen Zeit. Wir müſſen den Glauben haben an die ewig bewegende Kraft in uns ſelber.

Wir dürfen nicht klein ſein. Und wir dürfen uns nicht treiben laſſen von den dumpfen Ereigniſſen der Stunde. Wir müſſen ſelber treiben, unabläſſig, immer von neuem. Es iſt feige und es iſt falſch, immer nur nachzuhinken, immer nur, dem Drängen der Unvernunft folgend, Stück um Stück Konzeſſionen zu machen. Wir müſſen vornhin. Wir müſſen die Fahne tragen.

Von dem Gedanken, die in meinem Bekenntnis im Juniheft der

„Tat" ausgeſprochen waren, hat, wie zu erwarten, der Gedanke der Unvererblichkeit des Eigentums heftige Kritik gefunden. Er iſt keineswegs der maßgebende oder leitende Gedanke, er iſt einer unter vielen, eine Folgerung von Tauſenden im ſittlichen Denken, weit untergeordnet anderen Problemen des Menſchentums. Aber er iſt die materielle Frage. Er geht den Menſchen an das irdiſche Gut, das ihnen mit Recht naheſteht. Eben darum muß er angefaßt werden. Was den Menſchen am ſchwerſten wird, muß zuerſt heran. Und eben darum muß hier geſagt werden: im Grundſatz gibt es keinen Kompromiß.

Über die meiſten der Fragen, die die Revolution erhoben hat, beſtehen keine unüberbrückbaren Meinungsverſchiedenheiten. Alle ſehen ein, daß es mit der Demokratie allein nicht getan iſt, ſondern daß man auch Männer braucht, die führen. Viele Anhänger des Staatsſozialismus bekehren ſich zu einem genoſſenſchaftlichen Aufbau, der der eigenbrödleriſchen Geſtaltung der Genoſſen und der Verantwortungsfreudigkeit der Unternehmer freien Raum läßt, der den Staat nicht als Ausführer, ſondern nur als oberſten Leiter und Berater will. Die Arbeiter wiſſen, daß ſie vom Lohn allein ebenſowenig glücklich werden wie vom Mitreden in den Betrieben, und die Arbeitgeber ſehen ein, daß das Räteſyſtem ſehr wohl eine neue, organiſche Grundlage der Gemeinſchaft aller Mitarbeitenden werden kann. Führende Männer aus allen Lagern befreien ſich langſam von den überkommenen Dogmen und beginnen, ſich zu neuen Gedanken eines wirtſchaftlichen und politiſchen Aufbaus zuſammen zu finden.

Und doch beſteht — nicht nur bei den Handarbeitern, ſondern auch bei den Kopfarbeitern und gerade bei dieſen — eine tiefe Unzufriedenheit, ein unendliches Mißtrauen. Man weiß, mit der Verteilung der Unternehmergewinne auf die Arbeiter iſt es nicht getan. Es iſt in gründlicher Unterſuchung nachgewieſen, daß dann etwa 270 Mark mehr im Jahr auf den Kopf des Arbeiters fielen. Man weiß, es wird im Endeffekt alles beim alten bleiben. „Immer wieder werden die Beſitzenden, die ohne Verdienſt ererbt haben, die Stärkeren ſein. Immer wieder werden ſie den, der nur auf die Arbeit ſeiner Hände und ſeines Geiſtes angewieſen iſt, ausbeuten. Die Beſitzenden haben die Macht, Geld kann alles, ſie machen Konzeſſionen um Konzeſſionen, nur um den Beſitz nicht zu verlieren." Das denken die Leute. Es iſt einfach. Und ſie haben zum großen Teil recht. Was bezwecken denn die meiſten unſerer Sozialiſierungsmaßnahmen anderes als das, ſtärkere Eingriffe in den Beſitz zu vermeiden?

Die ſoziale Frage iſt und bleibt die Frage des Privateigentums. Es hat keinen Zweck, daran herumzudeuteln, ſich davor herumzudrücken oder daran herumzudoktorn. Sie muß angefaßt und gelöſt werden. Es iſt die alte Frage von Arm und Reich, die alte Frage des Chriſten-

tums, eine Frage, die so stark ist, daß sie schon einmal eine neue sittliche Weltordnung und einen neuen Glauben in die Angeln heben konnte.

Daß sie gelöst wird, ist eine absolute Voraussetzung für den endlichen Eintritt sozialen Friedens und wirtschaftlicher Erholung. Unsere Industrie, die Grundlage unserer wirtschaftlichen Wohlfahrt, ist am Ende. Sie kann nur weiter bestehen, wenn die Menschen wieder zur Arbeit kommen. Dazu muß die soziale Unruhe herausgebracht werden. Das geht nur mit einer radikalen Parole, mit einer, die stark genug ist, um Bolschewismus und Kommunismus zu überwinden. Das geht nur, wenn nicht mehr hergelaufene Leute mit phantastischen Ideen, sondern wenn die Besten des Landes führen. Es geht um alles. Den Mut müssen die Besten haben, nun groß und ehrlich zu sein. Sie müssen das packen, was die Masse tatsächlich treibt, sie müssen das aussprechen, woran alle glauben. Und sie müssen selber glauben.

Die Enteignung der Lebenden und Übertragung alles Eigentums an den Staat, so wie es die Kommunisten wollen, sind Unsinn. Was ich habe, das halte ich. Wider Gewalt setze ich Gewalt, und List wider List. Eigentum unter Lebenden wird es immer geben, auch wenn man es hundertmal aufhebt. Das sind Hirngespinste von Menschen, die die Füße in der Luft haben, das ist Schaum vom dumpfen Denken der Masse. Wir brauchen Wirklichkeit; absolute, nüchterne Wirklichkeit. Und wir brauchen, daß alle sittlichen Werte und alle Bodenständigkeiten gewahrt bleiben. Die Menschen sollen nicht fahrig in der Welt herumziehen und bald dieses und bald jenes beginnen. Sie sollen an ihrer Heimat hängen, die Sprache reden, so wie sie im engen Garten weiter wächst, alte Nachbarn, gute Freunde und gute Feinde haben, und Stein und Bein daheim kennen. Es soll ein rechtes deutsches Land sein.

Es muß sachlich überlegt werden, was möglich ist.

Alle Erschütterungen der Gesamtwirtschaft können vermieden werden, wenn man lediglich den Eigentumsübergang von Todes wegen aufhebt. Alle sittlichen Werte der Vererbung können durch Sohneslehen oder sonstige Sondervorschriften erhalten werden.

Es gibt nichts, was die Vererbung des Eigentums an sich sittlich notwendig erscheinen ließe. Das geistige Eigentum vererbt sich nicht; es fällt nach einer — gleichfalls ungerechtfertigten — Karenzzeit der Allgemeinheit anheim. Soll das materielle Eigentum mehr wert sein? Jeder Mensch kommt nackt auf die Welt. Was er mitbringt an Gaben, ist Gottes Wille. Er wird erzogen, was sich aus ihm herausholen läßt. Erzogen vom Staat, vor allem aber von den Eltern daheim. Damit ist es genug. Es ist Unrecht, daß einer materiellen Besitz mitbekommt, damit er sich leichter im Leben tut als die andern. Es ist Unrecht, daß einer mit Dingen, die er nicht sich selber verdankt, die

anderen beherrſcht. Mit ſeinen eigenen Gaben ſoll jeder ſo viel verdienen, daß er für ſich und ſeine Familie leben und Freude am Leben haben kann. So müſſen die Einkommensverhältniſſe geſtaltet werden, das iſt die Vorausſetzung für alles. Der, dem die anderen infolge ſeiner höheren geiſtigen Leiſtungen freiwillig gehorchen, ſoll der Herr ſein. Wer ſchwach iſt, für den ſoll die Gemeinſchaft ſorgen, gut und ausreichend, ebenſo für jeden, der ſich bildet. Die Religion der Liebe für die Schwachen muß bleiben. Es ſoll aber eine Religion der Liebe für die Starken hinzukommen, einer harten Liebe für die, die, weil ſie ſtark ſind, dreimal mehr Pflichten haben als die anderen.

Aber wenn der Starke ſtirbt, iſt er dahin, und mit ihm alles, was ſein war. Was er erwarb, gehört nicht den Kindern, ſondern den Genoſſen. Dem tüchtigſten Sohn können die Genoſſen ein Vorrecht geben, daß er wieder mit der Stellung des Vaters belehnt wird. Genoſſen ſind alle Mitarbeiter in einem Betrieb, mag er groß oder klein ſein.

Entſteht bei einer ſolchen Ordnung ein Schade an den wahrhaft ſittlichen Werten der Familie?

Wird durch ſie die Schaffensluſt der Geſamtheit gelähmt?

Tritt ein Rückgang in der Kultur ein?

Wird die Bodenſtändigkeit in der Heimat beſeitigt?

Das ſind die Fragen, die beantwortet werden müſſen. Ich meine, daß ſie zu verneinen ſind.

Daß man für die Kinder durch Sparen ſorgte, hing nur daran, daß die Kinder durch ererbtes materielles Eigentum leichter in der Welt vorankamen. Fällt dieſe Vorausſetzung, ſo fällt nicht die Sorge für die Kinder — Eltern müſſen für ihre Kinder ſorgen —, ſondern ſie nimmt andere Formen an, Formen, bei denen die Menſchheit gewinnen wird. In dem Augenblick, wo Eltern wiſſen, daß ſie ihren Kindern kein Geld mehr vererben können, werden ſie alles auf die Erziehung verwenden. Sie werden die körperliche Pflege verbeſſern, ſie werden die Ziele der Ausbildung höher ſtellen. Sie werden ihren Kindern Lebensfreude und den Sinn am Schönen lehren, ſie werden ſie Welt und Menſchen erkennen lehren, kurz ſie ſo ſtark für den Kampf mit dem Leben machen, als es irgend geht.

Die, die von ihren Eltern nichts als Erziehung mitbekamen, ſind wahrhaftig nicht die ſchlechteſten. Sind das nicht gerade die Männer geweſen, die in ſtrenger Einfachheit und Pflichterfüllung dem Staat am beſten gedient haben? Und iſt der Aufſchwung unſerer Wirtſchaft von den Söhnen reicher Eltern oder von denen gekommen, die harte Hirne und ſtarke Ellenbogen beſaßen und ſonſt nichts?

Und übrigens: wieviel Prozent der Eltern im Deutſchen Reiche waren bis jetzt überhaupt in der Lage, für ihre Kinder zu ſparen?

Der Arbeiter, der Angeſtellte, der Unteroffizier und Offizier, der Beamte konnten es nicht. Es waren nur die Unternehmer. Und bei ihrem Erwerb war vielfach die Sorge für die Kinder nur der unbewußte Vorwand für die Sucht nach Geld, für Ehrgeiz oder Machtgier. Es iſt nicht richtig, daß der Mann nur arbeitet, um ſich und ſeine Familie zu ernähren. Es ſpielen auch andere Motive mit. Bei den Führern unſerer Wirtſchaft ſind ſie jedenfalls ausſchlaggebend. Wie viele könnten ſich längſt bequem zurückziehen und ſchaffen doch weiter, und wieviel Junggeſellen ſchaffen weit mehr, als ſie für ihre Bedürfniſſe brauchten!

Die Bande der Familie werden durch die Unvererblichkeit des Eigentums nicht gelockert, ſondern veredelt und verſtärkt werden. Die Wirtſchaft wird nicht ſtillſtehen und nicht langſamer gehen, wenn der Mann nichts mehr für die Kinder zu erſparen hat. Ihr Gang hängt daran, daß die vielen für die Leiſtung ihren Lohn finden und daß die Führer in voller Verantwortungsfreudigkeit ſchaffen, *Herrn* ſein können. Es muß lediglich eine radikale Umſtellung der Gedanken ſtattfinden. Das iſt ſchwer. Denn das Denken iſt träge. Doch Not lehrt denken.

Wird der Stand unſerer *Kultur* geringer werden, wenn es keine ererbten Vermögen mehr gibt? Ohne weiteres iſt zuzugeben, daß Vermögensſtücke mit ideellem Wert, Bücher, Bilder, Möbel uſf. den Kindern vererbt werden können. (Nur Kleinigkeitsglauber können behaupten, daß hier eine vernünftige Geſetzgebung nicht die richtige Grenze zu ziehen vermöge. Im übrigen wird ſich unſer Recht allgemein daran gewöhnen müſſen, daß der Richter künftig weit mehr als bisher ſtatt nach Paragraphen nach ſeinem eigenen Ermeſſen urteilt.) Die Kinder werden alſo nicht nur in der Erziehung, die ſie genoſſen haben, ſondern auch in den ſichtbaren Dingen ihrer gewohnten Umgebung die Kultur der Eltern mit ſich nehmen können.

Eines Standes von Menſchen, die nichtstuend nur Kultur genießen, bedarf es zur Förderung der Kultur nicht. Sie wird von den tüchtigen Männern gepflegt werden können, und wenn dieſe keinen Sinn dafür haben, von ihren Frauen, die nun nur um ihrer Bildung willen, nicht wegen des Geldes, das ſie erben können, geheiratet werden. Im übrigen wird es Aufgabe der Gemeinſchaften ſein, Kunſthallen und Büchereien in dem denkbar beſten Geiſt und in größter Verbreitung zu halten. Es wird dort von ſachverſtändiger Hand beſſere Kunſt gekauft werden wie von vielen privaten „Mäzenen". Die Ausbildung der Künſtler und die Sicherung der Lebenshaltung der Tüchtigen unter ihnen muß überdies ſelbſtverſtändlich Aufgabe der Gemeinſchaft ſein.

Wie iſt es mit der *Bodenſtändigkeit in der Heimat*, wenn kein Eigentum mehr vererbt wird?

Zuerſt zum *Bauern*. An vielen Stellen Deutſchlands verlangt die Bauernſchaft hartnäckig und unerbittlich die Zerteilung des großen

Grundbesitzes; es ist klar, daß die Agrarfrage, die bisher zurückgestanden hat, über kurz oder lang angefaßt werden muß. Es wird zu Landverteilung und Streitigkeiten über die Zuteilung des neuen Besitzes kommen. Liegt es da nicht nahe, daß man allgemein zu dem Rechtszustand zurückkehrt, der früher bestand und heute noch vielfach für Weide und Wald gilt: dem Gesamteigentum aller in der Gemeinde am Grundbesitz. Äcker und Wiesen werden dem Einzelnen zu Lehen vergeben. Der Sohn kann ein Vorrecht erhalten, das Lehen des Vaters zu nehmen, wenn und solange ihn die Genossen für einen tüchtigen Bauern erkennen. Das Betriebskapital wird Darlehn der Genossen, die pekuniären Fragen regeln sich in der Höhe des Lehnszinses. Es gibt jetzt schon bei uns in Deutschland Höfe, die ständig in der Pacht derselben Familie sind. Welche wirklichen Schwierigkeiten ständen einer solchen Regelung im Wege? Schwierigkeiten gibt es im Einzelnen, gewiß. Aber es geht unendlich viel, wenn man will, und noch mehr, wenn man muß.

Danach das Eigentum *industrieller* Betriebe. Die Hauptindustrien Deutschlands sind jetzt schon zu Verbänden zusammengeschlossen, ihre weitere Syndizierung, mag sie nun in Form dekretierter Planwirtschaft oder freiwilligen Zusammenschlusses erfolgen, scheint unausbleiblich. Was das Eigentum anlangt, so soll nicht verstaatlicht, sondern vergesellschaftet werden. Eigentümer des Werkes soll das Syndikat sein, an dem alle Mitarbeitenden irgendwelcher Art beteiligt sind. Ihr Anteil und ihre Gewinnquote bestimmen sich nach der Zeit ihrer Mitarbeit und nach ihrer Leistung. Als Wertmesser der Leistung gilt notfalls der Lohn. Stirbt der Leiter eines Werkes (der in freier Verantwortung auf hohen Gewinn gestellt war), so liegt es im eigenen Interesse der Eigentümer, den tüchtigsten Sohn, solange er taugt, wiederum zum Leiter zu machen, ebenso wie auch heute schon Aktiengesellschaften froh sind, den tüchtigen Sohn des Generaldirektors wieder zum Generaldirektor zu erhalten.

Die *Handwerker* werden in den Städten immer mehr von Großbetrieben aufgesaugt werden. Künstlich kann man eine solche Entwicklung nicht verhindern. Überall aber, wo es irgend möglich ist, sollten Handwerker bleiben. Grund und Boden brauchen sie nicht notwendig, Werkzeug und Ware kann die Innung dem tüchtigsten Sohn übertragen.

Der Handel wird sich organisch den verschiedenen Industriesyndikaten anschließen. Auch der Detailhandel geht schon jetzt immer mehr in Großbetrieben auf. Der Wert eines Handelsgeschäfts besteht in der Kundschaft (dem good will) und dem Betriebskapital. Der good will des Kunden ist, wie das Wort sagt, sein Wille; ob er auf den Sohn übergeht, hängt an diesem. Das Betriebskapital darf sich nicht ver-

erben. Wohl aber ist es denkbar, daß der Handel genossenschaftliche Banken hat, die dem Sohn auf die Kundschaft, die er vom Vater übernommen, und die angestammte und anerkannte kaufmännische Tüchtigkeit und Solidität hin, zu niedrigerem Zins Blankokredit gewähren. Auch hier ist ein Umdenken erforderlich, das besonders hart ankommen mag. Aber es geht.

Sehen wir zurück: in keiner Frage besteht ein Bedenken, das so groß ist, daß seinetwegen der Schritt zur Unvererblichkeit des Eigentums unterbleiben müßte. Der Grundsatz kann und muß durchgeführt werden. Formen für Beseitigung von Härten werden sich immer finden. Man muß nur ehrlich und wahr sein. Und alle die, die sich jetzt nicht denken können, daß ihre Kinder später auf sich allein angewiesen sein sollen, brauchen sich nur vorzustellen, daß ihre Kinder mit vielen Schulgenossen zusammen sitzen, die ihnen gleichgestellt sind und nichts haben. Sie brauchen sich nur vorzustellen, daß, wenn sie heute ihr Vermögen verlieren, sie ihren Kindern morgen mit großer Ruhe und Selbstverständlichkeit erzählen werden, daß nur die Tüchtigkeit in der Welt entscheide und sie sich an ihren Schulgenossen, die nichts haben, gefälligst ein Beispiel nehmen sollten.

Das, um was es sich handelt, ist in Wahrheit für jeden Einzelnen unendlich klein. Jeder würde es, um seiner Kinder und seine eigene Gesundheit zu retten, gern hingeben. Jeder würde es, wenn es mit Zwang über ihn kommt, ohne weiteres tragen. Aber solange es der Menge der Besitzenden möglich ist, passiven Widerstand zu leisten, oder durch Konzessionen hinauszuziehen, was sich hinausziehen läßt, wehrt sie sich. Sie tut es mit ihrer ganzen Kraft, unbekümmert um das, was dann über alle hereinbricht. Sie ist bereit, jeden, der solche Gedanken vertritt, mögen sie aus der besten und lautersten Gesinnung kommen, aller Gemeinheit zu verdächtigen und unmöglich zu machen. Es ist aussichtslos, hier von den Vielen eine Änderung der Denkweise zu erwarten. Doch die Wenigen, die Nachdenklichen sollen denken. Sie sollen sich prüfen, ob sie nicht eines Verbrechens an der Nation schuldig werden, wenn sie nicht aufstehen und sich mit vornhin stellen. Und die Führer sollen sich überlegen, ob es ihnen nicht auch taktische Klugheit gebietet, jetzt ohne Zögern gerade in dieser Frage ganze Arbeit zu machen.

Was not tut, ist nicht eine neue komplizierte soziale Gesetzgebung, sondern eine Neufassung des fünften Buches des Bürgerlichen Gesetzbuchs über das Erbrecht. In kurzgefaßten Sätzen müßten feine Juristen die Grundgedanken der Unvererblichkeit des Eigentums aussprechen. Das Gebiet ist neu und vielfältig, kein Gesetz könnte da alles ganz erfassen. Daher müßte ein besonderer Kreis von Männern mit der Ausführung und Weiterbildung betraut werden,

und es müßte ferner dem Richter freieſter Spielraum gegeben werden, von Fall zu Fall nach ſeinem Ermeſſen zu entſcheiden.

Folgendes etwa ſollte vor allem, dem Inhalte nach, geſagt werden:

Mit dem Tod des Menſchen fällt ſein Vermögen an die Gemeinſchaft der Genoſſen; fehlt ſie, ſo iſt Erbe das Reich.

Genoſſen ſind alle, die in einem Betrieb oder in einer Gemeinſchaft von Betrieben mitarbeiten.

Erbgut, das nicht dem Betrieb dienen muß, wird zur Wohlfahrt der Genoſſen verwandt.

Die Genoſſen können den tüchtigſten Sohn mit der Stellung des Vaters belehnen.

Das Reich oder die Stelle, die es benennt, ſchreiben das Einzelne vor; fehlt es daran, ſo ſchafft der Richter von Fall zu Fall Recht.

F. M. Janſen / Über den Expreſſionismus / Eine Anklage

I

Die Frage drängt ſich unabweisbar auf: Warum werden immer und immer genannt: Grünewald mehr als Stefan Lochner, Altdorfer; Dürer mehr als Holbein; Rembrandt mehr als Franz Hals; — warum werden immer genannt: Fra Angelico nicht Filippo Lippi; Boticelli nicht Giorgione; warum Lionardo, Michel Angelo immer wieder vor Murillo, Velasquez, Raffael — —;

das alles, trotzdem über unſeren Ehebetten nur ſchmachtende Murillos und Raffaels Sixtiniſche Madonna himmeln; trotzdem in unſeren Stuben eher die Madonna in der Roſenlaube und Giorgiones Konzert (nie ein Fra Angelico) als Grünewalds Kolmarer Altarbild, eher ein Holbein-Porträt als Dürers ſchwermütiges Selbſtporträt mit den pathetiſchen Locken, eher unendliche Süßigkeiten von Steinle uſw. als Rethel, eher Schwind als Marées ſich herumtreiben.

Die Antwort iſt:

Die Werke der Dürer, Rembrandt, Botticelli, Lionardo, Michel Angelo umſchreiben nicht, erzählen, umtaſten nicht Leben, ſie *ſind* Leben, furchtbar potenziertes (der am meiſten genannte Name zeigt an: hier iſt das vollſte, unmittelbarſte Leben, d. h. die unzweideutigſte Wahrheit, die größte Unbedingtheit, die überragendſte flammendſte Forderung!). Die Werke dieſer ſind unbarmherzige Ausſagen über Menſchentum; jäh überfallende Äußerungen von Weſentlichem; ſie nehmen Wertung vor; ſie ſtammen aus völliger Hingabe und fordern Hingabe; ja dieſe Werke fordern Umſturz, bringen Umwälzung; wie

paßten sie da in unsere Häuser, die auf Hindämmern, Genießen, auf Satt-sein, auf Unbeweglichkeit und bequeme Gewohnheit eingestellt sind. (Sie sind angeblich im Format zu groß; jedes Zimmer muß ja seine $15^1/_2$ Bilder haben, sich gegenseitig aufhebend — nur ja kein überragendes, bestimmendes „großes" Bild.)

Dennoch haben die Geschichtsabschnitte, die Zeitläufte, die Massen diese Namen stets weitergegeben; stets neu herausgehoben; mit besonderem Klang, Weihe und Stillsein umstellt. Immer wieder sind diese Namen bestätigt worden, geheimnisvoller geworden. Die Massen (und fast nur die Massen, als Einzelne fallen sie sofort zurück) haben eben ein untrügliches Gefühl für schonungsloses „Hingegebensein", für flammendes Bekennertum, für phrasenlose Größe (sei es auch die Minutengröße des Parteiredners, des Heldentenors); Potenzierung, Konzentration unterjocht sie unbedingt. Nur die Masse, nur in der Masse stürzt jeder ja zusammen; verliert, vergißt Einzelbedenken, Einzelwünsche. Nur in der Masse fallen die Schranken zwischen Mensch und Mensch — sind damit alle Vorbedingungen für die „richtige Einstellung" zur Kunst gegeben.

Diese Bilder sind keine Zimmer-Salon-Bilder. Sie fressen den ganzen Menschen; die Kreuzigung Grünewalds, die Fresken Michel Angelos zersprengen, zerplatzen alles; Fra Angelicos Fresken in den Klosterzellen zu Florenz entführen zu überirdischem Schweben, zu himmlischem Bettlertum; Dürers Apostel, wer verträgt sie neben sich, veilchenblaue Lyrik lebend; Lionardos Abendmahl im Teesalon zwischen Bruno-Paul-Möbeln bei Ästhetengequatsch und Chopintänzen! (Selbst seine kleine Madonna Lisa hat schon ein bzw. das bekannte unangenehme, angeblich undefinierbare Lächeln.)

Lionardo! — Lionardo ist allerhöchste, je erhobene Forderung; erreichte Syntheſe von Geist und Natur; gottparalleles Schaffen und Geschaffenes!

Formprobleme verschwinden in diesen Werken; der „Künstler" verschwindet; nur der Mensch ist da, der Bruder, der flammende Mitmensch.

Dies alles sei vorausgeschickt! Vorweggenommen sei auch (allerdings zu Unrecht, da es Wertung und Verurteilung bedeutet) hier im Zusammenhang mit dem vorher Gesagten, daß der wildeste, abseitigste Formexpressionismus (die Erklärung des Wortes folgt) seiner ganzen Struktur nach Salonbild, verkappter Impressionismus ist (Salonbild = Impressionismus).

II

Das Wort: Expressionismus ist da; heute alles, was Widerstände findet; heute nur Wort, gilt es, dasselbe zu einem klaren Begriff umzuformen.

Expreſſionismus:
1. Gruppe:
Suchen nach Darſtellung des Raumes, nach einer Form für Raumhaftes = Kubismus;
Suchen nach unerhörtem Erlebnis, nach unerhörter Form für dies Unerhörte = Futurismus;
Suchen, die Mittel (Farbe, Linie) zu begeiſtigen, vom Ding zu erlöſen, Eigen-Traumleben zu verleihen = „Kandinsky-ismus"
und 2. Gruppe:
Suchen nach dem Menſchen, nach Inhalt, nach Wirkung ins Leben = Aktivismus.

Dieſe beiden gegenfüßleriſchen Gruppen ſind bis jetzt wahllos zuſammengepreßt worden; darum das Bild der heutigen Kunſt ſo verwirrend, ſcheinbar unüberſehbar, babelartig; ſie ſind die ſtärkſten Gegenpole, eine Brücke zwiſchen ihnen iſt unmöglich.

Es zeigt ſich ohne weiteres, daß die Einſtellung der erſten Gruppe, des Formexpreſſionismus, dieſelbe blieb wie beim Impreſſionismus: Erlebnis, Ich-Kultus; und da ſie dieſelbe blieb, reſultiert (man will und muß ſich doch abheben) die Forderung: noch nie Dageweſenes, Unerhörtes, formal und ich-mäßig Unglaubliches! — Impreſſionismus = Epigonen ſchlimmſter Art.

Die jedesmal jüngere Generation, nicht einmal das: der jedesmal Jüngere übertrumpft dabei notwendigerweiſe, nicht weil es beſſer, ſondern „neuer" iſt; das iſt zwangsläufig.

In allen Zeitungen, Zeitſchriften, von allen Kunſtſchreibern wird heute dieſe Gruppe, werden deren Formprobleme liebevoll erläutert. Darauf ſtürzen ſich dieſe Allesverſteher-beſprecher, dieſe ſich auf alles einſtellen Könnenden, dieſe Chamäleons; das und nur das liegt ihnen; dieſe Leute ſind ja noch nie zuſammengebrochen vor einem Werk, ſie wehren ſich dagegen mit Zuhälterfrechheit. Für dieſe Leute heißt es (frei nach Werfel): wer noch nie ein Werk ſah, vor dem er zuſammenbrechen konnte; wer noch nie vor einem Werk zuſammenbrach (d. h. mundtot und ſchreibunfähig wurde), der hat noch nie Kunſt geſehen, Kunſt verſtanden.

Dieſe erſte Gruppe, dieſer Formexpreſſionismus iſt eng verbunden mit 5 Uhr-Tee; Äſthetentum; Poiret-Damen; Dialektik; ziſelierten, ſcharfſinnigen Debatten. Typiſche Verwechſlung von Scharfſinn und Geiſt.
(Selbſtunbewußt erfüllt dieſer Formexpreſſionismus dabei die wichtige Aufgabe: Schaffung eines neuen Ornaments [ab vom Akanthus!]; Schaffung einer neuen Perſpektive.)

Nun die eingeſchobene Frage: Wie kann ein wirkliches Werk, d. i. alſo eins der höchſten Dinge, die der Menſch als Feſtſtehendes in die Flucht der Geſichte, Träume, Ziele über ſich hingeſtellt hat, Gegenſtand

einer Diskuſſion werden? Schrecklicher Mißbrauch! Entweder: man lehnt es ab, als der eigenen tiefſten Menſchlichkeit nicht gemäß oder: man gibt ſich auf. — Aber Diskuſſion und dann ein Auseinandergehen mit der Befriedigung, ſich prächtig in Szene geſetzt zu haben . . .!

Ein neues blaſſes Rokoko iſt da. Parallelen entſtehen: Wie früher die zarten, ſogenannt lieblichen Madonnen-Varianten der Kölner Meiſter, der Meiſter von Siena; wie ſpäter die erotiſchen Liebesſchäferſzenen, die Strumpfbandgeſchichten der Watteau, Fragonard, Boucher uſw. — ſo heute der Formexpreſſionismus. Alles Rokoko; alles Spielereien; alles lebensſchwache, impotente Elemente, zu ſchwach zum Ausſagen.

Ja, täuſchen wir uns nicht: ein neues blaſſes Rokoko iſt da. (Parallelität übrigens der Rokokotapetenmuſter mit heutigen Buchtiteln; Verarbeitung des Landſchaftlichen und Figürlichen zum Ornament.) Tiefe und Geiſt ſind heute ebenſo verpönt, wie ſeinerzeit: Gefühl und einfacher Koitus, wie noch früher: wahre himmliſche Hingabe und Bettlertum (denn vor den leib- und triebloſen Kölniſchen Madonnen knieten himmelnde, geſättigte Patrizierdämchen). Differenziertheit iſt wieder Trumpf; Verſtandeserotik an Stelle der Louisquinze-Geſchlechtserotik (damals war man immerhin noch geſünder); Verſtandesgeilheit!

Bildertitel (Parallelität derſelben):

1. Formexpreſſioniſtiſche:

Werk Nr. 11, Holzſchnitt Nr. 14, Die Geburt des Blattes, Sternung . . .

2. Impreſſioniſtiſche:

Stadt am Abend, dieſelbe am Mittag, Max Reger von vorn, Akt mit blauer Badehoſe . . .

Ausſagen werden nicht gemacht; es triumphiert der Künſtler, der Differenzierte, über allen Elementen und Stoffen (die er nie beſeſſen hat) ſchwebende Nervenmenſch; alles wird ihm Senſation, alles Abenteuer.

Dieſe Kunſt exiſtiere nicht mehr für uns, ſie ſei ausgeſtrichen.

Dieſe Kunſt mit ihrer verruchten Einſtellung: Ich-Künſtler (im beſten Fall: Ich-Menſch). Dieſer unendlich komplizierte, zuſchauende Künſtler (dem ein Mückenſtich Störung, Schmerz bedeutet; welch unverantwortlicher Mißbrauch der erhabenen Worte: Schmerz, Leid, Kampf . . .) verſchwinde. Dagegen ſei der Wahlſpruch aufgeſtellt:

Wir Menſchen.

Wir verzichten darauf, Künſtler zu heißen, aber Menſchen wollen wir ſein, Brüder wollen wir ſein, Verantwortungsbewußte, mit völliger Hingabe ans Leben.

Die trennende Parole lautet:

Cézanne oder van Gogh! Van Gogh — ein Hingegebener; von Malerei und jeglichem Tun, aus seinen bibelwertvollen Briefen (große Ausgabe; bitte!) springt dies fast noch stärker heraus, ethische Wirkung fordernd. Van Gogh, Laienprediger und Graumaler in dem Elend der Barinage; michelangelesker Ja-Sager, Aufrufer zu Leben, Licht und Weite in der Südsonne, den Farbüberschwängen von Arles.

Cézanne oder van Gogh! Wir wählten van Gogh!

Die Scheidung der zwei Gruppen ist jetzt ganz klar geworden; Prinzipielles hat sich aufgetan; die scheinbare Unübersichtbarkeit, Vielrichtlinienhaftigkeit der „modernsten" Kunst ist gesichtet. Die Unüberbrückbarkeit der zwei Gruppen ist so kraß, daß das Wort: Expressionismus nicht mehr beiden gegeben werden kann.

III

Von jetzt ab sei nur noch von der 2. Gruppe geschrieben. Wir schrieb ich:

2. Gruppe: Suchen nach dem Menschen, nach Inhalt, nach Wirkung ins Leben.

Ja: Streben nach Inhalt; ja, nach Inhalt (verpöntes Wort!) mit dem Ziel: Wirkung ins Leben.

Das Streben nach Inhalt, die Niederschrift (Malerei ist energiegeladenes Niederschreiben; ist einfache Aufnotierung; man rufe sich das zurück und vergesse es nicht — diese Tatsache ist durch Kunstmätzchen nur ganz verdeckt!) die Niederschrift also von Forderungen, Erkenntnissen, der Wille dazu ist erwacht, durch den Krieg unerhört weg- und zielsicher gemacht.

Menschen sind da, voll der Zeit!

In herrlicher Wahrheit: ein neues Geschlecht, eine neue Generation ist da, dem

Künstler-sein nichts, Mensch-sein alles bedeutet. Schon fällt das Wort

Neu-Nazarenertum.

Wir aber vertrauen, durch die schwere Zeit unmittelbar mit dem Leben verbunden zu sein und ganz abseits von Weltflucht, Klausnertum, kirchenscheuklappenhafter „inniger" Betrachtung, die jene Menschen und Bilder zumeist so kindlich unnötig macht; wir wissen uns vielmehr im Vollbesitz irdischster Sinnlichkeit (katastrophaler Mangel bei jenen), brausender Sinnlichkeit vor allem auch zu unserm Material: den Farben und Tuschen; den Leinwanden und Wandflächen; den Radiernadeln, die so scharf und feurig das Metall durchschneiden.

Gute Werke sind schon da; sie seien zusammengefaßt (ein Versuch dazu): Munch: Der Ruß, Das kranke Mädchen; Hodler: Die Lebens-

müden; Schinnerer: Das geträumte Paar; Jäckel: Nach der Geburt; Nolde: Maria Aegyptiaka; Beckmanns Radierungen: Die Operation, Die Granate; Kokoſchka: ſeine Porträts; Barlach: Der Sterndeuter uſw. In der Literatur erheben Haſenclever, Goering, Hiller, Rubiner, Werfel, v. Unruh, Leonhard Frank, R. Leonhard, Winckler denſelben Ruf: Weg vom Erlebnis, vom l'art pour l'art, fort mit der Kunſt für die „ausgewählte Menſchheit"! Charakteriſtiſche Buchtitel: Menſchenfreunde, Menſchen, Der Menſch in der Mitte, Der Menſch iſt gut, Tod und Auferſtehung. — Alle dieſe Bücher und Bilder zielen auf ſeeliſche Erſchütterung, ſind Brandpfeile in Bruſt und Hirn der Mitmenſchen.

Voll der Zeit! Die Malerei war lange genug Snobſache, Auktionsware; weg dieſe Ausſtellungen mit 15000 Bildern, dieſe Kunſtjahrmärkte, Animierkneipen. Es gebe wieder Dinge, vor denen man Ehrfurcht lernen und haben, vor denen man ſchweigen muß — anſtatt ſie durch Bereden bädeckerhaft und jämmerlich zu machen. Die Werke müſſen wieder rufen:

Menſch, ſteh ſtill!

Tiefſtes von Dir iſt hier aufgetan, klagt Dich an, will Dich emporjubeln!

Hier ſei auf die folgenſchwere Verwechſlung vom Tätigkeitsdrang der Induſtrie mit Schaffensdrang hingewieſen. Die ſchlimme Überſchätzung der Induſtrie (Maſchinengeſurr, „Betrieb", Eiltempo für Leben zu halten) wird zurückebben, jetzt, wo wirkliches Leben, wo mächtiger Schaffensdrang überufert.

Ja, Weg und Ziel ſind blitzhaft klar geworden in dieſen vier ſchrecklichen Jahren. Vieles iſt verſchüttet: Seeliſches und Techniſches. Die Tradition, ſeeliſche wie techniſche, iſt unterbrochen. Vieles iſt nachzuholen. Daher zunächſt: mit groben Mitteln ſchaffen, unerbittlich und Unerbittliches! Die auf differenziertes Erleben abzielenden und präparierten Mittel ſind keine uns entſprechenden; jetzt gilt es, einfach auszuſagen. Das „Niederzuſchreibende" drängt ſich, hat ſich unheimlich aufgeſtapelt, zu viel „Zu ſagendes" hat ſich angehäuft, das zunächſt nur einmal konzentriert und klar heruntergeſagt ſein will und muß. Der „Inhalte" ſind zu viel geworden, durch Schuld der früheren Generation (Impreſſioniſten plus ihren formexpreſſioniſtiſchen Epigonen!), die ſie ſträflich verleugnet, der dünkelvolles l'art pour l'art geheimniſt hat; eine Rieſenlaſt, eine ſchwere Geſtaltungsmenge iſt da, durch die nur rauhes, raſches Zupacken führen kann; die Form (äußere wie innere) wird dabei ſummariſch, verdichtet, unſentimental ſein. Rückſichtsnahme, beſänftigende Einzelheiten kann es nicht mehr geben. Mit einer Menge „lieber" Kunſtkniffe, unfehlbarer Methoden (akademiſchen wie „modernſten") iſt aufzuräumen.

Brutalität, Eindeutigkeit, Allgemeinverſtändlichkeit (o ſchreck-

liches Wort!) der pornografischen Zeichnungen, der Katakombenzeichen und Negerplastiken ist die Forderung!

Dies zunächst:

Keilartiges Vorwärtsstürmen; von lionardesker Gottnähe, Jehovaartigkeit, Allumfassenheit (und das ist gut!) sind wir noch weit entfernt.

Freilich in ihrer konzentrierter Niederschrift, bei so verankerten, „einseitig" aufgesteckten Forderungen — ohne direkte Tradition — müssen diese Werke zunächst Widerwillen erzeugen, den bekannten Widerwillen vor der ungeschminkten „rohen" Wahrheit. (So z. B. ist Lazkos: Menschen im Krieg; diese furchtbare Anklage „roh"! Anerkannt fortschrittlichste Kunstförderer, Kunstverstehen sagen das; roh — diese heilige Klage! Zum Teufel mit diesen „Verstehern", diesen Scheinmenschen, Masken, Gehirnfiguren. Zum Teufel mit ihnen und einer Kunst, die man „verstehen, stark finden" kann.)

Man wird diese Bilder also unverständlich nennen; man verwechsele ihre Unverständlichkeit aber nicht wieder, werfe sie nicht wieder in einen Topf mit der „echten" Unverständlichkeit der ersten Gruppe.

Charakteristisch für diese neuen Werke ist auch das größere äußere Format, das immer noch wachsen wird. Es werden Werke entstehen, von denen die Menschen aufgehalten werden, wie von jäher Felswand — so aufgetürmt, beladen mit menschlichen Schreien, erregt, sturmhaft, prophetisch werden sie hingeschrieben sein. Die Zeit ist reif für einen neuen Michel Angelo, für ein neues „jüngstes Gericht".

IV

Machen wir uns, ehe wir zur letzten Frage kommen, nochmals klar:

1. Es darf nicht mehr heißen: welch fabelhafte Farbe hat der Abendhimmel, oder der gelbe Abendhimmel gibt mir die Idee von etwas Gespreiztem; weg von diesem fürchterlichen Ich, Ich, Ich.

2. Gestehen wir uns endgültig, daß Defreggertum und Impressionismus (plus Formexpressionismus) Zwillingsbrüder sind, daß innigste Berührungspunkte bestehen — Erzählungen für den Biertisch; Empfindliches für den Bruno-Paul-Salon. Zehn Defreggers nebeneinander, eine Sammlung hingeschmetterter Impressionistenbilder, ein Saal wildester Formexpressionisten: vereint, wie abgeklärt, wie nichtig alles; dieselbe Öde, Bravheit, Stille; man sinkt um vor Langeweile; man wird „angeregt", nicht verändert, nicht umgeworfen — und doch ist dies einziges Ziel der Kunst, gibt ihr einzig Daseinsberechtigung.

Es bleibt noch die wichtigste Frage: Können Werke geschaffen werden, die den Widerstrebenden wenigstens zum Stillstehen, jeden Gleichgesinnten zum hingegebenen Mitschwingen zwingen können; wenn nicht, dann ist Kunst Prostitution, unnötig, dann lieber Kartoffelbauen.

Da es möglich war — die Dante, Shakeſpeare, Schiller, die Michel Angelo, Lionardo, Grünewald waren innerſter glühendſter Kern ihrer Zeit; ſind Brandfackeln der Menſchheit — ſo muß es auch heute möglich ſein: heute mehr als je. Denn der Krieg hat ein Geſchlecht „erzogen“: vulkaniſch, voll von Möglichkeiten, begierig ſich auszuſtrömen.

So iſt die allgemeine Ebene, die Fortſchwingungsmöglichkeit denn da (war immer da, nur nicht ſo ſtark, ſo ſichtbar). Die Maſſe immer überlichtet von dem Willen nach einem gemeinſamen Ziel über der Alltäglichkeit, an das ſie ſich verlieren, ſich vergeſſen darf: um ſich für Minuten wenigſtens als Bruder, d. h. paradieſiſch zu fühlen (alles benutzte ſie ja dazu: die Volksverſammlungen, die überſtrömende Zeppelinfreude und -gabe, die Auguſttage 1914) — heute iſt ſie mehr als je bereit, ſich an ein Gemeinſames, an neue Idee hinzugeben, auszuſtrömen. Sie ſchreit und ſtöhnt danach, ſie iſt müde bis zur Qual der Alltäglichkeit.

Machen wir uns alſo bereit!

Weg mit aller Lebensweisheit: Der Schmerz unſerer Mitmenſchen ſei uns ſchwerſte Erſchütterung; jeder Tod ſei Weltuntergang; der Tod unſeres Nächſten mache uns unkenntlich!

Eine ungeheure, unerlöſte, weil ungeſtaltete Maſſe von Lebensmomenten ſchreit, klagt uns an; haben wir uns hineingeſtürzt, kopfüber, ohne Bedenken, ohne Rückhalt! Wir haben uns zurückgezogen vor dem „groben“ Leben, haben Zartheit geſtöhnt, haben ſchlechte Politiker, bombaſtiſche Parteiredner auf unſeren Mitbrüdern herumſpielen laſſen, wundern wir uns da, daß deren Wort mehr gilt!

Wir ſind ſchuldig verruchter Unterlaſſung! Wir ſind hineingeſtellt in einen endloſen Strom von Menſchen; wir ſind umbrande von uferloſem Leid und Freude, von gierigem Drang nach Leben — haben wir dies Leben aufgedeckt; haben wir die ſchreckliche Einmaligkeit des Lebens, des „unabänderlich unter dem Tod ſtehens“ aufgezeigt und zum Ausgang aufjubelnder Kraft, Dieſſeitigkeit, Verbrüderung gemacht!

(Ein tiefer Satz von Rudolf Leonhard ſei angeführt: Wir ſollten nicht ſterben; pfui Teufel, da töten wir uns noch!)

Wir, die wir die ſchreckliche Gleichzeitigkeit in und um uns ſchauernd erkannt haben; wir, die wir etwas von der Entſetzlichkeit der letzten Sekunde erahnen. Wir, wir haben unſere Pflicht nicht getan.

Eine Kunſt, die jeden bezwingt, jeden niederreißt, aber gibt es!

Man wird uns natürlich, wir erwarten das beſtimmt, alles mögliche unterſchieben, und nicht echte Überzeugung zubilligen. Man wird uns unreif und jugendlich nennen, wir können das ertragen; — aber der Teufel hole uns, wenn wir ſelbſt einmal, verbraucht und abgelebt, das Ideale nennen, was gewöhnlichſte Selbſtverſtändlichkeiten ſind.

Harald Schultz-Hencke
Das Gesetz der Form*

Hefele ist Romantiker. Wir sind es alle; gerade wir in der Freideutschen Jugend. Aber er würde mir das wohl zunächst nicht zugeben. Denn für ihn ist Romantiker derjenige, der sich auf das Ursprüngliche in ihm, auf sein Selbst, auf seine Seele stellen will in Ablehnung der festen Formen und Bindungen seiner Zeit. Dies ist eine Seite des Romantikers, eine, die immer vorhanden ist. Aber sie ist gewissermaßen nur erste Stufe. Denn zu dieser Haltung tritt gewöhnlich noch etwas anderes hinzu, das gläubige Heimweh nach der Wirklichkeit einer bestimmten vergangenen Zeit. Nietzsche war Romantiker der ersten Art; so sieht Hefele ihn auch und er betont die große Ähnlichkeit von Nietzsches innerstem Wollen mit dem Luthers. Nietzsche fühlte sich frei von den Fesseln des Dogmas und denen einer gebundenen Kultur, frei von den Werten der Vergangenheit, und er hatte den Mut, neue Gesetzestafeln aufzustellen. Er gab seine Antwort auf die Frage nach dem „frei wozu?" . . .: Dienst am Übermenschen. Hefele verwirft diesen Typus des Romantikers, wie er ganz in „Ssanin", einem Roman des Russen Arzibaschew, lebt, selbstherrlich, lachend und ohne Hemmungen ins freie Land der Zukunft schreitend. In der ganzen Literatur unserer Zeit lebt etwas von diesem Bewußtsein, daß wir frei geworden sind und daß wir nun zu Herren unseres Schicksals werden sollen. Überall Auflehnung gegen das Bestehende, überall Verachtung der Tradition, überall eine Hemmungslosigkeit der Zukunftsbejahung, wie sie Hefele nur als Frechheit und Lästerung erscheinen kann. Er selbst gibt zwar zu, daß er auch „edle" Geister kennen lernte, die sich mit aller Glut jenem irrationalen Kern ihrer Seele hingeben und mit tiefer Gläubigkeit an die Selbstgesetzlichkeit des Menschen erfüllt sind, aber er sieht darin einen Irrweg. So hörte ich bewußt zur Lehre erhoben im Kolleg des Freiburger Philosophen Jonas Cohn über den „Sinn der gegenwärtigen Kultur" das Wort: unsere Zeit sei die der „Erfüllung des befreiten Geistes"**. Da ist jene Zuversicht zur festen wissenschaftlichen Überzeugung geworden. In einer Philosophie, die die Erfüllung des befreiten Geistes fordert, liegt alle

* Herman Hefele, Das Gesetz der Form, Briefe an Tote. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Ich hatte die Absicht, über das Buch von Hefele nur eine kurze Besprechung zu schreiben. Unter der Hand wurde sie mir zu einem längeren Aufsatz. Aber ich bin der Meinung, daß eigentlich alle Bücherbesprechungen, mindestens die, die sich an einen bestimmten Leserkreis wenden, in dieser Art gefaßt sein sollten. Nicht interessierende Anpreisungen, sondern Hinweise auf Erlebtes. ** S. a. Jonas Cohn: „Der Sinn d. g. Kultur". Felix Meiner, Leipzig 1914.

Gläubigkeit eines Menſchen, der auf ſich ſelbſt geſtellt die Zuverſicht hat, in den dunklen, leeren Raum der Zukunft hinein das Reich ſeiner Seele bauen zu können. In dieſer Zeit des befreiten Geiſtes lebt Hefele mit all ſeinem Weſen. Er hat den Zuſtand des Ringens überwunden. Für ihn iſt der Weg der Gebildeten, die noch im Anfange des zwanzigſten Jahrhunderts ganz erfüllt waren von jenem Suchen nach Freiheit, vollendet. Er ſteht nicht mehr wie Niels Lyhne, der Held im gleichnamigen Roman von Jens Peter Jacobſen, vor dem Tore der Freiheit; er hat es weit geöffnet und iſt hindurchgetreten. Niels Lyhne war noch ein Menſch, der dieſen ſchweren Weg ging, der ſich losſagte vom Vergangenen, und der ſchließlich müde und verzweifelt ſein Leben beſchloß, ohne die freudige Bejahung der erlangten Freiheit gewonnen zu haben. Hefele dagegen iſt frei. Aber auch er leidet an ſeiner Zeit, jedoch nicht, weil irgendwelche Faſern und wunde Stellen ihn noch feſſelten an das, was eben war. Er fühlt neue Not. Wo die Maſſe noch ihrer Freiheit zujubelt, ſieht er Zügelloſigkeit, wo ſie ſich ihrer Werke der Ziviliſation freut, ſieht er den fehlenden Stil, unſchöpferiſche Willkür der Triebe. Er ſagt in ſeinem Brief an Petrarka: „Nur mehr wirtſchaftliche Werte und ſubjektive Ideen, polizeiliche Vorſchriften und geſchäftliche Praktiken gelten, das einzig Wirkliche, der Menſch, iſt ihr Sklave geworden.“ Und etwas ſpäter: „Wir haben nichts als die Hoffnung, daß alte Gräber ſich wieder öffnen können zu neuem, beglückend warmem Leben.“ Das klingt wie die Worte jemandes, der den Untergang vor Augen ſieht, und es gibt viele, die ihm darin beiſtimmen. Auch eine Philoſophie dieſes Unterganges gibt es. Es iſt vor einiger Zeit ein Buch herausgekommen: „Der Untergang des Abendlandes“, von Oswald Spengler*. Schon ſein Titel bezeichnet ſeinen ganzen Inhalt. Es iſt ſchwierig zu leſen, es behandelt einen ungeheuren Stoff mit ſo umfaſſendem Wiſſen, wie ich es bisher nie fand; aber durch dieſes Buch kann einem die Ahnung unſeres kulturellen Endes zur plaſtiſchen Gewißheit werden. Da liegt Vergangenheit und Gegenwart auf einmal klar vor uns und auch für die Zukunft ein unumſtößliches „Es wird ſo ſein“: Weſteuropa wird enden in einem vielleicht Jahrhunderte und länger dauernden Zeitalter der Ziviliſation, der Kulturloſigkeit, ohne Malerei, ohne ſchöpferiſche Architektur, ohne Muſik, auch ohne eine neue Religioſität. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als Maſchine und Imperialismus zu vergöttern. Vor dieſem Bild mag manches Herz, das ſehnſüchtig in die Zukunft zu blicken ſuchte, und aus ſeinen Wünſchen vorgreifend ein Reich neuer weſensſchwerer Kultur baute, aufſchreien in der Qual der Enttäuſchung. Das ſcheinbar endgültige Nein mag aus dem ichgläubigen Romantiker

* Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes. I. Bd. Verlag Wilh. Braumüller. Wien und Leipzig. 1918.

der Gegenwart den verzweifelnden Romantiker machen, wie ihn bereits die Geschichte vor hundert Jahren sah. Wem es nicht gegeben ist, jene einzig bleibende Zukunftsmöglichkeit der Zivilisation freudig zu besahen und sich ganz in ihren Dienst zu stellen, mag innerlich so gewandelt werden wie August Wilhelm Schlegel, als er seinen Brief an Frau von Staël schrieb, in dem er ihr begründet, weshalb er zur katholischen Kirche zurückkehre. Auch heute gehen Menschen, die so am Sinn unserer heutigen Kultur verzweifeln und jene „Erfüllung" nicht für möglich halten, den gleichen Weg. Ich vermute, daß neben anderen auch Hermann Bahr zu diesen gehört. In einem seiner Romane: „O! Mensch"* finden sich bereits Andeutungen, die in diese Richtung weisen und eine Auseinandersetzung mit jugendlicher Selbstgläubigkeit darstellen. Ich denke an seine Hauptfigur, den Nußmenschen, den Gläubigen, Jungen, der von einer Erlösung der Welt träumt, und in dessen Seele viel dem Wandervogel Verwandtes klingt. Demgegenüber das herbe, spitze Verzichten eines älteren Fräuleins, deren entschiedener Sinn für die Wirklichkeit in einer Mischung von Spott und Wehmut die Besserung der Welt belächelt. Bahrs letzter Schritt war nur ein Weitergehen auf dem Wege solcher Schau des Menschen, seines Wertes und seiner Grenzen. Die ganze Tiefe dieses Gegensatzes, des Glaubens an die Kraft der menschlichen Seele und — der Überzeugung von ihrer völligen Ohnmacht aber wird erfaßt im „Großinquisitor" aus den „Brüdern Karamasoff" von Dostojewski**. Der katholische und der protestantische Mensch, Jesus als Protestant, als Gläubiger — der Großinquisitor als im Grunde Verzweifelter, beide als Liebende. Wie sehr Hefele in diesen Problemen lebt, wie vollständig er den Weg dieser Romantik im zweiten Sinne geht, zeigt folgendes: „Der Geist der objektiven Ordnung lebt heute nur mehr in der Sittenlehre der katholischen Kirche, die auf den Begriffen der gratia substantialis und des opus operatum ruht und in ihrer reinsten und radikalsten Ausprägung, der Moral der Jesuiten, jener höchsten Form menschlicher Weisheit und erzieherischer Klugheit, die den Menschen äußerlich bindet, um ihn innerlich zu befreien, und die mit dem Grundsatz der probabilistischen Wertung dem Wirken im Geist der Ordnung die Hände entfesselt hat."

Auf all diese Gedankengänge und Bücher einzugehen und sie in Verbindung mit dem Hefeles zu nennen, würde sich nicht ohne weiteres rechtfertigen lassen, wenn nicht die Freideutsche Jugend heute ganz ebenso in den Kreis dieser Entwicklung eingesponnen wäre. Wir haben auch unter uns Gläubige und Verzweifelte, Protestanten und Katholiken; die Tagung in Jena ließ diesen in letzten Gründen der menschlichen Seele verankerten Gegensatz zum ersten Male klar hervorsprin-

* Bei S. Fischer, Berlin. ** Insel-Bücherei.

gen. — Wir stehen vor dem Abschluß des Weltkrieges und für uns vor dem Abschluß eines ganzen Zeitalters; die zwingenden, notwendigen Aufgaben der Kriegszeit sind erfüllt, eine weite, unbebaute, ungeformte Fläche liegt vor uns. Wir sind jung, wir sollen und wollen handeln, vor uns steht die Frage: Was nun? Die Antwort der katholischen Menschen in Jena und einiger ganz junger war: Kommunismus. So seltsam es erscheinen mag: ihrer Wurzel nach ist diese Antwort eine, die der Rückkehr zur Autorität, zum historisch gewordenen, zur Tradition völlig entspricht. Sie haben beide ein deutliches Bewußtsein ihrer erlangten Freiheit, aber sie können diese Freiheit nicht ertragen, sie wollen Bindung um jeden Preis. Die Kommunisten unter Verneinung alles Gegebenen, die Katholiken, die Konservativen genau ebenso unter Anerkennung alles Gegebenen. Beide haben nicht den Mut, die ganze Fülle menschlichen Wesens zu bejahen und sie zu formen, die einen verschließen die Augen vor der Schwäche der Nächstenliebe, vor seelischen Notwendigkeiten der Gemeinschaft, die auch im Heute schon zum Ausdruck kommen — und stürzen zu einer Theorie der Enge und Unbedingtheit; den anderen sind die Dinge, das schon Daseiende, Alles, und sie verschließen ihr Herz den Phantasien wirklichkeitsverachtender Zukunft, die Pflicht jeder menschlichen Seele sind. Es gab noch andre, die eine Ahnung davon hatten, daß die Vereinigung beider, und in diesem Sinne der immer verachtete Weg der Mitte, das Richtige sei. Max Bondys Aufsatz* über das Stilgefühl weist in jene Richtung, mehr aber noch einige Leitsätze zur Erziehungsfrage, die in Jena von einer kleinen Gruppe den Forderungen des „Revolutionären Rates für Schulangelegenheiten" entgegengestellt wurden. Der Junge, der für diesen sprach, war nämlich pädagogischer Kommunist. Wie neu und seltsam klang es in der Freideutschen Jugend, wenn von sonst als revolutionär bekannten Köpfen folgendes gesagt wurde:

„1. Erziehung ist Formung des Menschen zu einem Organ des Geistes, d. h. Vergewaltigung der Natur.

2. Die Berechtigung zu dieser Vergewaltigung beruht darin, daß die Gestalt des Geistes eine objektive, allgemeingültige Realität ist.

3. Werkzeug der Erziehung ist Mensch oder Sache, aber nur insoweit, als sie Verkörperung dieser geistigen Realität sind.

4. Weg der Erziehung ist die stufenweise Überwindung der in der naturhaften Anlage des Individuums begründeten Hemmungen durch Zwang, Gewöhnung, Vorbild.

5. Ein Selbstbestimmungsrecht besteht nur insoweit, als der zu erziehende Mensch schon Organ des Geistes geworden ist.

Grundlage dieses Erziehungsbildes ist die Geistesgebundenheit einer Epoche, d. h. das Vorhandensein einer Kultur. Verkörperung solcher

* Freid. Jugend, Heft 1, 1917. Bei Adolf Saal, Hamburg.

Kulturen in der Vergangenheit sind Hellenentum und christliches Mittelalter. Unserer Generation fehlt das Bewußtsein ihrer Kulturlosigkeit. Aufgabe ist das Ringen um eine neue Verkörperung des Geistes."

Den allerwenigsten wird es wohl bewußt geworden sein, was es bedeutete, daß unter uns in dieser Zeit solche Forderungen möglich wurden. Ich bespreche das Buch von Hefele, nicht, weil ich es restlos billige, aber weil mir in ihm klar, rücksichtslos und bildhaft ein Geist vertreten zu sein scheint, der irgendwie mit jenen ersten Regungen in unserem Kreise zusammenklingt. Was jene Leitsätze, die Gedankengänge Bondys und das überraschende Zusammengehen von Völkischen und Sozialisten in Jena eigentlich bedeutet, wird vielen am „Gesetz der Form" klar werden.

Wir kranken, und das ist schon oft gesagt worden, an der „Meißnerformel". Sie ist leer, ganz unbestimmt, und sagt im Einzelfall, wie es scheint, gar nichts. Viele leiden unter dieser Unbestimmtheit — sie leiden an ihrer Freiheit. Aber niemand wagte bisher, sie anzutasten; es scheint, als richteten sich jene oben zitierten Leitsätze gegen sie, als übten sie Verrat am jugendlichen Geist, am Willen zur Selbstbestimmung, es wird noch viel mehr so scheinen, als sei das ganze Buch Hefeles nur ein flammender Protest gegen die Meißnerformel. Ich sage ausdrücklich: es scheint so. Weshalb es nicht so ist, kann nur die Lektüre des Buches lehren; weshalb der Schein nicht vermieden wurde, will ich später andeuten. Wie mag es uns anmuten, wenn jemand von der Freideutschen Jugend spräche und von ihrem „Geist der brütenden Selbstsucht und des frechen Aberglaubens, der in die dunklen Schächte seiner eigenen Seele fuhr und, was er dort zutage brachte, als letzte Weisheit allen Seins anpries". Dieser Geist habe „die ruhige Bildung zerstört und an ihre Stelle die Brunst eines naturhaften, formlosen Empfindens gesetzt". Muß es uns nicht irgendwie bedenklich stimmen, wenn unsre Auffassung über eine Seite von Goethes Sein, wie sie uns zumeist geläufig ist, folgendermaßen gekennzeichnet wird: „Die Ahnungslosen wissen nicht, daß dieses ihre (Goethes) ausgesprochene Neigung zu Haltung und Sitte mehr und anderes ist als eine Konzession an den bürgerlichen Geschmack, daß es vielmehr der reine und wirklichkeitsfrohe Ausdruck dessen ist, was Sie mit Wissen und Willen geworden sind: aus einem genialischen Libertiner des Geistes zum gesitteten und mündigen Bürger dieser wohlgegründeten, dauernden Erde. Diese Leute sehen nur im Romantisch-Naturhaften den Inbegriff geistigen Lebens, und kennen und schätzen nur das Gewachsene, nicht das Gebildete und Geformte?" Soll das unser Ideal werden? Gesitteter — mündiger — Bürger — dieser wohlgegründeten, dauernden Erde? Wie viele von uns werden sich nicht schaudernd abwenden vor dieser Lästerung ihres eigenen heiligen Willens und auch der Seele Goethes,

wie wir ſie ſehen. Und doch liegen, wenn man jene Worte in ihrer gegenſtändlichen Bedeutung wirklich zu ſchauen verſucht, Hinweiſe auf etwas Neues darin, nämlich darauf, daß mehr Altes neu ſein mag und jung und zukünftig, als wir bisher glaubten. Es wird genügen, um den Geiſt — den Widergeiſt? — des Buches deutlich werden zu laſſen, wenn ich noch eine Stelle über das Religiöſe zitiere: „Das Gute liegt nicht in der Geſinnung verankert, ſondern draußen in der weiten, herrlichen Unendlichkeit des Wirklichen; nicht in der tiefſten Glut der einzelnen Seele, ſondern im kühlen, langſam-ruhigen Geiſt der Geſamtheit, in Schule, Lehre und Tradition lebt das Wahre, Form geworden und Form verleihend, feſſelnd und gefeſſelt, und das Heilige und Ewige iſt im Gottesdienſt zu geltender Objektivität erſtarrt und erſtarkt.“ Der Sinn dieſes Satzes iſt klar, erſchreckend klar für uns, vielleicht oder ſogar ſicher zunächſt unannehmbar erſcheinend. Eine Feinheit wird uns vielleicht auf die Spur führen. Hefele ſagt ſelbſt: erſtarrt und nur durch ein „und“ damit verbunden: erſtarkt. Hat uns nicht bisher ſtets geſchienen, daß Erſtarrung immer Schwäche bedeutet? Sollte es auch eine Starrheit geben, die eben nur Form iſt, jugendfriſche Auskriſtaliſiertheit, Erſtarrung ohne Schlacken?

Die Ablehnung Hefeles gegenüber jugendlicher Romantik wurde deutlich, auch die abſtrakte Faſſung ſeines Ziels. Nächſte Frage muß für uns ſein: und welches iſt der Weg, den er für den richtigen hält? Wieder erinnert die Antwort lebhaft an jene Leitſätze: Entſagung und Zwang, Opferung der eigenen Triebe, Unterordnung unter das Gewordene und ſeine Geſetze, Überwindung jeder großen und reichen Natur durch die Zucht. Und wieder taucht die neue Frage auf: Entſagung zu weſſen Gunſten? Opfernde Liebe in weſſen Dienſt? Wie iſt es zu verſtehen, wenn Hefele zwar behauptet, auch die Kunſt münde irgendwie in den letzten Tiefen des Seins, und vielleicht ziehe ſie von dort mehr als andere geiſtige Kräfte, Saft und Nahrung. Aber: „Ihr Weſen liegt ſonnenklar im Lichte reſtloſen Verſtehens.“ Die Kunſt ſei „Technik und Methode“? Hefele fordert Hingabe an die Eigengeſetzlichkeit des Gegenſtandes, der Wirklichkeit. Er hat es gelernt, im Vorhandenen Dinge klar zu ſehen, denen ſich der ſchöpferiſche Wille des Menſchen zu beugen hat, wenn er ſich ſelbſt als wahrhaft ſchöpferiſch erkennen will. Im Geſchichtlichen ruht ihm der „Geiſt der Geſamtheit“. „Man ſchilt ihn ſtarr, tot, mechaniſch, unnatürlich und vergißt, daß in ſeinem Wirken tiefſtes und geiſtigſtes Leben tätig iſt“. Man muß wieder das ganze Buch geleſen haben, um ſich einfühlen zu können in die Blickrichtung auf das Beſondere, was Hefele hier nur allgemein bezeichnet. Entfernt läßt ſich auch nur ahnen, wohin ſein Wille zielt, wenn er von „Gleichmaß der Kräfte und gebändigter Fülle des Weſens“ ſpricht. Überraſchende Lichter auf ſeine Gedankengänge wirft aber ſein

Hinweis auf den Gerechtigkeitsbegriff der Alten. Lieſt man Platos „Staat", ſo fühlt man mindeſtens unbeſtimmt, daß des Philoſophen, des Dichters Begriff der Gerechtigkeit ſich nicht mit dem deckt, was man heute allgemein darunter verſteht, ſondern irgendwie im Beſtimmten, Geſtalteten verwurzelt iſt.

Selbſt bei denjenigen aber, die ſich dem „Geſetz der Form" ganz hingeben, und ihm begeiſtert zuſtimmen, mag dennoch ein Gefühl des Ungenügens, des Widerſtandes gegen den Geiſt des Buches nicht ſchweigen wollen. Irgendwie — und ich komme damit auf Momente, die ich oben zu erörtern verſprach — klingt aus dem Buch ein Ton von Verbitterung, von unausgeglichenem Leid und manche Behauptung, die gerade die Ausgeglichenheit für ſich beanſpruchen möchte, hat einen Klang von eigenſinniger Bejahung eines Unwertes. Sollen wir wirklich, wie Hefele, ein „ebenes Gleichmaß von Genuß und Entſagen", „ein bewußtes Gleichgewicht von Bejahung und Hingabe" für unſer letztes ſeeliſches Ziel halten? Sollten wir „im Genügen Genuß finden"? Sollen wir „alles Gewaltſame, Spannungsreiche, Problematiſche abſtreifen" und den „Wert des Seins im Reinen, Ruhigen und Unintereſſanten einer großen Menſchenſeele kennenlernen, dort, wo ſie ſich am wohlſten fühlt*, im ſtillen Beſcheiden"? Klingt es nicht doch ſehr bitter, wenn Hefele den „Freien", die „über das Dogma und den Zwang der Schule ſpotten", rät, zu bedenken, „daß auch ihr eigener Geiſt nur durch Anhänger und Gefolgſchaft, durch blinde Gläubige und fromme Nachbeter den Eingang ins Reich des geſchichtlich Wirklichen findet, durch Zugeſtändniſſe alſo an den verfehmten Geiſt der Geſamtheit und das verrufene Geſetz der Form". Ich verſtehe ſehr wohl die berechtigte Abwehr Hefeles gegen eine abſolute Verherrlichung der Tat Luthers, aber verrät nicht eine Charakteriſierung, wie er ſie vom Sinn jener revolutionären Zeit gibt, irgendwelche Brüche des Weſens, die den Blick verſchleiern? Er ſagt: „auf die Ordnung folgte die Macht, auf das freie Gleichgewicht der Kräfte der Kampf der Intereſſen, auf das ſachgebundene Wirken des Staatsmannes die freche Willkür des Beamten". Da kommt der Romantiker der zweiten Art zum Vorſchein. Dürfen wir ſo ſehen? Man braucht nur die Bekenntniſſe des Heiligen Auguſtinus zu leſen, und ſich in deſſen Leiden und Glauben zu vertiefen. Ich glaube, man wird finden, daß der Brief Hefeles an den Heiligen Benedikt auch wieder Flucht und Augenſchließen bedeutet. Man leſe, was Spengler über Rom ſagt — er ſieht in ihm reinſte, kulturloſeſte Ziviliſation — und vergleiche damit Hefeles Worte: „Im römiſchen Weſen erreicht der Geiſt der Form den höchſten Grad der Intenſität, die weiteſte Spannung des Wirkens", und ſeine weiteren über die ungeheure kulturelle Wirkung, die der römiſche Geiſt

* Von mir geſperrt.

gehabt habe. Auch entschiedene, folgerichtige Zivilisation kann Form sein — aber in ganz anderem Sinne, als sie das Buch Hefeles verherrlicht.

So bleibt zuletzt doch der Eindruck haften: das „Gesetz der Form" ist ein Buch der Enttäuschung und nicht der freudigen Hoffnung, ein Buch des gescheiterten Versuchs einer Philosophie der Lebensbejahung. Es zeigt Wunden, auch wenn es von Heilung spricht. — Aber Wunden — können weise machen. Vielleicht haben sie es hier getan, so weit, wie es nur wenigen unter denen beschieden sein wird, die heute Weltverbesserer und Ichgläubige sind, aber sicher viel weiter als bei denen, die heute jung sind und doch schon zum Gewordenen „ja" sagen.

Hans Blüher / Episymposion

Am Sonntag, dem 25. Mai, fand im Hause Eugen Diederichs in Jena ein Symposion statt, das mit Efeukränzen, Kerzenlicht, schönen Frauen, Musik und Dichtung begann, und das mit einem schwierigen Streit philosophischer Meinungen endete. Dieses Ende war aber kein Zuendekommen, sondern, als der Morgen anbrach, waren die meisten der Festgenossen so von der Schwere der philosophischen Erörterung erdrückt, daß sie nicht mehr imstande waren, weiter zu folgen. Darum hatten auch die meisten die Spürung dafür verloren, worum es sich eigentlich handelte. Daß es ein Tua res agitur war, wozu im Grunde jeder um seines Seelenheiles willen Stellung nehmen müßte, das war den meisten verlorengegangen, und nur wenige haben hinter den abstrakten Einzelwendungen der philosophischen Diskussion noch zu wittern vermocht, daß hier Dinge auf dem Spiel standen, mit denen man nur dann spielen darf, wenn man gewiß ist, daß Spielen die ernsteste Angelegenheit des Menschen ist. Nämlich: Man kann (und soll) natürlich unmittelbare Entscheidungen fällen, zu welcher Menschenart man sich bekennen will, und dies ist ja auch geschehen. Es bekannten sich manche durch Wort und Händedruck sowohl zu meinem Gegner, als auch zu mir: einfach deshalb, weil ihr eigenes Wesen die Verwandtschaft spürte. Solche Instinkthandlungen sind natürlich von gründlicher Bedeutung, und wer die Fähigkeit zu ihnen verloren hat — ist verloren. Aber: Die wirkliche Festigkeit und hochgeprüfte Sicherheit bekommt erst der, der bis in die höchsten Spitzen verstandesmäßiger Auslegung zu folgen vermag, und wer an den leisesten Wendungen des Gedankenbaues eines Menschen noch verspürt, was für ein Mensch er ist. Genau so nämlich, wie man an der Handschrift ersehen kann, was einer ist, wird auch die abstrakte Philosophie zum Verräter. Und

zwar gerade in den abstraktesten, für die Gemüts- und Seelenschwärmer unzugänglichsten Gebieten. Wer hat es zum Beispiel gleich mir miterlebt, was es bedeutete, als mein Gegner und ich sich für ungefähr zehn Sekunden darum stritten, ob es „Ideen" von Relationsbegriffen gäbe, oder nicht? Dieses ganz kurze Intermezzo war im Grunde von entscheidender Bedeutung und ließ für mich wenigstens die Unterschiedlichkeit der Naturen plötzlich in einem ganz grellen Lichte aufblitzen. Über die Frage, ob es auch platonische Ideen von abstrakten Begriffen gäbe, hatten sich schon die Mitglieder der alten Akademie aufgeregt (es geschieht also eigentlich nichts Neues), und es versteht sich von selbst, daß, wer diese Frage bejaht (nicht heute und nicht morgen, sondern in der ganzen Systematik seiner Philosophie), ein völlig anderer Charakter ist, als wer sie verneint. An der Kralle erkennt man den Löwen, wie das Kaninchen.

Das Symposion schloß unentschieden ab; das heißt es kam nicht dazu, daß sich einmal in der abstrakten Systematik der ganze Charakter der beiden Gegner erwies. Freilich wäre dies möglich gewesen, wenn die Teilnehmer den anbrechenden Morgen nicht gescheut hätten. So will ich denn hier noch einiges nachtragen, was die Lage klärt. — Am Abend nach meinem Vortrage „Die Wiedergeburt der platonischen Akademie" hatte mein Gegner, Herr Dr. Linke, Professor der Philosophie an der Universität Jena, mir in kleinem Kreise den Vorwurf gemacht, daß meine Akademie sich von den Universitäten nur durch eine andere Art der Pädagogik unterschiede, und ich und meine Art (genus) nicht etwa eine besondere Philosophie enthalte, sondern nichts weiter sei, als das, was auch sonst heute Philosophie wäre, nur vermehrt um einiges Temperament. Und dies könne auch gar nicht anders sein, weil es nämlich eine wissenschaftliche Ethik gäbe, die genau so, wie die Mathematik, wenn auch viel schwerer erkennbar, den Menschen binde, so daß er genötigt wäre, ihren Gesetzen zu gehorchen, andernfalls er mindestens ein Schöngeist und Phantast wäre, wenn nicht gar Schlimmeres. Ich bezweifelte nun die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ethik, sofern sie Inhalte gäbe, gab sie dagegen zu, sofern sie rein im Formalen bliebe. Ich betonte noch einmal, daß diese Formen kennenzulernen natürlich interessant und wichtig wäre, daß man aber niemals durch solch eine Ethik besser würde. Ethische Inhalte aber könnten niemals wissenschaftlich bewiesen werden, sondern nur durch einen wesentlich anderen menschlichen Prozeß aufgenötigt, und stammten aus einer Art von Willkür, und zwar aus jener, die aus dem schöpferischen Teile des menschlichen Wesens quelle. Mein Herr Gegner aber beharrte darauf, daß es wissenschaftlich erweisbare Inhalte gäbe, und er erbot sich, beim Symposion diese zu demonstrieren; ich aber erbot mich, falls er mich davon überzeuge, daß mein Tun an bestimmte er-

weisbare Inhalte ethiſch gebunden ſei, künftig nur dieſen Inhalten zu folgen und mein eigenes Tun und Wirken aufzugeben.

Obwohl das Sympoſion nun von neun Uhr abends bis drei Uhr morgens dauerte und obwohl mein Herr Gegner und ich faſt ganz allein die Situation beſtimmten: gelang es dieſem doch nicht, ſein Wort einzulöſen und mir ethiſche Inhalte zu geben. Er hat nirgends ſagen können, was denn nun eigentlich der Menſch zu tun habe. An einer Stelle ſeiner Deduktionen geriet er freilich in die Nähe ſolch einer, wie er meinte, inhaltlichen Beſtimmung, indem er nämlich ſagte: Die Erhaltung der Perſönlichkeit ſei etwas objektiv Gutes und ihre Zerſtörung etwas objektiv Böſes. Unter Perſönlichkeit verſtand er aber nicht die einzelne Perſon, ſondern die Idee der Perſon, das heißt den Träger aller ethiſchen Handlungen; und es leuchte doch ein, ſagte er, daß man dieſen Träger nicht zerſtören dürfe, weil man ja ſonſt die Möglichkeit ethiſcher Handlungen überhaupt aufhebe. Aber man kann ja immer nur die einzelne Perſon „zerſtören", meinte ich, nicht aber die Idee der Perſon. Dieſe kann man nur wegdenken. Dieſes Wegdenken verſtößt alſo ganz gewiß nicht gegen das fünfte Gebot (welches ja ein wirklicher, wenn auch negativer Inhaltsſatz der Ethik iſt, der freilich dafür auch nicht bewieſen werden kann, ſondern der von Moſes durch die Macht ſeiner Autorität dem Volke aufgenötigt wurde) . . ., ſondern es verſtößt gegen die logiſchen Prämiſſen der Ethik. Wenn ich die Geſetze des Dreiecks erforſchen will, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich das mathematiſche Sein des Dreiecks vorher bejahe, denn wenn ich ſage: „Das Dreieck iſt nicht", ſo iſt auch ſeine Geſetzlichkeit nicht. Ebenſo wäre es unſinnig, die Perſönlichkeit zu verneinen, denn dann könnte ich meine Forſchungen über das ethiſche Verhalten der Perſönlichkeit nicht weiter führen: unethiſch iſt es aber nicht. Eine einzelne Perſon dagegen zu töten, kann unethiſch ſein — braucht es aber nicht. Auf keinen Fall aber kann man wiſſenſchaftlich beweiſen, daß es unethiſch ſei, einen Menſchen zu töten.

Jener Satz meines Herrn Gegners war alſo kein inhaltlicher Satz der Ethik, ſondern ein rein formaler, und ich kann, wenn ich ſo gebaut bin, meine Mitmenſchen durchaus als Mittel zum Zweck benutzen und brauche nicht die geringſte Achtung vor ihrer Perſönlichkeit zu haben, und das heißt hier: vor dem beſonderen Inhalte, den dieſer Menſch darſtellt. Alle ſtarken und großen Kulturen hatten keine Achtung vor der Perſönlichkeit, das iſt vielmehr eine Erfindung inhaltloſer gelangweilter Zeiten, die kein Thema haben. Alle Menſchen, die gähnen, ſchwärmen für die Perſönlichkeit. Sie iſt das eigentliche große Unglück der Menſchenkinder. Als König Cheops jene Pyramide baute, war er ſelber erfüllt von der Idee dieſes Baues und allem, was hinter dieſer Idee ſich verbarg, das heißt von der ganzen Dämonie

Ägyptens, der er ein Denkmal ſetzen wollte zum Ruhme der Götter. Er achtete die Tauſende von Sklavenperſönlichkeiten nicht, die um dieſer Pyramide willen zugrunde gehen mußten. Aber man kann nicht beweiſen, daß es gut iſt, eine Pyramide zu bauen, ſondern das muß einfach ein großer Menſch wollen müſſen, und darin liegt die Rechtfertigung dieſer Tat. Man kann auch nicht beweiſen, daß es gut iſt, jene Tauſende von Sklaven zu ſchonen; der Beweis iſt niemals eine adäquate Inſtanz für die ethiſchen Handlungen. Geſetzt aber den Fall, es gelänge wirklich, more geometrico zu beweiſen, daß jeder Menſch ein Anrecht auf Leben habe, und daß man kein Leben beſchränken dürfe, geſetzt den Fall, man könnte es jedem Menſchen völlig eindeutig klarmachen, daß, Menſchen auszubeuten, unethiſch iſt: ſo wäre es Aufgabe des großen Menſchen, unethiſch zu ſein. Hätte König Cheops dieſem ethiſchen Geſetz Folge geleiſtet, ſo wäre er ein erbärmlicher Wicht geworden, der ſeine Seele verrät, und ſich dafür ein „Gewiſſen" zulegt. Demnach iſt es in der Tat ſo, daß die großen und ſchöpferiſchen Menſchen notwendig böſe ſein müſſen; und wiſſenſchaftliche Ethik, welchen Inhalt immer ſie auch haben möge, ſinkt auf jeden Fall zu einer Kleinbürgerperſpektive herab, auf die es gar nicht ankommt. Der ethiſche Menſch in dieſem Sinne iſt der gleichgiltige Menſch; es kommt aber nur auf den großen Menſchen an, auf den Wertträger. Was immer, wenn die Menſchheit ausgeſtorben ſein wird, von ihren großen Werken übrigbleibt, dasjenige, wovon ſie ſagen könnte: „Exegi monumentum aere perennius" — iſt immer das Werk nicht des ethiſchen Menſchen, ſondern des großen Menſchen, der immer zugleich der böſe Menſch iſt. Ecce homo.

Mein Herr Gegner hat ſich dazu bekannt, daß er gegen den Bau der Pyramide ſei. Man müſſe große Werke ſchaffen können, ſagte er, auch ohne daß dabei Menſchen als Mittel benutzt würden. Das iſt völlig konſequent. Wie aber, wenn das eben nicht möglich iſt? Wie, wenn der Weltcharakter eben ſo läuft, daß große Werke immer nur gegen das Glück der Mittelmäßigen geſchaffen werden können? Die geſamte hiſtoriſche Erfahrung des Menſchen ſpricht dafür, daß es nur ſo geht; es iſt offenbar der Menſchheit auferlegt, mit dieſer Antinomie belaſtet die Tage ihres Daſeins zu erfüllen. Man braucht übrigens nicht König Cheops zu ſein, um dieſe Antinomie zu verſpüren: faſt jeder Mann mit Inſtinkten des Schaffenden, der ein Werk will, weiß, daß er es nur auf Koſten etwa des ökonomiſchen Wohles ſeiner Familie durchſetzen kann. Entweder ein Werk ſchaffen und die Familie hungern laſſen, oder das Werk laſſen und der Familie Brot geben: dieſer Konflikt iſt ein faſt alltäglicher im Leben der Schaffenden. Und wie hart das iſt, das weiß jeder, der die erſtaunliche Wirkung des Mitleides mit der leidenden Kreatur kennt. Alle Ethik, die den einzelnen

Menſchen um ſeiner ſelbſt willen erhalten will, ſtammt aus dem Mitleid und aus gar nichts anderem. Was für ein Kinderſpiel iſt es, gegen die eigene Luſt zu kämpfen, und was für ein Kampf iſt der gegen das Mitleid! Hier hat uns die Natur einen Stein in den Weg gerollt, an dem jeder Schaffende nur mit blutigen Knieen vorbeikommt. Alle Güte ſtammt aus dem Mitleid, und der Drang, gut ſein zu wollen, iſt bei den feineren Naturen faſt unüberwindlich. Aber man darf böſe ſein, wenn man ein Schaffender iſt. Cheops darf böſe ſein, muß es ſogar, ein Großinduſtrieller freilich darf es ſo ohne weiteres nicht. Böſe ſein darf ein Menſch, und er iſt doch gerechtfertigt, aber ſchlecht darf er nicht ſein. —

Dieſer Konflikt zwiſchen dem Willen zum Werk und dem Mitleid muß blutig ausgefochten werden, und keine wiſſenſchaftliche Ethik nimmt dem Menſchen die Entſcheidung ab: nur er ſelbſt entſcheidet. Und gäbe es wirklich eine inhaltlich beweisbare Ethik, ſo wäre ſie nutzlos und unverbindlich. Wozu alſo die Bemühung? Mein Herr Gegner gab mir übrigens zu, daß jene wiſſenſchaftliche Ethik immer nur ein post scriptum ſei, ein Nachher, nicht aber etwas, das, ehe ich etwas tue, mir ſagt, was ich zu tun habe. Sie iſt alſo nicht von der Struktur der Zehn Gebote, ſondern von der Struktur jener meteorologiſchen Regiſtrierapparate, die mir hinterher ſagen, was geſtern für Wetter war. So etwas iſt natürlich intereſſant, aber für mein Handeln gänzlich belanglos, und ich brauche mich alſo, wenn ich eine Akademie gründen will, nicht danach zu richten. Ich darf ſelber das Wetter ſein, und wenn mir ein Wetterkundiger ſagt, ich dürfte heute nicht blitzen und morgen nicht leuchten, ſo ſage ich einfach: ich blitze und leuchte doch!

Dies iſt das Merkmal aller Methodenlehre, daß ſie eine Philoſophie der Umwege (μεθ-όδος) und Gängelbänder iſt. Damit komme ich auf jenen erkenntnistheoretiſchen Nebenweg unſeres Nachtgeſpräches. Mein Herr Gegner hatte geſagt, man müſſe ſich auf objektive Methoden verſtehen, um wiſſenſchaftlich etwas zu leiſten. Ich aber ſagte, daß die Methodenlehre für Entdeckungen nichts taugt, daß alle großen Entdeckungen gegen und abgeſehen von der Methode entſtünden und daß dieſe ſelbſt wiederum nur nachträglichen Belang habe. Mein Herr Gegner erwähnte Galilái als Muſter methodiſcher Forſchung, aber ich ſagte: Der Grundgedanke kam ohne Methode. Vor ihm fragte man nach dem Sein der Schwerkraft, und er kam auf den Gedanken, einfach das Wie der Schwerkraft zu befragen und die Natur ins Experiment zu zwingen. Dieſer Gedanke entſprang unmittelbar aus dem ſchöpferiſchen Entdeckertum eines großen und phantaſiebegabten Menſchen. Die Methode, die er nun anwandte, erfand er ſich ſelbſt hinterher. Er fragte nicht nach objektiven, ſchon vor ihm daſeienden For-

ſchungsmethoden, als welche immer gänzlich unnütz ſind — genau ſo wie die wiſſenſchaftliche Ethik für das ethiſche Handeln unnütz und ſtörend iſt. Goethe hat mit einem Blick die Falſchheit der Newtonſchen Farbenlehre durchſchaut, indem er einfach dorthin ſah, wo das Licht aus dem Prisma heraustritt und nicht auf jene weiße Wand, die im Abſtande vor dem Prisma ſteht und welche das ſchon korrumpierte Farbenband zeigt. Als er entdeckte, daß das Blau des Himmels auf dieſelbe Weiſe entſtünde, wie das Blau des Rauches vor dunklem Hintergrund, da hatte er keine Methode, nach der er ſich richtete; als Newton die Weſensidentität des fallenden Apfels und der „fallenden" Geſtirne erkannte, hatte er keine Methode, ſondern begriff das plötzlich mit einem unmittelbaren Blick. Man muß ſehen können, um ein großer Entdecker zu ſein. Die Methode erfindet man ſich hinterher hinzu, um die Entdeckung Anderen verſtändlich zu machen. Wenn dann ſolche wiſſenſchaftlichen Entdeckungen im Laufe der Jahrzehnte durch die Methode ausgeſchlachtet werden, ſpürt man, daß ſie an Belang immer mehr verlieren, ſie werden immer weſenloſer, weil ihnen ein Kern fehlt, den der geniale Menſch eben noch hatte. Das läßt darauf ſchließen, daß die Wiſſenſchaft überhaupt nur menſchlichen Wert hat, wenn noch etwas anderes Nichtwiſſenſchaftliches mit ihr verbunden iſt, das heimlich hinter ihr ſteht und welches die eigentliche Kraftquelle abgibt. Man kann ein ſehr großer Kenner der Mathematik ſein und ihre Methode aufs beſte beherrſchen: eine Entdeckung aber gelingt immer nur außer- und vormethodiſch, und ſie ſtrömt ſtets aus dem Reiche der Nicht-Mathematik, welches zweifellos ein künſtleriſches und phantaſtiſches Reich iſt. Der eigentliche Entdeckungsakt für die Formel des Benzolringes durch Auguſt Kekulé geſchah, das wiſſen wir geradzu aktenmäßig, in einem Zuſtande halberotiſcher Träumerei, wenn er auch freilich durch einen neuen Akt ſchärfſten Verſtandes beſiegelt wurde. Methoden aber, das kann man wohl ſagen, nehmen mit zunehmender Strenge und Ausgebreitetheit auch an Schädlichkeit für die Entdeckungen des menſchlichen Geiſtes zu, genau ſo wie die wiſſenſchaftliche Ethik für die Taten des Menſchen.

Der Philoſoph iſt, dies möchte ich zum Schluß ſagen, nur ſo lange Philoſoph, ſolange er nicht wiſſenſchaftlicher Menſch iſt. Er muß natürlich die Methoden verſtehen, aber er muß jeden Tag auf einen Punkt bei ſich zurück, wo er ſich innerlichſt zugibt, daß er nichts weiß und daß man nichts wiſſen kann. Das iſt eines der ehrwürdigſten Eingeſtändniſſe des Sokrates. Es iſt das Toilettengeheimnis der wirklichen philoſophiſchen Naturen, daß ſie ſich jeden Tag einmal ganz loslaſſen, und gegen alles Mißtrauen haben, beſonders gegen ſich ſelbſt. Wer das nicht kann, iſt nur ein philoſophiſcher Gelehrter. Ein ſolcher freilich kommt niemals auf den Gedanken, daß das Phänomen

der Wiſſenſchaft im Menſchen vielleicht eines der liſtigſten Mittel dazu iſt, gewiſſen Wahrheiten auszuweichen. Es iſt ſehr ſchwer zu ſagen, von woher, von welchem unheimlichen Punkte der Mathematiker abgeſprungen iſt und ſich in jenes Reich geflüchtet hat, in dem alles ſtimmt. Was für eine Beruhigung! Wir möchten die Mathematik nicht miſſen, denn in ihrem Reiche geht es nicht ärmlich zu. — Wovor aber weicht die wiſſenſchaftliche Ethik aus ...? Wenn ich beweiſen kann, was gut und böſe iſt, wenn ich ein Syſtem der ethiſchen Inhalte vorlegen kann, das mich bindet: bin ich da nicht gefeit vor jenem unheimlichen Konflikt, den mir das zu ſchaffende Werk auferlegt? Zweifellos: die wiſſenſchaftliche Ethik iſt eine Attacke gegen das Werk des Menſchen. Sie iſt für den Bürger, gegen den Täter. Ihre Wiſſenſchaft iſt gegen die Wahrheit des Werkes gerichtet, die freilich aufregender iſt als ſie. Aber noch dazu: wir möchten ſie miſſen, denn ihre Inhalte ſind ärmlich.

Dieſe Dinge wären, wie geſagt, noch zur Sprache gekommen, und hätten im Lichte abſtrakter Erkenntnis aufglänzen können, hätte nicht der vorrückende Morgen die ermüdeten Hörer zur Ruhe gemahnt.

Paul F. Linke
König Literat und die Ethik

Eine Abrechnung*

I. König Literat

Die gefährlichſte Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts iſt der Literat: der Menſchentypus, dem es erlaubt iſt, ohne Verantwortung ſo zu reden und zu ſchreiben, wie es allein der Wille und die ſtete Bereitſchaft zur höchſten Verantwortung rechtfertigen kann, der da, wo unbedingteſter ſachlicher Ernſt und ſtrengſte kritiſche Überlegenheit erforderlich, ſich begnügen darf, ein reizvolles Spiel zu treiben, ein Spiel, das dafür um ſo mehr mit der bloßen ſuggeſtiven Geſte des Ernſtes und der Überlegenheit arbeitet und ſich damit völlig zufrieden gibt.

Denn auf Suggeſtionen verſteht ſich der Literat vorzüglich, er weiß nicht nur zu wirken, ſondern auch gut und vornehm zu wirken, er treibt Stilkultus. Er verfügt über die Bildungsmittel ſeiner Zeit und ſtellt ſie in den Dienſt ſeiner Rede: er hat ſogar die Fähigkeit zu zünden und zu berauſchen. Und indem er ſo bloß überredet, ſuggeriert er zugleich doch Überzeugung und iſt von den antiken Sophiſten nur dadurch

* Im Anſchluß an den vorangehenden Aufſatz Hans Blühers.

geſchieden, daß er, hier naiver als ſie, ſelbſt unter dem Banne ſeiner Worte ſteht, daß ihm die eigene Führermiſſion weit glaubhafter iſt, als ſie es jenen war, daß er ernſtlich die Meinung hat, er ſei gekommen zu erfüllen, während er doch nur ein Erzeugnis der Auflöſung iſt und des Verfalls der Kultur unſerer Zeit.

Aber dieſe Naivität macht ihn zu einer nur um ſo größeren Gefahr. Die Kunſt, jede Seltſamkeit, jede Torheit, jeden Wahnwitz, ja jede Erbärmlichkeit zu verteidigen, das Abgeſchmackte ſchmackhaft, das Unſinnige ſinnvoll, das Falſche richtig und das Böſe gut erſcheinen zu laſſen, muß um ſo bedenklicher werden, je weniger ſie als das, was ſie iſt, bewußt erkannt wird, und ſie wächſt ſich zu einem Verhängnis aus, wenn der, der ſie ausübt, teilweiſe oder ſelbſt ganz und gar von dem unbedingten Werte und der „Größe" ſeines Tuns überzeugt iſt.

So kam es wohl, daß der Literat König geworden iſt, unumſchränkter Herrſcher im Reiche des Geiſtes oder — vorſichtiger geſprochen — im Reiche der letzten geiſtigen Orientierungen, der Maßſtäbe, Normen und Richtlinien unſeres Denkens und Tuns, im Reiche deſſen alſo, was einſt Philoſophie genannt wurde und was auch heute wieder beginnt, dieſen Namen zu tragen. Denn das Unglück unſerer Univerſitätsphiloſophie iſt nicht, wie man vielfach zu meinen ſcheint, daß ſie zu wenig, ſondern im Gegenteil, daß ſie zu viel von der Attitüde des Literaten in ſich aufgenommen hat. Die Periode der gänzlichen Abkehr von aller Philoſophie überhaupt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts iſt in ihren traurigen Auswirkungen noch bei weitem nicht überwunden, und das neue philoſophiſche Zeitalter, in das wir vor einigen Jahrzehnten angeblich eingetreten ſind, exiſtiert im Grunde nur in den Köpfen derer, die die Intenſität und den Wert geiſtiger Bewegungen nach der Maſſe der in ihrem Dienſte verbrauchten Druckerſchwärze zu beurteilen gewohnt ſind.

Freilich: die aufkeimende Sehnſucht nach philoſophiſchem Erkennen beſteht und iſt gewiß ſehr viel ſtärker und verbreiteter als ehemals. Um ſo kläglicher ſteht es um dieſes Erkennen ſelbſt. Von dem, was dafür gilt, iſt wenig gut, und das am wenigſten Gute erfreut ſich des lauteſten Beifalls. Für den Anfang, als ephemere Entwicklungsphaſe wäre das vielleicht verzeihlich geweſen, denn es hieße unbillig ſein zu verlangen, es ſolle das eben beginnende Wiedererwachen philoſophiſchen Intereſſes nach einer ſo langen Zeit der Entwöhnung von ihm ſogleich bedeutſame poſitive Ergebniſſe hervorbringen. Sondern das unſäglich Traurige iſt, daß wir uns allmählich darauf einrichten müſſen, dieſe Unfruchtbarkeit, die es freilich ſo gut verſteht, ſich als Fruchtbarkeit zu gerieren, als einen dauernden Zuſtand zu ertragen. Das aber danken wir dem Literaten: ſeinem Mangel an Ernſt, an Aufrichtigkeit und an Gefühl für Verantwortung.

Denn, um die wenigen und dürftigen Ansätze echter philosophischer Bildung, die bisher vorhanden sind, zu vertiefen und zu vermehren und so dieser Bildung jenen Widerhall in der Öffentlichkeit zu sichern, ohne den nun einmal eine geistige Bewegung und ein wahrhaftes neues philosophisches Zeitalter unmöglich sind, ist selbstverständlich die Forderung der gerade entgegengesetzten Eigenschaften unbedingt nötig: es ist, genauer gesprochen, ein naturgemäß langsam verlaufender wissenschaftlicher Erziehungsprozeß erforderlich, durch den die Welt der geistig Interessierten allmählich in den Stand gesetzt wird, auch auf philosophischem Gebiete — wie längst schon auf naturwissenschaftlichem — nur das als wahr und richtig anzuerkennen, was seine Wahrheit irgendwie zu verbürgen vermag, und mißtrauisch zu sein gegen alles bloß Geistreiche oder sonstwie „Erbauliche".

Die Herrschaft des Literaten muß diesen wichtigen Prozeß mit Naturnotwendigkeit im Keime ersticken. Denn durch nichts werden offenbar die gesunden Instinkte, die der natürliche Mensch ohne Zweifel mit dem wissenschaftlichen gemein hat, sein unmittelbares Wahrheitsbedürfnis, sein Verlangen nach Klarheit, nach Schlichtheit und Durchsichtigkeit in der Darstellung, durch nichts werden diese Instinkte so sehr gefährdet, als durch die allzu geschickte Pflege der ihnen widerstrebenden Triebe und Neigungen, die nun einmal wie das Böse neben dem Guten ebenfalls in der Seele eines jeden schlummern: der Freude am Amüsanten und Sensationellen, am Unterhaltsamen und Erhebenden, am Tröstlichen und Beruhigenden auch da, wo logischerweise das Gegenteil am Platze ist.

Auf diese Weise wird überall das bloße „Niveau" (oder das Noch-nicht-einmal-Niveau, die sich spreizende Unklarheit) zum Surrogat für das, worauf es letzten Endes allein ankommen darf, für die Wahrheit. Denn der Sinn für deren Wert und Bedeutung schwindet von Tag zu Tag, bis schließlich die philosophische Not der Zeit, so groß sie ist, selbst von denen nicht mehr gefühlt wird, die an erster Stelle berufen sind, sie zu lindern: das Imperium des Literaten ist da. In seine Hand sind nun die bedeutsamsten und entscheidendsten Gebiete des geistigen Lebens beinahe ausschließlich gegeben — allen voran das weitaus wichtigste: die Ethik.

So ist es gekommen, daß die Schar der Intellektuellen statt, wie normalerweise zu fordern, die natürliche sittliche Erkenntnis auf Grund philosophischer Einsicht zu vertiefen und zu verfeinern, umgekehrt bestrebt ist, sie in einen Nebel von Unklarheiten hineinzutauchen und sie auf diese Weise zu verwirren, zu hemmen und zuletzt ganz zu zerstören. So ist es (um nur das nächstliegende Beispiel anzuführen) gekommen, daß nicht, wie doch naturgemäß zu erwarten, die Intellektuellen es waren, die die Ungeheuerlichkeit dieses Krieges als das erkannten, was

sie war, nämlich eben als sittliche Ungeheuerlichkeit, als Verhöhnung des Genius der Menschheit, sondern ganz unserer Grundansicht entsprechend die, welche dem Herrschaftsbereich des Literaten verhältnismäßig am meisten entzogen sind: die Arbeiter; während umgekehrt die Intellektuellen in ihrer Mehrzahl um die Wette um die Verherrlichung oder doch Entschuldigung eben dieser selben Unheuerlichkeit bemüht waren und mit der kritiklosen Anbetung von Staatsmacht und äußerer Ehre den traurigen Beweis gaben, wie völlig ihr natürliches sittliches Empfinden durch die übergelagerten Schichten ihrer „intellektuellen"—will sagen literarischen—Erziehung verdeckt ist.

2. Das Erbe Platons

Der Literat ist seiner philosophischen Stellung nach Relativist, und das Zeitalter des Literaten ist denn auch als das des Relativismus allgemein bekannt, es ist gleichbedeutend mit dem des Ersatzes der Philosophie durch Surrogate. Denn alle echte Philosophie ist auf Überwindung des Relativismus gerichtet: die Sehnsucht des philosophischen wie zugleich auch des—im höchsten Sinne—wissenschaftlichen Menschen ist die Sehnsucht nach dem Absoluten, nach dem Endgültigen, unbedingt Wahren, nach dem, was mehr ist als δόξα, als bloße Meinung und subjektive Überzeugung. Die Kritik des Relativismus und seine sich mehr und mehr durchsetzende tatsächliche Überwindung ist daher die eigentliche Signatur der wenigen, in der breiten Öffentlichkeit leider noch fast ganz unbekannten echten philosophischen Bestrebungen, die unsere Zeit aufzuweisen hat.

Natürlich ist es nicht leicht, einem Laienpublikum in Kürze klarzumachen, worum es sich hierbei handelt. Um der Wichtigkeit der Sache willen sei es gleichwohl versucht: manches, was künftigen ausführlicheren Veröffentlichungen vorbehalten sein sollte, muß dazu hier schon vorweg genommen werden, und ich brauche wohl die Selbstverständlichkeit nicht zu betonen, daß eine vollgültige kritische Stellungnahme zur Gesamtheit meiner Anschauungen auf Grund des hier Gebotenen allein nicht möglich ist*.

Bereits im Jahre 1893 prägte G. Frege einen Begriff, in welchem man den meiner Überzeugung nach weitaus wichtigsten Grundgedanken der neuen Bestrebungen fixiert sehen kann: den Begriff des „objektiven Nicht-Wirklichen". Die vorher und bis heute noch herrschende Anschau-

* Vieles, das auch hierher gehört, findet sich in meinen „Grundfragen der Wahrnehmungslehre" (München, Reinhardt, 1918). Was ich hier auseinandersetze, ist methodisch genommen „Phänomenologie", die übrigens nicht, wie man häufig meint, ausschließlich von Husserl begründet wurde. Ich darf wohl sagen, daß ich mich selbst schon seit Jahren von Husserl und seiner seltsamen Mystik des reinen Bewußtseins, in die er die Phänomenologie leider allmählich verwandelt hat, abgewandt habe.

ung hatte gerade die für alles Erkennen, Tun und Sein fundamentalſten Geſetze, namentlich die logiſchen und die ihnen verwandten mathematiſchen für „ſubjektiv“ und oft geradezu für Erzeugniſſe der Willkür erklärt — von Schachſpielregeln nur dadurch unterſchieden, daß der Zweck, zu dem ſie geſchaffen werden, nicht bloße Unterhaltung und allenfalls Übung der Verſtandeskräfte iſt, ſondern Beherrſchung und Ausnutzung der Erſcheinungswelt. Um nämlich dieſe zu erreichen, werden, wie man ſagt, von jenen an ſich willkürlichen Regeln von ſelbſt diejenigen ausgewählt (und gleichſam „konventionell“ vereinbart), die dazu am brauchbarſten ſind und die die Welt in der einfachſten und deshalb zur Ausnutzung geeignetſten Weiſe beſchreiben. So erſcheinen etwa die Zahlen als rein ſubjektive Gebilde, als willkürliche Schöpfungen des Verſtandes, hervorgerufen durch unſere eigenen Definitionen. Eben damit erklärt man auch die Unwiderleglichkeit und apodiktiſche Gewißheit ihrer Geſetze. Denn wenn wir die Zahlen ſelbſt geſchaffen haben, ſo ſind wir auch für ihre Geſetzmäßigkeiten allein verantwortlich, und es iſt ganz unmöglich anzunehmen, ſie könnten durch Erfahrung jemals widerlegt werden.

Aber das Definieren hat in Wahrheit keine ſolche „ſchöpferiſche Kraft“. Es iſt ein Abgrenzen und Benennen, ſonſt nichts. „Wie der Geograph“ — ſagt wiederum Frege — „kein Meer ſchafft, wenn er Grenzlinien zieht und ſagt: den von dieſen Linien begrenzten Teil der Waſſeroberfläche will ich Gelbes Meer nennen, ſo kann auch der Mathematiker durch ſein Definieren nichts eigentlich ſchaffen.“

In der Tat: es beſteht ein beſonderes Seins- oder Gegenſtandsgebiet, auf das ſich die mathematiſchen und mit ihnen eine große Reihe anderer fundamental bedeutſamer Sätze beziehen. Dieſes Gebiet und dieſe Sätze zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie in mehr als einer Hinſicht „abſolut“ ſind, daß der Gegenſatz von Erſcheinung und Sein in betreff ihrer nicht zu Recht beſteht, daß ſie, indem ſie volle Einſicht in ihren Sachverhalt gewähren, apodiktiſche Evidenz verbürgen und daß deshalb alle Irrtümer, die über ſie natürlich trotzdem vorkommen können, lediglich auf Koſten der Unzulänglichkeit unſeres Intellekts zu ſetzen ſind, nicht aber, wie in anderen Fällen, außerdem noch auf Koſten der Unmöglichkeit, der Sache, auf die ſie ſich beziehen, reſtlos habhaft zu werden, alſo (wie man antithetiſch ſagen kann) nicht auf Koſten der Unzugänglichkeit des fraglichen Objekts für unſere Erkenntnis. Haben wir z. B. nur den Sinn deſſen, was das Wort „Bewegung“ bedeutet, klar erfaßt, ſo iſt abſolut ſicher, daß wir jeder Bewegung ſtets und unter allen Umſtänden Richtung, Geſchwindigkeit und ein bewegtes Etwas zuſprechen müſſen; wir ſind, um dieſes Zuſprechen zu ermöglichen, durchaus nicht auf Beobachtungen, Experimente oder ſonſtige „empiriſche“ Verfahrungsweiſen angewieſen.

Ich ſagte: wir brauchen uns nur den „Sinn" von Bewegung klarzumachen — das heißt aber nichts anderes, als dieſes: es genügt vollkommen, irgendwie z. B. rein phantaſiemäßig, ſich eine konkrete Bewegung vorzuſtellen, um den angegebenen Satz aus ihr unmittelbar „ableſen" zu können; wir „erſchauen" die Wahrheit, die er enthält, direkt, ohne Beobachtung einer entſprechenden Wirklichkeit.

Nun nehme man als Gegenſtück den folgenden, ebenfalls auf Bewegung bezüglichen Satz: jede Bewegung ſetzt ſich allmählich in Wärme um. Hier gilt genau das Gegenteil. An einer bloß vorgeſtellten, wenn auch noch ſo konkreten Bewegung können wir nichts dergleichen feſtſtellen. Es genügt dazu überhaupt kein einzelner Fall. Vielmehr ſetzt der Satz die Geſamtheit aller durch das Merkmal Bewegung ausgezeichneter und zuſammengefaßter Fälle voraus und iſt nur möglich auf Grund eines Induktionsſchluſſes aus einer Reihe einzelner und einzeln beobachteter Bewegungen. Es handelt ſich um einen typiſch empiriſchen Sachverhalt, und das Wort Bewegung beſagt jetzt etwas völlig anderes. Es bedeutet ſoviel wie wirkliche Bewegung, und der Satz wird darum geradezu falſch, wenn man ihn auf eine bloß vorgeſtellte oder etwa auch geträumte oder halluzinierte Bewegung zu übertragen ſucht. Eine ſolche iſt weit davon entfernt, ſich in Wärme umzuſetzen. Sie bleibt darum gleichwohl Bewegung, der die ſämtlichen Beſtimmungen, die ſie unmittelbar zur Bewegung machen und von allem, was nicht Bewegung iſt, abgrenzen, notwendigerweiſe zukommen müſſen. Was aber macht — rein logiſch genommen — eine Bewegung unmittelbar zur Bewegung? Natürlich das Merkmal Bewegung ſchlechthin, das ja notwendigerweiſe allen Bewegungen gemeinſam iſt, mögen ſie nun wirkliche oder nicht-wirkliche, beobachtete oder bloß geträumte, halluzinierte und phantaſiemäßig vorgeſtellte ſein. Und dieſes gemeinſame Merkmal — oder, da wir auf das Wort Merkmal hier kein Gewicht legen wollen, dieſe gemeinſame Beſchaffenheit, Eigenſchaft, Beſtimmung oder wie man ſonſt ſagen will — dieſes wie immer benannte Gemeinſame alſo kann ich nun in voller Anſchaulichkeit iſoliert vorſtellen. „Iſoliert" — das beſagt aber des näheren folgendes: eine Fülle von zufälligen Eigentümlichkeiten, die jede der einzelnen Bewegungen, die wir beobachtet oder wahrgenommen haben, auszeichnen, laſſen ſich ohne Schwierigkeit weglaſſen: ihre beſondere Zeitſtelle, der Ort, an dem wir ſie vorfanden, und mit beiden zugleich der große Komplex des mit ihr Koexiſtierenden, alle die mannigfach verſchiedenen Dinge und Geſchehniſſe, die ihre unmittelbare Nachbarſchaft bildeten (und wozu natürlich auch der Umſatz in Wärme gehört). Nicht weglaſſen dagegen können wir alles dasjenige, was das fragliche Merkmal zu einem konkreten (d. h. ſelbſtändigen und darum anſchaulich vorſtellbaren) Ganzen vervollſtändigt: wir müſſen der Bewegung notgedrungen

eine ganz bestimmte Geschwindigkeit zusprechen, eine ganz bestimmte Richtung sowie auch ein bewegtes Ding von ganz bestimmter Gestalt und Größe. Indem wir das tun, haben wir zugleich festgestellt, was im Sinne oder — das Wort besagt hier ganz dasselbe — im Wesen der Bewegung rein als solcher gelegen ist.

Die Bewegung rein als solche ist das aller Bewegung Gemeinsame, mag sie nun wirklich sein oder nicht. In dieser der natürlichen Auffassung gewiß ganz selbstverständlichen Bezeichnung als „gemeinsam" liegt aber noch ein Problem. Wie kann das hier und dort, das gestern und vorgestern Seiende überhaupt etwas gemein haben? Wenn allen bewegten Gegenständen die Bewegung gemeinsam ist, wäre dann nicht zu folgern, daß z. B. mit der Vernichtung der Bewegung an einem dieser Gegenstände auch die aller übrigen vernichtet sein muß? Man hat dieser merkwürdigen Folgerung durch allerlei unklare „Abstraktionstheorien" auszuweichen gesucht; sie führen indes zu keiner ernsthaften Lösung. Diese liegt vielmehr allein darin, daß einfach neben der gewöhnlichen Gemeinsamkeit wirklicher Dinge und wirklicher Geschehnisse noch eine andere (nicht-wirkliche aber gleichwohl objektive) Gemeinsamkeit anerkannt wird, wie sie eben nur den „Merkmalen" zukommt: von Gemeinsamkeit dieser Merkmale läßt sich nur sinnvoll reden, wenn wir mit Platon von einem „Teilhaben" der Einzelfälle an der in ihnen einheitlich zum Ausdruck gebrachten „Idee" reden. Den verschiedenen individuellen wirklichen und nicht wirklichen Bewegungen ist die Idee Bewegung gemeinsam. Was aber zum Sinn oder Wesen einer solchen Idee gehört, das können wir in der angegebenen Weise „erschauen".

Es ist nun leicht zu sehen, daß es eine ganze Fülle solcher nicht auf individuelle und wirkliche Fälle zurückgehender „Merkmale" geben muß: eine Welt, ein Reich von Ideen. Und wer angesichts des Bewegungsbeispiels die übliche Lehre von der Schöpferkraft der Definitionen noch aufrechterhält, mag sich etwa an die Farben halten: daß beispielsweise Rot dem Violett ähnlicher ist als dem Blau, ist ebenfalls ein reines Ideengesetz, dessen Inhalt sich unmittelbar als absolute Notwendigkeit aus dem Sinne der betreffenden Farben ergibt, so daß hier (im strikten Gegensatz etwa zu dem bekannten Gesetze, daß Rot und Grün gemischt Grau ergeben) nicht das „wirkliche" Rot usw., sondern allein die Idee Rot, die Idee Violett, die Idee Blau in Betracht kommt. Von Farben aber sind, wie bekannt genug, keinerlei Definitionen möglich.

Bedenkt man nun, daß alle wissenschaftlichen, insonderheit alle erfahrungswissenschaftlichen Feststellungen, welcher Art sie auch sein mögen, in letzter Instanz auf dergleichen Ideen angewiesen sind und angewiesen sein müssen, sofern ja alle empirischen Bestimmungen auf Bestimmungen von wirklichen oder richtiger von individuellen Gegen-

ſtänden (oder von Arten und Gattungen von ſolchen) hinauslaufen — eine individuelle Weltſtelle (oder eine ſchon durch ein Merkmal zuſammengehaltene Geſamtheit von dergleichen Stellen) wird auf Grund von Beobachtung und Induktion durch die und die Merkmale oder Merkmalskomplexe und alſo ſchließlich durch Ideen charakteriſiert — bedenkt man dies, ſo ſieht man ſofort, daß alle Erfahrungswiſſenſchaften notwendigerweiſe aus dem Fundus der Ideen, aus dem Reiche des objektiven Nichtwirklichen ſchöpfen müſſen, um das zu ſein, was ſie ſind.

Die Ideen ſind es mit anderen Worten, die „Erfahrung erſt möglich machen", zu ihnen gehören die ſogenannten Kategorien, wie Identität, Gleichheit, Verſchiedenheit, Urſächlichkeit uſw., außerdem aber noch vieles andere, das gewöhnlich nicht als Kategorie bezeichnet wird: das große Reich der mathematiſchen und logiſchen Gegenſtände und Geſetze gehört hierher, nicht minder aber auch das der pſychologiſchen Ideen: denn es gibt natürlich auch auf pſychologiſchem Gebiet eine grundlegende Schicht von eigenartigen, von allem Beobachten und Experimentieren vorauszuſetzenden und dieſes erſt ermöglichenden Gegebenheiten, in denen ſich der Sinn der „Merkmale" erfüllt, durch die wir Pſychiſches (empiriſch) beſtimmen und die wir mit den Namen Wahrnehmung, Vorſtellung, Gefühl, Wille, Urteil, Erlebnis, Subjekt uſw. belegen: erſt ihre genauere Durchforſchung wird der experimentellen Pſychologie jene Grundgeſetze verſchaffen, durch die ſie beanſpruchen kann, in demſelben Sinne „exakt" genannt zu werden wie die Naturwiſſenſchaft. Endlich gehören noch und nicht zuletzt die Wertwiſſenſchaften hierher, alſo die Erforſchung der ſich um die verſchiedenen Wertideen gruppierenden Geſetzmäßigkeiten, beſonders die Äſthetik und in allererſter Linie die Grundwiſſenſchaft jeglicher Wertung: die Ethik. Sie bildet aber trotz ihrer in gewiſſer Weiſe fundamentalen Bedeutung nur einen Teil des großen Gebietes, das wir ſoeben in Kürze zu ſkizzieren verſuchten, des Gebietes des objektiven Nichtwirklichen; ſeine beiden Entdecker — Frege und in gewiſſer Weiſe vor ihm und unabhängig von ihm ſchon Lotze — ſahen es bereits, aber ſie ſahen es noch nicht in voller Klarheit, vor allem bemerkten ſie nicht, daß hier ein Gebiet völlig abſoluten, aller Zufälligkeit und Relativität der Wirklichkeit entrückten, Seins vorliegt und — merkwürdig genug — ſogar unmittelbar gegeben iſt.

Denn wir ziehen nur das Fazit aus unſeren bisherigen Betrachtungen, wenn wir noch dieſes hervorheben: wie auch immer die Welt ſich verändern und wie auch immer wir uns dieſe Veränderung vorſtellen mögen, die Geſetzlichkeit unſerer Ideen bleibt davon völlig unberührt. In einer Traumwelt von ſeltſamſter Phantaſtik bleibt der Teil ſtets kleiner als ſein Ganzes, der Berg von einem Tal begleitet, die Wahr-

nehmung und Vorstellung auf einen Gegenstand, die Erinnerung speziell auf ein früheres Erlebnis gerichtet, es bleibt in ihr auch das Rot durch die genannte Ähnlichkeit charakterisiert, während in derselben Welt doch andererseits kein Gravitations-, kein Lichtbrechungs-, kein psychisches Assoziationsgesetz so weiter zu bestehen braucht wie bisher, und es sogar recht gut denkbar ist, es könne durch merkwürdige Ereignisse einmal in der Welt dahin kommen, daß die Mischung von Rot und Grün eine andere Farbe ergibt als Grau oder Weiß. Die Ideen und ihre Gesetze sind in der Tat aller Zufälligkeit entrückt: sie bilden eine absolute Welt — das Erbe Platons in der modernen Philosophie.

3. Norm, Wissenschaft und Erlebnis

Hans Blüher, den ich mit den folgenden Ausführungen übrigens nicht persönlich treffen will, denn er gibt nur Anschauungen wieder, die auch von anderer Seite vertreten werden, wiewohl dann meist — was sicherlich nur ein Nachteil ist — mit größerer Scheu vor letzten Konsequenzen, Hans Blüher gibt meinen Grundgedanken nicht ganz richtig wieder, wenn er meine Meinung durch den Ausspruch kennzeichnet, es gäbe eine wissenschaftliche Ethik, die die Menschen binde. Der Satz ist in dieser Form falsch. Keine Wissenschaft als solche bindet die Menschen, auch die Mathematik tut das nicht. Wissenschaft ist Menschenwerk und demnach dem Irrtum ausgesetzt. Was da bindet, ist allein die objektive Gesetzmäßigkeit, welche die Wissenschaft mehr oder minder erfolgreich nur zu entdecken sucht.

Überhaupt ist dreierlei zu scheiden:

Erstens: die objektive ethische (und analog mathematische oder physikalische usw.) Gesetzmäßigkeit.

Zweitens: die von der Wissenschaft eruierte entsprechende Gesetzmäßigkeit, die sich mehr oder minder mit der ersten deckt.

Drittens: das Sich-richten nach der objektiven Gesetzmäßigkeit, das ethisch (oder physikalisch usw.) richtige Handeln.

In der fortgesetzten Vermengung dieser drei Schichten bewegen sich alle Anschauungen Hans Blühers. Wer möchte bestreiten, daß ethische Akte schöpferisch sind und durch „Willkür" hervorgebracht? Aber damit sind die ethischen Gesetze, d. h. die Normen, denen unser Handeln entspricht, wenn wir ein Recht haben, es als ethisch zu bezeichnen, natürlich nicht etwa ebenfalls zu etwas Willkürlichem geworden.

Die ethischen Gesetze sind Normen. Das ist aber keineswegs ihr Privileg. Jedes Gesetz, das aussagt, was ist, jedes „Seinsgesetz" ergibt für mich sofort eine Vorschrift oder eine Norm, wenn ich ein Ziel will, dessen Existenz an das Bestehen eben dieses Gesetzes geknüpft ist. Daß die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist, wird

jedermann für ein Seinsgesetz halten. Sobald ich aber das Ziel verfolge, auf dem kürzesten Wege von einem Punkte zu einem bestimmten anderen Punkte zu gelangen, besteht für mich die Norm, gemäß diesem Gesetze vorzugehen, also nach Möglichkeit den geraden Weg zu wählen. Auf diese Weise können die allerverschiedensten Seinsgesetze zu Normen werden. Für den Techniker und Architekten sind die mathematischen und physikalischen Gesetze seiner Maschinen und Gebäude zugleich die Normen seines Schaffens. Mathematisch-physikalische Seinsgesetze sind ihrer Natur nach technische Normen. Nach solchen Normen richte ich mich; und wenn und soweit ich mich danach richte, verdient mein Handeln das Prädikat „normgemäß", d. h. technisch, ethisch oder sonstwie *richtig*.

Hier sind nun wiederum allerlei Mißverständnisse möglich.

Dieses „sich Richten nach" braucht nämlich nicht so verstanden zu werden, als müsse das fragliche Normgesetz dem Schaffenden *explizit* gegeben sein: etwa in dem Sinne, daß er es formuliert oder gar schriftlich fixiert vor sich hat und sich nun im prägnanten Sinne *bewußt* danach richtet. Sondern: „sich Richten nach dem Gesetz" bedeutet nur „Handeln gemäß dem Gesetz". Sicher wird gerade der *geniale* Techniker, der technisch schöpferische Mensch sich nicht immer in jener Weise *bewußt* nach Normen richten. Sondern sie kommen ihm intuitiv, unmittelbar im Schaffen selbst. Dabei ist das „sie kommen ihm" natürlich nur bildlich zu verstehen, denn nicht die Normen sind es, die neu entstehen, sondern das Werk. Die Normen bestanden schon vorher: sie sind ja gar nichts anderes als die immer geltenden physikalischen Gesetze, die das Werk beherrschen. Aber intuitiv leuchtet es im Schaffenden auf, daß er gerade *so und so und so* handeln muß, wenn das Werk zur Vollendung kommen soll. Indem der Erfinder seine Erfindung im Geiste voraus nimmt, stellt er sich ein Gebilde vor, an welchem dasjenige Ineinandergreifen von Gesetzen stattfindet, auf das es ihm gerade ankommt, und das, wenn es von der Wirklichkeit bestätigt wird, ihn erst eigentlich zum Erfinder macht, der seinen Namen verdient. Jede Erfindung ist primär Entdeckung, nämlich Entdeckung gewisser spezialisierter physikalischer Gesetze, die jenes Ineinandergreifen ermöglichen, und wird speziell zur *Erfindung* erst durch Übersetzung in die Welt des realen Seins, welche Übersetzung – als das „es geht" des Technikers — natürlich das letztlich Entscheidende ist (*Zschimmers* „Philosophie der Technik").

Man sieht jedenfalls: intuitiv und einer objektiven Gesetzmäßigkeit entsprechend handeln bedeutet keinen Widerspruch; im Gegenteil: gerade die objektive Gesetzmäßigkeit ist für den schöpferischen Akt die Hauptsache. Intuitiv kann auch eine Torheit oder Verrücktheit sein; zum schöpferischen wird der intuitive Akt erst dadurch, daß das durch ihn

Geschaffene einer (und zwar einer irgendwie wichtigen) objektiven Gesetzmäßigkeit entspricht. Es ist nicht abzusehen, warum im Falle der Ethik die Sachlage eine prinzipiell andere sein sollte.

Nun haben wir bisher allerdings nur von der objektiven *Gesetzmäßigkeit* gesprochen, nicht von der *Wissenschaft*, deren Aufgabe es ist, die objektiven Gesetze explizit zu erfassen und mit ihren Begründungen in formulierten Sätzen niederzulegen; es könnte darum bei der großen Bedeutung, die wir dem Intuitiven und Erlebnishaften zuweisen, scheinen, als sei *wissenschaftliche* Ethik in der Tat ein „Postskriptum" und für die Praxis unseres sittlichen Handelns überflüssig. Aber gerade die Analogie mit dem technischen Schaffen zeigt wiederum das Verkehrte einer solchen Auffassung. Denn man wird doch nicht ernstlich behaupten wollen, Mathematik und Physik seien für den schaffenden Techniker überflüssig. Natürlich ist das intuitive technische Schaffen etwas Besonderes sowohl neben der objektiven Gesetzmäßigkeit wie auch neben der Wissenschaft, etwas, das alle Technik erst möglich macht, und natürlich stellt niemand seinen im eigentlichsten Sinne produktiven, *frei* schöpferischen Charakter in Frage; aber diese Freiheit verträgt sich hier wie immer mit Gebundenheit durch Gesetze. Sie verträgt sich aber vor allem auch mit der Kenntnis und der steten Berücksichtigung abstrakter Wissenschaft. Man braucht dazu nur die tatsächlichen technischen Erfindungen der jüngsten Zeit zu beachten. Wie gründlich und umfassend die Verarbeitung einer Fülle von exakt wissenschaftlichen Kenntnissen beispielsweise bei Erfindung der Flugzeuge war und notgedrungen sein mußte, weiß jeder, der sich auch nur oberflächlich mit diesen Dingen befaßt hat. Dadurch wird aber sicher dem intuitiv schöpferischen Charakter dieser Erfindung nicht im mindesten Abbruch getan. Sind doch die wissenschaftlichen Entdeckungen selbst in ganz demselben Sinne schöpferisch; von ihnen gilt aber natürlich in noch erhöhtem Maße, daß sie wissenschaftliche Kenntnisse und wissenschaftliche Tätigkeit voraussetzen.

Nun wird man vielleicht sagen, eben weil es im Falle der Technik und Wissenschaft so sei, versage hier ganz und gar die Analogie mit der Ethik. Für jeden technischen Akt sei Wissenschaft vorausgesetzt, niemand werde das leugnen; aber niemand werde auch leugnen, daß es ethische Akte gäbe, bei denen von einem Sich-Stützen auf wissenschaftliche Erkenntnis auch nicht entfernt die Rede sein könne. Haben wir nicht selbst dem natürlichen — also vorwissenschaftlichen — sittlichen Bewußtsein die allergrößte Bedeutung zugesprochen? Bestätigt das nicht die tägliche Erfahrung?

Gewiß! Aber wir haben auch nicht behauptet, daß für *jeden* technischen Akt Wissenschaft erforderlich ist. Unbedingt und allgemein muß vielmehr, wie wir ausdrücklich sagten, für alle irgendwie erfolgreiche

technische Tätigkeit (auch für die nichtproduktive) nur das Handeln gemäß einer objektiven Gesetzmäßigkeit vorausgesetzt werden. Indessen: wie kann ich objektiven Gesetzen gemäß handeln, wenn ich nicht um diese Gesetze weiß, wenn sie mir nicht in irgendeiner Weise bewußt sind und ich also offenbar keine Kenntnis von ihnen habe? Darin aber steckt — wird man sagen — immer Wissenschaft, wenn auch vielleicht primitive Wissenschaft.

Dieser Gedankengang ist jedoch falsch, und wir haben ihn im Grunde schon zu Beginn unserer Betrachtungen abgelehnt. Ich kann nämlich in der Tat objektiven Gesetzen gemäß handeln, sogar — worauf es natürlich besonders ankommt — *bewußt* handeln, ohne diese Gesetze *erkannt* zu haben, das Wort im eigentlichen Sinne des (sei es auch noch so primitiven) *wissenschaftlichen* Erkennens genommen. Wissenschaftliches Erkennen ist immer explizites Erfassen; ihm stellen wir das implizite Erfassen — oder Erkennen im weiteren Sinne — gegenüber. Damit hat es folgende Bewandtnis.

Wenn etwa Kinder Ringelreigen tanzen und dabei einen Kreis bilden, so richten sie sich nach mathematischen Gesetzen. Aber sie haben sie nicht eigentlich „erkannt": sie wissen von diesen Gesetzen als solchen nichts, am wenigsten in der Weise der Mathematik. Trotzdem existieren sie irgendwie für sie: die Kinder *verhalten sich* ihnen entsprechend. Jedes Kind „weiß" implizit, daß der Weg von der Peripheriestelle A zur gerade gegenüberliegenden ebenso groß ist wie der von einer anderen Peripheriestelle B zu der *ihr* gegenüberliegenden, und richtet sich in seinem Verhalten danach. Für die einfachsten Fälle genügt dieses implizite Wissen vollkommen. Erst wenn die Sachlage verwickelter wird, tritt die Wissenschaft in ihr Recht. Daß beispielsweise der Winkel im Halbkreise ein rechter ist, wird schwerlich von jedem Kinde in seinem Tun anerkannt werden, und so steht es mit den meisten Sätzen. Hier greift die Wissenschaft ein: sie knüpft zunächst an jene implizit gegebenen Gesetze an, oder richtiger: sie knüpft an den dem naiven Menschen gegebenen Tatbestand an und stellt die diesem Tatbestand immanente Gesetzlichkeit bewußt als solche heraus. Dadurch kommt sie in die Lage, weitere neue Gesetze sowie *Methoden* zur Auffindung und Ableitung von Gesetzen zu entdecken, welche Gesetze nun ihrerseits wieder als *Normen* für das praktische Handeln dienen können.

Selbstverständlich ist dabei diese Entdeckertätigkeit intuitiv-schöpferisch, und auch das praktische Handeln hat wenigstens in den Fällen, in denen es der Tätigkeit des technischen Erfinders entspricht, ein Recht auf diesen Titel — wie oben bereits gezeigt wurde. Ist es nötig, nochmals hervorzuheben, daß dadurch Wert und Wichtigkeit sowohl der objektiven wie auch der im Idealfalle natürlich mit ihnen zusammenfallenden *wissenschaftlichen* Gesetze nicht im mindesten verkleinert wird?

Und wie steht es nun mit der Ethik? Wir können hier vorläufig nur dieses sagen: es ist nach dem bisher Dargelegten kein Einwand möglich, wenn wir behaupten, daß die Analogie von Technik und Ethik eine vollkommene ist. Dem technischen Schaffen und technisch-praktischen Verhalten überhaupt entspricht das ethische Verhalten, den objektiv-technischen, will sagen mathematisch-physikalischen Gesetzen entsprechen die objektiven ethischen Gesetze, und der technischen und mathematisch-physikalischen Wissenschaft endlich entspricht die wissenschaftliche Ethik.

Man kann den Wert dieser Analogie nicht dadurch herabsetzen, daß man sie zwar im allgemeinen anerkennt, jedoch die Normgesetze der Ethik im Gegensatz zu denen der Technik für bloß formal und darum bedeutungslos erklärt. Denn das ist nicht richtig. Beide Arten von Gesetzen sind in ganz demselben Sinne formal oder nicht-formal. Das Wort „formal" ohne näheren Kommentar besagt nämlich gar nichts: es ist unsäglich vieldeutig, und keinesfalls läßt sich aus der Kennzeichnung einer Sache als bloß formal bereits deren Bedeutungslosigkeit ableiten. Auch der mathematischen Gesetzlichkeit könnte der „Vorwurf" gemacht werden, sie sei bloß formal — ihr Wert und ihre praktische Wichtigkeit wird aber dadurch gewiß nicht geringer.

Blüher scheint nach dem Beispiel, das er gibt, unter einer nicht-formalen, also inhaltlichen Ethik das zu verstehen, was ich eine kasuistische nennen würde. Nur kasuistische Normen schreiben allenfalls vor, „was der Mensch zu tun habe" — ganz gleichgültig, wie die näheren Umstände sind. Auch die Mathematik und Mechanik gibt ja keine direkten Vorschriften, wie wir uns in einem bestimmten Falle zu verhalten haben, sondern diese Vorschriften ergeben sich allemal erst auf Grund einer Erwägung der näheren Umstände. Sie sagt beispielsweise nicht: wenn du schießen und dabei ein beliebiges Ziel treffen willst, so richte den Lauf deines Gewehres in einem Winkel von 20 Grad schräg nach oben. So könnte nur eine extrem kasuistische Mechanik reden: diese wäre dann freilich ganz und gar „inhaltlich", würde aber gerade darum ihr Ziel völlig verfehlt haben. Denn so bequeme Vorschriften darf keine Mechanik geben. Vielmehr ist die Sachlage stets so, daß sich die spezielle, für den jeweiligen Fall gültige Vorschrift immer erst auf Grund einer Überlegung ergibt, welche die gesamten, zurzeit tatsächlich vorliegenden Bedingungen unter dem Gesichtspunkt der Fallgesetze in Rechnung zieht.

Natürlich hindert das nicht, daß es gewisse erfahrungsgemäß besonders häufig vorkommende Fälle gibt, die dann zur Aufstellung von Durchschnittsregeln unseres Verhaltens Anlaß geben können — analog etwa der eben erwähnten. Dergleichen Durchschnittsregeln sind dann also konventionelle „Normen", und sie haben freilich den Vorteil, alle

mathematische Überlegung auszuschalten und trotzdem „im großen und ganzen" gültig zu sein. Sie bedeuten mithin nichts anderes als eine Prämie auf diejenige Eigenschaft der Menschen, die nach Nietzsches „Reisenden" nun einmal ihre verbreitetste und zugleich beliebteste Eigenschaft ist: auf ihre Faulheit. Eben darin liegt aber ihre Gefahr. Denn weil dergleichen Regeln nur für den Durchschnitt der Fälle gelten, müssen sie gerade da versagen, wo eine sichere und klare Normierung am dringendsten gefordert ist, nämlich bei dem Ungewöhnlichen und Nicht-Alltäglichen, bei allem, was sonderbar ist und problematisch. Eine kasuistische „Mathematik" ist darum unmöglich; sie wäre ein Hohn auf jede Mathematik im wahren und eigentlichen Sinne: denn Mathematik kann nun einmal der Überlegung nicht entraten. Selbstverständlich steht dem nicht entgegen, daß gerade der überlegene Mathematiker viele seiner Gedanken fast oder selbst ganz „intuitiv" oder „instinktiv" vollzieht, d. h. so, daß ihm ihr Charakter als der von besonderen oder gar besonders schwierigen Überlegungen nicht mehr zum Bewußtsein kommt.

Im Falle der Ethik ist alles genau so. Auch sie darf keine Prämie auf Faulheit sein. Auch die kasuistische Moral ist das Gegenteil von wahrer Ethik. Alles, was der Gebildete als Spießerethik, als Philistermoral kennt und verabscheut, ist kasuistisch und eben darum minderwertig: als konventionelle Moral stellt sie ebenfalls Durchschnittsnormen für das Verhalten der Menschen auf, die freilich im großen und ganzen zutreffen, die aber gerade, weil sie nur im großen und ganzen zutreffen, so unsagbar verhängnisvoll für alle sind, die nun einmal auf die Formel dessen, was „im großen und ganzen" ist, schlechterdings nicht zu bringen sind. Die Philistermoral — und mit ihr, wie begreiflich, jede aus primitiven Zeiten stammende moralische Normierung — sagt kategorisch: du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen. Und sie bedenkt nicht, daß, so ethisch minderwertig auch die meisten, die da töten, stehlen und ehebrechen, sein mögen und tatsächlich sind, es doch ohne allen Zweifel auch — und gar nicht allzu selten — Fälle gibt, in denen eine ethische Überlegung, sobald man sich nur die Mühe nimmt, sie überhaupt anzustellen, unbedingt das Gegenteil beweisen muß. Es kann jemand ein Dieb, ein Ehebrecher und selbst ein Mörder sein und dennoch ethisch sehr hochstehen — höher vielleicht, als die, die am meisten geneigt sind, ihn unüberlegt zu verurteilen, als all die vielen „braven" Leute, die „kein Wässerchen trüben" können, und deren ganzes Tun und Denken nichts ist als Furcht vor der öffentlichen Meinung, als sittliche Feigheit und Trägheit.

Ich denke, die bedingungslose Ablehnung solcher Philistermoral gehört zu den wenigen Punkten, in denen zwischen Blüher und mir keinerlei Meinungsverschiedenheit besteht. Um so erstaunter bin ich,

daß er die strukturelle Eigenart gerade dieser Philistermoral als Prototyp ethischer Normierung überhaupt ansieht und jede Ethik von anderem Typus als bloß „formal" für ungenügend erklärt. Eine Verirrung der Begriffe, wie sie verhängnisvoller nicht gedacht werden kann! Denn gerade, was Blüher als „inhaltlich" bezeichnet, ist das in Wahrheit Inhaltlose — sofern ja, wie wir gesehen haben, die im Blüherschen Sinne „inhaltliche", also die kasuistische Ethik oder Mathematik oder, was man sonst will, ihr eigentliches Gebiet gar nicht trifft und höchstens, indem es allen wichtigeren Fällen gegenüber versagt, nur gerade in dessen Außenzone hineinreicht. Nimmt man daher das Wort „formal" wie üblich im Sinne von „äußerlich", so ist gerade das, was Blüher die inhaltliche Ethik nennt, die eigentlich formale. Und umgekehrt: das, was in die Tiefe dringt, was wirklich möglich macht, bei vorgegebenen Umständen eine Entscheidung zwischen ethisch Gutem und Bösem zu treffen, also zu sagen, was — immer natürlich die näheren Umstände vorausgesetzt — ethischerweise der Mensch zu tun hat, gerade das deckt sich aufs genaueste mit dem, was Blüher durch das Wort „formal" herabzusetzen sucht.

Es sei noch angemerkt, daß wir natürlich nicht nur die Philistermoral als kasuistisch ablehnen müssen, sondern alle moralischen Vorurteile überhaupt und unter ihnen nicht zuletzt die, welche unter der Maske wissenschaftlicher oder doch sehr unphiliströs klingender Schlagworte (wie etwa „Antifeminismus") die spezielle Aufgabe haben, den schlichten ethischen Wertungen des natürlichen Bewußtseins nach Möglichkeit im Wege zu stehen.

4. Die Ethik

Das Hauptproblem ließen wir bisher unerörtert: gibt es die von uns immer vorausgesetzte ethische Gesetzmäßigkeit auch tatsächlich? und welcher Art ist sie?

Um diese Frage zu beantworten, erinnern wir uns der Betrachtungen des zweiten Abschnittes. Wenn richtig ist, was dort ausgeführt wurde, daß nämlich jedes ideelle Merkmal, jede Idee, irgendwie in einer objektiven Gesetzlichkeit stehen muß, so kann kein Zweifel sein, daß es auch Gesetze der Idee des ethisch Guten gibt. Müssen wir doch aus dem gleichen Grunde sogar Gesetze der Ideen „Blau", „Süß" oder selbst „Wohlschmeckend" anerkennen — der alte Satz „de gustibus non est disputandum" bezieht sich nicht auf das rein ideelle, sondern auf das empirisch bedingte Geschmacksmerkmal, das sich zur entsprechenden Idee gerade so verhält wie die rein ideelle Bewegung zur empirisch bedingten unseres früheren Beispiels.

Nur eines muß allerdings noch hinzugefügt werden: wir müssen zuerst einmal untersuchen, ob denn auch wirklich das Wort „ethisch gut"

eindeutig eine und nur eine bestimmte Idee bedeutet oder ob etwa eine mehr oder minder verwirrende Mehrdeutigkeit vorliegt. Von solcher Mehrdeutigkeit wird meiner Meinung nach z. B. im Falle des ästhetisch Schönen unbedingt gesprochen werden müssen. Überhaupt ist die übliche einigermaßen kritiklose Parallelisierung des ethischen und ästhetischen Gebietes verhängnisvoll und keinesfalls ohne weitere Untersuchung zulässig. Auf ästhetischem Gebiete liegen die Probleme weit verwickelter als auf ethischem. Denn im Falle der Ethik besteht die gesuchte Eindeutigkeit in der Tat oder ist doch jedenfalls leicht zu erreichen. Von den vielen Bedeutungen, die das Wort „gut" offenbar hat, hebt sich nämlich ohne weiteres eine als besonders charakteristisch hervor, eben die des ethisch Guten. Sie grenzt das gesamte Gebiet der Ethik vollkommen unmißverständlich ab, oder — falls man dieses Gebiet weiter fassen sollte, als wir es tun —: sie grenzt innerhalb dieses Gebietes eine Schicht ab, die für dieses Gebiet von fundamentalster Wichtigkeit ist. Das ethisch Gute ist nämlich bestimmt durch die Idee des absoluten objektiven Wertes. Gut im ethischen Sinne ist der auf Realisierung dieses Wertes gerichtete Wille oder vielleicht noch richtiger: die entsprechende Gesinnung.

Niemand, der nur überhaupt in irgendeiner Weise zu den ethischen Fragen Stellung nimmt, kann das Problem des absoluten Wertes beiseite lassen. Auch Blüher nicht. Blüher bejaht sogar die Existenz des Guten in diesem allgemeinen und, wenn man will, „formalen" Sinne Nur fällt es für ihn dabei seltsamerweise nicht mit dem Guten zusammen, sondern mit dem Bösen. Zunächst anerkennt er das Bestehen eines absoluten objektiven Wertes ganz in unserem Sinne, wenn auch gewiß nicht in unseren Worten. Der absolute Wert ist ihm das „Große", wie es sich in den Werken der Menschheit offenbart. Und ich denke, er wird mit mir einverstanden sein, wenn ich nun weiter als das in seinem Sinne absolut Wertvolle den auf Realisierung dieses „Großen" gerichteten Willen bestimme. Der große Mensch ist nach Blüher der Mensch, „auf den es ankommt": das heißt aber doch wohl nicht heute oder morgen, sondern für immer und überall, es heißt m. a. W.: auf den es absolut ankommt — wobei dann das „Ankommen" nur eine minder exakte Wendung für das ist, was wir mit Hilfe des Wertbegriffes zu bezeichnen suchen. Daß wir im Gegensatz zu Blüher das absolut Wertvolle oder den auf Realisierung des absoluten Wertes gerichteten Willen als das ethisch Gute bezeichnen, bedeutet zunächst nur einen terminologischen Unterschied.

Die Frage, auf die es nunmehr ankommt, ist jetzt selbstverständlich die, was unter dem „Großen" zu verstehen ist. Man wird dabei sicher in erster Linie an die großen Kulturwerte denken, an alles kulturell Bedeutsame und vielleicht besonders an ästhetische Schöpfungen. Na-

türlich kann der Hinweis auf das Ästhetische allein nicht genügen. Vielmehr ist nötig, genauere Angaben zu machen, was als „ästhetisch" verstanden wird, denn sonst liegt der Verdacht nahe, daß bei der engen Beziehung, die zwar nicht alles, aber doch immerhin vieles, das als ästhetisch wertvoll gilt, unzweifelhaft zum Bereich des Ethischen hat, hier sich unter der Marke „ästhetisch" allerlei verbirgt, was in Wahrheit die Bezeichnung „ethisch" verdient, nur vielleicht vermengt mit mannigfachen Unklarheiten, die eine reinliche Herausarbeitung erschweren. Es ist ja bekannt genug, daß Menschen, die theoretisch ethische Skeptiker sind, doch, sobald sie im täglichen Leben bei naiv-praktischer Anerkennung ethischer Wertungen ertappt werden, sogleich, um ihren Standpunkt zu retten, bemüht sind, diese Wertungen als „bloß ästhetische" hinzustellen.

Klarer und auch mehr im Sinne Blühers gedacht ist es, wenn man mit der Begeisterung zu operieren versucht und etwa sagt: groß — und also absolut (oder ethisch) wertvoll — sei alles, was Begeisterung zu wecken vermag. Hier müßte zunächst nach dem Subjekte der Begeisterung gefragt werden. Die verschiedenen Menschenklassen pflegen sich für sehr Verschiedenes zu begeistern: die Kapitalisten für anderes als die Proletarier, die Gläubigen für anderes als die Freigeister, die Dummen und Einfältigen für anderes als die Klugen und Geistreichen, und die Patrioten in den einzelnen Nationen für die Blüte und das Wachstum eines durchaus anderen Vaterlandes. Welche Begeisterung ist die richtige?

Vielleicht entschließt man sich wirklich zu sagen: jede Begeisterung, es kommt auf die besondere Art gar nicht an. Das wäre dann der Standpunkt, den ich als den des Begeisterungsphilisters zu bezeichnen liebe. Man könnte ihn auch das Philisterium des Idealismus nennen: es gibt ja in der Tat eine Gruppe von seltsamen Käuzen, die sich, weil nun einmal der „Idealismus" so eine wundervolle Sache ist, für verpflichtet halten, sich für jedes Ideal als solches um seiner selbst willen zu begeistern, und die es z. B. fertigbekommen, gleichzeitig als Mäzene des Vereins für Mutterschutz und des Jungfrauenvereins aufzutreten; auch hat es — ich könnte Namen nennen — Männer gegeben, die allen Ernstes „Pazifisten" waren und sich gleichzeitig zu den Zielen der nationalliberalen Partei bekannten, also der Partei, die bekanntlich die Ideen der Bismarckschen Politik — d. h. ausgesprochen nicht-pazifistische Ideen — aufgenommen und am energischsten verfochten hat. Es ist das jener verschwommene Idealismus oder jene idealistische Verschwommenheit, die gerade wegen der Gutgläubigkeit ihrer Vertreter eine Kulturgefahr bildet, deren Schwere noch längst nicht genügend erkannt ist, und die darum gar nicht entschieden genug bekämpft werden kann. Soll man im Ernst glauben, der sonst sich so radikal gebärdende Blüher vertrete solche Anschauungen? Doch wohl

nicht: er muß doch ſehen, daß die einander widerſprechenden Ideale und alſo auch die entſprechenden Begeiſterungen ſich gegenſeitig aufheben. Denn man darf nicht vergeſſen, daß es zum Sinn und Weſen der Begeiſterung gehört, Begeiſterung *für* etwas, für eine Sache zu ſein, daß von einer ehrlichen und echten Begeiſterung nur da die Rede ſein kann, wo ſie mit einem *Sicheinſetzen* für dieſe Sache verbunden iſt, daß alſo die Ignorierung der Sache, für die man ſich begeiſtert, ein völliger Nonſens iſt.

Aber vielleicht legt Blüher der Begeiſterung dieſen *entſcheidenden* Wert gar nicht bei und verſteht unter dem „Großen" etwas viel Einfacheres: nämlich das irgendwie Gewaltige, Impoſante, Mächtige, Starke, Aufwühlende und Umſtürzende, kurz alles, was ſich etwa mit den ja ebenfalls groß genannten Naturgewalten vergleichen läßt. Groß wäre dann alſo ein Wille, der die Macht hätte, in der beſtehenden phyſiſchen und pſychiſchen Welt bedeutſame und nachhaltige Veränderungen hervorzubringen.

Macht man mit dieſer Auffaſſung Ernſt, ſo kann es natürlich wiederum auf die Art dieſer Veränderungen ſelbſt nicht ankommen: denn dann wäre ja ſofort der bloßen „Größe" noch ein anderes *Prinzip* an die Seite geſtellt, ſondern die Sache darf allein folgendermaßen gefaßt werden: wer durch ſein Wollen und Können die größte Veränderung der Welt herbeiführt, iſt unbedingt als *groß* anzuerkennen, auch wenn dieſe Veränderung nur eine reine *Zerſtörung* ſein ſollte. Die bewußten Urheber eines ungeheuren Krieges ſind groß, auch wenn die völlige Vernichtung der geſamten bisherigen Kultur deſſen einziges wirkliches Ergebnis wäre. Und ein wahnſinniger Deſpot, ein Herrſcher über den Erdkreis, wäre groß, ja größer als jeder andere Menſch, hätte ihm nur einmal ein Zufall die Laune eingegeben, ſeine ungeheure Macht zu benutzen, um die Tötung alles irdiſchen Lebens zu bewirken.

Natürlich iſt das *nicht* Blühers Meinung: nicht der Zerſtörende iſt groß, ſondern der Schaffende. Was aber ſchafft der Schaffende? Werke des Wahnſinns? Doch ſchwerlich. Alſo Kulturwerte. Dann aber iſt Hans Blüher — da er gewiß nicht gewillt ſein wird, in die Sackgaſſe des Begeiſterungsphiliſters zu geraten — aufs neue genötigt zu ſagen, was für ihn Kulturwerte ſind, und wie er in Hinſicht auf ſie *das* glaubt ausſchalten zu können, was wir anderen das ethiſch Gute zu nennen gewohnt ſind.

Vor folgendem, ſehr verwirrendem Irrtum muß er ſich dabei beſonders hüten.

Menſchliche *Macht* kann auch nach unſerer Meinung ethiſch wertvoll ſein und iſt es ſogar ſtets und unter allen Umſtänden, wenn ſie nur nicht geradezu in den Dienſt des Böſen und ethiſch Minderwertigen geſtellt iſt. Darin liegt kaum ein Problem. Menſchliche Macht iſt, wenn

sie nicht Macht über Menschen ist und dann den verschiedensten ethischen Bewertungen unterliegt, notwendigerweise Macht über die Natur. Der Natur gegenüber bedeutet der Mensch und die Menschheit ohne weiteres das ethisch Positive, das Gute, das absolut Wertvolle. Denn Natur heißt eine Gesamtheit von blinden, willenlos wirkenden Gewalten, die ethisch förderlich nur dadurch werden können, daß sie der Mensch in seinen Dienst zwingt: Macht über die Natur — das bedeutet also das Fundament, auf dem sich alles Ethische aufbaut und notgedrungen aufbauen muß, wenn es überhaupt nur da sein, wenn es sich ungestört entwickeln und auswirken soll. Darum ist alle Technik — das Wort im weitesten Sinne genommen — von höchster ethischer Relevanz: sie bedeutet nichts anderes als die elementarste Verwirklichung der Idee der Freiheit, nämlich der Freiheit von den blinden Mächten der Natur, und damit der unumgänglichsten Voraussetzung alles ethischen Handelns.

In diesem Sinne sind die Pyramiden ohne allen Zweifel auch ethisch bedeutsam — ein über die Jahrtausende erhobenes Dokument der Besiegung der Naturgewalten durch die überlegenen Kräfte menschlichen Geistes. Aber sie sind es natürlich nur, sofern in ihnen dieser Geist ganz allgemein als solcher zum Ausdruck kommt, die besondere Gesinnung und der ethische Wert ihrer Erbauer haben damit nichts Nennenswertes zu tun. Das Werk bleibt bedeutsam und wertvoll, und zwar — soweit dieses Prädikat überhaupt für eine bloße Sache in Betracht kommen kann — auch ethisch wertvoll, selbst wenn die persönlichen Qualitäten seines Schöpfers höchst minderwertige sind: ein Waisenhaus bleibt eine wertvolle Institution, auch wenn es etwa mit Hilfe von Bordellgeldern gebaut sein sollte.

Im Falle der Pyramiden liegt die Sache ganz analog. Beidemale ist aber gewiß auf diese Weise nicht auch die Gesinnung der Erbauer gerechtfertigt. Und sogar auch das Werk selbst — seiner Art und Qualität nach — ist nicht gerechtfertigt, wenn sich herausstellt, daß eine innere Notwendigkeit zwischen ihm und dem Bestehen einer bestimmten, ethisch negativen Gesinnung vorhanden ist. Wenn eine menschliche Einrichtung, deren Zweck es ist, mittelbar oder unmittelbar ein sittliches Gut zu fördern, ihrem Wesen nach nur durch eine Gesinnung zustande kommen kann, die dasselbe sittliche Gut oder ein gleich- oder gar höherwertiges ständig zu vernichten trachtet und tatsächlich vernichtet, so hebt sich die fragliche Einrichtung zweifellos ethisch selbst auf. Sollte dies, wie behauptet wird, für die Pyramiden zutreffen, so würde deren Wert dann freilich in Frage gestellt. Glücklicherweise ist aber ihre Entstehungsart ganz zufällig für sie: ihrer Idee nach sind sie frei von aller Beziehung zum Bösen, und jene Behauptung ist, soweit sie überhaupt das trifft, was hier vernünftiger-

weiſe allein ein Problem bildet, völlig willkürlich. Auch dieſes iſt zu bedenken: der Ausdruck eines ethiſchen Wertes iſt zwar ſelbſt ein Wert, aber doch offenbar nur ſekundär, er bezieht ſeinen Wertcharakter erſt aus dem, was er ausdrückt, und nie kann darum das Beſtehen des Ausdrucks eines Wertes die Vernichtung des fraglichen Wertes ſelber rechtfertigen.

Indeſſen, es wird nötig ſein, über die ethiſche Wertung, die wir ja bisher nur als die objektiv-abſolute Wertung beſtimmt haben, noch einiges weitere zu ſagen, um ſo mehr, als meine Anſchauungen hierüber von Blüher ſehr mißverſtändlich wiedergegeben ſind. Freilich kann ich mich dabei nur in Andeutungen bewegen.

Ich nenne jeden Bewußtſeinszuſtand oder jedes Bewußtſeinsmoment, ſobald ſeine Realiſierung erſtrebt wird, einen primären Wert für den Strebenden (z. B. Weingeſchmack). Dagegen iſt das Mittel, das zur Herſtellung eines beſtimmten primären Wertzuſtandes dient, ein ſekundärer Wert (z. B. der Wein ſelbſt). Ferner gilt dieſes: die Bedingung aller meiner Bewußtſeinszuſtände überhaupt, alſo auch aller primären Werte, iſt offenbar die Exiſtenz und Intaktheit meines Ich. Unter Ich wird hier das allen meinen Bewußtſeinszuſtänden gemeinſame „Ich-moment" verſtanden, das alſo zu dieſen Zuſtänden ſo eng dazugehört wie die Rundheit zum Kreiſe und mithin notwendigerweiſe immer miterſtrebt wird, wenn irgendein Bewußtſeinszuſtand erſtrebt wird. Es iſt deshalb nach unſeren Vorausſetzungen ebenfalls ein primärer Wert, und zwar derjenige, an deſſen Exiſtenz alle übrigen gebunden ſind: er iſt für mich der Fundamentalwert. Jedes Ich iſt ſich ſelbſt fundamental wertvoll; es ſtellt einen Wert dar, der unter allen Umſtänden bleibt, während alle anderen wechſeln können: ſein Wert iſt in dieſem Sinne abſolut. Aber er iſt nur ſubjektiv abſolut, er beſteht nur für mich.

Das vieldeutige Wort „ſubjektiv" nehmen wir hier alſo in dem Sinne des nur für ein Subjekt Beſtehenden, richtiger in dem von etwas, das ſo beſchaffen iſt, daß es ſeinem Weſen nach nur für ein Subjekt beſtehen kann. Ihm ſtellen wir jetzt das Objektive gegenüber als das, in deſſen Sinn und Weſen es liegt, für alle Subjekte beſtehen zu müſſen. Dahin gehört beiſpielsweiſe das Wirkliche, nicht minder aber auch alles ideell Exiſtierende, wie die Zahlen und die anderen uns ſchon bekannten Ideen. Es iſt klar, daß das Objektive — immer den hier dargelegten Sinn vorausgeſetzt — dem Subjektiven in eigentümlicher Weiſe übergeordnet iſt. Es iſt eben das, was nicht bloß für mein eigenes, beſchränktes und vergängliches Ich in Betracht kommt, ſondern für jedes und für alle Zeiten. Es iſt unvergleichlich umfaſſender, univerſeller in ſeinem Sein.

Genau ſo ſind nun auch die objektiven Werte den ſubjektiven „über-

geordnet". Gibt es aber objektive Werte? Offenbar wäre ein objektiver Wert ein solcher, in dessen Wesen es liegt, nicht bloß für ein bestimmtes Ich zu bestehen (z. B. für das meinige), sondern ganz allgemein für jedes Ich überhaupt, dessen Realisierung und Förderung also nicht bloß von mir gewollt wird, sondern von jedermann. Auch diese objektiven Werte aber müßten letzten Endes vom Bestehen eines Fundamentalwertes abhängig sein, und hier zeigt sich sofort, daß ein solcher in der Tat vorhanden ist. Denn es muß ja, wie die Betrachtungen unseres zweiten Abschnittes gezeigt haben, neben dem empirischen Einzel-Ich mit seinen zufälligen Eigenschaften noch das Ichmoment oder die Ichqualität überhaupt, das Ich als Idee geben, das sich zu jenem gerade so verhält, wie etwa die reine Bewegungsqualität zur empirischen Bewegung. Die Idee „Ich" ist der objektiv absolute, d. h. der ethische Wert.

Das ist durchaus keine unerhörte Behauptung; im Gegenteil: sie sagt nur aus, was wir alle im täglichen Leben als selbstverständlich voraussetzen. So geben wir gewissen Gütern, etwa der Gesundheit, und ebenso gewissen Übeln, wie Krankheiten und Unglücksfällen, ohne weiteres eine gewisse ethische Bedeutung. Sie werden notwendigerweise von jedem Ich und unter allen Umständen für Güter und Übel gehalten. Weshalb? Weil von vornherein in ihrem Sinn gelegen oder in ihrer Idee sinngesetzlich ausgesprochen ist, daß sie die Realisierung der Idee „Ich" herbeiführen und fördern oder umgekehrt unmöglich machen.

Wenn es nun ein Ich selbst ist, das diese Realisierung zu fördern oder zu hemmen und vernichten sucht, und zwar genauer ein Ich, das wir für sein Tun verantwortlich machen, so nennen wir es in dem einen Falle gut, in dem anderen böse. Die empirischen „Iche" oder Subjekte, die einzelnen Persönlichkeiten, wie sie zumeist genannt werden, sind also keineswegs gleichwertig. Sie unterscheiden sich nach dem Grade, in welchem sich in ihnen das Streben nach Realisierung der Idee „Ich" verwirklicht. Das ist sehr wichtig, denn es schaltet ein Problem aus, das die bisherige Ethik in nicht geringe Schwierigkeiten gebracht hat. Denn von ihr wird meist (etwa in der Weise Kants) die menschliche Persönlichkeit schlechthin als das absolut Wertvolle, als Selbstzweck, aufgefaßt. Hier erhebt sich aber sogleich die Frage der Abgrenzung: sind die tierischen Lebewesen allesamt bloße Sachen? Und steht ein extrem minderwertiger Mensch, ein völlig verblödetes Wesen höher als das höchstentwickelte Tier? Oder will man das Prinzip ganz weit ausdehnen? sind die lebendigen Subjekte überhaupt gleichwertig und alle Selbstzweck? Aber da kommt man erst recht in Verlegenheit: denn dann wäre es unsittlich, Ungeziefer zu vernichten.

Alles wird einfach, wenn man wie wir den ethischen Wert der ein-

zelnen empiriſchen — ſei es nun menſchlichen oder tieriſchen — Subjekte nach dem Grade bemißt, in welchem ſich in ihnen das Gute, d. h. der Wille zur Realiſierung des abſoluten Wertes verwirklicht. Dann iſt alle Nivellierung vermieden und es leuchtet ſofort ein, daß im Konfliktsfalle das Minderwertige gegenüber dem Höherwertigen vernachläſſigt werden muß. Andererſeits ſpringt doch auch klar heraus, daß zunächſt — alſo von Konflikten abgeſehen — die Realiſierung des abſoluten Wertes, die Förderung jedweden Lebens, in welcher Form es ſich auch zeigt, das Gute iſt, dasjenige alſo, was wir ſittlich fordern müſſen. Das Leben iſt, wie im Grunde ſchon W. Schuppe geſehen hat, in der Tat der Güter höchſtes, nur freilich nicht gerade das eigene Leben, ſondern das Leben überhaupt, als Realiſierung der Idee „Leben" oder — was hier dasſelbe ſagt — der Idee „Ich" oder „Perſönlichkeit".

Durch die Beziehung auf den objektiv-abſoluten Wert, den abſoluten Wert im prägnanten Sinne, erhält nun das Wort „Wert" eine ganz andere Bedeutung. Alles, was wir „höhere" Werte nennen, iſt ohne Rückſicht auf ihn überhaupt nicht zu verſtehen. Unſere ganze Kultur beruht auf ihm: ſie iſt überhaupt nichts anderes als die immer fortſchreitende Anerkennung des ſelbſtändigen Wertes einer jeden Perſönlichkeit. Unſere politiſchen und ſozialen Einrichtungen, unſere Schulen und Bildungsſtätten überhaupt, unſere Wiſſenſchaft und — nicht zuletzt — auch unſere Kunſt ſtehen alleſamt unmittelbar oder mittelbar im Dienſte dieſes einen Wertes oder befinden ſich auf Abwegen, wenn ſie es nicht tun. Es darf keine Kunſt um der Kunſt und es darf keine Wiſſenſchaft um der Wiſſenſchaft willen geben — beide ſind bedeutungslos ohne den großen Hintergrund der Befreiung der Menſchheit.

Alles, was Blüher hiergegen vorbringt, entpuppt ſich bei näherer Betrachtung als jämmerliche Phraſe. Es ſoll unmöglich ſein, „große" Werke ohne Ausbeutung zu ſchaffen? Schöpferiſche Menſchen müſſen böſe ſein? Demnach wäre alſo z. B. Ernſt Abbe ein Böſewicht geweſen! Wahrhaftig? Oder war er vielleicht nicht ſchöpferiſch? Ja freilich: der Literat macht es ſich bequem: er darf es ſich eben erlauben, nur ſolche Menſchen als ſchöpferiſch gelten zu laſſen, in denen man irgend ein „Böſes" auffinden kann.

Und wie überzeugend klingt es, wenn geſagt wird, es müſſe jeder Schaffende notgedrungen ſeine Familie darben laſſen! Aber will Blüher wirklich leugnen, daß der Schaffende, der ehrlich und vielleicht auch erfolgreich danach ſtrebt, neben ſeinem Werke auch noch das Wohl ſeiner Familie zu fördern, ethiſch höher ſteht als der andere, im übrigen ebenſo wertvolle, der kaltherzig darauf verzichtet? Das iſt aber doch die einzig mögliche Frageſtellung, wenn die Bedeutung des ethiſchen

Wertes überhaupt zur Diskuſſion ſteht. Daß wir dem Schaffenden Kleine und vielleicht auch große ſittliche Schwächen verzeihen müſſen, weil er ſie durch ſein Werk, das ja, wie wir wiſſen, ſelbſt immer von ethiſcher Relevanz iſt, einigermaßen wettgemacht hat — das iſt aber doch gewiß eine völlig andere Angelegenheit.

Kann überhaupt verlangt werden, ſo ungeheuerliche Oberflächlichkeiten und Kritikloſigkeiten ernſthaft weiter zu erörtern?

„Es iſt das Toilettengeheimnis der wirklichen philoſophiſchen Naturen, daß ſie ſich jeden Tag einmal ganz loslaſſen, und gegen alles Mißtrauen haben, beſonders gegen ſich ſelbſt. Wer das nicht kann, iſt nur ein philoſophiſcher Gelehrter."

So wäre denn Hans Blüher nach ſeinem eigenen Ausſpruch ein philoſophiſcher Gelehrter. Ich beglückwünſche ihn von Herzen zu dieſem neuen Berufe.

Umſchau

Die kommuniſtiſche Bewegung

Tatſache iſt, daß eine Reihe Bürgerlicher während der letzten Wochen in ſchweren inneren Kämpfen mit ihrer politiſchen Vergangenheit zum Kommunismus übergegangen ſind, einesteils aus Einſicht in unſere verzweifelte wirtſchaftliche Lage, andernteils aus idealiſtiſcher Sehnſucht nach wirklicher Volksgemeinſchaft.

Vielleicht iſt Kommunismus noch ein ſehr fernes Ziel, dem noch manche Zwiſchenformen vorausgehen müſſen. Sicher aber läßt er ſich dann erſt verwirklichen, wenn eine innere Umwandlung des heutigen Menſchengeiſtes vorausgegangen iſt. Es iſt ſehr leicht und oberflächlich geſagt: Schafft Chaos, dann wird der Kommunismus von ſelbſt wachſen. Die ſo ſprechen, laufen dem marxiſtiſchen Phantom nach, daß neue wirtſchaftliche Verhältniſſe von ſelbſt auch neue Ideen — gleichſam in der Wechſelbeziehung von Urſache und Wirkung — aus der Maſſe heraus ſchaffen könnten. Das iſt falſch. Neue Ideen entſtehen nur im Kampf gegen die Maſſe.

Kommunismus iſt keine Angelegenheit intellektualiſtiſcher Theorien, ſondern ein Glaube an das Gute im Menſchen. Rußland hat ihn zu verwirklichen geſucht und iſt damit zur Tat gekommen, indem es aus Inſtinkten heraus, die mit dem Orient in naher Verwandtſchaft ſtehen, das kommende dritte Reich bauen wollte. Wir haben uns nur an dieſen Glauben zu halten und nicht an Leninſche Theorien. Ob dieſer Glaube in Rußland bereits an den Wirklichkeiten geſcheitert iſt, oder noch ſcheitern wird, darüber gehen die Anſichten auseinander. Ob es gelingt, das Kulturbedürfnis eines Volkes mit großen Aufgaben am Menſchheitsbau an dem Kulturbedürfnis eines Handarbeiters zu orientieren, ſteht dahin. Ob Bauerntum und Fabrikarbeitertum zu einer geiſtigen Einheit verſchmelzen, hängt gleichfalls nicht von ſozialiſtiſchen Theorien ab, ſondern von den Inſtinktanlagen des Volksganzen und deren Wahrheiten.

Es wäre ein Irrweg des deutſchen Volkes, wenn eine ſoziale Neuſchöpfung unſeres Lebens darauf beruhen ſollte, wie Theoretiker die kommuniſtiſchen Experimente

in Rußland und Ungarn für uns ausmünzen. Dann kämen wir über eklektische Nachahmung eines uns volksfremden Organismus nicht hinaus.

Das deutsche Volk braucht jetzt das Zusammenarbeiten eines Künstlermenschen und eines Verstandesmenschen wie einst bei Luther und Melanchthon, bei Stein und Scharnhorst, bei Bismarck und Moltke. Wo ist heute ein politischer Praktiker, der uns führen kann und zu seiner Ergänzung ein Soziologe großen Stils, die beide eine auf rythmischer Gesetzlichkeit sich aufbauende Staatsordnung aufführen, die von der Selbstverantwortung des Einzelnen an eine Selbstverwaltung aller seiner wirtschaftlichen Glieder in stufenweisem Aufbau errichtet? Der erstere müßte die Gesichte haben. Aus denen heraus müßte er das Phantom der Gleichheit ablehnen und ihm ein Werk der Gliederung gegenübersetzen, das vom Leben bewegt und durchflutet wird.

Er müßte wuchtig im Wort sein, um dem Volk mit Erfolg klar zu machen, daß unser Volkskörper krank ist und darum Volksinteresse über Familieninteresse steht. Er müßte vor allem ein paar große schlagende Grundgedanken herausarbeiten, sie jedem leichtverständlich in einfacher Linie hinstellen und sie aller Schlagworte entkleiden, indem er auf diesen Grundgedanken praktische Vorschläge aufbaut. Die wirtschaftliche Not, die uns zur Umgestaltung unserer Lebensordnungen zwingt, ist die gegebene Grundlage. Hat er die Konstruktion gegeben, so schaffe er zusammen mit Männern des Gedankens aus den Instinkten unseres Volkes heraus die notwendigen Mauern und Pfeiler seines Gebäudes.

Umwandlung der Vererbung des Privateigentums. Schichtung der Berufe als genossenschaftliche Arbeitsgemeinschaften. Bauertum und Bodenreform. Diese drei Punkte sollten sich alle Intellektualisten einmal an den Verhältnissen der Großstadt Berlin klarmachen, um sich die nötige Bescheidenheit gegenüber praktischen Instinktmenschen zu erwerben. Das Problem läßt sich nicht lösen, indem man nach Moskau, Petersburg oder Budapest schielt, wie es dort gemacht wird. Kann man überhaupt eine große seelische Volksgemeinschaft schaffen, wenn es noch ganz und gar an den Keimzellen kleiner Gemeinschaften von Geistern gleicher Lebensstimmung fehlt?

Erst dann, wenn man einen eigenen Bau aufgeführt hat, der fest im Mauerwerk steht, dann mag man die Einzelheiten russischer Gesetze uud Verfassungen studieren. Vielleicht führt dann der Sozialismus, der sich heute in Deutschland Kommunismus nennt, einen ganz anderen Namen und nennt sich: Organischer Sozialismus.

Rückständig sein nenne ich, wenn man sich vortäuscht, auf dialektischem Wege schöpferisch sein zu können. In diesem Sinne ist heute der demokratische Sozialismus durchweg rückständig.

Eugen Diederichs

Kultur und Proletariat Die Umbildung einer Staatsform vollzieht sich rascher als die der Gesellschaft. Wohl haben wir einen neuen Staat, aber der Gesellschaftszustand in ihm ist, vorläufig wenigstens, fast unverändert geblieben. Wir sehen die merkwürdige Tatsache, daß das Proletariat wohl drauf und dran ist, die politische Macht zu erobern — im Kulturellen aber behauptet das Bürgertum noch wie eh und je seine Vormachtstellung. Die wenigen Ausnahmen, wo uns Proletarier an führender Stelle im geistigen Leben begegnen, sind nur Spitzen, vorgeschobene Posten der vorrückenden Arbeiterschaft. Dies sind ebenso Grenzfälle, wie jene nicht mehr seltene Erscheinung des Intellektuellen, der, wiewohl dem Bürgertum angehörend, sich bewußt dem Proletariat zuzählt.

Immerhin könnten dieſe beiden Grenzfälle Pfeiler ſein, über die die Brücke zwiſchen Proletariat und Bürgertum geſchlagen wird.

Das Proletariat in ſeinen breiten Maſſen ſcheint früher zur politiſchen Herrſchaft zu gelangen, als zur geiſtigen, die eigentlich doch die Vorausſetzung für jene ſein ſollte. Wir ſehen jetzt, daß (was die wenigſten Führer des Proletariats einzugeſtehen wagen) die breiten proletariſchen Maſſen geiſtig noch nicht reif ſind für den Zuſtand, den ſie ſchaffen wollen. Dieſer Vorwurf trifft weniger das Proletariat als den ganzen Aufbau unſeres kulturellen Lebens, der mehr oder weniger, mit Willen oder nicht, für die Bildung und den Genuß der beſitzenden Bürgerklaſſe eingerichtet war.

Nun erheben die geiſtigen Führer des Proletariats den Ruf, der wie Alarm klingt: Bringet den proletariſchen Maſſen die Kulturwerte, ſchaffet ihnen die Möglichkeiten, zu einem geiſtigen Leben zu gelangen! Nun ſoll in kürzeſter Friſt nachgeholt werden, was durch die Schuld einer jahrhundertelangen Entwicklung verſäumt wurde. Faſt ſieht es ſo aus, als ſollte die ſozialiſtiſche Arbeiterſchaft durch eine Kultur-, Bildungs- und Veredlungsmaſchinerie hindurchgepeitſcht werden, um das Verſäumte raſcheſt einzuholen. Mit einem Feuereifer ſind die ſozialiſtiſchen Schulreformer und Volksbildner nach dem 9. November an die Arbeit gegangen. Der Sturm der Erziehungsprogramme und kulturrevolutionären Manifeſte weht auch heute noch faſt unvermindert fort. Doch auch für das Proletariat iſt kein „Nürnberger Trichter“ gewachſen. Was dem Bürgertum in jahrhundertelangem, ruhigem und geſichertem Kulturbeſitz in Fleiſch und Blut übergegangen iſt — man nenne es Kulturgefühl, Bildung, Geſchmack, geiſtige Regſamkeit oder wie immer —, kann man nicht mit einem Schlage erobern, wie etwa die politiſche Macht. Aus dieſer Überlegenheit der bürgerlichen Kultur iſt aber keine andere Folgerung zu ziehen als die, das Unrecht, das dem Proletariat in vergangenen Epochen zugefügt wurde, ſchleunigſt gutzumachen.

Dieſes Gefühl beſeelt wohl auch die meiſten Geiſtigen des Bürgertums, ſoweit ſie ſozialiſtiſch fühlen. Aber man ſollte ſich darüber im klaren ſein, daß all dem reſpektablen Eifer, der von Intellektuellen des Proletariats wie des Bürgertums aufgeboten wird, die proletariſche Maſſe geiſtig zu durchſäuern, von dieſer ſelbſt eigentlich eine befremdlich geringe Beachtung und Empfänglichkeit entgegengebracht wird. Möglich, daß dieſes Bild durch die Maſſen des Klein- und Kleinſtbürgertums noch verſchärft wird, das eine ganz erſtaunliche, oft geradezu abſtoßende Indifferenz, Intereſſe- und Verſtändnisloſigkeit in geiſtigen und künſtleriſchen Fragen an den Tag legt und in primitiven Lebens- oder geſteigerten Luxusbedürfniſſen und einer kärglichen und leicht zu befriedigenden Amüſier- und Zerſtreuungsſucht dahinvegetiert. Aber auch wenn man vom Kleinbürgertum abſieht, bleibt beſtehen, daß ſich im Proletariat ein großer Wille, ein ſeelenhafter Trieb, zu geiſtigen und kulturellen Werten zu gelangen, bei weitem nicht mit der gleichen Heftigkeit regt, wie etwa der (ſicherlich auch berechtigte) Drang nach den äußeren, materiellen, ziviliſatoriſchen Gütern. Das Beſtreben der beſten Führer des Proletariats, es geiſtig zu heben, ſteht oft in kraſſem Mißverhältnis zu deſſen ſeeliſchem Bedürfnis. Aber gerade auf dieſem geiſtigen Willen, auf dieſes ſeeliſche Bedürfnis kommt es an. Dieſes bricht ſich Bahn, ſelbſt über Hinderniſſe hinweg, wie ja der Aufſtieg der Führer des Proletariats beweiſt. Erſt pflanze man in das Proletariat den Willen zum Geiſtigen, dann erſt werden die Erleichterungen zu ſeinem Bildungsaufſtieg ihren vollen Wert und

Sinn erhalten. Den Willen zum Geistigen zu wecken aber ist vor allem eine sittliche Aufgabe; und deshalb darf sich das Erziehungswerk, das am Proletariat zu leisten ist, nicht einseitig eine intellektuelle, wissenschaftlich-technische Bildung, sondern muß sich eine ethisch fundierte Willensbildung zum Ziele setzen.

Mit einigem Recht könnte man von proletarischer Seite einwenden, daß diese ethisch fundierte Willensbildung durchaus nicht als strahlender Kern aus dem bürgerlichen Kulturgetriebe hervorleuchtet. Es liegt mir fern, die bürgerliche Kultur als einen Hochstand und ein Ideal hinzustellen. In Ermangelung überhaupt einer anderen ist sie natürlich immer noch die beste. Wie sehr sich manche Führer des Proletariats dagegen auch sträuben mögen: dem Bürgertum gehören nun doch einmal — und sei es auch nur durch die bürgerliche Abstammung — die künstlerischen und wissenschaftlichen Kräfte an. Das Bürgertum ist es, das die Kulturmittel besitzt, das Bürgertum ist — zum mindest in einem äußerlichen Sinne — Träger des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens, vom Bürgertum erhält zum großen Teil der Gelehrte und Künstler die Möglichkeit der wirtschaftlichen Existenz. Kein anderes Bild ergibt der Querschnitt durch unser geistiges Leben. Gewiß ist dieser Zustand in seiner Einseitigkeit verderblich, verderblich dieses bürgerliche Monopol auf den Geist, das sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet hat. Es wäre heute noch ein Unding, von einer proletarischen Kultur zu sprechen; Kultur des Bürgertums aber ist eine Selbstverständlichkeit. Die wenigen Künstler, Schriftsteller und Gelehrten, die sich zum Proletariat bekennen, entstammen zum großen Teil dem Bürgertum. Gewiß hat auch das Proletariat Künstler von Rang hervorgebracht, gewiß finden sich in der klassenbewußten Arbeiterschaft Kreise mit dem echten Bildungshunger, und sie stellt ein empfängliches, kunstfreudiges Publikum, das hoch über gewissen versnobten Schichten des Bürgerpublikums steht. Aber die überwiegende Mehrheit des Proletariats nimmt am geistigen Leben keinen lebendigen Anteil.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Machtkampf des Proletariats diesen Zustand zu ändern bemüht ist. Das Erziehungs- und Schulproblem beschäftigt jetzt in außergewöhnlichem Maße die sozialistischen Parteien, von ihnen ging die Forderung nach grundlegenden Reformen aus. Hier ist die Einsicht die Triebfeder, daß man bei der proletarischen Jugend beginnen, daß man die Grundlage schaffen müsse, auf der ein höheres Kulturgefühl erst möglich ist, und daß dies bei der alten Generation des Proletariats wohl kaum mehr erzielt werden könne. Aber neben dieser rein kulturell-pädagogischen Richtung, die an der geistigen Befreiung des Proletariats arbeitet, macht sich verhängnisvoll eine politische Richtung bemerkbar, die marxistisch die wirtschaftliche Befreiung und die politische Macht des Proletariats als unerläßliche Voraussetzung seines geistigen Aufstiegs postuliert. Wir halten diese marxistische These: erst wirtschaftliche und politische Macht, dann der Geist, für sehr verhängnisvoll, sowohl für die Politik (wie die Streiks ohne Ende und die spartakistische Entartung beweisen), als auch für das geistige Leben. Immer noch war der fanatische Kampf um die Macht ein Zerstörer kultureller Werte, und indem man dem Proletariat allem voran machtliche Ziele vor Augen stellt, gefährdet man in ihm jede geistig-seelenhafte Anlage. Gewisse Politiker des Proletariats arbeiten so geradezu seinen geistigen Vorkämpfern entgegen. Nichts ist für die Seele der Arbeitermassen verderblicher als diese gehässige Atmosphäre politischer Unduldsamkeit, in

der ſie jetzt faſt ausſchließlich lebten. Auch die verbohrte Intoleranz, das Mißtrauen und die Feindſchaft gegen alles Bürgerliche, das, ohne auf ſeinen etwa doch vorhandenen Wert geprüft zu werden, in den Grund und Boden verdammt wird, kann nicht dazu beitragen, das Proletariat geiſtig zu erhellen. Ich glaube, wenn Marx dieſes Treiben gewiſſer ſozialiſtiſcher Politiker ſähe, er würde an ſeinem Satze, daß die Befreiung des Proletariats nur das Werk des Proletariats ſein kann, irre werden.

In der Arbeiterſchaft ſchlummert eine Fülle von Kräften, die, befreit, unſerem kulturellen Leben einen ungeahnten friſchen Blutſtrom zuführen könnten. Es iſt gar nicht zu ermeſſen, welch einen Gewinn die geiſtige Erweckung des Proletariats für die Erneuerung der Kultur bedeuten würde, gerade weil bisher das geiſtige Leben faſt ausſchließlich von bürgerlichen Elementen getragen wurde. Aber ſolange der Bruderkampf innerhalb der ſozialiſtiſchen Arbeiterſchaft und der Kampf um die Macht tobt, der eine tiefe Kluft zwiſchen ihm und dem Bürgertum aufreißt, ſolange iſt und bleibt die geiſtige Befreiung der proletariſchen Maſſen illuſoriſch. Der politiſche und wirtſchaftliche Kampf, das Ziel der Macht und des Beſitzes nimmt einfach das Proleteriat, ſeine Seele und ſeine Zeit in Beſchlag. Wieder ſehen wir es an den inneren Kämpfen nach der Revolution, genau wie am imperialiſtiſchen Kampf des Weltkrieges, daß die Politik ohne geiſtige und ethiſche Lenkung kulturzerſtörend wirkt.

So hängt die Zukunft unſeres kulturellen Lebens letzten Endes davon ab, welcher Geiſt die Politik erfüllt und ob ſie ſich vom Willen der Verſtändigung und Verſöhnlichkeit wird lenken laſſen. Nicht auf dem Trümmerfeld des vernichteten Bürgertums wird ein neues geiſtiges Leben erwachſen, ſondern nur aus der Überwindung des Klaſſenkampfes durch den Geiſt der Allmenſchlichkeit. Ganz in der Ferne dämmert dieſes Licht: Keine Klaſſen mehr, ſondern nur Bürger, die Menſchen ſind.

Hans Natonek

Zur Sozialiſierung

Daß Freunde und Feinde des Sozialiſierens ſich ſo wenig verſtehen, liegt wohl zum großen Teil daran, daß ihre Pläne in ſo geringem Maße praktiſch ſind. Wer ſich ſelbſt eine Überzeugung bilden will, muß tief ſehen, aus den letzten (wenn auch undeutlich erkannten) Gründen heraus bauen; aber wer andern eine Überzeugung beibringen will, muß vor allem klar ſehen, ein ſcharf umgrenztes Bild geben.

Das Zuſammenwirken hat eine Grenze, weil eine Art von Menſchen ihr Beſtes nur geben können, wenn ſie einſam ſchaffen, auf eigene Fauſt und eigene Gefahr ihr Werk verwirklichen. Die meiſten ſchöpferiſchen Naturen können über ihre wertvollſten Pläne nicht vor der Tat Rechenſchaft ablegen, ſie müſſen ungeſtört, ungehemmt wirken können, ohne einen bureaukratiſchen Verwaltungskörper mitzuſchleppen. Dieſes ſelbſtändige Schaffen unmöglich machen, hieße auf die wichtigſten Fortſchrittsmöglichkeiten der Menſchheit verzichten. Das freie Schaffen, das dem Dichter, dem Künſtler ſelbſtverſtändlich iſt, muß auch auf techniſchem und wirtſchaftlichem Gebiete offenſtehen, ſo lange es nicht andere ſchädigt. Hätte Zeppelin ſein Luftſchiff erlebt, wenn er in allem vom Beamtentum abhängig geweſen wäre? War nicht ſchon die bloße Anerkennung des fertig Geſchaffenen ſeitens der Reichskommiſſion Schwierigkeit genug für ihn?

Brauchbar iſt deshalb nur eine Gemeinſchaftsordnung, welche dem Selbſtändigkeit gewährt, der Neues zu ſchaffen fähig iſt. Was wachſen will, muß Raum haben und jede mögliche Hilfe; nur was voll entwickelt und fertig durchgebildet iſt, kann dem Gemeinſchaftsleben eingeordnet, kann verſtaatlicht oder ſozialiſiert werden. Es

wird auch künftig ſo ſein müſſen, daß z. B. die Erfinder und erſten Erbauer neuer Verkehrseinrichtungen (wie es bei der Eiſenbahn war, beim Luftverkehr iſt) als ſelbſtändige Unternehmer arbeiten; daß ihnen Arbeit und Erfolg möglichſt erleichtert wird, iſt eine wichtige Aufgabe der künftigen Freiſtaatverfaſſungen. Hat ſich aber ein ſolches Unternehmen zu einem feſten Organismus ausgewachſen, ſind die Grundlagen für das dauernde Weiterarbeiten in allem weſentlichen endgültig feſtgelegt, iſt die Verankerung des Erfolges umgelegt von dem ſchöpferiſchen Genie des Erfinders auf Tüchtigkeit, Fleiß und Zuſammenarbeiten von vielen, dann iſt der Grund zur ſelbſtherrlichen Freiheit der Leitung weggefallen, dann haben ſoziale Formen des Zuſammenarbeitens Platz zu greifen.

Man braucht deshalb im letzteren Falle nicht an ſtarre Formen, an endgültige Feſtlegung der Erzeugniſſe, des Betriebes zu denken; Fortſchritt und Weiterentwicklung muß auch im ſozial organiſierten Großbetrieb in jeder möglichen Weiſe erſtrebt und durch paſſende Betätigungsformen für die Geeigneten geſichert werden.—

Haben wir ſo ſchon den Richtpunkt für die Entſcheidung, welche von den vielen nebeneinander beſtehenden Betrieben ſozialiſiert werden können und welche nicht, ſo gibt die zeitliche Entwicklung des einzelnen Betriebes einen noch beſſeren Einblick. Die Geſchichte jedes aufblühenden Unternehmens zeigt deutlich eine Grenze, wo die Leitung von dem Schöpferdrang eines Einzelnen übergeht auf die Verwaltungstätigkeit ſeiner Beauftragten, wo die Maſſe der Beamten und Arbeiter das gefeſtigte Erbe ſeines Schaffens antritt, wo der groß und lebensfähig gewordene Betrieb ihn weniger intereſſiert und er ſich neuen Unternehmungen zuwendet.

Bei dieſem Übergang muß eine Regelung der äußerlichen Verhältniſſe eintreten, die den Arbeitserben, den Nachfolgern im Betriebsleben (anſtatt den Gelderben, den Nachfolgern im „Vermögen") wachſende Rechte an den Erträgen des Unternehmens gibt. Das der ſtürmiſchen Entwicklung entwachſene, ſtationär gewordene Unternehmen muß wie innerlich, ſo auch äußerlich ſich von ſeinem Schöpfer allmählich loslöſen; entzieht er ihm ſeinen Geiſt, den es nicht mehr braucht, ſo muß er auch ſein entbehrlich werdendes Kapital allmählich zurückziehen. Wird man auch für den erfolgreichen Einzelnen den Übergang möglichſt ſchonend geſtalten aus Gründen der Gerechtigkeit und des Anreizes, ſo iſt doch die Geldherrſchaft ſeiner Erben, der Kapitalvertreter, im ſozialen Zukunftſtaat kaum denkbar. Alle perſönlichen Schwierigkeiten und Schiebungen laſſen ſich vermeiden, wenn der Übergang ſehr langſam und allmählich erfolgt.

Es war nun in der alten, ausſchließlich auf der Grundlage der Kapitalherrſchaft aufgebauten Wirtſchaftsordnung eine intereſſante Frage: Wenn ein erfolgreicher Betrieb ſeine Erträgniſſe zur Rückzahlung der Einlagen, des Aktienkapitals verwendet, wohin führt dies? — Die bisherige Privatwirtſchaftslehre hätte wohl antworten müſſen: Die Frage iſt ſinnlos; das Kapital kann eben nicht vom „Betrieb" zurückgezahlt werden, es iſt nur im Buchhaltungsſinne, nicht wirklich eine Schuld; die Zinſen ſind die Früchte des Kapitals, ſie können nicht dieſes vernichten, der ganze (kapitaliſtiſche) Apparat würde ſich ſelber austilgen.

Es gibt in allen unfertigen Wiſſenſchaften Fragen, welche zu Widerſprüchen führen; das ſind die wertvollſten für die Forſchung. Es gibt eine weitere Klaſſe von Fragen, welche als falſch geſtellt abgelehnt werden müſſen, weil ſie von falſchen Begriffen ausgehen; welche nicht aus den vorhandenen Kenntniſſen einfach beantwortet werden, ſondern eine Berichtigung oder Erweiterung der vorausgeſetzten Grund-

lagen nötig machen. „5 von 3 geht nicht" — so lange die negativen Zahlen nicht erfunden sind. Zu dieser zweiten Art von Fragen gehört die obige.

Heute wissen wir die Antwort, weil die Umwälzung des öffentlichen Lebens unsre Begriffe erweitert hat. Wir haben jetzt den neuen Begriff, der die Antwort ist: Die Rückzahlung des Stammkapitals aus den Erträgen führt zur Sozialisierung! Und ist der richtige allmähliche Weg dazu bei den Großbetrieben. Wie das Handelsgesetz vorschreibt, daß in der Aktiengesellschaft ein gewisser Mindestteil der Erträgnisse zu Rücklagen verwendet wird, so wird man künftig verlangen, daß ein andrer Teil der Erträgnisse zur stufenweisen Rückzahlung des Kapitals dient, sobald die Erträge eine gewisse Größe und Dauer erreichen, die Verwaltungsform den kollegialen Charakter annimmt und die zahlreich gewordene Arbeiterschaft durch ihren Betriebsrat bei der Verwaltung mitwirkt, und daß im gleichen Maße die Rechte der Kapitaleigner an die von der demokratisierten Verwaltung vertretenen Mitarbeiter übergehen. Dann werden wir es zur Gerechtigkeit bringen und dahin, daß diejenigen die Früchte teilen, die sich in die Arbeit geteilt haben.

Gegenüber den Fällen, wo Güte und Gerechtigkeit der Maßgebenden bisher schon verständig vorgegangen sind, braucht das gar keine große Neuerung zu bedeuten. Bei manchem Großbetrieb hat bisher schon der Inhaber persönlich bei weitem nicht einmal das verbraucht, was den Früchten seiner persönlichen schöpferischen Arbeit entsprach, und hat alle Erträge zur Besserstellung seiner Arbeiter und zur Vergrößerung des Werkes verwendet. Aber Mißbräuche, die bisher möglich waren, wird die oben angedeutete Regelung ausschließen — und das soll auch sein.

Dr. Ing. Max Mayer

In hoc signo vinces

Unser Volk gleicht gegenwärtig einem Menschen, der, von einem Schlag auf den Kopf getroffen, halb besinnungslos taumelt und ins Leere greift. Der äußere und innere Zusammenbruch war zu jäh, zu entsetzlich. Und so zerwühlt das furchtbare Geschick die Seele unseres Volkes. Dies Volk, das vordem — oft allzu willig — sich führen ließ, es mißtraut jetzt jeder Führung, es wütet gegen seine früheren Führer, es schmäht und tobt gegen seine jetzigen, es fällt jedem zur Beute, der seine Leidenschaften aufpeitscht und es ins Extreme — nach links oder rechts — fortreißt. Und so stehen wir vor dem entsetzlichsten Krieg, dem Bürgerkrieg, ja wir stehen schon mitten in ihm.

Aber auch an unserem Volk muß Schillers Wort wahr werden: „Ein großes Unglück lehrt ein edles Herz sich endlich finden." Wir hatten uns, unsere „Seele", verloren im praktischen Materialismus, im bloß Technischen, im Machtstreben: sollen wir uns wiederfinden, uns wieder innerlich aufrichten aus Niederlage und Entehrung, so müssen wir den Blick zurückwenden auf Zeiten deutscher Größe. Und die letzte große Zeit unseres Volkes, das war der Kriegsbeginn, das war 1914. Das war nicht nur kriegerische, sondern auch menschliche Größe. Wir müssen uns heute vor Augen stellen, wie führende Menschen diese große Zeit erlebten. Wir müssen uns wieder zurückfinden zu dem erhebenden Geist der Eintracht und der Opferwilligkeit für das Ganze, der damals alle Glieder unseres Volkes durchdrang!

Aber unser Sinn darf nicht nur rückwärts gewendet bleiben. Der Mensch lebt nur wahrhaft, wenn er eine große Aufgabe vor sich sieht; er sollte nur in die Vergangenheit blicken, um Mut und Rüstzeug zu holen für die Gestaltung der Zukunft. Wie wir, um unsere staatliche und wirtschaftliche Macht zu verteidigen, die gewaltigen Angriffe gegen Westen und Osten ausführten, so müssen wir jetzt, um unser

geistig-sittliches Sein zu retten, ebenfalls wieder zum Angriff übergehen. „Gerechter Friede“ und „Völkerbund“ muß dabei unser Schlachtruf sein! Hatten unsere Gegner während des Krieges sich dieser — echt deutschen — Ideen bemächtigt, um damit eine moralische Offensive gegen uns zu führen, so müssen wir ihnen jetzt diese geistigen Feldzeichen entreißen. Und wir werden es können, da auch dem Blödesten im In- und Ausland (wenn er nur ein Fünkchen guten Willens besitzt) es nachgerade einleuchten muß, welches Zerrbild von „Gerechtigkeitsfrieden“ und „Völkerbund“ unsere Gegner verwirklicht haben. Stellen wir diesem Zerrbild diese Ideen in ihrer Reinheit gegenüber! Sammeln wir Deutsche uns unter diesem Zeichen und eröffnen wir damit unseren Kreuzzug in die ganze Kulturwelt! „Gott will es!“ August Messer

Die Neugestaltung Deutschlands aus seinen geistigen Kräften

Daß der Charakter eines Volkes seine Politik bestimmt, darüber besteht kein Zweifel, und dafür liegen in der Geschichte und in der Literatur genügende Beweise vor. Es ist demnach letzten Endes nicht die Politik, sondern der Charakter, welcher den Grund zum Kriege und Zusammenbruch gebildet hat.

Der in diesem besonders gearteten Charakter liegende Gegensatz zum Auslande mit Einschluß der wirtschaftlichen Rivalität mußte unbedingt zu einem Zusammenprall der Geister führen. Der Deutsche glaubte außerhalb seiner Grenzen, die Menschen und die Dinge in dieselbe Schablone seiner abstrakten Vorstellungen pressen zu können, wie er es innerhalb derselben von jeher gewohnt war. Die Tatsache, daß über die jahrzehntelang bestehende Deutschfeindlichkeit im Auslande mit einem Achselzucken hinweggegangen wurde, kann unsere Ansicht nur darin bestärken. Wenn unserem früheren Kaiser die Schuld am Kriege zugeschrieben wird, so ist das gewiß unberechtigt, aber sein autokratischer Charakter voll Eigenliebe fiel auf das Volk zurück, das deshalb im Auslande als dumm und sklavisch verschrieen war, und wodurch der Haß und die falschen Vorstellungen über den Deutschen vermehrt wurden. Der Deutsche durch seine überaus abstrakte Veranlagung und seinen Mangel an Individualität und konkreten Verständnis anderer Individualitäten ist dafür als nicht sympathische Persönlichkeit in der Welt bekannt. Alle diese letzteren Eigenschaften aber wurden von der früheren Regierung mit Hilfe des Bureaukratismus, des Militarismus und der Erziehung künstlich gefördert, so daß sie mit Einschluß unserer bekannten Schwerfälligkeit eine Erstarrung der gesellschaftlichen und politischen Zustände verursachte. War es doch während eines vierjährigen Krieges nicht möglich, einen vorurteilsfreien und wagemutigen Mann an die Spitze des Staates zu stellen. Es war demnach auch ausgeschlossen, den deutschen Charakter zu entwickeln, der mit seinen Vorstellungen und Anschauungen gegenüber anderen Nationen sich gewaltig im Rückstande befand.

Will man zu einer Neugestaltung Deutschlands die Übersicht für die Zukunft gewinnen, so muß man ohne Selbsttäuschung der zweifellos vorhandenen schlechten Charakteranlagen des deutschen Volkes dieselben für eine neue Existenz zu vermeiden trachten. Dazu bedarf es eines vorurteilsfreien Blickes, frei von Selbstzermarterung, aber auch unbeeinflußt von der gefährlichen Selbstbeweihräucherung. Das deutsche Volk, das in fast 100 Jahren zweimal einen derartigen Zusammenbruch erlebte, hat keinen Grund, rosig in die Zukunft zu schauen. Die Ursachen des Niederbruches kann man dahin zusammenfassen, daß ein durch Doktrinarismus und falschen Idealismus irre ge-

leitetes Volk von einer unfähigen Regierung in ſeinen natürlichen Anlagen gefördert, und von Demagogen darin ausgebeutet, zur Schlachtbank geführt wurde. Bei einer Neuaufrichtung des deutſchen Reiches, namentlich ſeiner geiſtigen Kräfte, bleibt der Angelpunkt ſtets die politiſchen und wirtſchaftlichen Ausſichten. Ohne dieſes bleibt alles Stückwerk. Da ich bereits bemerkte, daß die Politik ein Ausdruck des Charakters iſt, das deutſche Volk aber durch ſeine Geſchichte wiederholt bewieſen hat, daß ihm zu einer ſelbſtändigen politiſchen Entwicklung faſt jede Fähigkeit fehlt, ſo wäre das Augenmerk darauf zu lenken, eine Änderung in der zweifellos vorhandenen rückſtändigen Charakterveranlagung zu bewirken.

Die Aufgabe iſt nicht ſo ſchwer, als ſie auf den erſten Blick erſcheint. Wir haben Beweiſe in der Geſchichte, daß ein Volk ſyſtematiſch auf ein Ziel geleitet werden kann. Man darf nur nicht in die alten Fehler der Organiſationen, der Zwangsgeſetzgebung und der üblichen Schablone verfallen, die nur das Gegenteil hervorrufen würden. Ein geiſtiger Wiederaufbau kann nur von dem Grundſatz der Freiheit erfolgen. Das Leitmotiv, das dabei in Verwaltung, Geſetzgebung und Erziehung zum Ausdruck zu bringen wäre, müßte als die Überwindung der bisherigen abſtrakten Ideen bezeichnet werden.

Die Erziehung der Schule in Deutſchland, urſprünglich aus der alten mittelalterlichen Kloſterſchule hervorgewachſen, kann für unſere heutige Jugend unmöglich noch als richtunggebend angeſehen werden. Da die Erziehung den Charakter bildet, ſo iſt die Folge dieſes bis an die äußerſte Grenze des Doktrinarismus getriebene, und durch abſtrakte Methoden vermehrte Syſtem, die beſchränkte Weltauffaſſung des Deutſchen. Vor allen Dingen wären in unſeren Schulen die Debattierklubs einzuführen, um das politiſche Verſtändnis zu vertiefen. Der griechiſche und der lateiniſche Unterricht wäre möglichſt auszuſchalten, und dafür Unterrichtsſtunden in Bürger- und Geſetzeskunde einzurichten, um den Schüler zum mindeſten in die Lage zu verſetzen, nach dem Schulabgang mit ſeinem Prinzipal einen Lehrvertrag zu vereinbaren. Die bisherigen, an das mittelalterliche Schulſyſtem erinnernden Vorſtellungen über Erziehung, hätten einer konkreten Auffaſſung über die Bildung des Charakters und den Erforderniſſen des praktiſchen Lebens Platz zu machen. Iſt es doch ein Unding, wenn beiſpielsweiſe ein neunjähriger Schüler täglich 8 Stunden arbeiten muß, während in England das Höchſtmaß täglich 2 Stunden beträgt. Wenn unſer Volk eben nicht das geleiſtet hat, was man von ihm erwartete, ſo liegt das mit zu einem guten Teil an ſeiner Erziehung und den falſchen herrſchenden Anſchauungen. Hat man ſchon in früheſter Jugend dem Kinde ſeine Individualität durch die Schule geraubt, und hält man es für richtig, dem Schüler eine herrſchende Lehre als abſtrakte Weltanſchauung oft gewaltſam einzuprägen, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn man Enttäuſchungen betreffs ſeines Geſichtskreiſes erlebt. Will man die Schüler zu Männern erziehen, die politiſch und ſozial für die Arena des Daſeinskampfes gewappnet ſein ſollen, ſo gehören Lehrer dazu, die ihre Denkfreiheit auf umfaſſender Welt- und Menſchenkenntnis aufbauen, und der Überzeugung leben, daß man eben nicht das lehrt, was man zu wiſſen oder zu können glaubt, ſondern nur das, was man als Menſch iſt.

Mit dem Univerſitätsſtudium verhält es ſich ähnlich. Der Gelehrte in Deutſchland galt bisher als ein in Fachangelegenheiten bis zur höchſten Spitze des Spezialiſten ausgebildete Autorität, worunter das umfaſſende Wiſſen entſchieden Schaden leiden

mußte. Ebenso ist der Gelehrte in Deutschland nur denkbar als infolge der behördlichen Abstempelung zu seiner gesellschaftlichen Stellung emporgehoben. Der Privatgelehrte wird in Deutschland nur als Kuriosum betrachtet.

Man täusche sich nicht darüber, der geistige und wirtschaftliche Wiederaufbau ist abhängig von der politischen und geographischen Geltung Deutschlands in der Welt. So wurde schon kurz nach der Revolution verbreitet, der Deutsche könne durch eisernen Fleiß und vorzügliche Fachkenntnisse das wieder erringen, was ihm durch den falschen Idealismus des Umsturzes verlorengegangen sei. Ist das deutsche Volk erst zum staatenlosen herabgesunken, dann freilich werden ihm nur noch die angeführten Eigenschaften nützen, aber dann ist es auch der Sklave in aller Herren Länder. Man hüte sich, die angeführten angeblichen Vorzüge bei der geistigen und wirtschaftlichen Neugestaltung Deutschlands in irgendeiner Weise wieder aufleben zu lassen, denn sie sind die Hauptursache des Krieges und des Deutschenhasses in der Welt überhaupt. Dagegen würde durch Wandervorträge und Werbearbeit im Auslande, namentlich bei den Nationen deutschen Stammes, viel getan werden können zur Erhaltung des Deutschtums und zur Aufklärung über deutsches Wesen. Namentlich im Pressewesen stehen uns außerhalb Deutschlands große Aufgaben bevor, auch darin sind wir von anderen Völkern derartig überflügelt worden, aus der sich die vollkommene Ohnmacht dem gesamten Auslande gegenüber während des Krieges ergab. Der geistige Wiederaufbau Deutschlands ist davon abhängig, ob es gelingen wird, Männer zu bilden, die frei vom doktrinären Idealismus die Wunden des Volkes erkennen, und durch die Nöte der Zeit zu führen vermögen.

Es sei zum Schlusse an die Worte des Amerikaners Gollier Price in seinem Buche „Deutschland und die Deutschen" erinnert:

„Wir in Amerika leiden an einem solchen Überfluß an Männern von hasardierender Anlage, Männern, die gern mit dem Teufel Karten spielen und Genuß daran finden, ihre Zukunft, ihren Ruf und ihr Leben gegen die Welt einzusetzen. Ich muß gestehen, daß ich eine heimliche Vorliebe für solche Leute hege, sie sind eine wertvolle Aktiva, und ein neues Land bedarf ihrer, aber wenn wir ihrer zu viel haben, so hat Deutschland zu wenig. Die Deutschen schreien fortwährend nach einem neuen Bismarck. Jedesmal, wenn bei ihren politischen oder auswärtigen Angelegenheiten oder auch bei ihren religiösen Streitigkeiten irgend etwas nicht nach Wunsch geht, erheben sie Hände und Augen zum Himmel und sagen: ‚wie anders wäre es doch, wenn Bismarck noch wäre.' Bismarck und zwei seiner Vorgänger als Nationsschöpfer schreckten nicht davor zurück, mit der Welt zu würfeln, und was ‚das Land verdammter Professoren'* nicht tun konnte, das taten sie."

Paul Wellenkamp

Lohnbewegung und Idealismus

Die soziale Bewegung ist zu einer reinen Lohnbewegung ausgeartet. Allenthalben suchen die Arbeiter nur ihre Lohnforderungen durchzusetzen, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl und Gesamtinteresse. Die sozialistische Idee ist darüber völlig preisgegeben und verraten, die Arbeiterschaft zeigt sich restlos vom brutalsten Klassenegoismus beherrscht. Die Bürgerlichen aber beginnen ihr darin nachzuahmen, indem sie ebenfalls nur darauf bedacht scheinen und kein anderes höheres

* Ausspruch von Lord Palmerston.

Lebensintereſſe mehr kennen, als durch Streiks erhöhte Gehaltsforderungen von ihren Arbeitgebern oder dem Staate zu erpreſſen. Vom Bank- und Bahnbeamten bis zum unterſten Grubenarbeiter ſcheinen alle nur von dem einen Intereſſe bewegt, aus dem, bzw. vor dem allgemeinen Zuſammenbruch noch ſo viel wie möglich herauszuſchlagen und mit Gewalt zu ertrotzen, anſtatt, wie es die Stunde gebieten ſollte, alle Kräfte anzuſpannen, und ſich die tunlichſte Opferwilligkeit aufzuerlegen, um der wirtſchaftlichen Notlage und dem ſinkenden Wohlſtand des Vaterlandes zu Hilfe zu kommen. Damit iſt der vielgerühmte „deutſche Idealismus" zu Grabe getragen; und unter dieſen Verhältniſſen noch von einem deutſchen Lebensideal und „Weſen" zu reden, „an dem die Welt geneſen" ſoll, erſcheint wie blutiger Hohn auf die gegenwärtigen Zuſtände im Deutſchland der Revolution.

Doch gibt es noch einen Stand, der ſich bisher nicht an dieſer ſchranken- und ſchamloſen Lohnbewegung auf Koſten des Gemeinwohls beteiligt hat. Dieſer Stand iſt allerdings auch gar nicht in der Lage dazu, weil ihm die nötige Organiſation fehlt; aber ſelbſt wenn er ſie beſäße, dürfte er ſich zu anſtändig und vornehm halten, um dieſen organiſierten Raubzug mitzumachen. Es iſt der Stand der Lehrer und Erzieher im engeren und weiteren Sinne und der geiſtigen Perſönlichkeiten im freien Berufe. Damit ſollen natürlich nicht gerade die Oberlehrer als Muſter von Idealiſten hingeſtellt werden. Indeſſen haben ſie in all der ſchweren Zeit bei den geringen Zulagen, die ihnen von Stadt und Staat geworden, unverdroſſen ihre Pflicht getan, und unter dem für ihre Überzeugung beſonders harten Syſtemwechſel treu ausgeharrt. Als Kriegslehrer habe ich in den letzten drei Jahren an fünf verſchiedenen Lehranſtalten Großberlins mit ihnen gearbeitet und verkehrt, und kann ſagen, daß man ihrem Idealismus nicht gerecht wird, der zwar nicht gerade hochfliegend iſt, aber in pflichtbewußter Arbeit beruht. Während alle anderen Berufe ihre materiellen Forderungen breit vor die Öffentlichkeit tragen und im Gefolge der Handarbeiter, auf deren Stufe ſie damit herunterſteigen, durch Streiks zu erzwingen ſuchen, haben ſich die Lehrer bei ihren beſcheidenen Vergütungen im Vergleich damit ruhig verhalten und einen Idealismus bekundet, der das Geſamtintereſſe über das eigene ſtellt. Freilich mit Ausnahmen, wie es überall ſolche gibt, denen es mehr um das Materielle als Ideelle ihres Berufes zu tun iſt. Insgeſamt aber hat ſich während der drei Jahre meiner Kriegslehrerſchaft mein Urteil zu ihren Gunſten verändert, nachdem ich ſelbſt erfahren, wie ſchwierig die Stellung des Lehrers und wie mühſelig ſeine Berufsarbeit iſt. Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren, heißt es in landläufiger Rede. So läßt ſich auch ſagen, wer in der Tretmühle der heutigen Schule ſeinen Genius nicht einbüßt und zum Pedanten wird, der hat keinen einzubüßen. Man ſpottete über die Pedanterie der Lehrer, wie unſere gegenwärtigen Regierungsſozialiſten ehedem über den „Militarismus" des alten Syſtems, die jetzt dahin haben umlernen müſſen, daß man ohne Macht, die ſich auf einen ſolchen ſtützt, ſich unter ſeinen eigenen Genoſſen nicht einmal behaupten kann, ja ſeines Lebens vor ihnen nicht ſicher iſt. So ſoll nicht über die Lehrer abſprechen als Pedanten, wer nicht ſelbſt Jahr und Tag vor einer Klaſſe geſtanden und erfahren hat, was es heißt, ſie recht zu leiten und zu ihrem Lehrziel zu führen. Freilich gibt es unter ihnen genug waſchechte Pedanten ſchlimmſter Art; nicht aber ihre Schuld iſt es allein, daß ſie ſo geworden, vorwiegend hat das Syſtem des ganzen Unterrichtsweſens ſie dazu ausgedörrt. Auch gibt es andere unter ihnen, die man nur als altgewordene Schüler bezeichnen kann, indem ſie wie ihre Zöglinge

die Schulpflicht bloß als ein hartes Muß und notwendiges Übel abtun und „ledig aller Pflicht" die Vesper schlagen hören. Alle diese aber sind kein Einwand gegen den pflichtgetreuen Idealismus unseres Lehrstandes als solchen, der sich in diesen Tagen bewährt hat, wie kein anderer Stand.

Aber nicht von den Lehrern allein wollen wir hier sprechen, sondern vorzüglich von den geistigen Arbeitern und Persönlichkeiten im freien Berufe. Darunter wieder nicht die vielgewandten Literaten verstanden, sondern die einsamen Dichterdenker, die Stillen im Lande. Diese gingen unter dem alten System leer aus, und vom neuen haben sie nicht mehr, ja eher noch weniger zu erwarten. In einer Wirtschaftsordnung, die von Streikpressionen beherrscht wird, wobei eine Organisation der andern um um Lohnerhöhung den Rang abzulaufen sucht, müssen sie zur Seite gedrängt und, völlig einflußlos auf die Entwicklung der Dinge, ausgeschaltet bleiben. Diese Uneigennützigen aber wären wahrhaftig berufen, und jedenfalls berufener, die Leitung unserer Angelegenheiten als Volksbeauftragte in die Hände zu bekommen, als die wahnwitzigen Demagogen und lauten sozialistischen Schreier, die ihnen das Wort wie das Brot vor dem Munde wegnehmen und unter der Maske des Sozialismus doch nur ihr Eigeninteresse suchen. Wenn irgend in deutschen Landen noch wahrer Idealismus, dann ist er im vollen und echten Sinne bei jenen geistigen Persönlichkeiten zu finden, die wir unter den Dichterdenkern verstehen, den letzten geistigen Nachkommen der Großen dieses Zeichens aus unserer klassischen Zeit. Von ihnen spricht, an sie denkt kein Mensch in dem wilden Lohnstreit aller um alle gegen das Gemeinwohl und den Staat. Sie allein aber verdienen das Vertrauen, in die Führung des geistigen und öffentlichen Lebens zu gelangen. Nachdem wir die politische Welt- und wirtschaftliche Vormacht auf absehbare Zeit verloren haben, bleibt uns nichts anderes, als im gewissen Sinne wieder das Volk der Dichter und Denker zu werden und die geistige Führung von neuem in der Welt zu gewinnen. Dazu müssen die Dichterdenker an die Front!

Die schwerste Niederlage, die wir in der Folge des Weltkrieges erlitten, ist nicht die unserer Waffen, sondern die schmerzliche Enttäuschung über den moralischen und geistigen Tiefstand des deutschen Volkes, von dem Fichte vor einem Jahrhundert bei der Vorbereitung der Freiheitsbewegung in den höchsten Tönen als von dem „Volk der Völker" gesprochen, dem Erziehervolk des Menschengeschlechts, ohne das die Welt in Nacht und Chaos versinken würde. Dagegen hat die Revolution die große Masse unseres Volkes als völlig ideen- und ideallos entlarvt, nur von materiellen Interessen bewegt, ohne höheres Gemeingefühl, weit entfernt, den westlichen großen Kulturvölkern zum Vorbild dienen zu können, selbst den minderwertigen polnischen und tschechischen Raubnationen an nationaler Selbstzucht und Selbstachtung tief unterlegen und ihrer Anmaßung ohnmächtig zum Gespött. Woher dieser Widerspruch zwischen einst und jetzt, ja zwischen dem Anfang des Krieges, bei dem die nationale Opferfreudigkeit in so hohen Wogen ging, und diesem kläglichen Ende? Das macht, die ideal gesinnte Schicht unseres Volkes, die sich zum Kampf gedrängt, liegt auf den Schlachtfeldern begraben, und die gemeine Masse der Etappenleute, Drückeberger und Deserteure ist geblieben, die sich jetzt als deutsches Volk ausgibt! Um so größeren Anlaß haben wir und heilige Pflicht, die Nachfolger Fichtes im Geiste wieder in die Führung zu bringen und uns um sie zu scharen, um deutsch-ideales Menschentum von neuem aufzubauen in lebensstarkem Fleisch und Blut, und es auszuspielen gegen die entartete Masse der Lohn- und Gehaltsjäger, auf daß

ein idealſtarkes Volkstum wieder erſtehe und dieſe verdränge in der Vollkraft ſeines deutſchen Lebensgefühls.

Durch die Revolutionen ſind bisher immer nur altüberlebte Bureaukratien und Adelsherrſchaften geſtürzt worden, um an ihre Stelle von unten herauf fanatiſche Demagogen und Streber an die Herrſchaft zu bringen. Die wahre und einzig berechtigte Revolution zur Herrſchaft der Beſten, wie Plato ſie in ſeinem Staate fordert, iſt noch nie und nirgend verwirklicht worden. An dieſen, den „heimlichen Kaiſern“ im Volke, hat man immer vorbei- und über ihre Köpfe wegrevolutioniert. So gingen die Völker nur immer aus einer Vergewaltigung in die andere über, und ſie befanden ſich noch ſtets am beſten dabei, wenn eine ſtarke Perſönlichkeit ihre Geſchicke in die Hand nahm, wie Friedrich der Große. Dieſer Fürſt aber hielt das Volk in Unmündigkeit und verſäumte, ſich in ſeiner Beamtenſchaft wie in ſeinem Nachfolger ſelbſtändige Charaktere und helle Köpfe nach ſeinem Beiſpiel heranzuziehen, die ſein Werk in ſeinem Geiſte fortſetzen konnten. Er wollte alles und jedes allein leiten, die andern ſollten nur ausführende Organe ſein. Die Folge davon war der ſpätere Zuſammenbruch Preußens vor dem napoleoniſchen Anſturm, als der ei n'e Kopf fehlte, den der Staat allein gehabt. Der Freiherr vom Stein trachtete, das wieder gutzumachen, was der große Friedrich verfehlt, indem er Städten und Gemeinden die Bahn zur Selbſtverwaltung, und damit die Erziehung und Reifung zur politiſchen Mündigkeit erſchloß. Damit legte er den Grundſtein zu dem Werk, das Bismarck vollendet, indem er den neuen Reichsbau auf der Grundlage des freieſten demokratiſchen Wahlſyſtems errichtete und die Deutſchen damit zu einem ſelbſtändig politiſch denkenden Volke erzog, das im Reichstag die Leitung ſeiner Geſchicke mit zu beſtimmen hatte. Aber Bismarck ſtellte die Regierung vorzüglich auf äußere Macht- und Wirtſchaftspolitik ein, ohne der inneren geiſtigen Ermächtigung durch Kulturerziehung zu einem deutſchen einheitlichen Lebensideale Rechnung zu tragen. Sein Kathederprophet Heinrich von Treitſchke* empörte ſich ſogar darüber (1873), daß man nach dem wundervoll ſiegreichen Kriege von 1870/71, nach ſolchen Umwälzungen und ſo gewaltigen Anſtrengungen und Leiſtungen vom deutſchen Volke noch „Stil“ (das Wort im weiteſten Sinne genommen), alſo eigene Kultur verlangen könne! Es war die Antwort auf die Einwendungen ſeines Freundes Overbeck, der da meinte, das ſei ja überhaupt ein Unglück in der deutſchen Geſchichte, daß unſere politiſchen und unſere Kulturbeſtrebungen ſo vielfach auseinandergegangen und ihre Kräfte ſich in unſeligem Zwieſpalt zerrieben haben; der letzte Krieg (1870/71), ſoweit er nicht geradezu zerſetzend gewirkt, ſei ganz einſeitig unſerem politiſchen Leben und unſerer Ziviliſation zugute gekommen, und daß er ſich für unſere Kultur, die aus unſeren edlen Trieben ſtammenden Lebensformen, unfruchtbar gezeigt, ſei eine der allerbedenklichſten Tatſachen unſerer gegenwärtigen Geſchichte. Overbeck erblickte darin einen bedeutenden Augenblick verſäumt, die Früchte unſerer Siege für die Kultur des deutſchen Volkes nutzbar zu machen**.

Die letzte Folge dieſer einſeitig machtpolitiſchen Entwicklung auf Koſten unſerer Kulturſchöpfung und inneren Einheitsfront war der Zuſammenbruch der äußeren Front im Weſten durch ſozialiſtiſche Unterwühlung, und im Zuſammenhang damit

* Vgl. hierüber das Werk „Franz Overbeck und Friedrich Nietzſche“ von C. A. Bernoulli. ** Vgl. dazu auch das ſoeben erſchienene Werk „Deutſchlands Wiedergeburt“ mit meinem Beitrag „Schöpferiſche Geſtaltung deutſchen Lebens“. Verlag von Richard Ungewitter in Stuttgart. 1919.

der Monarchie, des Kaisertums und der Reichsverfassung. Die Urschuld an der Katastrophe von 1806 fällt auf Friedrich den Großen, der sich zwar den ersten Diener des Staates nannte, aber keinem neben sich das geringste Staatsgeschäft selbständig anvertraute und damit ein Beamtentum von Pagoden erzog, die nur zu nicken, zu gehorchen, aber nicht zu befehlen verstanden, was er selbst zuletzt erkannte und bereute mit den Worten: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen." Die Weltmacht- und Großmannsucht Wilhelm II. dagegen hat den Zusammenbruch von 1918 zu verantworten, der aus der unversöhnlichen Spaltung des Volkes in Sozialisten und Bürgerliche, in Hand- und Kopfarbeiter entstand. Ein Reich, das in sich uneins ist, kann nach einem Wort der Schrift nicht bestehen, und mag es noch so waffenstark gegen äußere Feinde sein. Die idealen Kräfte des Gemeingefühls aber machen ein Volk stark zu innerer Schaffenskraft und unwiderstehlich in einheitlicher Kulturfront, so daß ihm auch der mächtigste Gegner nichts anzuhaben vermag.

Heinrich Driesmans

Rathenaus Kaiser-Epilog

„Nicht aus bloßer Abneigung gegen Wahlumtriebe und Streberei, gegen Advokaten- und Publizistenmache bin ich Anhänger des monarchischen Gedankens, sondern aus angeborener Empfindung und der Überzeugung, daß an der Spitze staatlicher Macht ein tief verantwortlicher Mensch stehen soll, allen Wünschen, Strebungen, Versuchungen des gemeinen Lebens enthoben und entrückt; ein Geweihter, nicht der Arrivierte einer glücklichen Karriere." Wer das in Walter Rathenaus Buch „Von kommenden Dingen" las, hörte vielleicht ein Kompliment für Wilhelm II. heraus. Das lag um so näher, als Rathenau, wie er in seiner neuesten Schrift „Der Kaiser" (S. Fischer Verlag, Berlin) getreulich registriert, zum deutschen Kaiser in „vergleichsweise nahen" Beziehungen stand, ihn „von 1901 bis Anfang 1914 etwa zwanzigmal gesehen, durchschnittlich ein- bis zweimal im Jahre, manchmal freilich einige Stunden lang", und als er ja, bei aller großen Geste des Ewigkeitsethikers, sich gern aus hohem Munde seine eigene Bedeutendheit bescheinigen ließ: Die fünf Briefe von Wild von Hohenborn, v. Wandel und Bethmann-Hollweg, in denen diese dem „Organisator der Kriegsrohstoffversorgung" seine Verdienste und seinen Stil attestieren, und die der „Belobte" brav und bescheiden, wie ein promovierter Pennäler sein lobreiches Zeugnis heimträgt, mit abdruckte, kennzeichnen die Grundkomponente des literarischen „Industriefürsten" mehr als 200 Seiten Seelenentdeckung und Demokratiekritik!

Nun verbannte Wilhelm von Hohenzollern sich und sein Geschlecht, und Rathenau ist flugs mit einer Analyse zur Hand, die, natürlich geistvoll und kultiviert, doch gerade jetzt fast wie ein mit sentimentaler Schlagsahne überladenes Pamphlet wirkt. „Schmachvoll war die Haltung des Großbürgertums!" „Einer der tragischen Züge des Kaisers war, daß er dies Großbürgertum lieben mußte." Ist nicht Rathenau ein Auserwählter in diesem Großbürgertum? „Nun erscheint das monarchische Gefühl als eine krankhafte, ja unwürdige Schwäche." Hat es viel Wert, das jetzt zu bekunden? — Die Psychophysik der europäischen Dynasten, die uns Rathenau liefert, ist überzeugend: Internationale Übergutsbesitzer mit Gott als Familienchef; zeitlebens Produkte ihrer Kinderstuben; ihre dynastische Politik eine Kette von Gottesurteilen; Zweifel an ihrer Zulänglichkeit ist Zweifel an Gott; die Geschichte ist eine Reihenfolge inspirierter monarchischer Entschlüsse, die Welt eine illustrierte Beilage, eine Festschrift, ein Kino ohne Hintergrund; alle Stunden ist irgendwo

ein feierlicher Augenblick, der nicht unbegrüßt vorübergehen darf; eine Erleuchtung erhellt den Grund der Dinge! — Ja, dieſe Welt des Dynaſtentums iſt „unglaubhaft grotesk“ und „unglaublich ſcheint es, daß ein ernſtes und tiefes Volk dieſe Dinge nicht hingenommen nur, ſondern geprieſen und beſchworen, und jeden verlacht, verachtet und verfolgt hat, der an ihrer Notwendigkeit, Endgültigkeit und Gottgegebenheit zweifelte“. Aber iſt das jetzt nicht ein billiges Pasquill und hätte zu Lebzeiten des Kaiſertums eine befreiende Kampfſchrift ſein können!?

Ein Menſch, der ſolch Leben treibt, muß ein Gegner des Volkes werden! In Deutſchland ſtanden um den Thron die auf Rechte pochenden Feudalen, die würdegierige, ſervile Großbourgeoiſie, die Kanzler, erfüllt mit Mißtrauen gegen das Volk. Wilhelm II. mußte als „Träger des unmöglichſten aller neuzeitlichen Berufe“ ſcheitern, denn ihm fehlte die „Genialität des Charakters“. Er war alſo, um mit dem Rathenau von 1917 zu ſprechen, kein „Geweihter“, ſondern der muſtergültige Fall des „Arrivierten einer glücklichen Karriere“? — Es iſt kein Vergnügen, ſich nun die kaiſerliche Pſyche in ihre Elemente auflöſen zu laſſen: Der Kranke iſt geſtorben; nun ſeziert der Leibarzt das Gehirn und konſtatiert immer wieder triumphierend: Ich habe es ja immer geſagt, ich ſah es ja kommen, ſeht mal, wie vorausſehend ich war! Zum Teufel, das wirkt abſtoßend! Weshalb ſprach das Orakel nicht laut? Was konnte dem Sohne der auserwähltеſten Mammonskönige Schlimmeres drohen als kaiſerliche Ungnade? Übertröſtet die Stoa nicht einmal ſolch peripheriſches Erlebnis?

„Ein Bezauberer und ein Gezeichneter, eine zerriſſene Natur, eine ſchwache Seele in ſtarkem Leibe, ein aufgeregter Geiſt voll des Strebens nach unbedingter, ausnahmsloſer, ſofortiger Wirkung“, der alle Menſchen durch ſeine „kaiſerlichen“ Maßſtäbe verdarb. Ein problematiſcher Charakter, dem die Welt problemlos erſchien; voll Glaubens an den Fortſchritt, voll unbekümmerten guten Willens, die Menſchen gemäß ſeiner höheren Einſicht glücklich zu machen. Uſw. Uſw. Ihm war „der Ablauf der Geſchichte ein Opernhandbuch“. So prägt Rathenau mancherlei glückliche Worte, die der Leſer luſtlos hinnimmt. An allem Geſchehen wetzt ſich der pointenſuchende Intellekt: Uns grauſt, faſt widert es! Was redeſt du von der „geſchichtlich ſchwerſten Schuld des Volkes, die wir unſagbar büßen werden: der Schuld des Charakters, der Paſſivität“? Du Auserwählter, der du das Ohr des Kaiſers hatteſt, dem jede Zeitung ihre Spalten lieh? Der du ſo gern vom Führertum ſprichſt, in ſchweren, myſtiſchen Worten, wo war dein „Führertum“, außerhalb der Generalverſammlungen der Aktionäre?

„Es hätte“...! Ja: „Die Wilhelminiſche Epoche hat am Monarchen mehr verſchuldet als der Monarch an ihr,“ ſo weit die „Epoche“ aus den „Rathenaus“ beſtand. Sonſt lehnen wir Sozialiſten ſolche Schönrednerei ab. Wer den Mann in Amerongen ſo malt wie der A.-E.-G.-Meiſter, der kann ihn nicht auf die eine Schale legen und die andere, die des 70 Millionenvolkes, hochſchnellen laſſen! Was ſchiert uns die Krankheitsgeſchichte der Dynaſten, die hoch und gefühllos über jenen Niederungen ſchwebten, in denen ihre Völker für ſie ſtarben, hungerten, hinſiechten, verkamen? Vielmillionenfaches Leid und Leiden übertönt die eitlen Seufzer jener, die in dieſem Jahrfünft weder Entbehrungen zu tragen noch Trauer zu erdulden hatten.

Wir ſchauen vorwärts in den Tumult, wir werden ſeiner ſchon Herr werden, ohne „dies ganze europäiſche Dynaſtenweſen, dies Altenaſyl, wo die Großväter ſich zanken“. „Der Krieg iſt eine Weltrevolution, und dieſe Weltrevolution iſt noch nicht beendigt. Beendet aber iſt die Epoche.“ Drum kommt der Nornerich Rathenau,

schneidet den Faden ab und prägt tiefe Worte: „Nicht das Paradies erwartet uns, sondern die erweiterte Menschheit, die neue Würde des Lebens und der Mühen.“ Empört sich nicht etwas in uns, daß Millionäre in Klubsesseln so Tiefes über eines Volkes Schuld erdenken und so Schönes über die „Würde der Mühen“ aussprechen können? Wo soll das widerhallen, außer unter den Snobs von Berlin W?

Paul Oestreich

Hermann Lietz † Der Schöpfer der „Deutschen Landerziehungsheime“ hat am 12. Juni d. J. seine Gründung für immer verlassen. Eine wichtige Epoche in der Geschichte der deutschen Erziehung, die Hermann Lietz begonnen hat, erreichte damit einen gewissen Abschluß. Aber sie wirkt weiter, schon deswegen, weil Lietz' Bedeutung nicht auf seine eigensten Gründungen eingeschränkt ist. Lietz hat das Verdienst, daß er die Notwendigkeit, unser Erziehungswesen zu bessern, nicht bloß im tiefsten Innern gefühlt und davon geredet und geschrieben hat. Lietz war ein Mann der Tat, wenn irgend jemand sich dieser Bezeichnung würdig gemacht hat. Er hat ein Erziehungswesen ins Dasein gezwungen, das dem, der nur vom Hörensagen davon erfuhr, wie eine platte Unmöglichkeit erschien. Er konnte sich dabei an englisches Vorbild halten. Aber er hat dieses für deutsches Leben nachgeschaffen. Auch der deutsche Junge sollte in Freiheit erzogen, er sollte mündig gesprochen werden, um mündig werden zu können. Er sollte von innen heraus Können entfalten und Wissen früh genug zur Erkenntnis vertiefen. In einer lernenden und lehrenden, schaffenden und genießenden Gemeinschaft sollte dieses Ziel erreicht werden. Dies und persönliche Neigung wiesen Lietz mit seiner Schule in die ländliche Abgeschiedenheit. Mit einer Energie ohnegleichen schuf er nacheinander die drei großen Anstalten, die bald sein Erziehungsheim umfaßte. Sie trugen stets ganz das Gepräge des seltenen Mannes, der freilich bei seiner Einzigartigkeit die anders beschaffene Individualität, die doch zur Mitarbeit nötig war, oft nur als schroffen Gegensatz empfand. Daher jene Sondergründungen ähnlicher Schulgemeinden, die von der Lietzschen ausgingen, aber ihren Ursprung nie verleugnen werden. Mit Schwierigkeiten materieller Art hatte Lietz manchmal schwer zu kämpfen. Aber es schien, sie seien für ihn gar nicht vorhanden. Der Gedanke an wirtschaftliche Nutzung seiner Arbeit lag ihm — vielfach zu deren Nachteil — meilenweit fern. Dafür stützte ihn der feste Glaube an seine Sache. Rastloses Tun geistiger wie körperlicher Art, in dem Lietz aufging, die Folgen einer inneren Körperverletzung, die er vor Jahren erlitt, und die Mühsale des Krieges, an dem er als Freiwilliger, sodann als Offizier teilnahm, haben ihn allzufrüh aufgerieben: er ist nur 51 Jahre alt geworden. E. H.

Gedanken zur Zeit Eltern, Kinder und Lehrer, eine Erziehungsgemeinschaft? Randgedanken. Hänge nicht dein ganzes Herz an die Jugend! Sie ist variabel von Augenblick zu Augenblick, sie muß es sein! Ästhetische Freude kannst und wirst du an ihr haben, wie an allem Werden. Die Seele hängt am Seienden, sie ist voll Beharrung. — Am sprossenden Jungwald freust du dich! Kehrst du wieder, ist er verändert. Der jahrhundertealte knorrige Eichbaum bietet dir einen sicheren Ruheplatz. Kehrst du wieder, blickt er scheinbar wie zuvor:

„Nicht mit seinem Grat
Tut's der Berg zu wissen:

Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerriſſen." (Lenau)

Daß auch er ein anderer wurde, ſiehſt du nicht! In ihm haſt du die ruhende Landſchaft, die Heimat, die nur das Beharrende ſein kann.

Das große Glück erfüllt dich nur für einen Augenblick; es iſt vorüber, wenn du es begreifſt; der Seelenfriede muß beharren im Seienden des Geiſtes. An den Ort der ſüßeſten Erlebniſſe und Träume darfſt du nicht wiederkehren, zum Ruhepunkt behaglicher Konſtanz mußt du immer zurück, willſt du nicht zermürbt ſcheitern.

Du mußt alſo die Jugend verſtehen, aber nicht immer an ihrer Spitze jubeln: Die „greiſen Jünglinge" haben alle einen Stich ins Komiſche. Jung ſein in der Idee, nicht in der Geſte!

Eltern ſollen nicht zu liebevoll zu den Kindern ſein. Gut, nicht mehr! An ſich ſollen ſie arbeiten, damit die Kinder ſpäter in ihnen die feingebildeten Menſchen entdecken, mit denen man ſich auch ohne den Familieninſtinkt mit Genuß unterhalten kann. Das hält dann zuſammen, während die bloße Saugmutter- und Autoritätsbindung eines Tages reißt, höchſtens mitleidsvolle Liebe ſie noch — bewußt oder unbewußt — vortäuſcht.

Die Eltern „erziehen", indem ſie beargwöhnen, beobachten, ſchelten. Sie ſind Polizeinaturen. Sie ſtellen an ſich ſelbſt die niedrigſten Anforderungen, an die Kinder die höchſten. Die Kinder ſollen „unbedingt wahrhaftig" ſein (ſoweit das den Eltern bequem iſt! Sprächen ſie im Pubertätsalter tatſächlich die Wahrheit, ſo würde man ſie „ſchamlos" heißen und ihnen aufs Maul ſchlagen), aller Vollkommenheiten Fülle beſitzen, während die Eltern ſich ſelber alles verzeihen, aus Bequemlichkeit ſchwindeln, den Kindern zeigen, wie triebhaft man leben kann. Der Lehrer, der Offizier, der Vater lügen ohne Not, ſie lügen „aus Pflicht", „aus Ehre" (es iſt „gemein", in gewiſſen Situationen nicht zu lügen!), ſie ſind „Ehrenmänner"; das Kind lügt aus Not, es iſt „auf dem beſten Wege zu verkommen"! Weniger Poliziſten, mehr Ärzte, mehr Vorbilder! Keine Schlappheit, aber gütiges Verſtändnis! Leiten, nicht treiben! Tadel gewiß! — aber zuerſt Lob und Ermunterung! Zugeſtändnis der eigenen Unvollkommenheit, dann hält das Kind euch für vollkommen. Keine Poſe!

Direktoren und Oberlehrer, Elternverſammlungen und „nationale" Schülerbünde laufen Sturm gegen die Hoffmann-Haeniſchſchen Schulgemeindeerlaſſe aus Wynekens Feder. Sie haben ſchon geſiegt: Aus einer Reform wurde eine Mimik! Die proteſtierenden Jungen rechnen nicht, ſie ſind nur Grammophonwalzen, die Lehrer und Eltern beſprachen. Die Eltern hinwieder ſind durch Direktoren und Lehrer geſchoben, die ſie fürchten, denen ſie unterſtellen, ſie würden ſich an den Kindern für den elterlichen Mangel an Willfährigkeit rächen, oder ſie ſind ſich ihrer Unfähigkeit und Minderwertigkeit uneingeſtanden ſo bewußt, daß ſie ihres „Erziehungs"himmels Einſturz vorausſehen, wenn ihm die tragenden Säulen der „geheiligten" Autorität fortgenommen werden. Meiſt denken ſie gar nichts außer dem Gemeinplatz: „Es ging doch auch bisher, ſogar ganz gut! Ob es beſſer wird, das muß erſt bewieſen werden! Wozu die Unruhe um ſolch Riſiko!" Sie begreifen nichts von einer neuen Zeit, vom neuen Menſchentyp, ihnen iſt „geiſtige Erziehung" nur ſolange nichts Verabſcheuungswürdiges, als man beim Fünfuhrtee behaglich und „objektiv" darüber „konverſieren" kann. „Selbſterziehung der Jugend" deuten ſie als Verantwortungsloſigkeit der Eltern, als laissez faire laissez aller, deſſen bittere Früchte nicht ausbleiben können. Nein, Selbſterziehung, Schulgemeinde uſw. bedeuten nicht Arbeitserleichterungen

für Lehrer und Eltern. Sie tragen dabei mehr Last und Verantwortung, nämlich auch die für die „Selbstverantwortung" der Jugend. Sie müssen kühlen Verstandes und heißen Herzens inmitten der Jugend über der Jugend stehen. Sie dürfen einander nicht mehr mißtrauen, müssen Urfehde schwören! Wie wenig Lehrer gibt es für solche Aufgaben, wieviel weniger noch Eltern!? Wie lügt die Zeit, wenn sie sich mit Elternbeiräten und Schülerausschüssen ausstaffiert, mit „berufenen" und „ernannten" Elternbeiräten, die des Schulleiters Wink dirigiert, mit „Schülerausschüssen", die nur sagen dürfen, was ihnen erlaubt wird, denen gegenüber ängstlich der „amtliche Machtbereich" gewahrt wird! Vorläufig ist alles beschmutzt, die gutwilligen Lehrer schob man in die Ecke, eine einmalige Besudelungsaktion oder tägliche Nadelstiche ließen sie zunächst resignieren: Was soll eine Schulgemeinde, der das Gros der Lehrer in schroffster Feindseligkeit gegenübersteht? Die neue Generation muß sich das neue Leben erst stückweise erkämpfen, die alten Erziehungskunsthandwerker lernen nicht mehr um, und die Abnehmer, die Eltern, sind mit ihrer bisherigen Ritschbelieferung seelenzufrieden! Also kein Irrtum, bitte: Die „Erziehungsgemeinschaft" der Eltern, Lehrer und Schüler ist gar nichts Neues, wir hatten sie unter der Fahne der Autorität, mit den Umgangsformen des Militarismus! Die Aufgabe ist nicht allein: die neue Erziehungsgemeinschaft errichten! Nein, sie lautet zunächst: Zertrümmert das alte Wachsfigurenkabinet, das uns Menschen vortäuschte! Vorläufig stehen uns die Würdefratzen des preußischen Friseurs überall im Wege. Der Wirbelwind der Zeit wird die Köpfe zurechtrücken müssen, daß sie zur natürlichen Haltung zurückkehren! Daß einst die innere Würde und Ruhe die äußere „Autorität" ersetze!

Paul Oestreich

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Elternschulen „Ohne jede Erfahrung auf pädagogischem Gebiet und oft sogar ohne jeden höheren Gesichtspunkt, ohne jeden Erziehungsgrundsatz beginnt fast jedes junge Elternpaar die Erziehungsarbeit an seinen Kindern, als wäre es das leichteste und unwichtigste Geschäft der Welt." Dieser Satz steht im Geleitwort der neuen Zeitschrift „Eltern und Kind", die der Verwaltungsdirektor der Hochschule für Frauen in Leipzig, Dr. Joh. Prüfer, eben im Auftrage der „Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung" herauszugeben beginnt (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig; 1. Jahrg., Heft 1/2, Okt. 1918). Das pädagogische Problem, das damit aufgeworfen wird, wird ja von vielen Seiten in unsern Tagen als ganz unlösbar aufgefaßt; und die natürliche Folge ist dann die Forderung einer möglichst vollständigen Abtrennung der Kinder von der versagenden elterlichen Erziehung und der Übernahme der Erziehung durch die Schulgemeinden. Dieser radikalen negativen Lösung des Problems stehen jedoch bereits eine ganze Reihe positiver Versuche gegenüber, die sich rasch durchzusetzen scheinen und offenbar bald einen wesentlichen Bestandteil im Lehrplan der Volkshochschulen bilden werden. Diese letztere Verbindung ist in Thüringen schon in Angriff genommen.

Die wichtigsten Veranstaltungen auf dem Gebiet der pädagogischen Elternbildung sind:

1. Die Deutsche Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung (E. V.), gegründet 1916, Geschäftsstelle Leipzig-Gohlis, Pölitzstr. 14. Ihren Zweck, „pädagogische Anregung und Belehrung in alle Elternkreise unsres Volkes zu tragen", sucht sie auf folgenden Wegen zu erreichen:

a) durch öffentliche Vorträge für Eltern mit anschließender Aussprache. Aus den Themen seien erwähnt: „Einführung in das Seelenleben des Kindes", „Gutes und schlechtes Spielzeug", „Schularbeiten und Haus", „Ernährung und Pflege des Kindes" u. a. Diese Vorträge werden in Zukunft gemeinsam mit dem Leipziger Lehrerverein veranstaltet. Sie mußten in andern Städten wiederholt werden, so in Altenburg auf Veranlassung des dortigen Arbeiterbildungsausschusses.

b) Als Fortsetzung der Vorträge wöchentliche Besprechungsabende über praktische Erziehungsfragen im Anschluß an ausgewählte Abschnitte pädagogischer Schriften (z. B. „Die Kinderlüge" im Anschluß an Prüfer, Kleinkinderpädagogik, oder „Soll ich meinem Kinde Märchen erzählen und welche?" im Anschluß an Schumacher, „Vom Erzählen und Vorlesen und vom Bilderbuch").

c) Elternberatungsstellen, deren Tätigkeitsfeld besonders die Erziehung zwischen dem Säuglingsalter (wofür an vielen Orten „Mutterberatungsstellen" vorhanden sind) und der Schulzeit bildet.

d) Mutterkonferenzen, die der bekannte Pädagoge Weitsch in Meiningen eingerichtet hat. Der Leiter hält ein kurzes Referat über ein vorher bekannt gegebenes Thema, woran sich eine freie Aussprache schließt. Beispielsweise: „Erziehung der Töchter zu Beruf und Ehe (die statistischen Grundlagen — die voraussichtliche Entwicklung — die Eigenart der Frau — schlagwörtliche Argumente — die Richtung, in der man neue Frauenberufe suchen soll — wie ist zur Ehe und Mutterschaft und gleichzeitig zu einem Beruf zu erziehen?)."

e) Verteilung von Erziehungsmerkblättern, und zwar solche, die die Erziehung des vorschulpflichtigen Kindes behandeln (durch die Standesämter an die jungen Eltern bei Geburtsanmeldungen zu verteilen) und solche, die die Erziehung des Schulkindes zum Gegenstand haben (durch die Elementarlehrer beim Schuleintritt auszuhändigen). Die Bearbeitung und Verbreitung solcher Erziehungsmerkblätter erfolgt gemeinsam durch die Gesellschaft und das „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht".

f) Herausgabe der „Deutschen Elternbücherei", schlichte, bei Teubner erscheinende Heftchen, deren Programm nicht weniger als 111 der verschiedenartigsten Themen aufführt und wohl alle Fragen der häuslichen Erziehung von der Geburt bis zum „Pensionsjahr" und der Reifeprüfung erschöpft.

g) Herausgabe der schon eingangs genannten Zeitschrift „Eltern und Kind", deren Inhalt sich in drei Gruppen gliedert: Abhandlungen — Erziehungserfahrungen — Nachdenkliches aus pädagogischen Schriften.

2. Das Elternseminar zu Greifswald, begründet 1912 von Dr. Erwin Banf; monatliche Vorträge. Alles Nähere in der Zeitschrift „Eltern-Seminar", herausgegeben vom Komitee zur Förderung des Elternseminars zu Greifswald, Expedition Berlin W 50, Marburgerstr. 9a, oder durch Dr. Banf, Pädagogisches Institut, Greifswald, Knopfstr. 17.

3. Die deutsche Erziehungshilfe Godesberg, westdeutsche Abteilung der deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung, Godesberg a. Rhein, Hindenburgstraße 5. Leiter: Edmund Schoppen, Privatgeistlicher. Die Arbeitsmittel schließen sich nur teilweise an das Vorbild der Leipziger Hauptgesellschaft an. Es werden angeführt: volkstümliche einzelne Elternabende; zusammenhängende Erziehungswochen (durch die veranstaltenden Zivil- oder Kirchengemeinden zu finanzieren); Vortragsreihen für gebildete Elternkreise und Berufserzieher; Elternberatungsstellen; seelisch körperliche Untersuchung des Entwicklungszustandes des Kindes unter Zusammenwirken von Arzt und Erzieher; Aufnahme von Kindern zur Übernahme der Gesamterziehung; Erziehung von Kindern nach der Erziehungsart der D. E. G., ohne daß sie ihrer Familie entzogen werden. Ein Urteil ist allein nach dem vorliegenden Programm schwer möglich, doch seien die Bedenken über ein „Punktverfahren als wesentliches Zuchtmittel" und andere Grundsätze nicht verschwiegen. („Jede

Leistung wird mit Punkten bewertet. Eine Punkttafel gibt täglich die Veränderungen im Wettkampf an" usw.)

4. Die Elternvereinigung München, gegründet 1907, suchte zunächst Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens zu gewinnen, pflegt aber daneben auch die Fragen der häuslichen Erziehung. Ihr Organ ist „Der Arzt als Erzieher", Verlag von Otto Gmelin, München, der 1917 ein Sonderheft zum 10jährigen Bestehen der Elternvereinigung herausgab.

5. Der Bund für Jugenderziehung, Wien, XVIII, Pötzleinsdorferstraße 88, besitzt eine Bibliothek, die eigene Zeitschrift „Die Frau und Mutter", und veranstaltet Kurse, z. B. über „Vorurteile und Erkenntnisse aus der Kinderstube", „Menschenkenntnis und Erziehungskunst" u. a. Neuerdings fordert der Bund zur Schaffung einer großzügigen Elternvereinigung Wiens auf, die die Stimme der Eltern gegenüber den Schulbehörden und Schülerräten Geltung verschaffen soll.

6. Neuerdings plant der ausgezeichnete Leiter der Hamburger Fichte-Hochschule, P. Emil Engelhardt (Hamburg 22, Beim alten Schützenhof 21) die Gründung von Heimschulen, worin die Mädchen besser als in den jetzigen Pensionaten auf ihren künftigen Frauen- und Mutterberuf vorgebildet werden sollen. Näheres in seiner Schrift „Wohin schicken wir unsere Tochter? Eine Zukunftsfrage deutscher Frauenkultur an denkende Eltern und Töchter", Verlag von F. W. Vogel, Hamburg 33.

Im allgemeinen sei endlich verwiesen auf die klare und knappe Darstellung von A. W. Dix, Brauchen wir Elternschulen? Ein Vorschlag zur Besserung deutscher Jugenderziehung und Förderung deutschen Wesens. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1918.

Dr. A. B.

Ein „Handbuch der deutschen gemeinnützigen Verbände und Vereinigungen"

gibt demnächst der Deutsche Heimatbund heraus. Wie sehr dieses neue Handbuch einem Bedürfnis entspricht, wird jeder ermessen können, der in der gemeinnützigen Arbeit steht, selbst der, der nur gelegentlich in Berührung kommt, es sei nur an unsere Behörden erinnert. Zwar hat der Deutsche Heimatbund, als dessen Hauptaufgabe die kulturelle Sammeltätigkeit und deren unmittelbare Rückleitung im Dienste deutschen Volkstums zu bezeichnen ist, auf diesem Gebiete bereits wertvolles Adressenmaterial, doch bittet er auch auf diesem Wege alle Verbände, die es angeht, und die direkt noch nicht zur Teilnahme aufgefordert wurden, sich mit ihm umgehend in Verbindung zu setzen. Geschäftsstelle: Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 5.—, durch die Postanstalten M 5.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 5.45, Ausland M 5.75. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 20 Pf.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat
Monatsſchrift für die Zukunft deutſcher Kultur

11. Jahrgang Heft 6 September 1919

Hans Hartmann / Geiſt!

Vom Geiſte aus die Welt bilden! Erſt einmal wiſſen und ſpüren, ob es Geiſt gibt, und was er ſein könnte! Geiſt und Verſtand, Erkenntnis reinlich ſcheiden und dann ſich hineinlegen in den Strom ſeiner Fülle, hingeriſſen werden von einer organiſchen Welt hinter den Dingen der Natur und des Kauſalgeſetzes, von ihrem ganz neuen, hereinbrechenden Anblick! Das iſt Aufgabe einer Zukunft, einer Gegenwart, die unentrinnbar ſtündlich Zukunft wird. . . .

Aber was können wir vom Geiſt erkennen — oder erleben? Muß es bei der träumenden Einfühlung bleiben, bei der ſtets heißer geſuchten Gewißheit, daß es überhaupt Geiſt geben möge, bei der unverſtandenen, halbbewußten, zerrinnenden Schau eines weſenloſen Geiſtes?

Merkwürdig, daß die, die am meiſten von Geiſt ſprachen, am wenigſten davon zu haben ſchienen. Von jenen uralten Denkformen an, die wie die altperſiſche „Geiſt“ in guten und böſen Geiſt differenzierten und zu eigenen feſten Weſen hypoſtaſierten, geriet man auf Abwege. Die Theologen, die in einer Linie von Paulus an die Begriffsbildung beherrſchten, waren wie feſtgenagelt an die Perſpektive: hier göttlicher, heiliger, abſoluter Geiſt, dort menſchlicher, böſer, verkehrter, relativer Geiſt. Naiv noch mutet es an, wenn im Hebräerevangelium, einer der zahlreichen, nicht wie die vier in die Bibel aufgenommenen Berichterſtattungen von Chriſtus, letzterer ſpricht: „Soeben ergriff mich meine Mutter (!), der heilige Geiſt an einem meiner Haare und trug mich fort auf den hohen Berg Thabor.“ Aber bösartig, undurchdringlich, grauſam und doch unfruchtbar wird die Konſequenz eines Auguſtin oder Calvin, die ſchädigend, hohnlachend, richtend auf all das herabſehen, was aus Menſchen an Geiſt ſich ins Licht hinaufringen will, und es mit der dogmatiſchen Formel: gottlos, alſo geiſtlos, vernichten, um ihren Geiſt

an die Stelle zu ſetzen, den ſie, buchſtabengläubig, mit göttlichem Geiſt verwechſeln.

Das Grauſamſte an dieſer harten und Millionen bändigenden Feſſel von Geiſtperſpektive iſt dies, daß der, der frei werden und denken will, die größte Mühe hat, durch dieſen Urwald zurückzufinden, einmal wieder die Wogen des Geſamtgeiſtes, ungetrennt nach Schemata, über ſich zuſammenſchlagen zu fühlen, und Begriff und Geiſt, wie es im Grunde, im Weltgrunde wohl ſo ſein muß, als Gegenſätze zu empfinden. Bei dieſer Befreiungsarbeit fallen die Wächter der vergangenen Geiſtperſpektive immer wieder aus dem Hinterhalt über die Pioniere her. Ob nun der Theologe Schleiermacher es wagt zu ſagen, daß ſich Geiſt im allgemeinen und Gottesgeiſt nicht trennen laſſen, vielmehr einen gemeinſamen Gegner: Sinnlichkeit (im weiteſten Sinne) haben; oder ob der philoſophiſche Idealismus die Souveränität des einen Geiſtes über die geſamte Welt behauptet im Sinne des Schillerſchen: es iſt der Geiſt, der ſich den Körper ſchafft — immer wird ihnen eine falſche Grundhaltung, eine ungenügende Perſpektive gegenüber dem Problem des Geiſtes vorgeworfen. Und die Gefahr, Geiſt mit Leben zu verwechſeln, mit dem Daſein, ſo wie es iſt, unkorrigierbar, ſelbſtſüchtig, wogend, überhaupt, ſei, ſo ſagt man, dadurch unvermeidlich.

Iſt dem ſo? Wir prüfen. Und wir formen unſere Gedanken in folgende Geſtalten: Die Unmöglichkeit eines philoſophiſchen Geiſtbegriffes. Die möglichen Geiſterlebniſſe. Geiſt als Glaube und Gegenwart.

Wir wiederholen nicht das tauſendmal Geſagte. Wir ziehen lieber ein Fazit. Nennt man die Summe aller geiſtigen Erſcheinungen, aller Gefühle, die einmal eine Menſchenſeele durchglühten, aller Ziele, die begeiſterten, aller Symphonien, Bücher und ſo fort ins Unendliche: Geiſt, ſo gibt das doch noch keinen Geiſtbegriff, von dem aus man die Welt konſtruieren, ſozuſagen archimediſch aus den Angeln heben könnte. Denn ein mathematik-ähnlicher Unendlichkeitsbegriff läßt ſich hier nicht anwenden, um in noch ſo feinſten Operationen ein Wirkliches zu faſſen. Was da herauskommt, iſt Summierung, eine Alpenkette mit Gipfeln, ein Meer, aus dem Schären und Riffe ſich geſtalten, aber nicht Leitgedanken, Weltſinne, die ſchließlich in einem höchſten Begriff münden. Und dies alles, ganz abgeſehen von den Schwierigkeiten, die eine reinliche Scheidung dieſes geiſtigen Kosmos von dem Kosmos der Natur und Kauſalität bereitet. Denn das Richtige an der Perſpektive des hiſtoriſchen Materialismus würde unanwendbar werden, und jenes eigentümliche Fluktuieren zwiſchen Vererbung und Genie, alſo Natur und Geiſt — man ahne Beethoven! — müßte auseinandergepreßt werden in eine Welt des Geiſtes und eine andere, entgegengeſetzte. Meint man aber, es genüge, einen vorausgeſetzten Geiſt als Begriff feſtzuſtellen und dann von der Möglich-

keit ſeiner Verbindung mit anderem Kosmos zu ſprechen, ſie zu „unterſuchen", ſo überſieht man den Rückfall in die Scholaſtik, den man da begeht, mit der man zwar alles machen kann, mit der aber auch alles leer — erlebnisunfähig — wird.

Es bleibt dann nur etwas, was man zur Not als Richtungsbegriff bezeichnen könnte. Ausgehend vom Geſamterlebnis ſcheiden ſich die Elemente, und wir gewinnen zwei oder mehrere Ausblicke, in den unendlichen Kosmos des Geiſtes und den der Natur, oder außer dieſen — wenn man ſehr tiefgründig ſein möchte, noch einen in das Urphänomen des Lebens überhaupt. Solche Richtungsbegriffe ſind aber kaum mehr als Tautologien, man kann mit ihnen nicht fruchtbar forſchen oder neue Reiche des Seins erobern; ſie ſind weniger wert als Leitbegriffe wie Gerechtigkeit oder Erkenntnis, ſie deuten nur an, aber ſie führen nicht. Auch haben ſolche Richtungsbegriffe nur dann Bedeutung, wenn ſie ſich zu Zielen, zu Verwirklichungen ſtrecken können. Eine gerechtere Menſchheit iſt denkbar und erſtrebbar, aber eine geiſtigere Menſchheit würde — nach dem bisher angenommenen Aſpekt von Geiſt — nur eine Fläche ſein, auf der ſich eine Unmaſſe von geiſtigen Gütern und Erſcheinungen aufhäufte. Das, was wir notwendig mit dem Geiſt verbunden fühlen, die Intenſivierung auf das Perſönliche, das Geiſterlebnis, fehlte, und damit das Entſcheidende.

Ehe wir aber dieſer Linie des Geiſterlebniſſes nachgehen, begegnet uns zunächſt noch eine Möglichkeit. Könnte Geiſt nicht ein Konzentrationsbegriff ſein? Ich gehe dabei aus von dem Begriff der Perſon oder der Seele, wie man ihn vielfach verſucht hat. Man ordnet alle Elemente des Seeliſchen in ein Organiſches zuſammen, das freilich auch als Ganzes, als Weſen, wächſt und ſich wandelt und abnimmt. Aber man hat doch — um hier einmal den oft ſchiefen Vergleich vom Sonnenſyſtem zu nehmen — beſtimmte Tendenzen, Pole, Bahnen, Leuchtmöglichkeiten und gegenſeitige Verhältniſſe dieſer Seelenelemente (mit letzterem ſind gemeint Anziehungen, Gruppenbildungen, Reaktionen überhaupt), man hat beſtimmte Dauern, Perioden, Erſtarrungen ſeeliſcher Erlebniſſe; und dieſe machen immerhin einen fruchtbaren Konzentrationsbegriff „Seele" möglich, in dem freilich der Mittelpunkt, das Feſte, was man in der Hand halten möchte, nicht da iſt, der aber doch beſſer iſt (für die Erkenntnis) als ein ins Unendliche ſchweifender Richtungsbegriff.

Aber läßt ſich derartiges auf den Geiſt anwenden? Wir ſehen natürlich gänzlich ab von dogmatiſchen (auch theoſophiſchen?) fertigen Geiſtbegriffen, die mit Willkür umſchreiben, „begriffsbeſtimmen", und dazu noch den heiligen von dem profanen Geiſt ſcheiden können. Dann bliebe die Möglichkeit, hinter der geiſtigen Konſtellation das Geheimnis des konzentrativ geſuchten Geiſtes zu vermuten, den Aufbau, die Struk-

tur, den geahnten und erſchließbaren Mittelpunkt „des" Geiſtes. Aber welche geiſtige Konſtellation kann gemeint ſein? Führt nicht hier nur notwendige Skepſis tiefer? Denken wir an die geiſtige Konſtellation eines einzelnen Menſchen, und ſei es Plato, Goethe, Nietzſche — ſo ſpüren wir ſofort: wir haben hier einen Geiſt von uns, aber nicht den geſuchten Geiſt, denn das alles ſind doch ſich ſchneidende Kreiſe, oder, um im Bilde zu bleiben, teilweiſe zuſammenfallende Sonnenſyſteme, ſowohl was die geiſtigen Inhalte, die Gedanken, Vorſtellungen, Konzeptionen — die Pigmente — als was die Formen der Anſchauungen, das Weſen der geiſtigen Einfühlung, jene eigentümliche, einmalige Art des geiſtigen inneren Aufbaues — alſo die Schwingungen — betrifft.

So käme der Geiſt von Gruppen, oder ſagen wir gleich, da hier notwendig dieſelbe Einſeitigkeit entſteht, von Völkern in Betracht. Die Konſtellation des deutſchen, des engliſchen, des mongoliſchen Geiſtes! Aber läßt ſich dieſe wirklich feſtſtellen? Das heißt, läßt ſich mehr feſtſtellen als die wenigen plaſtiſcheren Gebilde, die ſich wie ſcheinbar ſtillеſtehende und doch verfließende Wolken vom Abendhimmel, ſo von einer Volksſeele abheben, wie die kosmopolitiſche Syntheſenfähigkeit des deutſchen Geiſtes oder die vereinfachende, vergröbernde Schauweiſe des engliſchen, die im einzelnen Moment verfließende Art des japaniſchen Geiſtes? Man braucht die Dinge nur einmal in dieſer Weiſe plaſtiſch zu ſehen, um zu wiſſen, daß ſich aus dem unendlich tief verborgenen, unbegreiflichen, unbegrifflichen Weſen der Kulturen nicht mehr herausheben läßt als einzelne nach Geſtalt ringende Kräfte, als weniges nach dem Typiſchen Strebende, das doch ſtets wieder neu aus dem unfaßlichen Urgrunde geſpeiſt wird.

Dasſelbe kann man nun angeſichts der Geſamtmenſchheit wiederholen; aber hier liegt noch weniger abgeſchloſſenes „Material" vor uns, wie man es immerhin bei den verfloſſenen und den verſchiedenen gegenwärtigen Kulturen vorfindet, zu welch letzteren die ruſſiſche und die zukünftig-mongoliſche nicht zu rechnen iſt. (Darum kann auch jetzt noch keiner ſagen, was Ruſſentum iſt.) Über den „Menſchheitsgeiſt" hinausgehen, das führt in die Aſtrologie, und ſo haben wir gefunden, daß auf dem Wege verſtandesmäßiger Forſchung das Weſen des Geiſtes nicht erkannt werden kann. Es tritt ganz deutlich der tiefgehende Unterſchied zwiſchen Seele und Geiſt hervor. Bei der Seele iſt jener in der Konſtellation ſich erſchöpfende Konzentrationsbegriff für den Einzelnen und wohl auch für das Volk eine mögliche Aufgabe. Geiſt dagegen empfindet man als etwas Allgemeines, dem man ſich hingeben kann, das einen oder alle treibt, während die Seele morphologiſch etwas Feſtes, Abgegrenztes, wenn auch Wachſendes und Werdendes iſt. So ſind Seele und Geiſt keineswegs, wie es die naive, freilich ſchon von den großen deutſchen Idealiſten im Grunde überwundene

Psychologie will, zwei gleichartige und vergleichbare „Reiche", sondern ganz verschieden, insofern bei der Seele eine philosophische Begriffsbestimmung möglich ist, beim Geiste nicht.

So bleibt uns nur der Weg des Geisterlebnisses übrig. Das Motto ist das Wort aus dem Johannesevangelium: Der Geist weht, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. Wir sind eine Harfe, auf der „Geist", aus Unendlichkeiten sich sammelnd und in anderen Unendlichkeiten verschwebend, schicksalshaft zu spielen beginnt, manchmal voll und heiß, manchmal zagend und weh. Unbegrifflich, jenseits aller Antinomien unseres erkennenden und vernehmenden Verstandes will sich Geist in uns gestalten und kommt doch nie damit zu Rande, weil die eine oder andere Saite plötzlich reißt und dem Akkord ein Ton fehlt — bis schließlich wohl alle zerspringen und der ganze Akkord abbricht.

Wie symbolisiert sich in uns aber das Geisterlebnis? Es ist das zugleich eine Frage der Religionspsychologie und des tiefgreifenden, antinomienhaften Denkens, das wirklich auf das Eigentliche, nicht durch Begriffe Vergewaltigte oder Zerstörte in uns zurückgreift.

Wir erinnern uns einer alten vielsagenden Vorstellung. Geist als Feuer, ganz gleich in welcher speziellen Gestalt: das muß aus einem Urerlebnis der Menschen stammen. Und zwar Geist nicht als verzehrendes, sondern als läuterndes und erleuchtendes Feuer. Was ist uns davon noch erlebbar, uns, die wir Kinder eines späten, gefühls- und intuitionsarmen Zeitalters sind? Doch wohl dies, daß ein unbezwingliches Gefühl der Verantwortung vor uns selbst uns bewegt, ja oft hart anfaßt, packt. Wo Sehnsucht nach Läuterung irgendwelche tatsächliche Erfüllung findet, wie wenn eine stille Wolke in eine Windregion gerät und da zu mächtiger Entwicklung fortgetrieben wird, da spüren wir Geist. Unsere synthetische Geschichtsbetrachtung sagt uns, daß im Grunde alle Erlebenden eines Pfingsten und seiner feurigen Zungen auch nichts anderes hatten — nur anders eingekleidet — als wir mit unserem Geisterlebnis der Verantwortung und Läuterung.

Zwei Fragen dürften sich bei diesem Erlebnis, das an sich nicht weiter analysierbar ist, ohne in ratloses Psychologisieren zu verfallen, erheben. Wird der Geist hier als etwas anderes als wir, als etwas an sich Vorhandenes erlebt (wie die „Windregion") oder läßt sich darüber nichts sagen? Wenn wir von der schöpferischen Synthese des betrachtenden Denkens ausgehen (und diese Ader des Kantischen Denkbergwerks hat sich als ergibig erwiesen), so bleibt allerdings nur die richtungsmäßig-genetische Analysis, und alles Ontologische und Dogmatische wird unmöglich; denn sonst sind wir wieder im Schema: hier ist Gott

(was ist das?), da ist der Mensch (was ist das?) und Gott erlöst den Menschen. Dann aber wird wieder mit Voraussetzungen und erlebnisfremden Begriffen gearbeitet. Es bleibt also — nicht der Richtungsbegriff (denn den erkannten wir für den Geist als unfruchtbar und „was fruchtbar ist, allein ist wahr"), sondern die Analysis in dem Sinne: aus dem Erlebnis heraus wird uns diese Kraft der Bewegung zur Verantwortung stets neu etwas „anderes", eine „Windregion", die uns ergreift. Sobald wir aber versuchen, dieses andere zu fassen und klar- und feststellen zu wollen, erstarrt es und stirbt es ab. Nur wenn es eben frisch gespeist ist aus der Quelle des Verantwortungserlebnisses, wenn es wie Antäus aus der Erdhaftigkeit der Berührung mit dem Menschen Wesen und Kraft gewinnt, dann wird es, dann ist es. Damit sind wir endgültig aus aller Dogmatik der festen Begriffe und Verhältnisse heraus — und es ist diese Erkenntnis nur eine reife Frucht der Zeit, wie sie in ähnlicher Gestalt und Abstammung von vielen Bäumen des heutigen Denkens gepflückt wird.

Aber noch eine zweite Frage möchte uns stören. Es ist das musikalische Erlebnis — wie es in den besten Büchern der Zeit seit Schopenhauer als das grundlegende Erlebnis des abendländischen und zumal des deutschen Menschen erfaßt ist (Nietzsche; Chamberlain; Bloch: Geist der Utopie; Spengler: Untergang des Abendlandes). Läßt sich das Ungeheure an Weltdeutung, Läuterung, Reifwerden der Seele, was in Bach, Brahms oder vor allem in einem der letzten Beethoven-Werke (ich sage absichtlich nicht nur modemäßig: Quartette, trotzdem diese den Gipfel der Musik überhaupt bezeichnen) uns Erlebnis wird, noch als „Geist" bezeichnen, oder wird dies nicht vielmehr hier ganz leer? Ich antworte auf die letzte Frage kühn und sicher mit Nein. Wenn auch, was Geist ist, nicht begrifflich festgestellt werden kann, so heben sich doch gewisse Kennzeichen heraus, die ihn andeuten, Kennzeichen nicht als fertige Gebilde, sondern als Werdendes, Ringendes nach Gestaltung, nach Tiefe, nach Welt-Erschöpfung und Schöpfung. Und das spürt „der" deutsche Mensch — wagen wir einmal diese Abstraktion! — in der Musik am vollendetsten. Warum nicht in der bildenden Kunst (es sei denn, daß man sie so deutete wie Simmels „Rembrandt"), darauf einzugehen, wäre sehr verlockend, würde aber hier zu weit führen. So ist Musik Geist im ausgeprägtesten Sinne, und es trifft sich das aus innerer Notwendigkeit mit der Erscheinung unserer Kulturwende, daß alle wirklich Geistigen mit der Schulphilosophie und Schuldogmatik jeder Art nichts mehr anzufangen wissen. Diese hat nichts in die Zukunft Weisendes, Verwirklichendes wie die Musik; ohne dies erhält aber jede Potenz des sogenannten geistigen Lebens für uns Heutige einen schalen Beigeschmack.

Diese letzten Bemerkungen führen uns nun in die zweite Gruppe von Geisterlebnissen. Der Faden, der uns mit einer werdenden Zukunft verbindet — wobei wir selbst diesen Faden spinnen und zugleich von ihm gezogen werden — wird für uns zur Tat. Was ist Tat? Ein Geheimnis, und zwar eines der allerdunkelsten und schlimmsten. Aus Zweifeln, Möglichkeiten, wechselnden Perspektiven, aus dem Gefühl, von Dingen und Menschen zurückgestoßen zu sein und doch dann wieder unbezwinglich zu ihnen hingezogen zu werden, besonders zum „Gegner", der ein tiefes, bisher nur scheu und oberflächlich behandeltes Problem birgt* — aus all dem ringt sich etwas, uns unbewußt und doch wieder als unsere eigenste Entscheidung, heraus, und auf einmal steht die Tat da, riesengroß, als Schritt zur Höhe, als etwas, das nicht fehlen durfte, weil es schicksalshaft aus dem Dunkel ins Licht springt. Tat aber nur, wenn sie trotz furchtbarster Enttäuschungen das wirkliche Leben ergreift (und daß die meisten „Taten" das nicht tun, ist das tiefste Leid unserer Zeit), oder wenn sie, als Gedanke und geistige Zeugung, wenigstens die Möglichkeit hat, dies wirkliche Leben der Menschen zu ergreifen und dadurch erst selbst reife Frucht zu werden. So erleben wir die Tat als Geist.

Ich darf einmal ganz persönlich werden. Nach vielem Suchen und Ringen, das freilich unbewußt — deutlich doch stets eine Leitkraft in sich trug, nämlich die Idee: wie begegnet das Volk, die „Masse" dem „Geist"? — stehe ich nun Woche für Woche, fast Tag für Tag vor großen Menschenmassen, vor allem Arbeitern, und soll zu ihnen sprechen vom Geist, von Religion, von der Idee des Sozialismus, von Kulturgütern. Neulich zählten einige gegen 3000 Zuhörer in einer Versammlung, und als ich über ein kulturelles Thema gesprochen hatte, wurde nach längerer Diskussion gegen die eine Stimme eines tapferen orthodoxen Pfarrers folgende Entschließung angenommen (notabene von Leuten, die sich nichts aufschwätzen lassen, zumal ich nicht Parteigenosse war, sondern „nur" konsequenter Sozialist): „Eine von der U. S. P. D. einberufene Versammlung in Wiesdorf-Leverkusen (Farbwerke Bayer) nimmt zu der Frage ‚Staat, Kirche und Schule im neuen Deutschland' folgende Entschließung an: Ebenso wie der Staat eine Revolution erlebt hat, die aber ihre Ziele noch auf keinem Gebiete völlig erreichte, müssen auch die Kirche und die Schule einer vollkommenen Neugestaltung unterzogen, also revolutioniert werden, wenn sie dem Volke wirklich dienen und es nicht beherrschen sollen. Auf Grund einer reineren und geläuterten Anschauung vom Wesen der Verkündigung Christi, die in ihren Idealen des Glaubens und der Liebe aufs engste verwandt ist mit dem Sozialismus, muß die Kirche ganz neue Formen annehmen,

* Ich darf hinweisen auf meinen Aufsatz in der „Christlichen Welt" 1919: „Die neue Gesinnung".

in denen sie die geistigen und seelischen Bedürfnisse des gesamten arbeitenden und nicht vom Mammon gefesselten Volkes wirklich befriedigen kann. Ebenso muß die Schule freie Menschen heranbilden, indem sie großen Wert auf Gesinnungsunterricht legt." Sind das auch nur Anfänge des Volkserwachens zur Bildung, so ist doch kein Zweifel: hier wird Geist Tat, und Tat wird Geist. Es ist das Geisterlebnis in der Zukunft kündenden Form, der der Tat.

Aber noch eine dritte Möglichkeit taucht hiermit aus dem Dunkel des uns unfaßbaren, unverständlichen Gesamtgeistes auf. Geist strebt nach Gemeinschaft. Er erreicht sie nicht immer. Aber wo er sanftes Säuseln oder sicheres, sattes Behagen der einzelnen, sogenannten Seele bleibt, da empfinden wir nur seine Schwäche. Erst wo er weiter um sich greifen und fressen will, spüren wir, daß er Feuer ist, echter Geist. Mag man ihn als Gemeinsamkeit fassen oder ganz heilig und innerlich, als Liebe — ganz gleich: schöpferisch ist er nur da, wo er zündet. Und darum muß sich, emporwachsend aus Verantwortung, das Taterlebnis mit dem Gemeinschaftserlebnis des Geistes vermählen, um erst wirklich Tat zu sein, und nicht nur unfruchtbarer Winkel-Versuch.

Nun fassen wir zusammen — der dritte Teil unseres Aufbaues wird kurz und knapp, weil der bis hierher folgende Leser von selbst weiß, was kommen muß. Die Formen, Expressionen, Verwirklichungen, Betonungen, „Wahrheiten", Symbole des Geistes wechseln und wandeln sich im Lauf der Zeiten und Kulturen. Das eine Jahrhundert braucht eine andere Art Geist als das andere — wobei wir, es ist eigentlich unnötig zu sagen, mit Schleiermacher die Trennung von Gottes- und Profangeist aufheben, da sie nur eine Denk- und Seelenbelastung ist. Es ist wie in der Menschheitsgeschichte überhaupt: bald braucht sie einen Glaubensmenschen wie Jesus, bald eine Gruppe von Neugeistigen wie die Renaissance, bald einen Gesamtbetrachter, der keinem Dogma zum Opfer fällt, wie Goethe. So braucht sie — ich habe nur die uns zugänglichsten Geisterlebnisse genannt — bald den Geist betont als inneres Schicksal oder Verantwortung, bald als Aufbruch aus Fesseln und tötenden Gefilden, also als Tat, bald als Menschheitsfeuer der Liebe.

Wie braucht sie ihn heute? Wobei wir Wirklichkeitsmenschen bleiben wollen und nur dann mit einer bestimmten Antwort herausrücken, wenn wir auch die Dispositionen dazu im gegenwärtigen Menschheitsbewußtsein wirklich vorfinden. Empfänglich, das spürten wir, sind wir heute für die genannten Möglichkeiten, Geist zu erleben, alle; ja, mehr als das, wir halten sie für innerlichst notwendig. Aber es kommt uns auf die Synthese an, oder vielleicht gar auf eine Leit-

Kraft, die auch diese Geisterlebnisse noch in eine bestimmte Konstellation, in einen eigenartigen Kosmos ordnet.

Diese Leitkraft ist heute aus Schicksals Gnaden (oder Ungnaden?) — um die bekannte, tiefsinnige Altenberg-Formel zu verwenden — der Glaube. Das Einteilungsschema für den Gegenwartsmenschen, ganz gleich, ob religiös im engeren Sinne, ist: Glaubende und Unglaubende. Alles Lebenswichtige verteilt sich danach (wobei nicht vergessen sei, daß in jedem von uns sich der Kampf abspielt, daß aber doch schließlich jeder eine Gesamtrichtung einschlagen muß): Heller Blick — Haften am Alten und den verrosteten Maßstäben. Oder: Scharfes Anfassen der Wirklichkeit — Sich treiben lassen von der Welt, wie sie nun einmal ist. Oder: Begreifen, Ergreifen schicksalshafter Notwendigkeiten wie des Sozialismus und des Geistes internationaler Verständigung — auf der anderen Seite: „Es bleibt doch alles so, wie es ist: der Mensch, die Wirtschaft, der Krieg, der Imperialismus." Oder: Beslegen der Enttäuschung, Kampf des Glaubens — andererseits: Zusammenbrechen unter der Enttäuschung. Oder: Ständiges Selbstgericht der Gedanken, intellektuelle Redlichkeit unter heiliger, innerer Verantwortung — auf der anderen Seite: Gedankensumpf, Unglaube an den klaren Geist. Oder: Tat — Untat. Oder: Liebe — Liebeleere.

So ist die Gesamtperspektive für unsere Zeit: Geist als Glaube. So allein wird Masse Mensch, Ringen Geist, Dumpfheit Sehnsucht nach mehr Geist, Gegenwart Zukunft. So allein wird Philosophie aus Öde und unfruchtbarem, weil schaffensschwachem Psychologismus Liebe zum Geist. So allein reift die uns allen zu tiefst eingeborene Sehnsucht, alles zu haben, zu erkennen, zu überschauen (wie sie Religion und Philosophie bisher nicht erfüllen konnten) zu einer zwar undogmatischen, anti-ontologischen, aber darum gerade wesenhaften, meergleichen, eben Geist deutenden Vollendung. So allein wird die Menschheitsreligion, für deren Verwirklichung sich in Bern aber ein Bund gegründet hat, aus Phrase zu Erlebnis, aus Zweifel und Mißglaube zu Glaube, aus Trennung zu Einheit, aus Konventikel zu Größe, aus Begriff zu Geist. „Leben" wollen wir. Und „Leben" (so sagt Carl Sternheim in „Die deutsche Revolution") bedeutet die Gewinnung des erst „Unmöglichen" durch Hinschwung des Geistes zu ihm und seine schließliche Eroberung durch ihn.

Else Hildebrandt
Ernst Abbe als Volkserzieher

In den letzten Jahrzehnten haben wir die einzelnen sozialpolitischen Gebiete praktisch und theoretisch bis in alle Einzelheiten hinein immer weiter ausgebaut. Davon zeugen unzählige Schriften, die in dieser Zeit erschienen sind, sowie die Tagungen, die wir zur Besprechung sozialpolitischer Fragen einberufen haben. Aber die steigende Behandlung von Problemen der Sozialpolitik scheint merkwürdigerweise eine unerfreuliche Begleiterscheinung zu erzeugen: Es mehren sich die Sachverständigen, die von außen her an die Bearbeitung der Fragen herantreten und sie zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung machen, die aber nicht inneres seelisches Bedürfnis zur Lösung des Problems drängt. Und es ist doch gerade die soziale Persönlichkeit, die durch ihr Dasein schlechthin von so unvergleichlicher Bedeutung für die Volkserziehung ist. Männer tun uns wieder not, deren Sein und Wirken uns als Symbol der sozial denkenden und handelnden Menschen gelten darf — ein Mann wie Ernst Abbe.

Abbe war ein Mann der sozialen Tat und der sozialen Gesinnung. Die Carl-Zeiß-Stiftung, die er gegründet, und die Satzungen, durch die er den kapitalistischen Betrieb der Zeißwerke umwandelte, sind ein ewiges Denkmal — auch wenn die Formen einst überholt sein werden — seiner sozialen Persönlichkeit.

Durch das Statut wollte er die Arbeit befreien von dem Kapital, das an ihr „unbeteiligt" ist, und so übermittelte er sein ganzes Vermögen der Stiftung, die er zur juristischen Person erhob, und die er dem weimarischen Kultusministerium unterstellte. Er selbst war von nun an nur einer der Leiter der Zeißwerke und behielt sich ein Gehalt zurück, das ihm nach seiner Ansicht für seine Leistung zukam. Die Stiftung bezweckt einerseits die Schaffung eines Angestellten- und Arbeiterrechts der Firma Zeiß und zweitens die Unterstützung der Stadt Jena und der Wissenschaft durch die Jenaer Universität. Durch das Arbeiterrecht hoffte er die sozialen Schäden, die die privatwirtschaftliche Entwicklung der Industrie zu begleiten pflegen, von den Jenaer Unternehmungen abzuwenden. Die Einzelheiten der Fürsorge betreffen die Lohn-, Gehalts- und Pensionsbestimmungen, die Fürsorge für Hinterbliebene und Invalide, die geistige Förderung der Angestellten und die Einführung des Achtstundentages.

Mustergültig waren die wissenschaftlichen Untersuchungen, die Abbe vor Einführung der achtstündigen Arbeitszeit anstellte. Er brachte durch

ſie zum erſten Male ziffernmäßige Belege (auf Grund der Lohnſtatiſtik und auf Grund der Vergleichung des Nutzeffekts der Maſchinen in den letzten vier Wochen vor Einführung und in den erſten vier Wochen nach Einführung des Achtſtundentages) für die Erſcheinung, daß bei der Verkürzung der Arbeitszeit bis zu einem gewiſſen Grade (hier von neun auf acht Stunden) die Arbeitsleiſtung nicht vermindert, ſondern ſogar unter Umſtänden, wie bei den Unterſuchungen in den Zeißwerken, um einen kleinen Betrag erhöht wird. Die Beobachtungen ergaben aber auch fernerhin mit Sicherheit, daß die Verkürzung der Arbeitszeit nicht einen erhöhten Kräfteverbrauch der Arbeiter bedeutet. Er ging dabei von dem Gedanken aus, daß zur Erhaltung einer gleichmäßigen Leiſtungsfähigkeit der Arbeiter Ermüdung und Kräfteverbrauch durchſchnittlich durch den Kräfteerſatz täglich ausgeglichen werden müſſen. Die Ermüdung wird beſtimmt einmal durch die Menge des Arbeitserzeugniſſes, das täglich hergeſtellt wird, ganz unabhängig von der dazu notwendigen Arbeitszeit, zweitens von der Geſchwindigkeit, mit der gearbeitet wird, und drittens von einem Kräfteverbrauch, den Abbe analog dem Vorgang bei Maſchinen „Kraftverbrauch für Leergang“ nennt. Er faßt ſeine Beobachtungen folgendermaßen zuſammen: „Verkürzung der Arbeitszeit muß ſo lange noch Erhöhung der Tagesleiſtung zur Folge haben, als der Gewinn für den täglichen Kräfteerſatz aus der verlängerten Ruhezeit und die Erſparnis für Kraftverbrauch durch den ‚Leergang‘ zuſammen noch größer ſind als der Kraftverbrauch für Beſchleunigung des Arbeitstempos.“

Abbes Lebenserfahrungen gaben wohl zum Teil ſeinen ſozialen Reformen das eigenartige Gepräge. Hat er doch die wirtſchaftlichen Vorgänge, wie er ſelbſt ſagt, immer von zwei Seiten anſehen müſſen: „Einerſeits unter dem Geſichtspunkt des Unternehmers und des Kapitaliſtenintereſſes, andererſeits aber auch vom Standpunkt des Intereſſes der Arbeiter und dann“ — ſo fährt er fort — „habe ich unabhängig von jeder Beeinfluſſung durch äußere Rückſichten aus beiden ein Fazit ziehen können unter dem Geſichtspunkt des öffentlichen Intereſſes und des Gemeinwohls.“ Manche Vorſtellungen aus der Kindheit werden noch im ſpäteren Mannesalter ihren Einfluß auf die Entſtehung des Gedankens der Befreiung der Arbeiterklaſſe ausgeübt haben. Wenn ſein Vater, der kleine Spinnmeiſter, nach 14—16ſtündiger Arbeit, die er ſtehend vollbrachte — er konnte ſich nicht einmal zur Verzehrung des Mittagseſſens ſetzen — nach Hauſe kam, da lernte der Knabe anſchaulich kennen, was für den Arbeiter und ſeine Familie eine überlange Arbeitszeit bedeutet*.

* Abbe ſelbſt erzählt darüber folgendes: „Mein Vater war Spinnmeiſter in Eiſenach; er hat bis Anfang der 30er Jahre jeden Tag, den Gott werden ließ, 14, 15, 16 Stunden bei der Arbeit ſtehen müſſen: 14 Stunden von morgens 5 bis abends 7, bei nor-

In der Realschule, die Abbe durch die Unterstützung des Arbeitgebers seines Vaters besuchte, fand er viele Kameraden, die nicht durch Begabung und Fleiß sich den Platz in der höheren Schule verdient hatten, während von seinen Mitschülern in der Bürgerschule es auch nicht dem Fleißigsten möglich war, zu einer höheren Ausbildung zu gelangen. Da wurde jedenfalls schon in der Kindheit der Grund gelegt zum späteren Lieblingsgedanken Abbes, zur Auslese der Tüchtigen aus niederen Volksschichten.

Abbes Werdegang selbst ist aber gleichzeitig ein Beitrag zur Begabungsforschung und zur Erkenntnis des Weges, den der Begabte zur Erreichung seines Zieles gehen kann. Wir finden einen Mann, der mit hartem Willen still seinen Weg geht und deshalb sogar ohne die Hilfe irgendeiner Organisation zur Förderung der Begabten die Persönlichkeiten, Korporationen und den Staat findet, fast möchte man sagen, ohne Suchen — allein durch den stillen Willen —, die ihn mit materieller Hilfe stützen. Und weiterhin drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß auf das letzthin Entscheidende für den Aufstieg der Einzelbegabung niemals durch noch so vollkommene Methoden der Begabungsforschung hingewiesen werden kann: die Hochbegabten gehen neue und ihnen eigene Wege, die Abbe in die schlichte kleine Zeißsche Werkstatt führten, wo er seine wissenschaftlichen Erfindungen und Methoden auf die Herstellung technischer Erzeugnisse anwendet, die der optischen Technik eine neue und ungeahnte Entwicklung und den Produkten der Zeißwerke ihren Weltruhm sichern sollten.

Auch für die Korrelation der Begabung gibt Abbes Werdegang anschauliches Material, das allerdings keine Beweise liefert für die einseitige Beanlagung Hochbegabter, die sich im allgemeinen schon in der Schule zeigen soll, und auf die heute die Psychologen als feststehende Erscheinung ihre Erörterungen aufbauen: Nicht nur in Mathematik und Naturwissenschaften leistete Abbe schon in der Schule Hervorragendes und Eigenartiges, sondern auch sein Können in den Sprachen ging weit über das durchschnittliche Maß hinaus.

Wir wollen hier nicht bis in alle Einzelheiten Abbe als Sozialreformer betrachten, wofür, wie besonders für seine bahnbrechende und eigenartige Bedeutung als Physiker seine unlängst erschienene Bio-

malem Geschäftsgang; 16 Stunden von morgens 4 bis abends 8 bei gutem Geschäftsgang — und zwar ohne jede Unterbrechung, selbst ohne Mittagspause. Ich selbst habe als Junge zwischen fünf und neun Jahren jeden Tag abwechselnd mit meiner um ein Jahr jüngeren Schwester, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht war und die Mutter den sehr weiten Weg dann lieber selber machte, meinem Vater das Mittagessen gebracht. Und ich bin dabei gestanden, wie mein Vater sein Mittagessen, an eine Maschine gelehnt oder auf eine Kiste gekauert, aus dem Henkeltopf mit aller Hast verzehrte, um mir dann den Topf geleert zurückzugeben und sofort wieder an seine Arbeit zu gehen. (Sozialpolitische Schriften. S. 24.)

graphie von Felix Auerbach* reiches Material bietet, ſondern wir wollen die Züge hervorheben, die uns Abbe als Volkserzieher ſchlechthin zeigen. Durch Auerbachs Lebensbeſchreibung erfährt das Leben und Wirken Abbes eine allſeitige Beleuchtung. Nur gewinnt die Darſtellung durch die ungeheure Fülle von Einzelheiten, die mit philologiſcher Gründlichkeit gebracht werden, allzuſehr die Form eines reichen Moſaikbildes. Die letzte künſtleriſche Kraft der Geſtaltung — allerdings eine ſeltene Begabung — die Abbes Perſönlichkeit in gewaltiger Einheit vor uns hätte erſtehen laſſen, fehlt dem Verfaſſer.

Trotz der Verdienſte Abbes auf ſozialwiſſenſchaftlichen Einzelgebieten ſcheint mir das wertvollſte ſeiner theoretiſchen und praktiſchen ſozialen Arbeit in der erzieheriſchen Kraft ſchlechthin zu liegen, die ſeinem Handeln innewohnte: Dieſer Freigeiſt, der dem offiziellen Chriſtentum, wie es ſich in den chriſtlichen Konfeſſionen offenbart, völlig abgewandt war, er fühlte ſich in wahrhaft chriſtlicher Geſinnung nur als Verwalter ſeiner irdiſchen Güter im Dienſte der Allgemeinheit. Am klarſten geht dieſe Geſinnung aus den „Motiven zum Erbvertrag" hervor, die wir deshalb im Wortlaut folgen laſſen: „Dieſe Erwägung geht aus von der Tatſache, daß der Beſitz, über den ich gegenwärtig verfüge, und der Erwerb, den ich auf Grund beſtehender Verträge in Zukunft erwarten kann, ganz weſentlich nur dadurch zuſtande gekommen ſind, daß es mir und meinen Genoſſen möglich war, die Tätigkeit vieler anderer Perſonen dauernd in unſern Dienſt zu ſtellen und den Ertrag ihrer Arbeit uns zunutze zu machen. Die gegenwärtige Rechtsordnung erklärt auch ſolchen Beſitz bedingungslos für freies Privateigentum des erfolgreichen Unternehmers. Nach meiner perſönlichen Überzeugung aber will er vor einer ſtrengen Sittlichkeitsidee als öffentliches Gut betrachtet und behandelt ſein, ſoweit er hinausgeht über das Maß eines angemeſſenen Lohnes für die perſönliche Tätigkeit. Dieſe Überzeugung, in welcher ich durch die eigene Lebenserfahrung als Unternehmer mehr und mehr beſtärkt worden bin, verpflichtet mich vor meinem Gewiſſen, die Mittel, welche die Gunſt der Umſtände in meine Hand gelegt hat, bei meinen Lebzeiten zu gemeinnütziger Verwendung zu bringen und rechtzeitig Vorkehrung zu treffen, daß auch nach meinem Tode gleiches geſchehe" (Auerbach, S. 328). Der Unternehmer iſt ihm „unbeſchadet des rein privaten Charakters des einzelnen hinſichtlich der Tätigkeit der Klaſſe eine öffentliche Funktion: Verwaltung der nationalen Arbeitskraft in der Wirtſchaftstätigkeit des Volkes" (Sozialpolitiſche Schriften, S. 47). Abbe war nicht Sozialdemokrat. Als 1880 in einer Denkſchrift der Gedanke einer Staatsanſtalt zur Her-

* Felix Auerbach, Ernſt Abbe. Sein Leben, ſein Wirken und ſeine Perſönlichkeit. Fünfter Band der Studien zur Biologie des Genies. Herausgegeben von Wilhelm Oſtwald. Leipzig 1918. Vgl. auch Ernſt Abbe, Sozialpolitiſche Schriften. Jena 1906.

stellung von Gläsern für wissenschaftliche Zwecke angeregt wurde, sprach er sich entschieden gegen diesen Vorschlag aus und trat für einen Privatbetrieb mit staatlicher Unterstützung ein. Der Sieg Abbes in dieser Sache hatte die Eröffnung der Schottschen Glaswerke in Jena zur Folge. Seine politischen Ideale glaubte er am besten in der damaligen freisinnigen Volkspartei vertreten, an die er sich auch darum anschloß.

Daß Abbe indessen von sozialistischen Schriften beeinflußt wurde, scheint außer Zweifel. Wir wissen allerdings durch Auerbach nur, daß er, angeregt durch seinen Freund Dohrn, 1866 Marx' Kapital studierte, wovon er damals als Sechsundzwanzigjähriger bis ins tiefste erregt wurde. Er scheint dann auch weiter in die sozialistische Literatur eingedrungen zu sein.

Für Abbe, der sich überall für die politische Freiheit und Mündigkeit des deutschen Volkes einsetzte, war es selbstverständlich, daß er auch für die Rechte der Sozialdemokratie, wo sie ihm begründet schienen, eintrat. So ließ er trotz heftigen Widerspruchs von verschiedenen Seiten sozialdemokratische Blätter in der Lesehalle des von ihm ins Leben gerufenen Volkshauses auflegen. Er war auch viel zu weitblickend, um nicht zu wissen, daß man durch Bevormundung die Verbreitung von Ansichten nicht hindern kann. Auch in einem Wahlstreit kämpfte er in Wort und Schrift für den Sieg eines Sozialdemokraten, der gegen einen rechtsstehenden Nationalliberalen aufgestellt war, der mit dem Bund der Landwirte in enger Verbindung stand. In einem Vortrag, den er 1900 in einer öffentlichen Volksversammlung hielt, wandte er sich gegen die rechtswidrige Beschränkung der Versammlungsfreiheit im Großherzogtum Sachsen, die sich gegen die Sozialdemokratie richtete, unter dem Thema „Rechtsstaat oder Polizeistaat".

Ganz sozialistisch mutet indessen ein Vorschlag an, den er 1894 in bezug auf die Reform des Steuersystems machte. Fußend auf dem Gedanken, daß die menschliche Arbeit allein Werte erzeugt, die vorher noch nicht da waren (Sozialpolitische Schriften, S. 10), wollte er durch eine Vermögenssteuer in der vollen Höhe des Arbeits- und risikofreien Zinsbetrages das reine zinstragende Kapital beseitigen. Daneben forderte er die Beseitigung aller indirekten Steuern, und auch die direkten Steuern auf das Arbeitseinkommen wollte er aufgehoben wissen. Daß diese Ausführungen nicht den Beifall der Parteifreunde fanden, läßt sich denken.

Wie Abbe die sozialpolitischen Probleme nicht vom privatwirtschaftlichen Standpunkt der Betriebsökonomie aus betrachtete, sondern ihre Lösung vom menschenökonomischen Gesichtspunkt heraus versuchte, so betonte er auch bei dem Problem des Aufstiegs der Begabten das Interesse der sozialen Gesamtheit. Sie muß fordern, daß die fähig-

keiten, die im Volke ruhen, zum Zwecke einer reicheren Produktivität der Geſellſchaft nutzbar gemacht werden. Er dachte mit Stiftungsmitteln Söhnen des Arbeiterſtandes den Weg zu höherer Bildung zu eröffnen. Jeden Gedanken der Wohltätigkeit wies er dabei weit von ſich. Er fühlte ſich auch hier wieder als ein Berufener und zwar als einer, der berufen iſt, auf dem Wege der Volksbildung dem Gemeinweſen höhere Entwicklungsmöglichkeiten zu ſchaffen. Und ſo klar erkannte er die Problemſtellung, daß er nicht nur die ſogenannten guten Schüler, die intellektuell Begabten zu höherer Ausbildung heranziehen wollte, ſondern auch die Talentvollen, die Phantaſie- und Willensbegabten, die, wie er ſich in den 1895 niedergeſchriebenen, für den urſprünglichen Stiftungsentwurf beſtimmten Paragraphen ausdrückte, „deutliche Anzeigen beſonderer geiſtiger Kraft oder ungewöhnlichen Talents erkennen laſſen". Mit intuitivem Blick bezeichnet er alſo gerade diejenigen jungen Menſchen als unterſtützungswert in ihrem Streben, die aller Vorausſicht nach auf irgendeinem Gebiet im ſpäteren Leben Schöpferiſches leiſten werden, nicht aber die Streber und „Nurarbeiter". Bei dieſer Ausleſe lag ihm ſelbſtverſtändlich der Geſichtspunkt des kapitaliſtiſchen Unternehmers, der Lehrlingsſchulen gründet und Arbeiterſöhne unterſtützt, um ſich für ſeinen Betrieb eine neue Generation tüchtiger Berufsarbeiter zu ſichern, wie es der Arbeitgeber ſeines eigenen Vaters getan hatte, völlig fern, ſondern ausdrücklich betont er die „freie Berufswahl ohne Gegenverpflichtung". So ſehr glaubte er, nur das Geſamtwohl allein berückſichtigen zu dürfen, daß er bei der Behandlung dieſer Probleme die Frage nach dem Glück des Einzelnen für unangebracht hielt.

Als Nebenwirkung erhoffte er von dem Aufſtieg der Glieder unterer Volksſchichten ein allmähliches Schwinden der Klaſſengegenſätze.

Merkwürdigerweiſe hat Abbe bei der endgültigen Faſſung des Statuts der Karl-Zeiß-Stiftung auf die Aufnahme dieſes Abſchnittes verzichtet. Er hat ſich, wie Czapski, ſein Freund und Mitarbeiter, ſein wahrer Geſinnungsgenoſſe, der Herausgeber ſeiner ſozialpolitiſchen Schriften, geltend macht, von ſeinen Freunden überzeugen laſſen, daß die Organe der Carl-Zeiß-Stiftung ſich nicht für die praktiſche Ausführbarkeit ſeiner Pläne eignen. Mit geringen Mitteln konnte hier nur einzelnen geholfen werden, aber mit hoher Genugtuung würde es Abbe erfüllen, zu ſehen, wie heute der Staat die Verpflichtung fühlt, die Löſung des Problems in Angriff zu nehmen.

Nach ſeinem Tode haben ſeine Freunde als in ſeinem Sinn gelegen durch freiwillige Beiträge die Ernſt-Abbe-Stiftung zur Verwirklichung ſeiner Volksbildungspläne begründet. (Ernſt Abbe, Sozialpolitiſche Schriften. Jena 1906. S. 56 f.)

Aber wenn Abbe auch auf die Verwirklichung ſeiner Bildungspläne

durch Aufstellung von Satzungen verzichtete, so setzte er sich selbst überall für die Förderung der Bildung seiner Arbeiter ein. Und daß diese Förderung auch wirklich eine Begabungsauslese war, dafür bürgten zwei persönliche Anlagen Abbes, von denen mir Beamte, die noch unter ihm selbst arbeiteten, erzählten. Einmal hatte er den intuitiven Blick des Menschenkenners, der allein die unbedingt richtige Auswahl verbürgt und deshalb auch heute noch die Anwendung von psychologischen Methoden überflüssig macht, und zweitens unterhielt er auch zu vielen seiner Arbeiter persönliche Beziehungen.

Seine Menschenkenntnis bewährte sich auch bei der Auswahl seiner Mitarbeiter, insbesondere Czapskis, der mit seiner feinen Seele in Wahrheit Abbes Jünger wurde. In seiner Antwort auf die Anfrage Czapskis — er kannte ihn damals noch nicht persönlich — ob er sich dem Tätigkeitsfeld Abbes widmen sollte, zeigt sich ein derart liebevolles Eingehen auf die Fragen des zukünftigen Mitarbeiters, daß sein Brief ein Musterbild von Berufsberatung darstellt und deshalb hier zum Teil im Wortlaut wiedergegeben werden soll:

„Ich habe keinerlei Veranlassung, Ihnen von Ihrem Vorhaben abzuraten. Ich halte es vielmehr für dringend wünschenswert, daß dem fraglichen Arbeitsfeld ... mehr Kräfte als bisher sich zuwenden. An Aufgaben ist auf diesem Felde kein Mangel. Es gibt aber zurzeit sehr wenig Leute, die einerseits eine genügend breite wissenschaftliche Vorbildung besitzen und zugleich andererseits weit genug mit dem Detail des Gebietes sich vertraut gemacht und die erforderliche Fühlung mit der Praxis gewonnen haben, um die wissenschaftlichen Hilfsmittel mit Erfolg für die Förderung der konkreten Aufgaben fruchtbar machen zu können. — Auch die Aussichten in betreff des äußeren Fortkommens scheinen mir für einen tüchtigen Mann ... durchaus nicht ungünstig zu sein. Natürlich gibt es hier keine so gesicherte Versorgung, wie sie etwa das Lehrfach schließlich jedem darbietet, wenn er sich nicht gerade grobe Vernachlässigung seiner Pflichten zuschulden kommen läßt oder allzuwenig Fügsamkeit gegen die hohen Vorgesetzten an den Tag legt. Man ist hier ganz auf eigene Füße gestellt — darauf angewiesen, seine Leistungsfähigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu verwerten, wie und wo sich eben eine günstige Gelegenheit bietet. Dafür hat man den Vorteil, keine Vorgesetzten zu besitzen, und die größere Freiheit und Selbständigkeit in der Betätigung seiner Kräfte und in der Verfolgung der selbstgesteckten Ziele — ... Zweierlei gehört allerdings dazu: erstens, daß der Betreffende selbständig arbeiten, sich selbst Aufgaben stellen und die Hilfsmittel für ihre Bearbeitung sich selbst zurechtmachen könne. Mit überlieferten Regungen und Anweisungen ist nicht weit zu kommen, die Aufgaben sind zu mannigfaltig und werden fortwährend andere. Zweitens: eine lebendige Fühlung mit der

Praxis, die natürlich nur in einer längeren Erfahrung erworben werden kann. Man muß wissen, welche Mittel die Technik zur Verfügung hat, um das zu erreichen, was die Theorie als möglich erweist; was man der Technik zutrauen kann und was nicht." (Auerbach S. 264/65.)

Der Professor der theoretischen Physik und angewandten Optik, der als Wissenschaftler völlig neue Wege ging, der bahnbrechende Erfinder, der Gründer der gewaltigen Zeißwerke und der Mitbegründer der Schottschen Glaswerke, der Sozialreformer, der die kapitalistische Betriebsorganisation seines Werkes umwandelte, der sozialliberale Politiker, der sich überall für die Bekämpfung von Vorurteilen einsetzte, der die Monopolrechte der Besitzenden durch Steuern beschneiden wollte, dieser Mann fand neben seiner Arbeit Zeit für die Schlichtung der Seelennöte der geringsten seiner Arbeiter, ja, war bereit zur Hilfe für völlig Fremde.

Einer seiner Werkmeister sprach mir voll innerer Wärme davon, wie jedem der Zutritt zu Abbe selbst möglich war. Auerbach erzählt, das Vertrauen auf seine Rechtlichkeit wäre so groß gewesen, daß man eine n Schiedssprüchen, die man in Vermögensstreitigkeiten, Eheirrungen und Familienzwistigkeiten erbat, sich willig unterwarf. Wie er aber nicht nur als Außenstehender diese Kämpfe sich vortragen ließ, sondern in tiefster Seele mit dem Kämpfenden litt, dafür gibt Auerbach ein ergreifendes Beispiel: Nur ein besonders weittragendes Ereignis konnte Abbe vom Fernbleiben von den geselligen Sonnabendabenden bestimmen, denen er sonst regelmäßig beizuwohnen pflegte. An einem dieser Nachmittage war ein Mechaniker bei ihm gewesen, der ihm ein von ihm erfundenes perpetuum mobile vorführte. Nachdem Abbe ihm auseinandergesetzt hatte, daß eine solche Erfindung eine Unmöglichkeit sei, brach der Mechaniker zusammen, denn er hatte seine ganzen Ersparnisse für die Verwirklichung der Idee geopfert. Abbe litt unter der Verzweiflung des ihm fremden Mannes so sehr, daß er an diesem Abend dem Freundeskreis fernblieb. Hier wird uns an einem Beispiel offenbar, daß in diesem willensstarken Mann, dessen Leben durch Taten ausgefüllt war, eine zarte Seele schlummerte. Und wir spüren, daß trotz des Rationalismus, von dem Abbe erfüllt war, seine soziale Tat nicht eigentlich aus dem Intellekt, sondern aus der Seele hervorbrach. Und gerne wüßten wir etwas mehr von der Seele dieses Mannes, dessen äußeres Leben durch Jahre hindurch in gleichen Bahnen dahinfloß. Mag sein, daß unser Wunsch unerfüllbar ist, denn gar spärlich sind die Zeugnisse innerer Offenbarungen im reifen Mannesalter uns überliefert. Gegen Frau und Töchter war er der liebevolle Gatte und Vater, aber wohl nicht sehr aufgeschlossen. Persönliche Briefe schrieb Abbe in reiferen Jahren kaum, und sein Freund und Jünger Czapski, sein eigentlicher geistiger Erbe, ist kurz nach seinem Tode verschieden —

eine letzte Tragik im Schicksal Abbes. Die Aufzeichnungen seines Freundes Dohm, des Gründers der zoologischen Station in Neapel, der wie Abbe eigene Wege in der Wissenschaft ging, benutzt Auerbach nur an wenigen Stellen. Und so ist es auch nach Abbes Tode bis zu einem gewissen Grade so geblieben, wie er es zu seinen Lebzeiten wünschte: seine Persönlichkeit sollte immer und überall hinter der Sache, der Tat zurückstehen.

Und gerade diesen Zug dürfen wir nicht unerwähnt lassen, wenn sich uns Abbe als Typus der sozialen Persönlichkeit voll gestalten soll. Ist uns doch als Symbol dieser Handlungsweise für alle Zeiten ein Wahrzeichen überliefert: der Stiftung, deren Gestaltung aus Abbes innerstem Kampf erwachsen ist, und deren Satzung in Wahrheit mit seinem Herzblut geschrieben wurde, gab er nicht seinen eigenen Namen, sondern den des schlichten Mannes, der ihm zuerst die wissenschaftlich-praktische Arbeit ermöglicht und durch sein treues Beharren sicher-gestellt hat: Carl Zeiß.

Jede Einzelheit im Aufbau der Zeiß-Werke trug den Stempel der persönlichen Arbeit Abbes. Wie kann es da wundernehmen, daß mit seinem Tode gerade das Fehlen seiner persönlichen Wirksamkeit sich geltend machte. Diese Entwicklung aber sah er als Kind einer rationalistischen Zeit nicht voraus. Er glaubte, durch Statuten einen Geist lebendig erhalten zu können, ohne zu bedenken, daß dieser Geist erst den Satzungen Kraft und Wirkung einhaucht, und daß der Geist ein persönlicher ist, der also eines lebendigen Trägers bedarf. Der Geist ist es auch, der die Satzungen nicht erstarren läßt, und durch den ihnen mit der Entwicklung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens immer neues Leben einströmt. Die Beamten und Arbeiter aber waren in der Gesamtheit noch nicht derart die Jünger seines Geistes geworden, daß sie die Träger seines Geistes werden konnten.

Auch heute noch gibt es unter den Werktätigen und den übrigen Beamten der Firma Zeiß eine kleine Schar Mitarbeiter, die Abbes schlichtes und geniales Wirken in ihrer Erinnerung bewahrt haben, und die auch heute noch sein Geist bei der Arbeit begleitet. Wem einer dieser Männer in einer stillen Stunde mit leuchtenden Augen von dem Wesen dieses Mannes erzählt hat, der behält die Offenbarung solcher Stunde voll Dankbarkeit in Erinnerung.

Abbes Wirken sollte nicht nur eine kleine Schar von Gebildeten erfassen, seine Gestalt sollte im Volke lebendig werden. Denn Abbe ist Volkserzieher im wahrsten Sinne des Wortes. War doch sein wissenschaftliches, soziales und politisches Wirken getragen von der sittlichen Idee einer übergeordneten Einheit, der Idee einer reinen Gemeinschaft.

Karl Walter
Der gerechte Preis der Arbeit

Eine der beſtgehaßten Erſcheinungen des heutigen Wirtſchaftslebens, vielleicht die beſtgehaßte, iſt der Truſt. Vorſchläge zur Abſtellung der durch ihn hervorgerufenen Mißſtände gehen ſowohl von proletariſcher Seite, da nämlich die von den Proletariern gewollte Verſtaatlichung der Betriebe natürlich auch die Truſts, ja ſogar die Truſts in erſter Linie ergreifen ſoll, als auch von bürgerlicher Seite aus.

Der Marxismus oder Staatsſozialismus gehört zu einer Gruppe von Syſtemen, deren Gedankengang man als deduktiv bezeichnen kann. Das deduktive Verfahren beſteht hier darin, irgendein Zukunftsſyſtem aufzuſtellen und dann ableitend, deduzierend zu beweiſen, daß die Fehler des alten Syſtems dem neuen nicht anhaften; ein ſolches Syſtem kann aber ſeine eigenen oder, wie der Marxismus beweiſt, ſogar die alten Fehler in neuer Form haben. Der Marxismus iſt einem Spiel vergleichbar, in dem die Rolle des Nichtſäenden und doch Erntenden, die im alten Spiel vom Kapitaliſten geſpielt wurde, theoretiſch nicht mehr vorkommen ſoll, in der Praxis aber die Hauptrolle wird, diesmal allerdings nicht vom Kapitaliſten, ſondern zur Abwechſlung von dem Chor der proletariſchen Arbeitsunwilligen geſpielt.

Die Wahl des Syſtems, die Wahl alſo etwa zwiſchen ſtaatlicher oder privater Sozialiſierung, iſt bei Anwendung des deduktiven Verfahrens naturgemäß willkürlich, ein reines Glücksſpiel, ein Experiment. Sie wird nicht von inneren Gründen beſtimmt, ſondern von der Laune oder von den Reſſentiments des Syſtemerfinders oder von äußeren Zufälligkeiten. Marx wählte die ſtaatliche Sozialiſierung, weil zu ſeiner Zeit der Staat gegenüber dem Tanz der Moleküle der damals im Entwicklungsſtadium der wilden Konkurrenz ſtehenden Volkswirtſchaft als der ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht imponierte. Innere, zwingende Gründe ſprachen nicht für dieſe Wahl. Heute iſt der Staat nichts weniger als ein rocher de bronce. Viel eher könnte man heute eine wirtſchaftliche Kategorie, die ſich inzwiſchen entwickelt hat, ſo bezeichnen, nämlich den Truſt und ſeine Verwandten, Syndikat, Kartell, Konvention. Marx würde heute vielleicht den Zukunftstruſt predigen und nicht den Zukunftsſtaat; es iſt aber das ewig wiederkehrende Schickſal großer Männer, daß ihre Jünger ihr Wort abergläubiſch feſthalten, als ob es der Stein der Weiſen wäre. Woran ſollte ſich der Menſch auch halten, wenn ſchon das Neue, noch Ungeborene von der Zeit überholt wird?

Das induktive Verfahren geht von den Fehlern des alten Systems aus; es sucht diese zu beseitigen, ohne dabei das Kind mit dem Bade auszuschütten. Es will nur die Fehler, nicht aber auch die Vorzüge des alten Systems beseitigen. Diese will es verdoppeln, indem es jene verbessert. Voraussetzung für seine richtige Anwendung ist also vor allem, daß man sich darüber Rechenschaft ablegt, was Fehler ist und was Vorzug. Man hat zum Beispiel gesagt, die Lohnarbeit, ein offensichtlicher Fehler des kapitalistischen Systems, sei eine Folge des Privateigentums an den Produktionsmitteln; folglich sei dies auch ein Fehler; in Wirklichkeit verhält es sich doch aber so, daß einer deswegen Lohnarbeiter ist, weil die Produktionsmittel nicht sein Eigentum sind. Es ist also für den Lohnarbeiter nicht das Privateigentum an den Produktionsmitteln, sondern gerade umgekehrt, daß es ihm fehlt, ein Fehler des kapitalistischen Systems.

Da die Eigenart der modernen Produktionsmittel, der Maschinen, das Eigentum an ihnen einer Vielheit nur in der Form des genossenschaftlichen Besitzes erlaubt, so ist das Ergebnis des induktiven Verfahrens, wenigstens für die mit Maschinen arbeitenden Wirtschaftszweige, allerdings auch Sozialismus; dieser induktive Sozialismus entsteht aber nicht wie der deduktive durch Beseitigung, sondern gerade durch Wiederherstellung des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Er ist weniger Selbstzweck, wie der deduktive Sozialismus, als vielmehr nur ein Mittel zum Zweck, ein durch die Eigenart der Produktionsmittel notwendig gewordenes Mittel. Die induktive Sozialisierung läßt denn auch diejenigen Wirtschaftszweige, in denen sämtliche Produzenten noch Eigentümer ihrer Produktionsmittel sind, so wie sie sind. Der deduktive Sozialismus tut das nicht. Ein Beispiel hierfür bietet die Verstaatlichung der Ärzte, die allerdings besonders begründet wird. Diese Begründung ist ebenso bemerkenswert, wie die Anwendung des Systems auf die Ärzte überhaupt für seinen Charakter als den eines deduktiven Systems bezeichnend ist. Die Verstaatlichung der Ärzte sei notwendig, so wird gesagt, weil die notleidende Proletarierschaft der Unentgeltlichkeit ärztlicher Hilfe bedürfe; nun soll doch aber der deduktive Sozialismus überhaupt die notleidende Menschheit aus ihrer Not erlösen — oder traut man seiner das Volksvermögen gleichmäßiger verteilenden Wirkung nicht so recht? Soll der Proletarier erst durch die Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfe in eine höhere Sphäre gehoben werden?

Auf den ersten Blick hat auch die induktive Sozialisierung ihre „Probleme". Ihr gewichtigstes ist ihr konservatives Verhalten gegenüber dem Trust, in dem die hassenswerteste Ausgeburt des Kapitalismus zu sehen wir uns angewöhnt haben. Ja, sie scheint seine Entwicklung sogar zu begünstigen; denn es liegt auf der Hand, daß selbst da, wo

heute noch keine Truſts beſtehen, ſich ſolche bilden werden, wenn die Betriebe erſt einmal in den Händen der Arbeiter ſind; wenn man ſich dieſe Truſtbildung auch nicht ſo allgemein vorſtellen darf, als ob ſie ein doktrinäres Poſtulat des Syſtems wäre. Nichts liegt dem induktiven Sozialismus ferner als das Doktrinäre. Überdies iſt der Truſt in unſerem Zuſammenhang ſelbſtverſtändlich ein ſehr dehnbarer Begriff, der alle Übergänge von der bloßen Preiskonvention bis zur völligen Verſchmelzung umfaßt. Immerhin bleibt beſtehen, daß der induktive Sozialismus die Truſtbildung, zum mindeſten bis zum Stadium der Preiskonvention, nicht nur duldet, ſondern ſogar entſchieden begünſtigt, ja provoziert. Und das wäre in der Tat ein „Problem" — wenn nämlich der Arbeitertruſt ſeine Preiſe genau ſo diktieren könnte, wie es der kapitaliſtiſche Truſt kann!

Er kann es nicht!

Wenn die Produktionsmittel des Truſts Eigentum ſeiner Arbeiterſchaft ſind, ſo iſt ein Wirtſchaftsſyſtem, das ſich auf ſolchen Truſts aufbaut, nichts weiter als eine Tauſchwirtſchaft, die natürliche und uranfängliche Form aller Wirtſchaft! Wir können uns jeden Arbeitertruſt auf eine Perſon reduziert denken, die, wie jeder Menſch, nicht viel mehr produzieren kann, als ſie zu konſumieren gezwungen iſt. Wollte ein Arbeitertruſt es ſich einfallen laſſen, mit ſeinen Preiſen zu hoch zu gehen, ſo brauchten die anderen Truſts nur zu folgen, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen! Anders der kapitaliſtiſche Truſtbeſitzer, der allerdings die Preiſe diktieren, ſelbſtherrlich diktieren kann; aber nur, weil er das Recht hat, Waren zu verkaufen, die Zehn- und Hunderttauſende anderer Menſchen produziert haben; weil er, im Grunde genommen, ein Aufkäufer iſt, ein Menſch alſo, der das Gleichgewicht des Tauſchſyſtems ſtören muß, weil er zehn- und hunderttauſendmal ſo viel produzieren kann, als er zu konſumieren gezwungen iſt!

Erhellt nun hieraus, daß der Truſt nur ſo lange ein Problem iſt, als er kapitaliſtiſch iſt, und mit der induktiven Sozialiſierung aufhört, ein Problem zu ſein, ſo gewinnen wir in dem „gerechten", nicht mehr der Gefahr des zu billig oder zu teuer Werdens ausgeſetzten Preiſe der Ware und der Arbeit einen Geſichtspunkt für die induktive Sozialiſierung, der höher iſt als der Geſichtspunkt des Klaſſenkampfes. Die Sozialiſierung verliert alles „Parteiiſche", hört auf, Angelegenheit einer einzelnen Klaſſe zu ſein, wenn ſie, als induktive Sozialiſierung gedacht, als notwendig erſcheint, um das durch das kapitaliſtiſche Aufkäuferſyſtem geſtörte Gleichgewicht der Preiſe wiederherzuſtellen, an dem jeder gleichmäßig Intereſſe hat. Einmal durchgeführt, wird ſie niemand mehr rückgängig gemacht wünſchen, und unverſehens ſind wir mit unſerer Betrachtung an einen Punkt gelangt, wo es uns wie dem Wanderer geht, dem ſich plötzlich eine unerwartete Ausſicht öffnet, wo uns ein

tiefes Staunen befällt, jenes tiefe philoſophiſche Erſtaunen über neue grundlegende Erkenntniſſe, die das Volk, das ſich alles mundgerecht und einprägſam machen will, ſo gern in Sprichwortform ausdrückt, diesmal in dann zeitgemäßer Verallgemeinerung eines bekannten Vorbildes etwa ſo vielleicht:

„Hat der Arbeiter Geld,
Hat es auch das ganze Land!“

Wenn der bürgerliche Liberalismus es mit ſeinem Kampfe gegen die „Auswüchſe“ des Truſts ehrlich meinte, hätte er die Forderung der induktiven Sozialiſierung längſt auf ſein Programm ſetzen müſſen; er will aber nur den Truſt opfern, um das kapitaliſtiſche Syſtem zu retten. Das geht theoretiſch ſehr gut; denn ſolange die wilde Konkurrenz beſteht, läßt die mit ihr verbundene Unterbietung der Preiſe die in dem Syſtem ſchlummernde Preisdiktatur nicht offenbar werden. Daß die Preiſe dabei wieder in das andere Extrem fallen und zu billig werden, worunter der Arbeiter als Produzent erſt recht leidet, ſtört den Verteidiger des Mancheſterſyſtems nicht. Es darf nur nicht zur Truſtbildung kommen; denn vom kapitaliſtiſchen Truſt zur Vereinigung ſämtlicher Produktionsmittel der Welt in einer Hand iſt es nur ein Schritt, und dann hätte das Wirtſchaftsſyſtem, das doch bisher noch immer den Schein des Charakters einer Tauſchwirtſchaft gewahrt hatte, nicht einmal dieſen Schein mehr; der Schleier wäre weggezogen von einem Syſtem, das von Anfang an nicht mehr auf Tauſch beruhte, ſondern auf Aufkauf, auf Aufkauf nämlich von Ware in Geſtalt von Lohnarbeit!

Nicht viel anders ſteht es mit dem ebenfalls von bürgerlichliberaler Seite als Argument gegen den Truſt und für die Erhaltung der mancheſterlichen Konkurrenz aufgeſtellten Poſtulat der „freien Konkurrenz“. In Wirklichkeit ſchafft die hier „freie“ genannte wilde Konkurrenz dem Tüchtigen nichts weniger als freie Bahn, da ſie die Bahn nur dem frei gibt, der Geld genug hat, um ein induſtrielles Unternehmen gründen zu können. Wenn die Liberalen es mit ihrem Poſtulat ehrlich meinten, ſo müßten ſie die Demokratiſierung des Truſts verlangen, aber nicht ſeine Auflöſung; davon wollen ſie aber nichts wiſſen, weil die Demokratiſierung den Verkauf des Truſts an die Truſtarbeiterſchaft zur Vorausſetzung hätte; denn betriebsparlamentariſche Rechte ſind wirtſchaftliche Rechte, und wirtſchaftliche Rechte können nur auf Eigentum an Produktionsmitteln oder auf Anteil an ſolchem Eigentum beruhen. Soweit geht die Begeiſterung der Liberalen für die freie Konkurrenz natürlich nicht. Die freie Konkurrenz iſt ihnen nur ſo lange heilig, als darunter die wilde Konkurrenz des kapitaliſtiſchen Syſtems verſtanden wird. Es iſt ſo ähnlich, als ob man in einem abſolu-

tistisch regierten Staat die hier Demokratie genannte freie Konkurrenz dadurch einführen wollte, daß man den Staat zerschlüge und die Anarchie des Feudalismus wieder aufleben ließe. Die kapitalistische Konkurrenz ist ja nichts weiter als wirtschaftlicher Feudalismus.

Für jedes System richtig verstandener Freiheit wirtschaftlicher Konkurrenz ist es charakteristisch, daß die Zulassung zur Konkurrenz von gewissen Bedingungen abhängig gemacht wird, deren Erfüllung jedem möglich ist. Solche Bedingung ist nicht Geldbesitz, sondern ein Befähigungsnachweis. Dieser Nachweis wurde im Mittelalter nach Beendigung der Lehr- und Gesellenjahre durch das sogenannte Meisterstück erbracht. Der Geselle wurde, wenn er als fähig erkannt war, „Meister". Im Arbeitertrust würde der Geselle nach bestandener Meisterprüfung die Erlaubnis zum Erwerb eines Anteils am Besitz der Produktionsmittel erhalten, mit welchem er dann gleiches Stimm- und gleiches aktives und passives Wahlrecht mit den andern erwürbe.

Es gehört zu den Kampfmethoden des liberalen Bürgertums, die „Unreife" der Arbeiterschaft für die Übernahme der Betriebe dadurch „sinnfällig" zu demonstrieren, daß irgendein kleiner Unternehmer eines Tages seine Arbeiterschaft mit dem Anerbieten überfällt, ihr seinen Betrieb verkaufen zu wollen. Bezeichnenderweise hat noch niemals ein Trustbesitzer seinen Arbeitern ein solches Angebot gemacht. Er weiß nur zu wohl, daß sie mit beiden Händen zugreifen würden. Wenn die Arbeiterschaft eines kleinen Betriebes seine Übernahme ablehnt, so beweist das ihre politische Klugheit, aber nicht ihre Unreife; denn wenn sie sich in ihrem Besitz nur durch einen mit Preisunterbietung verbundenen Kampf gegen kapitalistische Konkurrenzbetriebe sollte behaupten können, so würde sie sich dem Ideal des gerechten Preises nicht nähern, sondern von ihm entfernen. Der Verkauf der Betriebe an die Arbeiterschaft müßte natürlich allgemein, wenigstens gleichmäßig für alle Betriebe eines Wirtschaftszweiges, erzwungen werden durch Aufhebung der Duldung des Aufkäufertums, wie nach dem tatsächlichen Verlauf, den die Entwicklung der Dinge genommen hat, die lohnwirtschaftliche Gewerbefreiheit genannt werden kann.

Vor Einführung der Gewerbefreiheit bestand das Zunftsystem. Die Zünfte waren infolge ihres monopolartigen Charakters und der Strenge, mit der sie über dem „gerechten Preise", wie sie ihn nannten, wachten und jeden Versuch ihrer Mitglieder, ihn zu unterbieten, bestraften, im Grunde genommen unkapitalistische Trusts, wie es denn auch nahe liegt, das Fremdwort Trust seinerseits in Zunft zu übersetzen, sobald erst einmal der Trust in den Besitz seiner Arbeiterschaft gelangt ist. Das mit der Einführung der Gewerbefreiheit aufkommende Aufkäufer- oder kapitalistische System hatte zweifellos seine historische Aufgabe, nämlich die Einführung der Maschine in die Volkswirtschaft; aber

dieſe Aufgabe iſt jetzt, da die Wirtſchaftsform des Truſts gefunden iſt, gelöſt. Die kapitaliſtiſche Epiſode iſt beendet.

Wenn jetzt das geſetzliche Verbot der gewerblichen Lohnarbeit in größeren Betrieben ausgeſprochen werden ſollte, könnten ſich die Liberalen nicht einmal in ihren üblichen Klagen über Übergriffe ſeitens des Staates ergehen. Wer war es denn, der, als die Gewerbefreiheit eingeführt werden ſollte, den Staat gegen die Zünfte zu Hilfe rief? Die Liberalen! Und wer iſt es, der jetzt gegen den Truſt den Staat zu Hilfe ruft? Wiederum die Liberalen!

„Und der Staat abſolut,
Wenn er unſern Willen tut!"

Das heutige Wirtſchaftsſyſtem wird durch die induktive Sozialiſierung noch nicht reſtlos akapitaliſtiſch, wenngleich die Hauptarbeit damit getan iſt.

Ein Wirtſchaftsſyſtem iſt erſt dann akapitaliſtiſch, wenn Geld ohne Zutun ſeines Beſitzers keinen Zins mehr trägt, oder, noch mehr allgemeinverſtändlich geſprochen, wenn der Beſitzer einer größeren Geldſumme nirgends mehr die Möglichkeit findet, das Geld ſo „anzulegen", daß es aus ſich heraus Zins trägt und er als „Rentner" von den Zinſen leben kann. Wenn die Betriebe nicht mehr kapitaliſtiſch ſind, kann das Geld allerdings nicht mehr in Induſtrieaktien angelegt werden, wenigſtens nicht im kapitaliſtiſchen Sinne, alſo in beliebiger Höhe und ohne daß der Anleger mitzuarbeiten brauchte. Der Geldbeſitzer kann aber immer noch Hausbeſitzer werden und vom Mietzins, von der „Bodenrente", wie der Volkswirt ſagt, leben.

Wir ſehen alſo, daß nicht nur das Vergeben von Lohnarbeit, ſondern auch das Vermieten von Wohnungen eine Zinsquelle iſt und Geld zu Kapital macht. Es liegt auf der Hand, daß, wenn für Wohnungen der gerechte Preis gelten ſoll, kein Wohnungſuchender zur Wohnungsmiete gezwungen werden darf. Er muß das Recht haben, die Wohnung, die gerade frei iſt und ihm gefällt, kaufen zu können, wie dieſe Möglichkeit denn in Neuyork für die Stockwerke gewiſſer Wolkenkratzer tatſächlich ſchon heute beſteht. Oder umgekehrt, keiner darf von einem Haus mehr beſitzen als die Wohnung, die er ſelbſt bewohnt, wenigſtens darf er die über ſeinen Bedarf hinausgehenden Wohnungen nicht vermieten können. Das Vermieten möblierter Zimmer gehört nicht hierher; es iſt mehr ein Vermieten von Möbeln. Man wird indeſſen den den Charakter des heutigen Wirtſchaftsſyſtems als eines kapitaliſtiſchen mitbeſtimmenden Einfluß der Wohnungsmiete nicht zu hoch einſchätzen dürfen. Vielleicht iſt ſie hier mehr Folge als Urſache. Daß nämlich die große Menge der Bevölkerung gar nicht in der Lage wäre, ſich eine Wohnung zu kaufen, iſt eine Folge der ſchon ohne die Wohnungsmiete dank dem Lohnwirtſchaftsſyſtem beſtehenden Un-

gleichheit der Vermögensverteilung. Wenn dieſe Verteilung nach der induktiven Sozialiſierung gleichmäßiger ſein wird, wird die Abſchaffung der Miete nicht lange auf ſich warten laſſen. Sie iſt alſo gewiſſermaßen eine ſpätere Sorge. Immerhin erfordert die Vollſtändigkeit der Theorie, daß auch das gewerbsmäßige Vermieten von Wohnungen als Zinsquelle feſtgeſtellt wird.

Eine weitere Zinsquelle iſt die Geldleihe. Dieſe verdient ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Es wäre denkbar, daß Beſitzer größerer Geldſummen dieſe auf die Weiſe anzulegen verſuchten, daß ſie ſie größeren, ſelbſtverſtändlich induktiv ſozialiſierten induſtriellen Unternehmungen liehen. Das wäre natürlich verſchleierter Kapitalismus. Man wird daher die Geldleihe, wenigſtens die große, volkswirtſchaftlichen Zwecken dienende Geldleihe zu einem Monopol des Staates oder, beſſer noch, einer nichtſtaatlichen, aber öffentlich-rechtlichen Inſtanz machen müſſen.

Wenn aber nun alle dieſe Bedingungen erfüllt ſind, wird es keinem Geldbeſitzer mehr möglich ſein, ſein Geld derart anzulegen, daß er, ohne zu arbeiten, von den Zinſen leben kann. Geld iſt nur noch Tauſchmittel, aber kein Kapital, der Geldbeſitzer kein Kapitaliſt mehr. Er kann weder Aktien kaufen, noch Häuſer, noch Geld ausleihen. Man muß ſich dies klarmachen, um zu begreifen, was es heißt, wenn ein Wirtſchaftsſyſtem nicht mehr kapitaliſtiſch iſt. Ein ſolches Syſtem wirft alle unſere Vorſtellungen von dem, was „natürlich", was naturnotwendig iſt, über den Haufen; nichtsdeſtoweniger iſt es aber, obwohl es uns ſo unnatürlich erſcheint, gerade das natürliche Syſtem, während unnatürlich und willkürlich in Wirklichkeit das heutige kapitaliſtiſche Syſtem iſt. In dem natürlichen Syſtem iſt Geld keine Macht mehr. Hat einer noch ſoviel Geld, ſo muß er es aufzehren, es zwiſchen ſeinen Fingern wie Waſſer zerrinnen laſſen, ob er will oder nicht, wenn er nicht arbeiten will. Will er Zins, ſo muß er arbeiten, entweder in einem freien Beruf oder in einem Truſt, einer Zunft, nachdem er einen Anteil am Beſitz der Produktionsmittel derſelben erworben hat. Denn Arbeit iſt die einzige Macht, die es noch gibt. Arbeit allein trägt Zins.

In dieſer monopolartigen Stellung, die das akapitaliſtiſche Syſtem der Arbeit einräumt, liegt die gewaltige, Arbeit hervorlockende Kraft des Syſtems, eine Kraft, die dem Staatsſozialismus vollſtändig abgeht.

Über die Arbeit ſei eine Bemerkung geſtattet.

Es wird heute viel geklagt, daß das Volk nicht arbeiten will; aber wer weiß denn heute noch, was eigentlich Arbeit iſt? Arbeit iſt etwas anderes als Jagd nach dem Geld, als Fron, auch die Arbeit an der Maſchine. Nur Arbeit, in die der Menſch das Beſte, was er hat, hineinlegt, verdient den Namen Arbeit. Der Nachfahr erkennt ſolche Arbeit an ihrem Kunſtreichtum, der Zeugnis ablegt von der Freude an

einem Leben, das Arbeit iſt. Wenn ein ſolcherweiſe arbeitendes Geſchlecht über die Erde gegangen iſt, dann zeugt alles, was es hinterlaſſen hat, aber auch das Kleinſte und Unſcheinbarſte, von Liebe und Kunſt; denn wirkliche Arbeit wird ſchnell Kunſt. Es war dem deutſchen Volke lange Zeit vergönnt, ſo arbeiten zu können. Aus dieſer Zeit, dem Zeitalter der Zünfte, ſtammt alles, was wir an eigener, nicht entlehnter Kunſt beſitzen. Alles andere iſt höfiſch oder nachgeahmt.

Mit der Einführung der Gewerbefreiheit, mit dem fortſchreitenden Aufkauf der Produktionsmittel, kurzum mit dem Beginn der Jagd nach dem Geld begann die Arbeit allmählich, mehr und mehr freudloſe Fron zu werden. Mit der Freude an der Arbeit, die von der Genußſucht abgelöſt wurde, verſchwand die mit ihr unzertrennlich verbundene „Kunſt", und die Gelehrten fragen heute verwundert, wo ſie geblieben iſt. Vorausſetzung wirklicher Arbeit aber iſt nicht, wie mancher Peſſimiſt glaubt, die Befreiung des Menſchen von der Maſchine; ihr Geheimnis iſt der mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln verknüpfte gerechte Preis der Arbeit. Im Mittelalter hatte man das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Den gerechten Preis erreichte man durch die ſtrenge Organiſation der Zünfte. Heute haben wir die Organiſation, den Truſt, aber nicht mehr das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Wiederherſtellen können wir es nur durch Einführung des für jeden Arbeiter pflichtmäßigen gleichen Anteils am Beſitz der Produktionsmittel des Truſts, dem er angehört, durch Umwandlung des Truſts in eine Zunft.

Kehren wir nach dieſem Exkurs über die Arbeit zu unſerm Thema zurück! Es iſt noch nicht ganz erſchöpft.

Ein noch nicht erwähnter Ausweg, Geld kapitaliſtiſch anzulegen, iſt der Erwerb ausländiſcher Induſtriepapiere. Seine Benützung wäre kein Schaden für die Nation. Dieſe Spekulation zeigt jedoch, daß, wenn eine Nation mit der Entkapitaliſierung des Geldes den Anfang macht, die anderen Nationen nachfolgen müſſen, wenn ſie nicht in einſeitige finanzielle Abhängigkeit von der erſten Nation geraten wollen. Die induktive Sozialiſierung hat alſo etwas zur Nachfolge Zwingendes an ſich, eine gewiſſe die ganze Welt revolutionierende Kraft, und das iſt ein weiterer Vorzug, den man dem deduktiven Sozialismus gleichfalls nicht nachrühmen kann.

Als allerletzte Möglichkeit, doch noch ſein Geld kapitaliſtiſch anzulegen, wird dem an heutige Verhältniſſe Gewöhnten der Erwerb von Staatspapieren einfallen; er vergißt aber dabei erſtens, daß der Staat in einem akapitaliſtiſchen Wirtſchaftsſyſtem, in dem das Geld wenig, die Arbeit dagegen allen Wert hat, ſo viel Geld erhalten kann, wie er will, und zwar zu einem ſo billigen Preiſe, daß der Gläubiger ſich ungefähr gleichſteht, ob er das Geſchäft macht oder nicht. Zweitens bleibt

zu fragen, ob der Staat, wenn überall das akapitaliſtiſche Truſt- oder Zunftſyſtem herrſcht, überhaupt noch ein großes Geldbedürfnis haben wird. Heute braucht er es zu Rüſtungszwecken; wenn aber das akapitaliſtiſche Syſtem ungehemmt ſeine Wirkung entfaltet, muß es die zwiſchenſtaatlichen Grenzen allmählich mehr oder weniger verwiſchen. Die Truſts machen nicht an den Grenzen des Staates Halt; ſie haben andere Grenzen. Die Kriege ſind friedliche Preiskriege, die die Truſts miteinander führen. Der Truſt, die Zunft iſt alles, der Staat wenig mehr im Bewußtſein der Menſchen.

Das alte Nationalſtaatenſyſtem wird ſich ſelbſtverſtändlich mit allen Kräften und anfangs vielleicht auch mit Erfolg gegen die Verweltbürgerlichung wehren. Es wird alle ſeine merkantiliſtiſchen Regiſter ſpielen laſſen; es wird Zollſchranken errichten, Ein- und Ausfuhrverbote erlaſſen und was dergleichen mehr iſt; allmählich wird es aber in den Hintergrund treten müſſen gegenüber der elementaren antipolitiſchen Kraft eines Syſtemes mehr oder weniger internationaler Arbeiterzünfte, einer wohltätigen Kraft, die wiederum der Staatsſozialismus ſeiner Natur nach nicht entfalten kann.

Die Gegenüberſtellung der beiden Syſteme des induktiven und des deduktiven Sozialismus, wie ſie ſich uns mehrfach ungewollt ergab, verleiht uns Diſtanz zu dem Problem der Sozialiſierung überhaupt, und das iſt es, was uns heute not tut. Wer, wie der Marxiſt, zu nahe am Walde ſteht, ſieht ihn vor lauter Bäumen nicht.

Das Gefühl des Problematiſchen am deduktiven Sozialismus iſt im Volke unbewußt lebendig. So erklärt ſich die dumpfe Revolution gegen die Revolution. Roſa Luxemburg und Karl Liebknecht und die anderen, die in dieſem Zwiſchenſpiel gefallen ſind, ſind Opfer des Mangels an Klarheit und Vollſtändigkeit, an dem die marxiſtiſche Theorie krankt.

Wenn mit der Einführung des deduktiven Sozialismus Ernſt gemacht werden ſollte, ſo können ihn die Ereigniſſe früher oder ſpäter zwiefach widerlegen.

Einmal iſt es wohl denkbar, daß er gegen den Willen ſeiner Urheber die Völker auf die Bahn des Militarismus treibt, wie es der Merkantalismus, der ja nur eine harmloſe Vorſtufe des Marxismus iſt, ſo oft, zuletzt in der Form Bismarckſcher Schutzzollpolitik, getan hat.

Zweitens aber iſt es möglich, daß der arbeitende Teil der Bevölkerung früher oder ſpäter wieder Trennung von Wirtſchaft und Staat und induktive Sozialiſierung verlangt, um der Mitſorge für den arbeitsunluſtigen Teil der Bevölkerung enthoben und von den durch die Arbeitsunluſt ſo vieler entſtehenden militariſtiſchen Laſten befreit zu werden.

Diejenigen, die Deutſchland heute regieren, mögen bedenken, daß der Sozialismus nur Mittel zu einem höheren Zwecke iſt.

Der Zweck aber ist der gerechte Preis der Arbeit, nicht anders, als wie ihn die Zunftmeister des alten arbeit- und kunstreichen Nürnberg verstanden haben!

Man schelte den induktiven Sozialismus nicht romantisch, weil er so nahe verwandtschaftliche Beziehungen zur mittelalterlichen Zunft hat! Alle Romantik ist reaktionär; der induktive Sozialismus ist aber gewiß alles andere eher als reaktionär. Romantiker scheinen uns vielmehr die Verteidiger der manchesterlichen Konkurrenz zu sein; sie lieben jene blaue Blume, die die Glanzzeit des Industrierittertums so gut wie das Zeitalter des Schwertadels verschönte!

Doch wagen wir nicht zu unterscheiden, ob nicht diese romantische Reaktion vielleicht besser wäre als ein marxistisches Experiment, das die Arbeit selbst zur Utopie macht. Vielleicht können sich die Liberalen keinen besseren Bundesgenossen als den doktrinären Marxisten wünschen, was denn auch das enge Bündnis zwischen Demokraten und Sozialdemokraten zur Zufriedenheit aller erklären würde.

Edmund Kreusch
Die vlamischen Studenten

Die Studenten haben in der vlamischen Bewegung eine sehr wichtige Rolle gespielt; was erreicht worden ist, das ist zum größten Teile ihr Verdienst.

Der älteste Studentenverein, der Bedeutung erlangte, ist die von dem Priester und Professor David 1839 zu Löwen gegründete „Taal-en Letterlievend Studentengenootschap". Statt des altväterlichen Namens wird sie meistens nach ihrem Wahlspruch „Met Tijd en Vlijt" genannt. In enger Verbindung mit ihm stand der 1875 gegründete „Davidsfond", dessen Zinsen zur Herstellung und Verbreitung vlamischer Bücher und Schriften dienen.

Guido Gezelles Erstlingswerk z. B. wurde in diesem Verein zuerst gewürdigt. „Brouwers, der Sekretär des Davidsfonds", so erzählte Professor Hugo Verriest im Kolleg zu Rousselare seinen Schülern, „sprach vor fünfundzwanzig Mitgliedern von der Ausgabe neuer Werke. Frans de Potter sagte darauf, er kenne ein Werk, das bis jetzt noch unbekannt und doch het schoonste stuk poëzij, dat sedert 1830 geschreven worden, wenn auch in Prosa, nämlich ‚Die Kirchhofsblumen', ‚De Kerkhofbloemen' . . . Man begann darob zu lachen. Darauf fing Professor Claeys auch davon an zu reden und ganze Seiten auswendig vorzutragen. Und rief allgemeine Bewunderung hervor. Er las daraus immer seinen Studenten im Kolleg St. Ni-

Kolaus vor, um ſie zu belohnen oder die ganze Klaſſe in Ruhe und Aufmerkſamkeit zu erhalten.“ *

„Met Tijd en Vlijt“ geriet allmählich in die Hand alter Herren, die ihren Beitrag zahlten, jährlich ihr Buch in Empfang nahmen und den Verein zu einem beſchaulichen Stilleben verurteilten. Allerdings Thijm, Profeſſor der vlamiſchen Literatur an der Hochſchule zu Löwen, Guſtav Verrieſt, Profeſſor der Heilkunde**, Albrecht Rodenbach und Pol de Mont, Studenten ebendort, verſuchten 1878 De Taalen Letterlievend Studentengenootschap zu neuem Leben zu erwecken und in den politiſchen Kampf zu ziehen, wurden aber überſtimmt und hinausgedrängt. Beſonders auch, weil ſie gegen die Biſchöfe ſich erhoben, die in ihren Kollegien und Seminaren die vlamiſche Sprache unterdrückten und die vlamiſchen Studenten verfolgten.

„Das alles aber hindert nicht,“ ſagt Prayon van Zuylen***, „daß ſie — die Genoſſenſchaft — ein Brennpunkt echt vlamiſcher Geſinnung geweſen iſt. Unſerer Sache hat ſie wichtige Dienſte geleiſtet und ihr eine Anzahl Verteidiger zugeführt, darunter viele, die im ſpäteren Leben keine unbedeutende Rolle geſpielt haben.“

Auf die Dauer konnten freilich auch der alte Verein und der neue Davidsfond nicht anders, als ſich an der kirchenpolitiſchen Bewegung zu beteiligen. In ſeiner allgemeinen Verſammlung zu Löwen am 8. Mai 1887 wurde nochmals der Antrag eingebracht, die Biſchöfe im Namen der ſiebentauſend Mitglieder des Vereins zu erſuchen, das Geſetz von 1883 über den Unterricht in der vlamiſchen Sprache in ihren Kollegien und Schulen durchzuführen. Die anweſenden geiſtlichen Mitglieder erhoben dagegen ſtarken Einſpruch, um bei ihren franzöſiſch geſinnten höchſten Vorgeſetzten nicht anzuſtoßen, wurden aber unter großem Lärm überſtimmt.

Wie es mit der Verwelſchung der Schulen, der ſtaatlichen, der biſchöflichen, der privaten beſtellt war, zeigen uns die Verſe des Limburger Dichters J. M. Dautzenberg:

„Wat leert men in Vlaanderens scholen?
Dat Frankrijk heerschte aan Maas en Rijn,
dat Belgenland, om niet te dolen†,
met Frankrijk moet vereenigt zijn
al ware 't maar om den Franschen wijn,
dat leert men in Vlaanderens scholen.“

Trotz allem aber blieben der Verein „Met Tijd en Vlijt“ und der Davidsfond unentwegt im kirchlichen Fahrwaſſer.

* Albrecht Rodenbach I, 21, Hugo Verrieſt, der tapferſte Vorkämpfer der vlamiſchen Bewegung, war ein Schüler von Guido Gezelle und der Lehrer des genialen Albrecht Rodenbach. ** Bruder von Hugo Verrieſt. *** Belgiſche Taalwetten, Sprachgeſetze S. 183. † irren, verblöden.

Leistung wird mit Punkten bewertet. Eine Punkttafel gibt täglich die Veränderungen im Wettkampf an" usw.)

4. Die Elternvereinigung München, gegründet 1907, suchte zunächst Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens zu gewinnen, pflegt aber daneben auch die Fragen der häuslichen Erziehung. Ihr Organ ist „Der Arzt als Erzieher", Verlag von Otto Gmelin, München, der 1917 ein Sonderheft zum 10jährigen Bestehen der Elternvereinigung herausgab.

5. Der Bund für Jugenderziehung, Wien, XVIII, Pötzleinsdorferstraße 88, besitzt eine Bibliothek, die eigene Zeitschrift „Die Frau und Mutter", und veranstaltet Kurse, z. B. über „Vorurteile und Erkenntnisse aus der Kinderstube", „Menschenkenntnis und Erziehungskunst" u. a. Neuerdings fordert der Bund zur Schaffung einer großzügigen Elternvereinigung Wiens auf, die die Stimme der Eltern gegenüber den Schulbehörden und Schülerräten Geltung verschaffen soll.

6. Neuerdings plant der ausgezeichnete Leiter der Hamburger Fichte-Hochschule, P. Emil Engelhardt (Hamburg 22, Beim alten Schützenhof 21) die Gründung von Heimschulen, worin die Mädchen besser als in den jetzigen Pensionaten auf ihren künftigen Frauen- und Mutterberuf vorgebildet werden sollen. Näheres in seiner Schrift „Wohin schicken wir unsere Tochter? Eine Zukunftsfrage deutscher Frauenkultur an denkende Eltern und Töchter", Verlag von F. W. Vogel, Hamburg 33.

Im allgemeinen sei endlich verwiesen auf die klare und knappe Darstellung von A. W. Dix, Brauchen wir Elternschulen? Ein Vorschlag zur Besserung deutscher Jugenderziehung und Förderung deutschen Wesens. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1918.

Dr. A. B.

Ein „Handbuch der deutschen gemeinnützigen Verbände und Vereinigungen"

gibt demnächst der Deutsche Heimatbund heraus. Wie sehr dieses neue Handbuch einem Bedürfnis entspricht, wird jeder ermessen können, der in der gemeinnützigen Arbeit steht, selbst der, der nur gelegentlich in Berührung kommt, es sei nur an unsere Behörden erinnert. Zwar hat der Deutsche Heimatbund, als dessen Hauptaufgabe die kulturelle Sammeltätigkeit und deren unmittelbare Rückleitung im Dienste deutschen Volkstums zu bezeichnen ist, auf diesem Gebiete bereits wertvolles Adressenmaterial, doch bittet er auch auf diesem Wege alle Verbände, die es angeht, und die direkt noch nicht zur Teilnahme aufgefordert wurden, sich mit ihm umgehend in Verbindung zu setzen. Geschäftsstelle: Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 5.—, durch die Postanstalten M 5.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 5.45, Ausland M 5.75. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 90 Pf.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

11. Jahrgang Heft 6 September 1919

Hans Hartmann / Geist!

Vom Geiste aus die Welt bilden! Erst einmal wissen und spüren, ob es Geist gibt, und was er sein könnte! Geist und Verstand, Erkenntnis reinlich scheiden und dann sich hineinlegen in den Strom seiner Fülle, hingerissen werden von einer organischen Welt hinter den Dingen der Natur und des Kausalgesetzes, von ihrem ganz neuen, hereinbrechenden Anblick! Das ist Aufgabe einer Zukunft, einer Gegenwart, die unentrinnbar stündlich Zukunft wird....

Aber was können wir vom Geist erkennen — oder erleben? Muß es bei der träumenden Einfühlung bleiben, bei der stets heißer gesuchten Gewißheit, daß es überhaupt Geist geben möge, bei der unverstandenen, halbbewußten, zerrinnenden Schau eines wesenlosen Geistes?

Merkwürdig, daß die, die am meisten von Geist sprachen, am wenigsten davon zu haben schienen. Von jenen uralten Denkformen an, die wie die altpersische „Geist" in guten und bösen Geist differenzierten und zu eigenen festen Wesen hypostasierten, geriet man auf Abwege. Die Theologen, die in einer Linie von Paulus an die Begriffsbildung beherrschten, waren wie festgenagelt an die Perspektive: hier göttlicher, heiliger, absoluter Geist, dort menschlicher, böser, verkehrter, relativer Geist. Naiv noch mutet es an, wenn im Hebräerevangelium, einer der zahlreichen, nicht wie die vier in die Bibel aufgenommenen Berichterstattungen von Christus, letzterer spricht: „Soeben ergriff mich meine Mutter (!), der heilige Geist an einem meiner Haare und trug mich fort auf den hohen Berg Thabor." Aber bösartig, undurchdringlich, grausam und doch unfruchtbar wird die Konsequenz eines Augustin oder Calvin, die schädigend, hohnlachend, richtend auf all das herabsehen, was aus Menschen an Geist sich ins Licht hinaufringen will, und es mit der dogmatischen Formel: gottlos, also geistlos, vernichten, um ihren Geist

an die Stelle zu ſetzen, den ſie, buchſtabengläubig, mit göttlichem Geiſt verwechſeln.

Das Grauſamſte an dieſer harten und Millionen bändigenden Feſſel von Geiſtperſpektive iſt dies, daß der, der frei werden und denken will, die größte Mühe hat, durch dieſen Urwald zurückzufinden, einmal wieder die Wogen des Geſamtgeiſtes, ungetrennt nach Schemata, über ſich zuſammenſchlagen zu fühlen, und Begriff und Geiſt, wie es im Grunde, im Weltgrunde wohl ſo ſein muß, als Gegenſätze zu empfinden. Bei dieſer Befreiungsarbeit fallen die Wächter der vergangenen Geiſtperſpektive immer wieder aus dem Hinterhalt über die Pioniere her. Ob nun der Theologe Schleiermacher es wagt zu ſagen, daß ſich Geiſt im allgemeinen und Gottesgeiſt nicht trennen laſſen, vielmehr einen gemeinſamen Gegner: Sinnlichkeit (im weiteſten Sinne) haben; oder ob der philoſophiſche Idealismus die Souveränität des einen Geiſtes über die geſamte Welt behauptet im Sinne des Schillerſchen: es iſt der Geiſt, der ſich den Körper ſchafft — immer wird ihnen eine falſche Grundhaltung, eine ungenügende Perſpektive gegenüber dem Problem des Geiſtes vorgeworfen. Und die Gefahr, Geiſt mit Leben zu verwechſeln, mit dem Daſein, ſo wie es iſt, unkorrigierbar, ſelbſtſüchtig, wogend, überhaupt, ſei, ſo ſagt man, dadurch unvermeidlich.

Iſt dem ſo? Wir prüfen. Und wir formen unſere Gedanken in folgende Geſtalten: Die Unmöglichkeit eines philoſophiſchen Geiſtbegriffes. Die möglichen Geiſterlebniſſe. Geiſt als Glaube und Gegenwart.

Wir wiederholen nicht das tauſendmal Geſagte. Wir ziehen lieber ein Fazit. Nennt man die Summe aller geiſtigen Erſcheinungen, aller Gefühle, die einmal eine Menſchenſeele durchglühten, aller Ziele, die begeiſterten, aller Symphonien, Bücher und ſo fort ins Unendliche: Geiſt, ſo gibt das doch noch keinen Geiſtbegriff, von dem aus man die Welt konſtruieren, ſozuſagen archimediſch aus den Angeln heben könnte. Denn ein mathematik-ähnlicher Unendlichkeitsbegriff läßt ſich hier nicht anwenden, um in noch ſo feinſten Operationen ein Wirkliches zu faſſen. Was da herauskommt, iſt Summierung, eine Alpenkette mit Gipfeln, ein Meer, aus dem Schären und Riffe ſich geſtalten, aber nicht Leitgedanken, Weltſinne, die ſchließlich in einem höchſten Begriff münden. Und dies alles, ganz abgeſehen von den Schwierigkeiten, die eine reinliche Scheidung dieſes geiſtigen Kosmos von dem Kosmos der Natur und Kauſalität bereitet. Denn das Richtige an der Perſpektive des hiſtoriſchen Materialismus würde unanwendbar werden, und jenes eigentümliche Fluktuieren zwiſchen Vererbung und Genie, alſo Natur und Geiſt — man ahne Beethoven! — müßte auseinandergepreßt werden in eine Welt des Geiſtes und eine andere, entgegengeſetzte. Meint man aber, es genüge, einen vorausgeſetzten Geiſt als Begriff feſtzuſtellen und dann von der Möglich-

keit ſeiner Verbindung mit anderem Kosmos zu ſprechen, ſie zu „unterſuchen", ſo überſieht man den Rückfall in die Scholaſtik, den man da begeht, mit der man zwar alles machen kann, mit der aber auch alles leer — erlebnisunfähig — wird.

Es bleibt dann nur etwas, was man zur Not als Richtungsbegriff bezeichnen könnte. Ausgehend vom Geſamterlebnis ſcheiden ſich die Elemente, und wir gewinnen zwei oder mehrere Ausblicke, in den unendlichen Kosmos des Geiſtes und den der Natur, oder außer dieſen — wenn man ſehr tiefgründig ſein möchte, noch einen in das Urphänomen des Lebens überhaupt. Solche Richtungsbegriffe ſind aber kaum mehr als Tautologien, man kann mit ihnen nicht fruchtbar forſchen oder neue Reiche des Seins erobern; ſie ſind weniger wert als Leitbegriffe wie Gerechtigkeit oder Erkenntnis, ſie deuten nur an, aber ſie führen nicht. Auch haben ſolche Richtungsbegriffe nur dann Bedeutung, wenn ſie ſich zu Zielen, zu Verwirklichungen ſtrecken können. Eine gerechtere Menſchheit iſt denkbar und erſtrebbar, aber eine geiſtigere Menſchheit würde — nach dem bisher angenommenen Aſpekt von Geiſt — nur eine Fläche ſein, auf der ſich eine Unmaſſe von geiſtigen Gütern und Erſcheinungen aufhäufte. Das, was wir notwendig mit dem Geiſt verbunden fühlen, die Intenſivierung auf das Perſönliche, das Geiſterlebnis, fehlte, und damit das Entſcheidende.

Ehe wir aber dieſer Linie des Geiſterlebniſſes nachgehen, begegnet uns zunächſt noch eine Möglichkeit. Könnte Geiſt nicht ein Konzentrationsbegriff ſein? Ich gehe dabei aus von dem Begriff der Perſon oder der Seele, wie man ihn vielfach verſucht hat. Man ordnet alle Elemente des Seeliſchen in ein Organiſches zuſammen, das freilich auch als Ganzes, als Weſen, wächſt und ſich wandelt und abnimmt. Aber man hat doch — um hier einmal den oft ſchiefen Vergleich vom Sonnenſyſtem zu nehmen — beſtimmte Tendenzen, Pole, Bahnen, Leuchtmöglichkeiten und gegenſeitige Verhältniſſe dieſer Seelenelemente (mit letzterem ſind gemeint Anziehungen, Gruppenbildungen, Reaktionen überhaupt), man hat beſtimmte Dauern, Perioden, Erſtarrungen ſeeliſcher Erlebniſſe; und dieſe machen immerhin einen fruchtbaren Konzentrationsbegriff „Seele" möglich, in dem freilich der Mittelpunkt, das Feſte, was man in der Hand halten möchte, nicht da iſt, der aber doch beſſer iſt (für die Erkenntnis) als ein ins Unendliche ſchweifender Richtungsbegriff.

Aber läßt ſich derartiges auf den Geiſt anwenden? Wir ſehen natürlich gänzlich ab von dogmatiſchen (auch theoſophiſchen?) fertigen Geiſtbegriffen, die mit Willkür umſchreiben, „begriffsbeſtimmen", und dazu noch den heiligen von dem profanen Geiſt ſcheiden können. Dann bliebe die Möglichkeit, hinter der geiſtigen Konſtellation das Geheimnis des konzentrativ geſuchten Geiſtes zu vermuten, den Aufbau, die Struk-

tur, den geahnten und erſchließbaren Mittelpunkt „des“ Geiſtes. Aber welche geiſtige Konſtellation kann gemeint ſein? Führt nicht hier nur notwendige Skepſis tiefer? Denken wir an die geiſtige Konſtellation eines einzelnen Menſchen, und ſei es Plato, Goethe, Nietzſche — ſo ſpüren wir ſofort: wir haben hier einen Geiſt von uns, aber nicht den geſuchten Geiſt, denn das alles ſind doch ſich ſchneidende Kreiſe, oder, um im Bilde zu bleiben, teilweiſe zuſammenfallende Sonnenſyſteme, ſowohl was die geiſtigen Inhalte, die Gedanken, Vorſtellungen, Konzeptionen — die Pigmente — als was die Formen der Anſchauungen, das Weſen der geiſtigen Einfühlung, jene eigentümliche, einmalige Art des geiſtigen inneren Aufbaues — alſo die Schwingungen — betrifft.

So käme der Geiſt von Gruppen, oder ſagen wir gleich, da hier notwendig dieſelbe Einſeitigkeit entſteht, von Völkern in Betracht. Die Konſtellation des deutſchen, des engliſchen, des mongoliſchen Geiſtes! Aber läßt ſich dieſe wirklich feſtſtellen? Das heißt, läßt ſich mehr feſtſtellen als die wenigen plaſtiſcheren Gebilde, die ſich wie ſcheinbar ſtilleſtehende und doch verfließende Wolken vom Abendhimmel, ſo von einer Volksſeele abheben, wie die kosmopolitiſche Syntheſenfähigkeit des deutſchen Geiſtes oder die vereinfachende, vergröbernde Schauweiſe des engliſchen, die im einzelnen Moment verfließende Art des japaniſchen Geiſtes? Man braucht die Dinge nur einmal in dieſer Weiſe plaſtiſch zu ſehen, um zu wiſſen, daß ſich aus dem unendlich tief verborgenen, unbegreiflichen, unbegrifflichen Weſen der Kulturen nicht mehr herausheben läßt als einzelne nach Geſtalt ringende Kräfte, als weniges nach dem Typiſchen Strebende, das doch ſtets wieder neu aus dem unfaßlichen Urgrunde geſpeiſt wird.

Dasſelbe kann man nun angeſichts der Geſamtmenſchheit wiederholen; aber hier liegt noch weniger abgeſchloſſenes „Material“ vor uns, wie man es immerhin bei den verfloſſenen und den verſchiedenen gegenwärtigen Kulturen vorfindet, zu welch letzteren die ruſſiſche und die zukünftig-mongoliſche nicht zu rechnen iſt. (Darum kann auch jetzt noch keiner ſagen, was Ruſſentum iſt.) Über den „Menſchheitsgeiſt“ hinausgehen, das führt in die Aſtrologie, und ſo haben wir gefunden, daß auf dem Wege verſtandesmäßiger Forſchung das Weſen des Geiſtes nicht erkannt werden kann. Es tritt ganz deutlich der tiefgehende Unterſchied zwiſchen Seele und Geiſt hervor. Bei der Seele iſt jener in der Konſtellation ſich erſchöpfende Konzentrationsbegriff für den Einzelnen und wohl auch für das Volk eine mögliche Aufgabe. Geiſt dagegen empfindet man als etwas Allgemeines, dem man ſich hingeben kann, das einen oder alle treibt, während die Seele morphologiſch etwas Feſtes, Abgegrenztes, wenn auch Wachſendes und Werdendes iſt. So ſind Seele und Geiſt keineswegs, wie es die naive, freilich ſchon von den großen deutſchen Idealiſten im Grunde überwundene

Psychologie will, zwei gleichartige und vergleichbare „Reiche", sondern ganz verschieden, insofern bei der Seele eine philosophische Begriffsbestimmung möglich ist, beim Geiste nicht.

So bleibt uns nur der Weg des Geisterlebnisses übrig. Das Motto ist das Wort aus dem Johannesevangelium: Der Geist weht, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. Wir sind eine Harfe, auf der „Geist", aus Unendlichkeiten sich sammelnd und in anderen Unendlichkeiten verschwebend, schicksalshaft zu spielen beginnt, manchmal voll und heiß, manchmal zagend und weh. Unbegrifflich, jenseits aller Antinomien unseres erkennenden und vernehmenden Verstandes will sich Geist in uns gestalten und kommt doch nie damit zu Rande, weil die eine oder andere Saite plötzlich reißt und dem Akkord ein Ton fehlt — bis schließlich wohl alle zerspringen und der ganze Akkord abbricht.

Wie symbolisiert sich in uns aber das Geisterlebnis? Es ist das zugleich eine Frage der Religionspsychologie und des tiefgreifenden, antinomienhaften Denkens, das wirklich auf das Eigentliche, nicht durch Begriffe Vergewaltigte oder Zerstörte in uns zurückgreift.

Wir erinnern uns einer alten vielsagenden Vorstellung. Geist als Feuer, ganz gleich in welcher speziellen Gestalt: das muß aus einem Urerlebnis der Menschen stammen. Und zwar Geist nicht als verzehrendes, sondern als läuterndes und erleuchtendes Feuer. Was ist uns davon noch erlebbar, uns, die wir Kinder eines späten, gefühls- und intuitionsarmen Zeitalters sind? Doch wohl dies, daß ein unbezwingliches Gefühl der Verantwortung vor uns selbst uns bewegt, ja oft hart anfaßt, packt. Wo Sehnsucht nach Läuterung irgendwelche tatsächliche Erfüllung findet, wie wenn eine stille Wolke in eine Windregion gerät und da zu mächtiger Entwicklung fortgetrieben wird, da spüren wir Geist. Unsere synthetische Geschichtsbetrachtung sagt uns, daß im Grunde alle Erlebenden eines Pfingsten und seiner feurigen Zungen auch nichts anderes hatten — nur anders eingekleidet — als wir mit unserem Geisterlebnis der Verantwortung und Läuterung.

Zwei Fragen dürften sich bei diesem Erlebnis, das an sich nicht weiter analysierbar ist, ohne in ratloses Psychologisieren zu verfallen, erheben. Wird der Geist hier als etwas anderes als wir, als etwas an sich Vorhandenes erlebt (wie die „Windregion") oder läßt sich darüber nichts sagen? Wenn wir von der schöpferischen Synthese des betrachtenden Denkens ausgehen (und diese Ader des Kantischen Denkbergwerks hat sich als ergibig erwiesen), so bleibt allerdings nur die richtungsmäßig-genetische Analysis, und alles Ontologische und Dogmatische wird unmöglich; denn sonst sind wir wieder im Schema: hier ist Gott

(was iſt das?), da iſt der Menſch (was iſt das?) und Gott erlöſt den Menſchen. Dann aber wird wieder mit Vorausſetzungen und erlebnisfremden Begriffen gearbeitet. Es bleibt alſo — nicht der Richtungsbegriff (denn den erkannten wir für den Geiſt als unfruchtbar und „was fruchtbar iſt, allein iſt wahr"), ſondern die Analyſis in dem Sinne: aus dem Erlebnis heraus wird uns dieſe Kraft der Bewegung zur Verantwortung ſtets neu etwas „anderes", eine „Windregion", die uns ergreift. Sobald wir aber verſuchen, dieſes andere zu faſſen und klar- und feſtſtellen zu wollen, erſtarrt es und ſtirbt es ab. Nur wenn es eben friſch geſpeiſt iſt aus der Quelle des Verantwortungserlebniſſes, wenn es wie Antäus aus der Erdhaftigkeit der Berührung mit dem Menſchen Weſen und Kraft gewinnt, dann wird es, dann iſt es. Damit ſind wir endgültig aus aller Dogmatik der feſten Begriffe und Verhältniſſe heraus — und es iſt dieſe Erkenntnis nur eine reife Frucht der Zeit, wie ſie in ähnlicher Geſtalt und Abſtammung von vielen Bäumen des heutigen Denkens gepflückt wird.

Aber noch eine zweite Frage möchte uns ſtören. Es iſt das muſikaliſche Erlebnis — wie es in den beſten Büchern der Zeit ſeit Schopenhauer als das grundlegende Erlebnis des abendländiſchen und zumal des deutſchen Menſchen erfaßt iſt (Nietzſche; Chamberlain; Bloch: Geiſt der Utopie; Spengler: Untergang des Abendlandes). Läßt ſich das Ungeheure an Weltdeutung, Läuterung, Reifwerden der Seele, was in Bach, Brahms oder vor allem in einem der letzten Beethoven-Werke (ich ſage abſichtlich nicht nur modemäßig: Quartette, trotzdem dieſe den Gipfel der Muſik überhaupt bezeichnen) uns Erlebnis wird, noch als „Geiſt" bezeichnen, oder wird dies nicht vielmehr hier ganz leer? Ich antworte auf die letzte Frage kühn und ſicher mit Nein. Wenn auch, was Geiſt iſt, nicht begrifflich feſtgeſtellt werden kann, ſo heben ſich doch gewiſſe Kennzeichen heraus, die ihn andeuten, Kennzeichen nicht als fertige Gebilde, ſondern als Werdendes, Ringendes nach Geſtaltung, nach Tiefe, nach Welt-Erſchöpfung und Schöpfung. Und das ſpürt „der" deutſche Menſch — wagen wir einmal dieſe Abſtraktion! — in der Muſik am vollendetſten. Warum nicht in der bildenden Kunſt (es ſei denn, daß man ſie ſo deutete wie Simmels „Rembrandt"), darauf einzugehen, wäre ſehr verlockend, würde aber hier zu weit führen. So iſt Muſik Geiſt im ausgeprägteſten Sinne, und es trifft ſich das aus innerer Notwendigkeit mit der Erſcheinung unſerer Kulturwende, daß alle wirklich Geiſtigen mit der Schulphiloſophie und Schuldogmatik jeder Art nichts mehr anzufangen wiſſen. Dieſe hat nichts in die Zukunft Weiſendes, Verwirklichendes wie die Muſik; ohne dies erhält aber jede Potenz des ſogenannten geiſtigen Lebens für uns Heutige einen ſchalen Beigeſchmack.

Diese letzten Bemerkungen führen uns nun in die zweite Gruppe von Geisterlebnissen. Der Faden, der uns mit einer werdenden Zukunft verbindet — wobei wir selbst diesen Faden spinnen und zugleich von ihm gezogen werden — wird für uns zur Tat. Was ist Tat? Ein Geheimnis, und zwar eines der allerdunkelsten und schlimmsten. Aus Zweifeln, Möglichkeiten, wechselnden Perspektiven, aus dem Gefühl, von Dingen und Menschen zurückgestoßen zu sein und doch dann wieder unbezwinglich zu ihnen hingezogen zu werden, besonders zum „Gegner", der ein tiefes, bisher nur scheu und oberflächlich behandeltes Problem birgt* — aus all dem ringt sich etwas, uns unbewußt und doch wieder als unsere eigenste Entscheidung, heraus, und auf einmal steht die Tat da, riesengroß, als Schritt zur Höhe, als etwas, das nicht fehlen durfte, weil es schicksalshaft aus dem Dunkel ins Licht springt. Tat aber nur, wenn sie trotz furchtbarster Enttäuschungen das wirkliche Leben ergreift (und daß die meisten „Taten" das nicht tun, ist das tiefste Leid unserer Zeit), oder wenn sie, als Gedanke und geistige Zeugung, wenigstens die Möglichkeit hat, dies wirkliche Leben der Menschen zu ergreifen und dadurch erst selbst reife Frucht zu werden. So erleben wir die Tat als Geist.

Ich darf einmal ganz persönlich werden. Nach vielem Suchen und Ringen, das freilich unbewußt — deutlich doch stets eine Leitkraft in sich trug, nämlich die Idee: wie begegnet das Volk, die „Masse" dem „Geist"? — stehe ich nun Woche für Woche, fast Tag für Tag vor großen Menschenmassen, vor allem Arbeitern, und soll zu ihnen sprechen vom Geist, von Religion, von der Idee des Sozialismus, von Kulturgütern. Neulich zählten einige gegen 3000 Zuhörer in einer Versammlung, und als ich über ein kulturelles Thema gesprochen hatte, wurde nach längerer Diskussion gegen die eine Stimme eines tapferen orthodoxen Pfarrers folgende Entschließung angenommen (notabene von Leuten, die sich nichts aufschwätzen lassen, zumal ich nicht Parteigenosse war, sondern „nur" konsequenter Sozialist): „Eine von der U. S. P. D. einberufene Versammlung in Wiesdorf-Leverkusen (Farbwerke Bayer) nimmt zu der Frage ‚Staat, Kirche und Schule im neuen Deutschland' folgende Entschließung an: Ebenso wie der Staat eine Revolution erlebt hat, die aber ihre Ziele noch auf keinem Gebiete völlig erreichte, müssen auch die Kirche und die Schule einer vollkommenen Neugestaltung unterzogen, also revolutioniert werden, wenn sie dem Volke wirklich dienen und es nicht beherrschen sollen. Auf Grund einer reineren und geläuterten Anschauung vom Wesen der Verkündigung Christi, die in ihren Idealen des Glaubens und der Liebe aufs engste verwandt ist mit dem Sozialismus, muß die Kirche ganz neue Formen annehmen,

* Ich darf hinweisen auf meinen Aufsatz in der „Christlichen Welt" 1919: „Die neue Gesinnung".

in denen ſie die geiſtigen und ſeeliſchen Bedürfniſſe des geſamten arbeitenden und nicht vom Mammon gefeſſelten Volkes wirklich befriedigen kann. Ebenſo muß die Schule freie Menſchen heranbilden, indem ſie großen Wert auf Geſinnungsunterricht legt." Sind das auch nur Anfänge des Volkserwachens zur Bildung, ſo iſt doch kein Zweifel: hier wird Geiſt Tat, und Tat wird Geiſt. Es iſt das Geiſterlebnis in der Zukunft kündenden Form, der der Tat.

Aber noch eine dritte Möglichkeit taucht hiermit aus dem Dunkel des uns unfaßbaren, unverſtändlichen Geſamtgeiſtes auf. Geiſt ſtrebt nach Gemeinſchaft. Er erreicht ſie nicht immer. Aber wo er ſanftes Säuſeln oder ſicheres, ſattes Behagen der einzelnen, ſogenannten Seele bleibt, da empfinden wir nur ſeine Schwäche. Erſt wo er weiter um ſich greifen und freſſen will, ſpüren wir, daß er Feuer iſt, echter Geiſt. Mag man ihn als Gemeinſamkeit faſſen oder ganz heilig und innerlich, als Liebe — ganz gleich: ſchöpferiſch iſt er nur da, wo er zündet. Und darum muß ſich, emporwachſend aus Verantwortung, das Taterlebnis mit dem Gemeinſchaftserlebnis des Geiſtes vermählen, um erſt wirklich Tat zu ſein, und nicht nur unfruchtbarer Winkel-Verſuch.

Nun faſſen wir zuſammen — der dritte Teil unſeres Aufbaues wird kurz und knapp, weil der bis hierher folgende Leſer von ſelbſt weiß, was kommen muß. Die Formen, Expreſſionen, Verwirklichungen, Betonungen, „Wahrheiten", Symbole des Geiſtes wechſeln und wandeln ſich im Lauf der Zeiten und Kulturen. Das eine Jahrhundert braucht eine andere Art Geiſt als das andere — wobei wir, es iſt eigentlich unnötig zu ſagen, mit Schleiermacher die Trennung von Gottes- und Profangeiſt aufheben, da ſie nur eine Denk- und Seelenbelaſtung iſt. Es iſt wie in der Menſchheitsgeſchichte überhaupt: bald braucht ſie einen Glaubensmenſchen wie Jeſus, bald eine Gruppe von Neugeiſtigen wie die Renaiſſance, bald einen Geſamtbetrachter, der keinem Dogma zum Opfer fällt, wie Goethe. So braucht ſie — ich habe nur die uns zugänglichſten Geiſterlebniſſe genannt — bald den Geiſt betont als inneres Schickſal oder Verantwortung, bald als Aufbruch aus Feſſeln und tötenden Gefilden, alſo als Tat, bald als Menſchheitsfeuer der Liebe.

Wie braucht ſie ihn heute? Wobei wir Wirklichkeitsmenſchen bleiben wollen und nur dann mit einer beſtimmten Antwort herausrücken, wenn wir auch die Dispoſitionen dazu im gegenwärtigen Menſchheitsbewußtſein wirklich vorfinden. Empfänglich, das ſpürten wir, ſind wir heute für die genannten Möglichkeiten, Geiſt zu erleben, alle; ja, mehr als das, wir halten ſie für innerlichſt notwendig. Aber es kommt uns auf die Syntheſe an, oder vielleicht gar auf eine Leit-

Kraft, die auch dieſe Geiſterlebniſſe noch in eine beſtimmte Konſtellation, in einen eigenartigen Kosmos ordnet.

Dieſe Leitkraft iſt heute aus Schickſals Gnaden (oder Ungnaden?) — um die bekannte, tiefſinnige Altenberg-Formel zu verwenden — *der Glaube*. *Das Einteilungsſchema für den Gegenwartsmenſchen*, ganz gleich, ob religiös im engeren Sinne, iſt: *Glaubende und Unglaubende*. Alles Lebenswichtige verteilt ſich danach (wobei nicht vergeſſen ſei, daß *in jedem von uns* ſich der Kampf abſpielt, daß aber doch ſchließlich jeder eine Geſamtrichtung einſchlagen muß): Heller Blick — Haften am Alten und den verroſteten Maßſtäben. Oder: Scharfes Anfaſſen der Wirklichkeit — Sich treiben laſſen von der Welt, wie ſie nun einmal iſt. Oder: Begreifen, Ergreifen ſchickſalshafter Notwendigkeiten wie des Sozialismus und des Geiſtes internationaler Verſtändigung — auf der anderen Seite: „Es bleibt doch alles ſo, wie es iſt: der Menſch, die Wirtſchaft, der Krieg, der Imperialismus.“ Oder: Beſiegen der Enttäuſchung, *Kampf* des Glaubens — andererſeits: Zuſammenbrechen unter der Enttäuſchung. Oder: Ständiges Selbſtgericht der Gedanken, *intellektuelle Redlichkeit* unter heiliger, innerer Verantwortung — auf der anderen Seite: Gedankenſumpf, Unglaube an den klaren Geiſt. Oder: Tat — Untat. Oder: Liebe — Liebeleere.

So iſt die Geſamtperſpektive für unſere Zeit: *Geiſt als Glaube*. So allein wird Maſſe Menſch, Ringen Geiſt, Dumpfheit Sehnſucht nach mehr Geiſt, Gegenwart Zukunft. So allein wird Philoſophie aus Öde und unfruchtbarem, weil ſchaffensſchwachem Pſychologismus *Liebe zum Geiſt*. So allein reift die uns allen zu *tiefſt eingeborene* Sehnſucht, *alles* zu haben, zu erkennen, zu überſchauen (wie ſie Religion und Philoſophie bisher nicht erfüllen konnten) zu einer zwar undogmatiſchen, anti-ontologiſchen, aber darum gerade weſenhaften, *meergleichen*, eben Geiſt deutenden Vollendung. So allein wird *die Menſchheitsreligion*, für deren Verwirklichung ſich in Bern aber ein Bund gegründet hat, aus Phraſe zu Erlebnis, aus Zweifel und Mißglaube zu Glaube, aus Trennung zu Einheit, aus Konventikel zu Größe, aus Begriff zu Geiſt. „Leben“ wollen wir. Und „Leben“ (ſo ſagt Carl Sternheim in „Die deutſche Revolution“) bedeutet die Gewinnung des erſt „Unmöglichen“ durch *Hinſchwung des Geiſtes zu ihm* und ſeine ſchließliche Eroberung durch ihn.

Else Hildebrandt
Ernst Abbe als Volkserzieher

In den letzten Jahrzehnten haben wir die einzelnen sozialpolitischen Gebiete praktisch und theoretisch bis in alle Einzelheiten hinein immer weiter ausgebaut. Davon zeugen unzählige Schriften, die in dieser Zeit erschienen sind, sowie die Tagungen, die wir zur Besprechung sozialpolitischer Fragen einberufen haben. Aber die steigende Behandlung von Problemen der Sozialpolitik scheint merkwürdigerweise eine unerfreuliche Begleiterscheinung zu erzeugen: Es mehren sich die Sachverständigen, die von *außen* her an die Bearbeitung der Fragen herantreten und sie zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung machen, die aber nicht inneres seelisches Bedürfnis zur Lösung des Problems drängt. Und es ist doch gerade die soziale Persönlichkeit, die durch ihr Dasein schlechthin von so unvergleichlicher Bedeutung für die Volkserziehung ist. Männer tun uns wieder not, deren Sein und Wirken uns als Symbol der sozial denkenden und handelnden Menschen gelten darf — ein Mann wie *Ernst Abbe*.

Abbe war ein Mann der sozialen Tat und der sozialen Gesinnung. Die Carl-Zeiß-Stiftung, die er gegründet, und die Satzungen, durch die er den kapitalistischen Betrieb der Zeißwerke umwandelte, sind ein ewiges Denkmal — auch wenn die Formen einst überholt sein werden — seiner sozialen Persönlichkeit.

Durch das Statut wollte er die Arbeit befreien von dem Kapital, das an ihr „unbeteiligt" ist, und so übermittelte er sein ganzes Vermögen der Stiftung, die er zur juristischen Person erhob, und die er dem weimarischen Kultusministerium unterstellte. Er selbst war von nun an nur einer der Leiter der Zeißwerke und behielt sich ein Gehalt zurück, das ihm nach seiner Ansicht für seine Leistung zukam. Die Stiftung bezweckt einerseits die Schaffung eines Angestellten- und Arbeiterrechts der Firma Zeiß und zweitens die Unterstützung der Stadt Jena und der Wissenschaft durch die Jenaer Universität. Durch das Arbeiterrecht hoffte er die sozialen Schäden, die die privatwirtschaftliche Entwicklung der Industrie zu begleiten pflegen, von den Jenaer Unternehmungen abzuwenden. Die Einzelheiten der Fürsorge betreffen die Lohn-, Gehalts- und Pensionsbestimmungen, die Fürsorge für Hinterbliebene und Invalide, die geistige Förderung der Angestellten und die Einführung des Achtstundentages.

Mustergültig waren die wissenschaftlichen Untersuchungen, die Abbe vor Einführung der achtstündigen Arbeitszeit anstellte. Er brachte durch

ſie zum erſten Male ziffernmäßige Belege (auf Grund der Lohnſtatiſtik und auf Grund der Vergleichung des Nutzeffekts der Maſchinen in den letzten vier Wochen vor Einführung und in den erſten vier Wochen nach Einführung des Achtſtundentages) für die Erſcheinung, daß bei der Verkürzung der Arbeitszeit bis zu einem gewiſſen Grade (hier von neun auf acht Stunden) die Arbeitsleiſtung nicht vermindert, ſondern ſogar unter Umſtänden, wie bei den Unterſuchungen in den Zeißwerken, um einen kleinen Betrag erhöht wird. Die Beobachtungen ergaben aber auch fernerhin mit Sicherheit, daß die Verkürzung der Arbeitszeit nicht einen erhöhten Kräfteverbrauch der Arbeiter bedeutet. Er ging dabei von dem Gedanken aus, daß zur Erhaltung einer gleichmäßigen Leiſtungsfähigkeit der Arbeiter Ermüdung und Kräfteverbrauch durchſchnittlich durch den Kräfteerſatz täglich ausgeglichen werden müſſen. Die Ermüdung wird beſtimmt einmal durch die Menge des Arbeitserzeugniſſes, das täglich hergeſtellt wird, ganz unabhängig von der dazu notwendigen Arbeitszeit, zweitens von der Geſchwindigkeit, mit der gearbeitet wird, und drittens von einem Kräfteverbrauch, den Abbe analog dem Vorgang bei Maſchinen „Kraftverbrauch für Leergang“ nennt. Er faßt ſeine Beobachtungen folgendermaßen zuſammen: „Verkürzung der Arbeitszeit muß ſo lange noch Erhöhung der Tagesleiſtung zur Folge haben, als der Gewinn für den täglichen Kräfteerſatz aus der verlängerten Ruhezeit und die Erſparnis für Kraftverbrauch durch den ‚Leergang‘ zuſammen noch größer ſind als der Kraftverbrauch für Beſchleunigung des Arbeitstempos.“

Abbes Lebenserfahrungen gaben wohl zum Teil ſeinen ſozialen Reformen das eigenartige Gepräge. Hat er doch die wirtſchaftlichen Vorgänge, wie er ſelbſt ſagt, immer von zwei Seiten anſehen müſſen: „Einerſeits unter dem Geſichtspunkt des Unternehmers und des Kapitaliſtenintereſſes, andererſeits aber auch vom Standpunkt des Intereſſes der Arbeiter und dann“ — ſo fährt er fort — „habe ich unabhängig von jeder Beeinfluſſung durch äußere Rückſichten aus beiden ein Fazit ziehen können unter dem Geſichtspunkt des öffentlichen Intereſſes und des Gemeinwohls.“ Manche Vorſtellungen aus der Kindheit werden noch im ſpäteren Mannesalter ihren Einfluß auf die Entſtehung des Gedankens der Befreiung der Arbeiterklaſſe ausgeübt haben. Wenn ſein Vater, der kleine Spinnmeiſter, nach 14—16ſtündiger Arbeit, die er ſtehend vollbrachte — er konnte ſich nicht einmal zur Verzehrung des Mittagseſſens ſetzen — nach Hauſe kam, da lernte der Knabe anſchaulich kennen, was für den Arbeiter und ſeine Familie eine überlange Arbeitszeit bedeutet*.

* Abbe ſelbſt erzählt darüber folgendes: „Mein Vater war Spinnmeiſter in Eiſenach; er hat bis Anfang der 30er Jahre jeden Tag, den Gott werden ließ, 14, 15, 16 Stunden bei der Arbeit ſtehen müſſen: 14 Stunden von morgens 5 bis abends 7, bei nor-

In der Realschule, die Abbe durch die Unterstützung des Arbeitgebers seines Vaters besuchte, fand er viele Kameraden, die nicht durch Begabung und Fleiß sich den Platz in der höheren Schule verdient hatten, während von seinen Mitschülern in der Bürgerschule es auch nicht dem Fleißigsten möglich war, zu einer höheren Ausbildung zu gelangen. Da wurde jedenfalls schon in der Kindheit der Grund gelegt zum späteren Lieblingsgedanken Abbes, zur Auslese der Tüchtigen aus niederen Volksschichten.

Abbes Werdegang selbst ist aber gleichzeitig ein Beitrag zur Begabungsforschung und zur Erkenntnis des Weges, den der Begabte zur Erreichung seines Zieles gehen kann. Wir finden einen Mann, der mit hartem Willen still seinen Weg geht und deshalb sogar ohne die Hilfe irgendeiner Organisation zur Förderung der Begabten die Persönlichkeiten, Korporationen und den Staat findet, fast möchte man sagen, ohne Suchen — allein durch den stillen Willen —, die ihn mit materieller Hilfe stützen. Und weiterhin drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß auf das letzthin Entscheidende für den Aufstieg der Einzelbegabung niemals durch noch so vollkommene Methoden der Begabungsforschung hingewiesen werden kann: die Hochbegabten gehen neue und ihnen eigene Wege, die Abbe in die schlichte kleine Zeißsche Werkstatt führten, wo er seine wissenschaftlichen Erfindungen und Methoden auf die Herstellung technischer Erzeugnisse anwendet, die der optischen Technik eine neue und ungeahnte Entwicklung und den Produkten der Zeißwerke ihren Weltruhm sichern sollten.

Auch für die Korrelation der Begabung gibt Abbes Werdegang anschauliches Material, das allerdings keine Beweise liefert für die einseitige Beanlagung Hochbegabter, die sich im allgemeinen schon in der Schule zeigen soll, und auf die heute die Psychologen als feststehende Erscheinung ihre Erörterungen aufbauen: Nicht nur in Mathematik und Naturwissenschaften leistete Abbe schon in der Schule Hervorragendes und Eigenartiges, sondern auch sein Können in den Sprachen ging weit über das durchschnittliche Maß hinaus.

Wir wollen hier nicht bis in alle Einzelheiten Abbe als Sozialreformer betrachten, wofür, wie besonders für seine bahnbrechende und eigenartige Bedeutung als Physiker seine unlängst erschienene Bio-

malem Geschäftsgang; 16 Stunden von morgens 4 bis abends 8 bei gutem Geschäftsgang — und zwar ohne jede Unterbrechung, selbst ohne Mittagspause. Ich selbst habe als Junge zwischen fünf und neun Jahren jeden Tag abwechselnd mit meiner um ein Jahr jüngeren Schwester, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht war und die Mutter den sehr weiten Weg dann lieber selber machte, meinem Vater das Mittagessen gebracht. Und ich bin dabei gestanden, wie mein Vater sein Mittagessen, an eine Maschine gelehnt oder auf eine Kiste gekauert, aus dem Henkeltopf mit aller Hast verzehrte, um mir dann den Topf geleert zurückzugeben und sofort wieder an seine Arbeit zu gehen. (Sozialpolitische Schriften. S. 24.)

graphie von Felix Auerbach* reiches Material bietet, ſondern wir wollen die Züge hervorheben, die uns Abbe als Volkserzieher ſchlechthin zeigen. Durch Auerbachs Lebensbeſchreibung erfährt das Leben und Wirken Abbes eine allſeitige Beleuchtung. Nur gewinnt die Darſtellung durch die ungeheure Fülle von Einzelheiten, die mit philologiſcher Gründlichkeit gebracht werden, allzuſehr die Form eines reichen Moſaikbildes. Die letzte künſtleriſche Kraft der Geſtaltung — allerdings eine ſeltene Begabung — die Abbes Perſönlichkeit in gewaltiger Einheit vor uns hätte erſtehen laſſen, fehlt dem Verfaſſer.

Trotz der Verdienſte Abbes auf ſozialwiſſenſchaftlichen Einzelgebieten ſcheint mir das wertvollſte ſeiner theoretiſchen und praktiſchen ſozialen Arbeit in der erzieheriſchen Kraft ſchlechthin zu liegen, die ſeinem Handeln innewohnte: Dieſer Freigeiſt, der dem offiziellen Chriſtentum, wie es ſich in den chriſtlichen Konfeſſionen offenbart, völlig abgewandt war, er fühlte ſich in wahrhaft chriſtlicher Geſinnung nur als Verwalter ſeiner irdiſchen Güter im Dienſte der Allgemeinheit. Am klarſten geht dieſe Geſinnung aus den „Motiven zum Erbvertrag" hervor, die wir deshalb im Wortlaut folgen laſſen: „Dieſe Erwägung geht aus von der Tatſache, daß der Beſitz, über den ich gegenwärtig verfüge, und der Erwerb, den ich auf Grund beſtehender Verträge in Zukunft erwarten kann, ganz weſentlich nur dadurch zuſtande gekommen ſind, daß es mir und meinen Genoſſen möglich war, die Tätigkeit vieler anderer Perſonen dauernd in unſern Dienſt zu ſtellen und den Ertrag ihrer Arbeit uns zunutze zu machen. Die gegenwärtige Rechtsordnung erklärt auch ſolchen Beſitz bedingungslos für freies Privateigentum des erfolgreichen Unternehmers. Nach meiner perſönlichen Überzeugung aber will er vor einer ſtrengen Sittlichkeitsidee als öffentliches Gut betrachtet und behandelt ſein, ſoweit er hinausgeht über das Maß eines angemeſſenen Lohnes für die perſönliche Tätigkeit. Dieſe Überzeugung, in welcher ich durch die eigene Lebenserfahrung als Unternehmer mehr und mehr beſtärkt worden bin, verpflichtet mich vor meinem Gewiſſen, die Mittel, welche die Gunſt der Umſtände in meine Hand gelegt hat, bei meinen Lebzeiten zu gemeinnütziger Verwendung zu bringen und rechtzeitig Vorkehrung zu treffen, daß auch nach meinem Tode gleiches geſchehe" (Auerbach, S. 328). Der Unternehmer iſt ihm „unbeſchadet des rein privaten Charakters des einzelnen hinſichtlich der Tätigkeit der Klaſſe eine öffentliche Funktion: Verwaltung der nationalen Arbeitskraft in der Wirtſchaftstätigkeit des Volkes" (Sozialpolitiſche Schriften, S. 47). Abbe war nicht Sozialdemokrat. Als 1880 in einer Denkſchrift der Gedanke einer Staatsanſtalt zur Her-

* Felix Auerbach, Ernſt Abbe. Sein Leben, ſein Wirken und ſeine Perſönlichkeit. Fünfter Band der Studien zur Biologie des Genies. Herausgegeben von Wilhelm Oſtwald. Leipzig 1918. Vgl. auch Ernſt Abbe, Sozialpolitiſche Schriften. Jena 1906.

stellung von Gläsern für wissenschaftliche Zwecke angeregt wurde, sprach er sich entschieden gegen diesen Vorschlag aus und trat für einen Privatbetrieb mit staatlicher Unterstützung ein. Der Sieg Abbes in dieser Sache hatte die Eröffnung der Schottschen Glaswerke in Jena zur Folge. Seine politischen Ideale glaubte er am besten in der damaligen freisinnigen Volkspartei vertreten, an die er sich auch darum anschloß.

Daß Abbe indessen von sozialistischen Schriften beeinflußt wurde, scheint außer Zweifel. Wir wissen allerdings durch Auerbach nur, daß er, angeregt durch seinen Freund Dohrn, 1866 Marx' Kapital studierte, wovon er damals als Sechsundzwanzigjähriger bis ins tiefste erregt wurde. Er scheint dann auch weiter in die sozialistische Literatur eingedrungen zu sein.

Für Abbe, der sich überall für die politische Freiheit und Mündigkeit des deutschen Volkes einsetzte, war es selbstverständlich, daß er auch für die Rechte der Sozialdemokratie, wo sie ihm begründet schienen, eintrat. So ließ er trotz heftigen Widerspruchs von verschiedenen Seiten sozialdemokratische Blätter in der Lesehalle des von ihm ins Leben gerufenen Volkshauses auflegen. Er war auch viel zu weitblickend, um nicht zu wissen, daß man durch Bevormundung die Verbreitung von Ansichten nicht hindern kann. Auch in einem Wahlstreit kämpfte er in Wort und Schrift für den Sieg eines Sozialdemokraten, der gegen einen rechtsstehenden Nationalliberalen aufgestellt war, der mit dem Bund der Landwirte in enger Verbindung stand. In einem Vortrag, den er 1900 in einer öffentlichen Volksversammlung hielt, wandte er sich gegen die rechtswidrige Beschränkung der Versammlungsfreiheit im Großherzogtum Sachsen, die sich gegen die Sozialdemokratie richtete, unter dem Thema „Rechtsstaat oder Polizeistaat".

Ganz sozialistisch mutet indessen ein Vorschlag an, den er 1894 in bezug auf die Reform des Steuersystems machte. Fußend auf dem Gedanken, daß die menschliche Arbeit allein Werte erzeugt, die vorher noch nicht da waren (Sozialpolitische Schriften, S. 10), wollte er durch eine Vermögenssteuer in der vollen Höhe des Arbeits- und risikofreien Zinsbetrages das reine zinstragende Kapital beseitigen. Daneben forderte er die Beseitigung aller indirekten Steuern, und auch die direkten Steuern auf das Arbeitseinkommen wollte er aufgehoben wissen. Daß diese Ausführungen nicht den Beifall der Parteifreunde fanden, läßt sich denken.

Wie Abbe die sozialpolitischen Probleme nicht vom privatwirtschaftlichen Standpunkt der Betriebsökonomie aus betrachtete, sondern ihre Lösung vom menschen ökonomischen Gesichtspunkt heraus versuchte, so betonte er auch bei dem Problem des Aufstiegs der Begabten das Interesse der sozialen Gesamtheit. Sie muß fordern, daß die Fähig-

keiten, die im Volke ruhen, zum Zwecke einer reicheren Produktivität der Geſellſchaft nutzbar gemacht werden. Er dachte mit Stiftungsmitteln Söhnen des Arbeiterſtandes den Weg zu höherer Bildung zu eröffnen. Jeden Gedanken der Wohltätigkeit wies er dabei weit von ſich. Er fühlte ſich auch hier wieder als ein Berufener und zwar als einer, der berufen iſt, auf dem Wege der Volksbildung dem Gemeinweſen höhere Entwicklungsmöglichkeiten zu ſchaffen. Und ſo klar erkannte er die Problemſtellung, daß er nicht nur die ſogenannten guten Schüler, die intellektuell Begabten zu höherer Ausbildung heranziehen wollte, ſondern auch die Talentvollen, die Phantaſie- und Willensbegabten, die, wie er ſich in den 1895 niedergeſchriebenen, für den urſprünglichen Stiftungsentwurf beſtimmten Paragraphen ausdrückte, „deutliche Anzeigen beſonderer geiſtiger Kraft oder ungewöhnlichen Talents erkennen laſſen". Mit intuitivem Blick bezeichnet er alſo gerade diejenigen jungen Menſchen als unterſtützungswert in ihrem Streben, die aller Vorausſicht nach auf irgendeinem Gebiet im ſpäteren Leben Schöpferiſches leiſten werden, nicht aber die Streber und „Nurarbeiter". Bei dieſer Ausleſe lag ihm ſelbſtverſtändlich der Geſichtspunkt des kapitaliſtiſchen Unternehmers, der Lehrlingsſchulen gründet und Arbeiterſöhne unterſtützt, um ſich für ſeinen Betrieb eine neue Generation tüchtiger Berufsarbeiter zu ſichern, wie es der Arbeitgeber ſeines eigenen Vaters getan hatte, völlig fern, ſondern ausdrücklich betont er die „freie Berufswahl ohne Gegenverpflichtung". So ſehr glaubte er, nur das Geſamtwohl allein berückſichtigen zu dürfen, daß er bei der Behandlung dieſer Probleme die Frage nach dem Glück des Einzelnen für unangebracht hielt.

Als Nebenwirkung erhoffte er von dem Aufſtieg der Glieder unterer Volksſchichten ein allmähliches Schwinden der Klaſſengegenſätze.

Merkwürdigerweiſe hat Abbe bei der endgültigen Faſſung des Statuts der Karl-Zeiß-Stiftung auf die Aufnahme dieſes Abſchnittes verzichtet. Er hat ſich, wie Czapski, ſein Freund und Mitarbeiter, ſein wahrer Geſinnungsgenoſſe, der Herausgeber ſeiner ſozialpolitiſchen Schriften, geltend macht, von ſeinen Freunden überzeugen laſſen, daß die |Organe der Carl-Zeiß-Stiftung ſich nicht für die praktiſche Ausführbarkeit ſeiner Pläne eignen. Mit geringen Mitteln konnte hier nur einzelnen geholfen werden, aber mit hoher Genugtuung würde es Abbe erfüllen, zu ſehen, wie heute der Staat die Verpflichtung fühlt, die Löſung des Problems in Angriff zu nehmen.

Nach ſeinem Tode haben ſeine Freunde als in ſeinem Sinn gelegen durch freiwillige Beiträge die Ernſt-Abbe-Stiftung zur Verwirklichung ſeiner Volksbildungspläne begründet. (Ernſt Abbe, Sozialpolitiſche Schriften. Jena 1906. S. 56 f.)

Aber wenn Abbe auch auf die Verwirklichung ſeiner Bildungspläne

durch Aufstellung von Satzungen verzichtete, so setzte er sich selbst überall für die Förderung der Bildung seiner Arbeiter ein. Und daß diese Förderung auch wirklich eine Begabungsauslese war, dafür bürgten zwei persönliche Anlagen Abbes, von denen mir Beamte, die noch unter ihm selbst arbeiteten, erzählten. Einmal hatte er den intuitiven Blick des Menschenkenners, der allein die unbedingt richtige Auswahl verbürgt und deshalb auch heute noch die Anwendung von psychologischen Methoden überflüssig macht, und zweitens unterhielt er auch zu vielen seiner Arbeiter persönliche Beziehungen.

Seine Menschenkenntnis bewährte sich auch bei der Auswahl seiner Mitarbeiter, insbesondere Czapskis, der mit seiner feinen Seele in Wahrheit Abbes Jünger wurde. In seiner Antwort auf die Anfrage Czapskis — er kannte ihn damals noch nicht persönlich — ob er sich dem Tätigkeitsfeld Abbes widmen sollte, zeigt sich ein derart liebevolles Eingehen auf die Fragen des zukünftigen Mitarbeiters, daß sein Brief ein Musterbild von Berufsberatung darstellt und deshalb hier zum Teil im Wortlaut wiedergegeben werden soll:

„Ich habe keinerlei Veranlassung, Ihnen von Ihrem Vorhaben abzuraten. Ich halte es vielmehr für dringend wünschenswert, daß dem fraglichen Arbeitsfeld ... mehr Kräfte als bisher sich zuwenden. An Aufgaben ist auf diesem Felde kein Mangel. Es gibt aber zurzeit sehr wenig Leute, die einerseits eine genügend breite wissenschaftliche Vorbildung besitzen und zugleich andererseits weit genug mit dem Detail des Gebietes sich vertraut gemacht und die erforderliche Fühlung mit der Praxis gewonnen haben, um die wissenschaftlichen Hilfsmittel mit Erfolg für die Förderung der konkreten Aufgaben fruchtbar machen zu können. — Auch die Aussichten in betreff des äußeren Fortkommens scheinen mir für einen tüchtigen Mann ... durchaus nicht ungünstig zu sein. Natürlich gibt es hier keine so gesicherte Versorgung, wie sie etwa das Lehrfach schließlich jedem darbietet, wenn er sich nicht gerade grobe Vernachlässigung seiner Pflichten zuschulden kommen läßt oder allzuwenig Fügsamkeit gegen die hohen Vorgesetzten an den Tag legt. Man ist hier ganz auf eigene Füße gestellt — darauf angewiesen, seine Leistungsfähigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu verwerten, wie und wo sich eben eine günstige Gelegenheit bietet. Dafür hat man den Vorteil, keine Vorgesetzten zu besitzen, und die größere Freiheit und Selbständigkeit in der Betätigung seiner Kräfte und in der Verfolgung der selbstgesteckten Ziele — ... Zweierlei gehört allerdings dazu: erstens, daß der Betreffende selbständig arbeiten, sich selbst Aufgaben stellen und die Hilfsmittel für ihre Bearbeitung sich selbst zurechtmachen könne. Mit überlieferten Regungen und Anweisungen ist nicht weit zu kommen, die Aufgaben sind zu mannigfaltig und werden fortwährend andere. Zweitens: eine lebendige Fühlung mit der

Praxis, die natürlich nur in einer längeren Erfahrung erworben werden kann. Man muß wiſſen, welche Mittel die Technik zur Verfügung hat, um das zu erreichen, was die Theorie als möglich erweiſt; was man der Technik zutrauen kann und was nicht." (Auerbach S. 264/65.)

Der Profeſſor der theoretiſchen Phyſik und angewandten Optik, der als Wiſſenſchaftler völlig neue Wege ging, der bahnbrechende Erfinder, der Gründer der gewaltigen Zeißwerke und der Mitbegründer der Schottſchen Glaswerke, der Sozialreformer, der die kapitaliſtiſche Betriebsorganiſation ſeines Werkes umwandelte, der ſozialliberale Politiker, der ſich überall für die Bekämpfung von Vorurteilen einſetzte, der die Monopolrechte der Beſitzenden durch Steuern beſchneiden wollte, dieſer Mann fand neben ſeiner Arbeit Zeit für die Schlichtung der Seelennöte der geringſten ſeiner Arbeiter, ja, war bereit zur Hilfe für völlig Fremde.

Einer ſeiner Werkmeiſter ſprach mir voll innerer Wärme davon, wie jedem der Zutritt zu Abbe ſelbſt möglich war. Auerbach erzählt, das Vertrauen auf ſeine Rechtlichkeit wäre ſo groß geweſen, daß man eine n Schiedsſprüchen,die man in Vermögensſtreitigkeiten, Eheirrungen und Familienzwiſtigkeiten erbat, ſich willig unterwarf. Wie er aber nicht nur als Außenſtehender dieſe Kämpfe ſich vortragen ließ, ſondern in tiefſter Seele mit dem Kämpfenden litt, dafür gibt Auerbach ein ergreifendes Beiſpiel: Nur ein beſonders weittragendes Ereignis konnte Abbe vom Fernbleiben von den geſelligen Sonnabendabenden beſtimmen, denen er ſonſt regelmäßig beizuwohnen pflegte. An einem dieſer Nachmittage war ein Mechaniker bei ihm geweſen, der ihm ein von ihm erfundenes perpetuum mobile vorführte. Nachdem Abbe ihm auseinandergeſetzt hatte, daß eine ſolche Erfindung eine Unmöglichkeit ſei, brach der Mechaniker zuſammen, denn er hatte ſeine ganzen Erſparniſſe für die Verwirklichung der Idee geopfert. Abbe litt unter der Verzweiflung des ihm fremden Mannes ſo ſehr, daß er an dieſem Abend dem Freundeskreis fernblieb. Hier wird uns an einem Beiſpiel offenbar, daß in dieſem willensſtarken Mann, deſſen Leben durch Taten ausgefüllt war, eine zarte Seele ſchlummerte. Und wir ſpüren, daß trotz des Rationalismus, von dem Abbe erfüllt war, ſeine ſoziale Tat nicht eigentlich aus dem Intellekt, ſondern aus der Seele hervorbrach. Und gerne wüßten wir etwas mehr von der Seele dieſes Mannes, deſſen äußeres Leben durch Jahre hindurch in gleichen Bahnen dahinfloß. Mag ſein, daß unſer Wunſch unerfüllbar iſt, denn gar ſpärlich ſind die Zeugniſſe innerer Offenbarungen im reifen Mannesalter uns überliefert. Gegen Frau und Töchter war er der liebevolle Gatte und Vater, aber wohl nicht ſehr aufgeſchloſſen. Perſönliche Briefe ſchrieb Abbe in reiferen Jahren kaum, und ſein Freund und Jünger Czapski, ſein eigentlicher geiſtiger Erbe, iſt kurz nach ſeinem Tode verſchieden —

eine letzte Tragik im Schicksal Abbes. Die Aufzeichnungen seines Freundes Dohrn, des Gründers der zoologischen Station in Neapel, der wie Abbe eigene Wege in der Wissenschaft ging, benutzt Auerbach nur an wenigen Stellen. Und so ist es auch nach Abbes Tode bis zu einem gewissen Grade so geblieben, wie er es zu seinen Lebzeiten wünschte: seine Persönlichkeit sollte immer und überall hinter der Sache, der Tat zurückstehen.

Und gerade diesen Zug dürfen wir nicht unerwähnt lassen, wenn sich uns Abbe als Typus der sozialen Persönlichkeit voll gestalten soll. Ist uns doch als Symbol dieser Handlungsweise für alle Zeiten ein Wahrzeichen überliefert: der Stiftung, deren Gestaltung aus Abbes innerstem Kampf erwachsen ist, und deren Satzung in Wahrheit mit seinem Herzblut geschrieben wurde, gab er nicht seinen eigenen Namen, sondern den des schlichten Mannes, der ihm zuerst die wissenschaftlich-praktische Arbeit ermöglicht und durch sein treues Beharren sichergestellt hat: Carl Zeiß.

Jede Einzelheit im Aufbau der Zeiß-Werke trug den Stempel der persönlichen Arbeit Abbes. Wie kann es da wundernehmen, daß mit seinem Tode gerade das Fehlen seiner persönlichen Wirksamkeit sich geltend machte. Diese Entwicklung aber sah er als Kind einer rationalistischen Zeit nicht voraus. Er glaubte, durch Statuten einen Geist lebendig erhalten zu können, ohne zu bedenken, daß dieser Geist erst den Satzungen Kraft und Wirkung einhaucht, und daß der Geist ein persönlicher ist, der also eines lebendigen Trägers bedarf. Der Geist ist es auch, der die Satzungen nicht erstarren läßt, und durch den ihnen mit der Entwicklung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens immer neues Leben einströmt. Die Beamten und Arbeiter aber waren in der Gesamtheit noch nicht derart die Jünger seines Geistes geworden, daß sie die Träger seines Geistes werden konnten.

Auch heute noch gibt es unter den Werktätigen und den übrigen Beamten der Firma Zeiß eine kleine Schar Mitarbeiter, die Abbes schlichtes und geniales Wirken in ihrer Erinnerung bewahrt haben, und die auch heute noch sein Geist bei der Arbeit begleitet. Wem einer dieser Männer in einer stillen Stunde mit leuchtenden Augen von dem Wesen dieses Mannes erzählt hat, der behält die Offenbarung solcher Stunde voll Dankbarkeit in Erinnerung.

Abbes Wirken sollte nicht nur eine kleine Schar von Gebildeten erfassen, seine Gestalt sollte im Volke lebendig werden. Denn Abbe ist Volkserzieher im wahrsten Sinne des Wortes. War doch sein wissenschaftliches, soziales und politisches Wirken getragen von der sittlichen Idee einer übergeordneten Einheit, der Idee einer reinen Gemeinschaft.

Karl Walter
Der gerechte Preis der Arbeit

Eine der beſtgehaßten Erſcheinungen des heutigen Wirtſchaftslebens, vielleicht die beſtgehaßte, iſt der Truſt. Vorſchläge zur Abſtellung der durch ihn hervorgerufenen Mißſtände gehen ſowohl von proletariſcher Seite, da nämlich die von den Proletariern gewollte Verſtaatlichung der Betriebe natürlich auch die Truſts, ja ſogar die Truſts in erſter Linie ergreifen ſoll, als auch von bürgerlicher Seite aus.

Der Marxismus oder Staatsſozialismus gehört zu einer Gruppe von Syſtemen, deren Gedankengang man als deduktiv bezeichnen kann. Das deduktive Verfahren beſteht hier darin, irgendein Zukunftsſyſtem aufzuſtellen und dann ableitend, deduzierend zu beweiſen, daß die Fehler des alten Syſtems dem neuen nicht anhaften; ein ſolches Syſtem kann aber ſeine eigenen oder, wie der Marxismus beweiſt, ſogar die alten Fehler in neuer Form haben. Der Marxismus iſt einem Spiel vergleichbar, in dem die Rolle des Nichtſäenden und doch Erntenden, die im alten Spiel vom Kapitaliſten geſpielt wurde, theoretiſch nicht mehr vorkommen ſoll, in der Praxis aber die Hauptrolle wird, diesmal allerdings nicht vom Kapitaliſten, ſondern zur Abwechſlung von dem Chor der proletariſchen Arbeitsunwilligen geſpielt.

Die Wahl des Syſtems, die Wahl alſo etwa zwiſchen ſtaatlicher oder privater Sozialiſierung, iſt bei Anwendung des deduktiven Verfahrens naturgemäß willkürlich, ein reines Glücksſpiel, ein Experiment. Sie wird nicht von inneren Gründen beſtimmt, ſondern von der Laune oder von den Reſſentiments des Syſtemerfinders oder von äußeren Zufälligkeiten. Marx wählte die ſtaatliche Sozialiſierung, weil zu ſeiner Zeit der Staat gegenüber dem Tanz der Moleküle der damals im Entwicklungsſtadium der wilden Konkurrenz ſtehenden Volkswirtſchaft als der ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht imponierte. Innere, zwingende Gründe ſprachen nicht für dieſe Wahl. Heute iſt der Staat nichts weniger als ein rocher de bronce. Viel eher könnte man heute eine wirtſchaftliche Kategorie, die ſich inzwiſchen entwickelt hat, ſo bezeichnen, nämlich den Truſt und ſeine Verwandten, Syndikat, Kartell, Konvention. Marx würde heute vielleicht den Zukunftstruſt predigen und nicht den Zukunftsſtaat; es iſt aber das ewig wiederkehrende Schickſal großer Männer, daß ihre Jünger ihr Wort abergläubiſch feſthalten, als ob es der Stein der Weiſen wäre. Woran ſollte ſich der Menſch auch halten, wenn ſchon das Neue, noch Ungeborene von der Zeit überholt wird?

Das induktive Verfahren geht von den Fehlern des alten Systems aus; es sucht diese zu beseitigen, ohne dabei das Kind mit dem Bade auszuschütten. Es will nur die Fehler, nicht aber auch die Vorzüge des alten Systems beseitigen. Diese will es verdoppeln, indem es jene verbessert. Voraussetzung für seine richtige Anwendung ist also vor allem, daß man sich darüber Rechenschaft ablegt, was Fehler ist und was Vorzug. Man hat zum Beispiel gesagt, die Lohnarbeit, ein offensichtlicher Fehler des kapitalistischen Systems, sei eine Folge des Privateigentums an den Produktionsmitteln; folglich sei dies auch ein Fehler; in Wirklichkeit verhält es sich doch aber so, daß einer deswegen Lohnarbeiter ist, weil die Produktionsmittel nicht sein Eigentum sind. Es ist also für den Lohnarbeiter nicht das Privateigentum an den Produktionsmitteln, sondern gerade umgekehrt, daß es ihm fehlt, ein Fehler des kapitalistischen Systems.

Da die Eigenart der modernen Produktionsmittel, der Maschinen, das Eigentum an ihnen einer Vielheit nur in der Form des genossenschaftlichen Besitzes erlaubt, so ist das Ergebnis des induktiven Verfahrens, wenigstens für die mit Maschinen arbeitenden Wirtschaftszweige, allerdings auch Sozialismus; dieser induktive Sozialismus entsteht aber nicht wie der deduktive durch Beseitigung, sondern gerade durch Wiederherstellung des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Er ist weniger Selbstzweck, wie der deduktive Sozialismus, als vielmehr nur ein Mittel zum Zweck, ein durch die Eigenart der Produktionsmittel notwendig gewordenes Mittel. Die induktive Sozialisierung läßt denn auch diejenigen Wirtschaftszweige, in denen sämtliche Produzenten noch Eigentümer ihrer Produktionsmittel sind, so wie sie sind. Der deduktive Sozialismus tut das nicht. Ein Beispiel hierfür bietet die Verstaatlichung der Ärzte, die allerdings besonders begründet wird. Diese Begründung ist ebenso bemerkenswert, wie die Anwendung des Systems auf die Ärzte überhaupt für seinen Charakter als den eines deduktiven Systems bezeichnend ist. Die Verstaatlichung der Ärzte sei notwendig, so wird gesagt, weil die notleidende Proletarierschaft der Unentgeltlichkeit ärztlicher Hilfe bedürfe; nun soll doch aber der deduktive Sozialismus überhaupt die notleidende Menschheit aus ihrer Not erlösen — oder traut man seiner das Volksvermögen gleichmäßiger verteilenden Wirkung nicht so recht? Soll der Proletarier erst durch die Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfe in eine höhere Sphäre gehoben werden?

Auf den ersten Blick hat auch die induktive Sozialisierung ihre „Probleme". Ihr gewichtigstes ist ihr konservatives Verhalten gegenüber dem Trust, in dem die hassenswerteste Ausgeburt des Kapitalismus zu sehen wir uns angewöhnt haben. Ja, sie scheint seine Entwicklung sogar zu begünstigen; denn es liegt auf der Hand, daß selbst da, wo

heute noch keine Truſts beſtehen, ſich ſolche bilden werden, wenn die Betriebe erſt einmal in den Händen der Arbeiter ſind; wenn man ſich dieſe Truſtbildung auch nicht ſo allgemein vorſtellen darf, als ob ſie ein doktrinäres Poſtulat des Syſtems wäre. Nichts liegt dem induktiven Sozialismus ferner als das Doktrinäre. Überdies iſt der Truſt in unſerem Zuſammenhang ſelbſtverſtändlich ein ſehr dehnbarer Begriff, der alle Übergänge von der bloßen Preiskonvention bis zur völligen Verſchmelzung umfaßt. Immerhin bleibt beſtehen, daß der induktive Sozialismus die Truſtbildung, zum mindeſten bis zum Stadium der Preiskonvention, nicht nur duldet, ſondern ſogar entſchieden begünſtigt, ja provoziert. Und das wäre in der Tat ein „Problem" — wenn nämlich der Arbeitertruſt ſeine Preiſe genau ſo diktieren könnte, wie es der kapitaliſtiſche Truſt kann!

Er kann es nicht!

Wenn die Produktionsmittel des Truſts Eigentum ſeiner Arbeiterſchaft ſind, ſo iſt ein Wirtſchaftsſyſtem, das ſich auf ſolchen Truſts aufbaut, nichts weiter als eine Tauſchwirtſchaft, die natürliche und uranfängliche Form aller Wirtſchaft! Wir können uns jeden Arbeitertruſt auf eine Perſon reduziert denken, die, wie jeder Menſch, nicht viel mehr produzieren kann, als ſie zu konſumieren gezwungen iſt. Wollte ein Arbeitertruſt es ſich einfallen laſſen, mit ſeinen Preiſen zu hoch zu gehen, ſo brauchten die anderen Truſts nur zu folgen, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen! Anders der kapitaliſtiſche Truſtbeſitzer, der allerdings die Preiſe diktieren, ſelbſtherrlich diktieren kann; aber nur, weil er das Recht hat, Waren zu verkaufen, die Zehn- und Hunderttauſende anderer Menſchen produziert haben; weil er, im Grunde genommen, ein Aufkäufer iſt, ein Menſch alſo, der das Gleichgewicht des Tauſchſyſtems ſtören muß, weil er zehn- und hunderttauſendmal ſo viel produzieren kann, als er zu konſumieren gezwungen iſt!

Erhellt nun hieraus, daß der Truſt nur ſo lange ein Problem iſt, als er kapitaliſtiſch iſt, und mit der induktiven Sozialiſierung aufhört, ein Problem zu ſein, ſo gewinnen wir in dem „gerechten", nicht mehr der Gefahr des zu billig oder zu teuer Werdens ausgeſetzten Preiſe der Ware und der Arbeit einen Geſichtspunkt für die induktive Sozialiſierung, der höher iſt als der Geſichtspunkt des Klaſſenkampfes. Die Sozialiſierung verliert alles „Parteiiſche", hört auf, Angelegenheit einer einzelnen Klaſſe zu ſein, wenn ſie, als induktive Sozialiſierung gedacht, als notwendig erſcheint, um das durch das kapitaliſtiſche Aufkäuferſyſtem geſtörte Gleichgewicht der Preiſe wiederherzuſtellen, an dem jeder gleichmäßig Intereſſe hat. Einmal durchgeführt, wird ſie niemand mehr rückgängig gemacht wünſchen, und unverſehens ſind wir mit unſerer Betrachtung an einen Punkt gelangt, wo es uns wie dem Wanderer geht, dem ſich plötzlich eine unerwartete Ausſicht öffnet, wo uns ein

tiefes Staunen befällt, jenes tiefe philoſophiſche Erſtaunen über neue grundlegende Erkenntniſſe, die das Volk, das ſich alles mundgerecht und einprägſam machen will, ſo gern in Sprichwortform ausdrückt, diesmal in dann zeitgemäßer Verallgemeinerung eines bekannten Vorbildes etwa ſo vielleicht:

„Hat der Arbeiter Geld,
Hat es auch das ganze Land!"

Wenn der bürgerliche Liberalismus es mit ſeinem Kampfe gegen die „Auswüchſe" des Truſts ehrlich meinte, hätte er die Forderung der induktiven Sozialiſierung längſt auf ſein Programm ſetzen müſſen; er will aber nur den Truſt opfern, um das kapitaliſtiſche Syſtem zu retten. Das geht theoretiſch ſehr gut; denn ſolange die wilde Konkurrenz beſteht, läßt die mit ihr verbundene Unterbietung der Preiſe die in dem Syſtem ſchlummernde Preisdiktatur nicht offenbar werden. Daß die Preiſe dabei wieder in das andere Extrem fallen und zu billig werden, worunter der Arbeiter als Produzent erſt recht leidet, ſtört den Verteidiger des Mancheſterſyſtems nicht. Es darf nur nicht zur Truſtbildung kommen; denn vom kapitaliſtiſchen Truſt zur Vereinigung ſämtlicher Produktionsmittel der Welt in einer Hand iſt es nur ein Schritt, und dann hätte das Wirtſchaftsſyſtem, das doch bisher noch immer den Schein des Charakters einer Tauſchwirtſchaft gewahrt hatte, nicht einmal dieſen Schein mehr; der Schleier wäre weggezogen von einem Syſtem, das von Anfang an nicht mehr auf Tauſch beruhte, ſondern auf Aufkauf, auf Aufkauf nämlich von Ware in Geſtalt von Lohnarbeit!

Nicht viel anders ſteht es mit dem ebenfalls von bürgerlichliberaler Seite als Argument gegen den Truſt und für die Erhaltung der mancheſterlichen Konkurrenz aufgeſtellten Poſtulat der „freien Konkurrenz". In Wirklichkeit ſchafft die hier „freie" genannte wilde Konkurrenz dem Tüchtigen nichts weniger als freie Bahn, da ſie die Bahn nur dem frei gibt, der Geld genug hat, um ein induſtrielles Unternehmen gründen zu können. Wenn die Liberalen es mit ihrem Poſtulat ehrlich meinten, ſo müßten ſie die Demokratiſierung des Truſts verlangen, aber nicht ſeine Auflöſung; davon wollen ſie aber nichts wiſſen, weil die Demokratiſierung den Verkauf des Truſts an die Truſtarbeiterſchaft zur Vorausſetzung hätte; denn betriebsparlamentariſche Rechte ſind wirtſchaftliche Rechte, und wirtſchaftliche Rechte können nur auf Eigentum an Produktionsmitteln oder auf Anteil an ſolchem Eigentum beruhen. Soweit geht die Begeiſterung der Liberalen für die freie Konkurrenz natürlich nicht. Die freie Konkurrenz iſt ihnen nur ſo lange heilig, als darunter die wilde Konkurrenz des kapitaliſtiſchen Syſtems verſtanden wird. Es iſt ſo ähnlich, als ob man in einem abſolu-

tiſtiſch regierten Staat die hier Demokratie genannte freie Konkurrenz dadurch einführen wollte, daß man den Staat zerſchlüge und die Anarchie des Feudalismus wieder aufleben ließe. Die kapitaliſtiſche Konkurrenz iſt ja nichts weiter als wirtſchaftlicher Feudalismus.

Für jedes Syſtem richtig verſtandener Freiheit wirtſchaftlicher Konkurrenz iſt es charakteriſtiſch, daß die Zulaſſung zur Konkurrenz von gewiſſen Bedingungen abhängig gemacht wird, deren Erfüllung jedem möglich iſt. Solche Bedingung iſt nicht Geldbeſitz, ſondern ein Befähigungsnachweis. Dieſer Nachweis wurde im Mittelalter nach Beendigung der Lehr- und Geſellenjahre durch das ſogenannte Meiſterſtück erbracht. Der Geſelle wurde, wenn er als fähig erkannt war, „Meiſter". Im Arbeitertruſt würde der Geſelle nach beſtandener Meiſterprüfung die Erlaubnis zum Erwerb eines Anteils am Beſitz der Produktionsmittel erhalten, mit welchem er dann gleiches Stimm- und gleiches aktives und paſſives Wahlrecht mit den andern erwürbe.

Es gehört zu den Kampfmethoden des liberalen Bürgertums, die „Unreife" der Arbeiterſchaft für die Übernahme der Betriebe dadurch „ſinnfällig" zu demonſtrieren, daß irgendein kleiner Unternehmer eines Tages ſeine Arbeiterſchaft mit dem Anerbieten überfällt, ihr ſeinen Betrieb verkaufen zu wollen. Bezeichnenderweiſe hat noch niemals ein Truſtbeſitzer ſeinen Arbeitern ein ſolches Angebot gemacht. Er weiß nur zu wohl, daß ſie mit beiden Händen zugreifen würden. Wenn die Arbeiterſchaft eines kleinen Betriebes ſeine Übernahme ablehnt, ſo beweiſt das ihre politiſche Klugheit, aber nicht ihre Unreife; denn wenn ſie ſich in ihrem Beſitz nur durch einen mit Preisunterbietung verbundenen Kampf gegen kapitaliſtiſche Konkurrenzbetriebe ſollte behaupten können, ſo würde ſie ſich dem Ideal des gerechten Preiſes nicht nähern, ſondern von ihm entfernen. Der Verkauf der Betriebe an die Arbeiterſchaft müßte natürlich allgemein, wenigſtens gleichmäßig für alle Betriebe eines Wirtſchaftszweiges, erzwungen werden durch Aufhebung der Duldung des Aufkäufertums, wie nach dem tatſächlichen Verlauf, den die Entwicklung der Dinge genommen hat, die lohnwirtſchaftliche Gewerbefreiheit genannt werden kann.

Vor Einführung der Gewerbefreiheit beſtand das Zunftſyſtem. Die Zünfte waren infolge ihres monopolartigen Charakters und der Strenge, mit der ſie über dem „gerechten Preiſe", wie ſie ihn nannten, wachten und jeden Verſuch ihrer Mitglieder, ihn zu unterbieten, beſtraften, im Grunde genommen unkapitaliſtiſche Truſts, wie es denn auch nahe liegt, das Fremdwort Truſt ſeinerſeits in Zunft zu überſetzen, ſobald erſt einmal der Truſt in den Beſitz ſeiner Arbeiterſchaft gelangt iſt. Das mit der Einführung der Gewerbefreiheit aufkommende Aufkäufer- oder kapitaliſtiſche Syſtem hatte zweifellos ſeine hiſtoriſche Aufgabe, nämlich die Einführung der Maſchine in die Volkswirtſchaft; aber

dieſe Aufgabe iſt jetzt, da die Wirtſchaftsform des Truſts gefunden iſt, gelöſt. Die kapitaliſtiſche Epiſode iſt beendet.

Wenn jetzt das geſetzliche Verbot der gewerblichen Lohnarbeit in größeren Betrieben ausgeſprochen werden ſollte, könnten ſich die Liberalen nicht einmal in ihren üblichen Klagen über Übergriffe ſeitens des Staates ergehen. Wer war es denn, der, als die Gewerbefreiheit eingeführt werden ſollte, den Staat gegen die Zünfte zu Hilfe rief? Die Liberalen! Und wer iſt es, der jetzt gegen den Truſt den Staat zu Hilfe ruft? Wiederum die Liberalen!

„Und der Staat abſolut,
Wenn er unſern Willen tut!"

Das heutige Wirtſchaftsſyſtem wird durch die induktive Sozialiſierung noch nicht reſtlos akapitaliſtiſch, wenngleich die Hauptarbeit damit getan iſt.

Ein Wirtſchaftsſyſtem iſt erſt dann akapitaliſtiſch, wenn Geld ohne Zutun ſeines Beſitzers keinen Zins mehr trägt, oder, noch mehr allgemeinverſtändlich geſprochen, wenn der Beſitzer einer größeren Geldſumme nirgends mehr die Möglichkeit findet, das Geld ſo „anzulegen", daß es aus ſich heraus Zins trägt und er als „Rentner" von den Zinſen leben kann. Wenn die Betriebe nicht mehr kapitaliſtiſch ſind, kann das Geld allerdings nicht mehr in Induſtrieaktien angelegt werden, wenigſtens nicht im kapitaliſtiſchen Sinne, alſo in beliebiger Höhe und ohne daß der Anleger mitzuarbeiten brauchte. Der Geldbeſitzer kann aber immer noch Hausbeſitzer werden und vom Mietzins, von der „Bodenrente", wie der Volkswirt ſagt, leben.

Wir ſehen alſo, daß nicht nur das Vergeben von Lohnarbeit, ſondern auch das Vermieten von Wohnungen eine Zinsquelle iſt und Geld zu Kapital macht. Es liegt auf der Hand, daß, wenn für Wohnungen der gerechte Preis gelten ſoll, kein Wohnungſuchender zur Wohnungsmiete gezwungen werden darf. Er muß das Recht haben, die Wohnung, die gerade frei iſt und ihm gefällt, kaufen zu können, wie dieſe Möglichkeit denn in Neuyork für die Stockwerke gewiſſer Wolkenkratzer tatſächlich ſchon heute beſteht. Oder umgekehrt, keiner darf von einem Haus mehr beſitzen als die Wohnung, die er ſelbſt bewohnt, wenigſtens darf er die über ſeinen Bedarf hinausgehenden Wohnungen nicht vermieten können. Das Vermieten möblierter Zimmer gehört nicht hierher; es iſt mehr ein Vermieten von Möbeln. Man wird indeſſen den den Charakter des heutigen Wirtſchaftsſyſtems als eines kapitaliſtiſchen mitbeſtimmenden Einfluß der Wohnungsmiete nicht zu hoch einſchätzen dürfen. Vielleicht iſt ſie hier mehr Folge als Urſache. Daß nämlich die große Menge der Bevölkerung gar nicht in der Lage wäre, ſich eine Wohnung zu kaufen, iſt eine Folge der ſchon ohne die Wohnungsmiete dank dem Lohnwirtſchaftsſyſtem beſtehenden Un-

gleichheit der Vermögensverteilung. Wenn dieſe Verteilung nach der induktiven Sozialiſierung gleichmäßiger ſein wird, wird die Abſchaffung der Miete nicht lange auf ſich warten laſſen. Sie iſt alſo gewiſſermaßen eine ſpätere Sorge. Immerhin erfordert die Vollſtändigkeit der Theorie, daß auch das gewerbsmäßige Vermieten von Wohnungen als Zinsquelle feſtgeſtellt wird.

Eine weitere Zinsquelle iſt die Geldleihe. Dieſe verdient ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Es wäre denkbar, daß Beſitzer größerer Geldſummen dieſe auf die Weiſe anzulegen verſuchten, daß ſie ſie größeren, ſelbſtverſtändlich induktiv ſozialiſierten induſtriellen Unternehmungen liehen. Das wäre natürlich verſchleierter Kapitalismus. Man wird daher die Geldleihe, wenigſtens die große, volkswirtſchaftlichen Zwecken dienende Geldleihe zu einem Monopol des Staates oder, beſſer noch, einer nichtſtaatlichen, aber öffentlich-rechtlichen Inſtanz machen müſſen.

Wenn aber nun alle dieſe Bedingungen erfüllt ſind, wird es keinem Geldbeſitzer mehr möglich ſein, ſein Geld derart anzulegen, daß er, ohne zu arbeiten, von den Zinſen leben kann. Geld iſt nur noch Tauſchmittel, aber kein Kapital, der Geldbeſitzer kein Kapitaliſt mehr. Er kann weder Aktien kaufen, noch Häuſer, noch Geld ausleihen. Man muß ſich dies klarmachen, um zu begreifen, was es heißt, wenn ein Wirtſchaftsſyſtem nicht mehr kapitaliſtiſch iſt. Ein ſolches Syſtem wirft alle unſere Vorſtellungen von dem, was „natürlich", was naturnotwendig iſt, über den Haufen; nichtsdeſtoweniger iſt es aber, obwohl es uns ſo unnatürlich erſcheint, gerade das natürliche Syſtem, während unnatürlich und willkürlich in Wirklichkeit das heutige kapitaliſtiſche Syſtem iſt. In dem natürlichen Syſtem iſt Geld keine Macht mehr. Hat einer noch ſoviel Geld, ſo muß er es aufzehren, es zwiſchen ſeinen Fingern wie Waſſer zerrinnen laſſen, ob er will oder nicht, wenn er nicht arbeiten will. Will er Zins, ſo muß er arbeiten, entweder in einem freien Beruf oder in einem Truſt, einer Zunft, nachdem er einen Anteil am Beſitz der Produktionsmittel derſelben erworben hat. Denn Arbeit iſt die einzige Macht, die es noch gibt. Arbeit allein trägt Zins.

In dieſer monopolartigen Stellung, die das akapitaliſtiſche Syſtem der Arbeit einräumt, liegt die gewaltige, Arbeit hervorlockende Kraft des Syſtems, eine Kraft, die dem Staatsſozialismus vollſtändig abgeht.

Über die Arbeit ſei eine Bemerkung geſtattet.

Es wird heute viel geklagt, daß das Volk nicht arbeiten will; aber wer weiß denn heute noch, was eigentlich Arbeit iſt? Arbeit iſt etwas anderes als Jagd nach dem Geld, als Fron, auch die Arbeit an der Maſchine. Nur Arbeit, in die der Menſch das Beſte, was er hat, hineinlegt, verdient den Namen Arbeit. Der Nachfahr erkennt ſolche Arbeit an ihrem Kunſtreichtum, der Zeugnis ablegt von der Freude an

einem Leben, das Arbeit ist. Wenn ein solcherweise arbeitendes Geschlecht über die Erde gegangen ist, dann zeugt alles, was es hinterlassen hat, aber auch das Kleinste und Unscheinbarste, von Liebe und Kunst; denn wirkliche Arbeit wird schnell Kunst. Es war dem deutschen Volke lange Zeit vergönnt, so arbeiten zu können. Aus dieser Zeit, dem Zeitalter der Zünfte, stammt alles, was wir an eigener, nicht entlehnter Kunst besitzen. Alles andere ist höfisch oder nachgeahmt.

Mit der Einführung der Gewerbefreiheit, mit dem fortschreitenden Aufkauf der Produktionsmittel, kurzum mit dem Beginn der Jagd nach dem Geld begann die Arbeit allmählich, mehr und mehr freudlose Fron zu werden. Mit der Freude an der Arbeit, die von der Genußsucht abgelöst wurde, verschwand die mit ihr unzertrennlich verbundene „Kunst", und die Gelehrten fragen heute verwundert, wo sie geblieben ist. Voraussetzung wirklicher Arbeit aber ist nicht, wie mancher Pessimist glaubt, die Befreiung des Menschen von der Maschine; ihr Geheimnis ist der mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln verknüpfte gerechte Preis der Arbeit. Im Mittelalter hatte man das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Den gerechten Preis erreichte man durch die strenge Organisation der Zünfte. Heute haben wir die Organisation, den Trust, aber nicht mehr das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Wiederherstellen können wir es nur durch Einführung des für jeden Arbeiter pflichtmäßigen gleichen Anteils am Besitz der Produktionsmittel des Trusts, dem er angehört, durch Umwandlung des Trusts in eine Zunft.

Kehren wir nach diesem Exkurs über die Arbeit zu unserm Thema zurück! Es ist noch nicht ganz erschöpft.

Ein noch nicht erwähnter Ausweg, Geld kapitalistisch anzulegen, ist der Erwerb ausländischer Industriepapiere. Seine Benützung wäre kein Schaden für die Nation. Diese Spekulation zeigt jedoch, daß, wenn eine Nation mit der Entkapitalisierung des Geldes den Anfang macht, die anderen Nationen nachfolgen müssen, wenn sie nicht in einseitige finanzielle Abhängigkeit von der ersten Nation geraten wollen. Die induktive Sozialisierung hat also etwas zur Nachfolge Zwingendes an sich, eine gewisse die ganze Welt revolutionierende Kraft, und das ist ein weiterer Vorzug, den man dem deduktiven Sozialismus gleichfalls nicht nachrühmen kann.

Als allerletzte Möglichkeit, doch noch sein Geld kapitalistisch anzulegen, wird dem an heutige Verhältnisse Gewöhnten der Erwerb von Staatspapieren einfallen; er vergißt aber dabei erstens, daß der Staat in einem akapitalistischen Wirtschaftssystem, in dem das Geld wenig, die Arbeit dagegen allen Wert hat, so viel Geld erhalten kann, wie er will, und zwar zu einem so billigen Preise, daß der Gläubiger sich ungefähr gleichsteht, ob er das Geschäft macht oder nicht. Zweitens bleibt

zu fragen, ob der Staat, wenn überall das akapitaliſtiſche Truſt- oder Zunftſyſtem herrſcht, überhaupt noch ein großes Geldbedürfnis haben wird. Heute braucht er es zu Rüſtungszwecken; wenn aber das akapitaliſtiſche Syſtem ungehemmt ſeine Wirkung entfaltet, muß es die zwiſchenſtaatlichen Grenzen allmählich mehr oder weniger verwiſchen. Die Truſts machen nicht an den Grenzen des Staates Halt; ſie haben andere Grenzen. Die Kriege ſind friedliche Preiskriege, die die Truſts miteinander führen. Der Truſt, die Zunft iſt alles, der Staat wenig mehr im Bewußtſein der Menſchen.

Das alte Nationalſtaatenſyſtem wird ſich ſelbſtverſtändlich mit allen Kräften und anfangs vielleicht auch mit Erfolg gegen die Verweltbürgerlichung wehren. Es wird alle ſeine merkantiliſtiſchen Regiſter ſpielen laſſen; es wird Zollſchranken errichten, Ein- und Ausfuhrverbote erlaſſen und was dergleichen mehr iſt; allmählich wird es aber in den Hintergrund treten müſſen gegenüber der elementaren antipolitiſchen Kraft eines Syſtemes mehr oder weniger internationaler Arbeiterzünfte, einer wohltätigen Kraft, die wiederum der Staatsſozialismus ſeiner Natur nach nicht entfalten kann.

Die Gegenüberſtellung der beiden Syſteme des induktiven und des deduktiven Sozialismus, wie ſie ſich uns mehrfach ungewollt ergab, verleiht uns Diſtanz zu dem Problem der Sozialiſierung überhaupt, und das iſt es, was uns heute not tut. Wer, wie der Marxiſt, zu nahe am Walde ſteht, ſieht ihn vor lauter Bäumen nicht.

Das Gefühl des Problematiſchen am deduktiven Sozialismus iſt im Volke unbewußt lebendig. So erklärt ſich die dumpfe Revolution gegen die Revolution. Roſa Luxemburg und Karl Liebknecht und die anderen, die in dieſem Zwiſchenſpiel gefallen ſind, ſind Opfer des Mangels an Klarheit und Vollſtändigkeit, an dem die marxiſtiſche Theorie krankt.

Wenn mit der Einführung des deduktiven Sozialismus Ernſt gemacht werden ſollte, ſo können ihn die Ereigniſſe früher oder ſpäter zwiefach widerlegen.

Einmal iſt es wohl denkbar, daß er gegen den Willen ſeiner Urheber die Völker auf die Bahn des Militarismus treibt, wie es der Merkantalismus, der ja nur eine harmloſe Vorſtufe des Marxismus iſt, ſo oft, zuletzt in der Form Bismarckſcher Schutzzollpolitik, getan hat.

Zweitens aber iſt es möglich, daß der arbeitende Teil der Bevölkerung früher oder ſpäter wieder Trennung von Wirtſchaft und Staat und induktive Sozialiſierung verlangt, um der Mitſorge für den arbeitsunluſtigen Teil der Bevölkerung enthoben und von den durch die Arbeitsunluſt ſo vieler entſtehenden militariſtiſchen Laſten befreit zu werden.

Diejenigen, die Deutſchland heute regieren, mögen bedenken, daß der Sozialismus nur Mittel zu einem höheren Zwecke iſt.

Der Zweck aber ist der gerechte Preis der Arbeit, nicht anders, als wie ihn die Zunftmeister des alten arbeit- und kunstreichen Nürnberg verstanden haben!

Man schelte den induktiven Sozialismus nicht romantisch, weil er so nahe verwandtschaftliche Beziehungen zur mittelalterlichen Zunft hat! Alle Romantik ist reaktionär; der induktive Sozialismus ist aber gewiß alles andere eher als reaktionär. Romantiker scheinen uns vielmehr die Verteidiger der manchesterlichen Konkurrenz zu sein; sie lieben jene blaue Blume, die die Glanzzeit des Industrierittertums so gut wie das Zeitalter des Schwertadels verschönte!

Doch wagen wir nicht zu unterscheiden, ob nicht diese romantische Reaktion vielleicht besser wäre als ein marxistisches Experiment, das die Arbeit selbst zur Utopie macht. Vielleicht können sich die Liberalen keinen besseren Bundesgenossen als den doktrinären Marxisten wünschen, was denn auch das enge Bündnis zwischen Demokraten und Sozialdemokraten zur Zufriedenheit aller erklären würde.

Edmund Kreusch
Die vlamischen Studenten

Die Studenten haben in der vlamischen Bewegung eine sehr wichtige Rolle gespielt; was erreicht worden ist, das ist zum größten Teile ihr Verdienst.

Der älteste Studentenverein, der Bedeutung erlangte, ist die von dem Priester und Professor David 1839 zu Löwen gegründete „Taal-en Letterlievend Studentengenootschap". Statt des altväterlichen Namens wird sie meistens nach ihrem Wahlspruch „Met Tijd en Vlijt" genannt. In enger Verbindung mit ihm stand der 1875 gegründete „Davidsfond", dessen Zinsen zur Herstellung und Verbreitung vlamischer Bücher und Schriften dienen.

Guido Gezelles Erstlingswerk z. B. wurde in diesem Verein zuerst gewürdigt. „Brouwers, der Sekretär des Davidsfonds", so erzählte Professor Hugo Verriest im Kolleg zu Rousselare seinen Schülern, „sprach vor fünfundzwanzig Mitgliedern von der Ausgabe neuer Werke. Frans de Potter sagte darauf, er kenne ein Werk, das bis jetzt noch unbekannt und doch het schoonste stuk poëzij, dat sedert 1830 geschreven worden, wenn auch in Prosa, nämlich ‚Die Kirchhofsblumen', ‚De Kerkhofbloemen' . . . Man begann darob zu lachen. Darauf fing Professor Claeys auch davon an zu reden und ganze Seiten auswendig vorzutragen. Und rief allgemeine Bewunderung hervor. Er las daraus immer seinen Studenten im Kolleg St. Ni-

Kolaus vor, um ſie zu belohnen oder die ganze Klaſſe in Ruhe und Aufmerkſamkeit zu erhalten." *

„Met Tijd en Vlijt" geriet allmählich in die Hand alter Herren, die ihren Beitrag zahlten, jährlich ihr Buch in Empfang nahmen und den Verein zu einem beſchaulichen Stilleben verurteilten. Allerdingk Thijm, Profeſſor der vlamiſchen Literatur an der Hochſchule zu Löwen, Guſtav Verrieſt, Profeſſor der Heilkunde**, Albrecht Rodenbach und Pol de Mont, Studenten ebendort, verſuchten 1878 De Taalen Letterlievend Studentengenootschap zu neuem Leben zu erwecken und in den politiſchen Kampf zu ziehen, wurden aber überſtimmt und hinausgedrängt. Beſonders auch, weil ſie gegen die Biſchöfe ſich erhoben, die in ihren Kollegien und Seminaren die vlamiſche Sprache unterdrückten und die vlamiſchen Studenten verfolgten.

„Das alles aber hindert nicht," ſagt Prayon van Zuylen***, „daß ſie — die Genoſſenſchaft — ein Brennpunkt echt vlamiſcher Geſinnung geweſen iſt. Unſerer Sache hat ſie wichtige Dienſte geleiſtet und ihr eine Anzahl Verteidiger zugeführt, darunter viele, die im ſpäteren Leben keine unbedeutende Rolle geſpielt haben."

Auf die Dauer konnten freilich auch der alte Verein und der neue Davidsfond nicht anders, als ſich an der kirchenpolitiſchen Bewegung zu beteiligen. In ſeiner allgemeinen Verſammlung zu Löwen am 8. Mai 1887 wurde nochmals der Antrag eingebracht, die Biſchöfe im Namen der ſiebentauſend Mitglieder des Vereins zu erſuchen, das Geſetz von 1883 über den Unterricht in der vlamiſchen Sprache in ihren Kollegien und Schulen durchzuführen. Die anweſenden geiſtlichen Mitglieder erhoben dagegen ſtarken Einſpruch, um bei ihren franzöſiſch geſinnten höchſten Vorgeſetzten nicht anzuſtoßen, wurden aber unter großem Lärm überſtimmt.

Wie es mit der Verwelſchung der Schulen, der ſtaatlichen, der biſchöflichen, der privaten beſtellt war, zeigen uns die Verſe des Limburger Dichters J. M. Dautzenberg:

„Wat leert men in Vlaanderens scholen?
Dat Frankrijk heerschte aan Maas en Rijn,
dat België, om niet te dolen†,
met Frankrijk moet vereenigt zijn
al ware 't maar om den Franschen wijn,
dat leert men in Vlaanderens scholen."

Trotz allem aber blieben der Verein „Met Tijd en Vlijt" und der Davidsfond unentwegt im kirchlichen Fahrwaſſer.

* Albrecht Rodenbach I, 21, Hugo Verrieſt, der tapferſte Vorkämpfer der vlamiſchen Bewegung, war ein Schüler von Guido Gezelle und der Lehrer des genialen Albrecht Rodenbach. ** Bruder von Hugo Verrieſt. *** Belgiſche Taalwetten, Sprachgeſetze S. 183. † irren, verblöden.

Anders der 1851 zu Gent gegründete Willemsfond. Seinen Namen führte er von Jan Frans Willems (1793—1847), der auf der Schule zu Lier durch einen dort ansässig gewordenen deutschen Offizier mit der deutschen Literatur bekannt gemacht worden war. Von Beruf Steuereinnehmer, betrachtete er als seine Lebensaufgabe die Herausgabe altniederländischer Dichtungen. Er war es auch, der den 1801 zu Lier geborenen J. B. David für seine Ideen begeisterte, so daß dieser als Professor der vlamischen Geschichte und Literatur in Löwen sie dort unter der Jugend verbreitete.

J. F. Willems gründete das „Belgisch Museum", in dem er die altniederländischen Dichtungen veröffentlichte. Ihm zur Seite standen außer David noch Snellaert, Blommaert, Serrure, Sleecks u. a. m. Hoffmann von Fallersleben, der ihn auf seinen vielen Reisen nach den Niederlanden öfter besuchte, gab im „Belgisch Museum" auch das „Ludwigslied" heraus, das er in der Bibliothek zu Valenciennes entdeckte.

Professor Heremans war es nun, der 1852 zu Gent die „Taalminnend Studentengenootschap" stiftete, die sprachliebende Studentengenossenschaft, mit dem Wahlspruch: „'t Zal wel gaan". Ihr Fond wurde der „Willemsfond" getauft. Die Mitglieder bestanden zunächst aus Schülern des Athenäums, des staatlichen Gymnasiums zu Gent; diese führten ihn aber auch an der Hochschule dort ein und wirkten mit Feuereifer für die vlamische Bewegung.

Unter den Gründern ragen hervor Julius Vuylsteke, der Schrijver des Vereins, Julius de Geyter und Anton Bergmann.

Vuylsteke wurde später der Vorsitzende des Vereins und leitete ihn, sowie den Willemsfond, im liberalen Sinne bis zu seinem Tode (1903). Bergmann hat in seinem auch bei uns gelesenen Buche „Ernest Staas" den jungen Verein mit der Feder des Humoristen geschildert: Die Burschenschafter mit den wallenden Haaren, ausgekämmten Backenbärten, mächtigen Schnauzern, engen Hosen, himmelblauen Halstüchern, goldenen Busennadeln und gewaltigen Ziegenhainern, die den Neuling keilen und mit zur Kneipe am Vogelmarkt schleppen. „Im Namen des vlamischen Vaterlandes ... Komm zu uns, stelle dich unter die vlamische Fahne, kämpfe in unseren Reihen, geselle dich zu den Söhnen von Breydel, Dekonink und Artevelde, und Vlandern wird sich einst erheben aus Elend und Unterdrückung." Auf dem Tische steht ein weißer Topf, an dem Kautschukrohre angeschraubt sind; alle rauchen gemeinsam aus dieser „Vase der Brüderschaft". Dazu verfassen sie dann unermüdlich Petitionen an die gesetzgebenden Körperschaften und die Ministerien um Abstellung der vlamischen Beschwerden. Dazwischen Kommandoworte: „Leer bis auf den Grund!" Und wer nicht austrinkt, der wird als piot gebrandmarkt. Wenn sie endlich

heimwanken, läßt der alte Roland von Belfried ſeine harmoniſchen Klänge über die ſchlafende Stadt ertönen und der Nachtwächter ruft:

„Drij uren heeft de klok,
de klok heeft drije."

Anton Bergmann war der Enkel des deutſchen Offiziers, der J. F. Willems mit der deutſchen Dichtung bekannt gemacht hatte. Sein Lehrer war Profeſſor Heremans. Im Hofe der ehemaligen Abtei Baudeloo, in deren Gebäuden ſich das Internat des Athenäums befand, träumte er mit ſeinen Freunden von den Ruhmestagen des alten Vlanderns.

Der Verein, den ſie 1852 gründeten, im Athenäum heimlich, an der Hochſchule frei, ſandte 1854 ſein erſtes Jaarboeksken in die Welt mit dem Motto: „Na dit een beter", „Nach dieſem ein beſſeres". Bergmann und Vuylſteke traten in demſelben zuerſt als Dichter auf. Das Jahrbuch iſt dann jährlich als „Gentsche Studenten-Almanak" erſchienen.

An der Genter Hochſchule beſtand damals (1854) noch kein Lehrſtuhl für niederländiſche Sprache. Der Verein forderte einen ſolchen vom Miniſterium — und erhielt ihn. Heremans und Serrure wurden als Profeſſoren angeſtellt. Der Jubel der Studenten bei den Eröffnungsreden war ein ganz unbeſchreiblicher, ſehr gerechtfertigter und wohlverdienter.

Bergmann ſiedelte wegen ſeines Berufsſtudiums nach Brüſſel über, wo er 1858 als Doktor der Rechtswiſſenſchaft promovierte. Er beteiligte ſich jedoch ſtetig an dem literariſchen Wirken des Genter Vereins, im „Almanak" und in „Noord en Zuid". In ſeiner Vaterſtadt Lier, wo er ſich als Rechtsanwalt niederließ, gab er dann das Wochenblatt „De Lierenaar" heraus, ſchrieb Novellen und ſeinen „Erneſt Staas". Die Vlaminganten freuten ſich über dieſe wertvolle Bereicherung ihrer Literatur, der Dichter aber ſiechte dahin und ſtarb bereits 1874.

Der Genter Studentenverein behielt recht mit ſeinem Wahlſpruch: „'t Zal wel gaan". Seine Sache ging vorwärts, und zwar nach der liberalen Richtung. Angeſehene Vlamen wendeten ihm ihr Intereſſe zu; Frans de Cort widmete den Studenten ein Gedicht und Hoffmann von Fallersleben beſuchte ſie 1856 zweimal in ihrem Vereinslokal am Vogelmarkt. Das erſtemal trug er einen hochdeutſchen Spruch vor, das zweitemal gab er ein vlamiſches Gedicht zum beſten: „'t Zal wel gaan." Der Schluß des deutſchen Spruches lautet:

Laſſet uns wieder ſein,
einzeln wie im Verein,
Männer und Weib und Kind
vlamiſch geſinnt!

Vlamiſch mit Herz und Mund,
vlamiſch zu jeder Stund,
vlamiſch in Schul' und Rat,
vlamiſch in Kirch' und Staat!
Laſſet uns wieder ſein
vlamiſch geſinnt,
vlamiſch in Fried' und Krieg,
vlamiſch in Tod und Sieg!
Schild ende Vriend.

Sowohl der „Almanak" als das Jahrbuch „Noord en Zuid" erregten durch ihren Freiſinn, ihren Haß gegen die Franskiljonen und Pfaffen und den Gebrauch der holländiſchen Rechtſchreibung* den Unwillen der Biſchöfe ſowohl als auch der Regierung. Die Biſchöfe ließen 1857 „Noord en Zuid" auf den Index ſetzen, ja, drohten in den Zeitungen, die ganze Idee mit dem Bann zu belegen.

Frans de Cort half den Studenten mit einem Spottgedicht, deſſen erſte und letzte Strophe lautet:

„Studenten, zou het warheid wezen?
Men zegt, dat Zijne Heiligheid
uwe Almanaken heeft gelezen
en zijnen banolvek u bereidt...
Het koude zweet op star en wangen,
zoo sta en beef ik als een Kind —
Want juichte ik niet bij uwe zangen
en noemde velen uwer vriend!
Gij moet het zwijgen, zulle!
Want weet de Paus dat al,
zor treft ook mij de bulle
die u verdoemen zal!...

Zoo un de maar niet heeft gelogen,
zoo Rome u plechtig vloeken gaat,
o weest dan met mijn leed bewogen
en makt den Paus op mij niet kwaad!
Gij moogt er vrijlijk mede spotten,
ik heb in 't branden geenen zin;
vaart gij ter helle, o jonge zotten,
maar sleust es mij toch niet mee in!
Gij moet het zwijgen, zulle!
Want weet de Paus dat al,
zoo treft ook mij de bulle
die u verdoemen zal!...**

Der Drucker aber und die Profeſſoren lenkten ein; auch die Mehrzahl der Mitglieder. Es kam zu einer zeitweiligen Spaltung des Ver-

* J. F. Willems war ein Orangiſt, ein Anhänger des 1830 vertriebenen Königs von Holland. ** zoo = ſollte; u = euch; uwe = eure; star = Stirne; zulle = hört ihr?, merkt es; Maar = Meere; Paus = Papſt; plechtig = feierlich; kwaad = erboſt; branden = brennen; verdoemen = verdammen; zot = Tor; sleuven = ſchleppen; mee, mede = mit.

eins. Indeſſen erſtand er wieder 1861 zu neuem Leben, erſt unter neuem Namen, bald aber wieder unter dem alten, und Julius Vuylſteke, zugleich ſchrijver des Willemfonds, ſchlug von neuem wacker auf die Pfaffen und Franskiljons los.

Zu Brüſſel war bereits 1856 ein ähnlicher Verein der vlamiſchen Studenten unter dem Namen „Scild en Vriend“ gegründet worden. Der größte Teil der akademiſchen Jugend Flanderns hielt ſich zu der freiſinnigen Richtung, die in dieſen Vereinen herrſchte. Die akademiſche Freiheit trieb auch den in den biſchöflichen Kollegien Erzogenen auf den Univerſitäten den klerikalen Sinn aus.

Zu Löwen jedoch ſtand der Verein „Met Tijd en Vlijt“ und der 6000 Mitglieder zählende „Davidsfond“ auf Seite der Geiſtlichkeit. Die Liberalen galten ihnen als „Geuzen“, und ſie hinwiederum wurden von dieſen „Papen“ geſcholten und mit dem Löſchhorn abgebildet.

Die Führer der vlamiſchen Bewegung, Conſcience, Willems, Snellaert u. a. m. hatten immer von der Einmiſchung in das Parteigetriebe abgeraten.

Allen staatspartijen
zijn wij koud en koel;
ons der taal te wijen
blijve ons eenig doel!*

Wie auf dem politiſchen, ſo auch auf dem kirchenpolitiſchen Gebiete:

Luistert naar geen Katholieken
evenmin naar Liberal,
hoort naar 't algemeen belangen
en behaelt de zegepraal!**

Und Frans de Cort mahnte 1861 die ſtreitenden Genter:

Vrienden, broeders al te zaam,
Vlaminganten is uw naam!
Vlaamschgezinden, vlaamsche vrienden,
zoo nij eens verwinnen
Clericalen, Liberalen,
dan moogt gij beginnen ...
Maar vandaag geen dom krakeel —
Trekken nij aan 't zelfde zeel!
Vrienden, broeders al te zaam,
Vlaminganten is uw naam!***

Julius Vuylſteke aber trompetete zurück:

Wie niet met ons is, zal
bij ons geen vriendschap vinden;
wij zeggen: „Niets of al!“
als rechte vlaamschgezinden.

* koel = kühl; doel = Ziel; taal = Sprache. ** zegepraal = Triumph. *** vandaag = heute; dom = dumm; zeel = Seil.

Geen Franskiljons hier bij
die liberaal zich hieten;
geen kinderen der Jezuiten
die roepen: Vlaamsch zijn wij!
Hij slechts, die brandt voor taal en land
en trouw den voorigang dient,
vrijgeist en tevens vlamingant,
slechts hij is onze vriend.*

Das war so deutlich als nur möglich: Hie liberal, dort klerikal! Eine ganz unumgängliche Scheidung der Geister, aber zum Schaden der Sache.

Die Trennung hatte indessen auch ihr Gutes. Sie regte die Klerikalen zu größerem Eifer an, um im Wettbewerb mit den Liberalen ihre zahlenmäßige Überlegenheit zur Geltung zu bringen. Den Anstoß dazu gab der Dichter Guido Gezelle, der Hugo Verriest begeisterte. Und dieser hinwieder entflammte Albrecht Rodenbach, Pol de Mont und ihre Freunde, die Blaufüße, Blauwvoets.

Guido Gezelle war 1830 zu Brügge als Sohn eines Gärtners geboren, wurde Priester und Professor im Kolleg zu Rousselare, wegen seines Eintretens für die vlamische Sprache aber bald von dort als Unterpastor nach Kortrijk versetzt. Diesen Schlag, die Verbannung vom Lehrstuhle, hat er nie verwunden. 1899 berief der Bischof ihn als Leiter des Klosters der „englischen Damen" nach Brügge; Gezelle jedoch starb dort im selbigen Jahre noch.

Sein Unterricht und seine Gedichte begeisterten seine Schüler zu Rousselare, vor allem Hugo Verriest aus Kortrijk. Dieser wurde ebenfalls Priester und in den siebziger Jahren Professor im Kolleg zu Rousselare. Da er noch energischer als sein verbannter Lehrer für die vlamische Sprache eintrat, wurde er als Pastor auf das entlegene Dörfchen Ingoyghem in Westflandern verbannt.

Hugo Verriest war kein Dichter, aber ein vortrefflicher Lehrer, Redner und Erzieher. Von Ingoyghem kam er oft nach Kortrijk in sein Elternhaus und machte mit Hilfe seiner Brüder Gustav und Adolf sowie deren Hausfreund Gezelle Kortrijk aus einer verwelschten zu einer vlamischen Stadt. Er wurde der Volksmann für Westflandern.

Im Kolleg zu Rousselare war sein begabtester und anhänglichster Schüler Albrecht Rodenbach, 1856 zu Rousselare geboren. Ein genialer, hochgesinnter Mensch wie wenige Vlamen. Er trank aus doppeltem Quell, dem Quell der Poesie von Guido Gezelle und dem Quell der Rhetorik von Hugo Verriest.

Guido Gezelle sang:

* wie = wer; tevens = zugleich; slechts = nur; vriend = Freund. J. Vuylsteke, Uit het Studentenleven. Antwerpen 1868, S. 57.

Ihr ſagt, daß Vlamiſch ſoll vergeh'n:
's wird nicht!
Daß welſch Geſchwätz ſoll oben ſteh'n:
's wird nicht!
Das hoffen, das begehren wir,
das ſagen und das ſchwören wir,
ſo lang als wir uns wehren, wir:
's wird nicht, 's wird nicht,
's wird nicht!

Dieſes „Es wird nicht!" hämmerte Hugo Verrieſt in die Köpfe der jungen Vlamen, die vor ihm auf den Schulbänken ſaßen. Er ſchrieb es mit glühendem Griffel in die weichen Herzen ſeiner Jungens, und dieſe knirſchten vor Zorn, daß die geiſtliche Obrigkeit ihre Mutterſprache unterdrückte und das verhaßte Welſch an deren Stelle ſetzte. „'s wird nicht, 's wird nicht, 's wird nicht!"

Sie ſchworen ſich's zu und verbanden ſich zum Widerſtand. Albrecht Rodenbach an ihrer Spitze.

Sie laſen heimlich den Roman von Conſcience: „De Kerels van Vlaandern", in dem die Stelle vorkommt: „Vliegt de Blauwvoet — Storm op Zee", „Fliegt der Blaufuß — (Falco cyanopus) Sturm auf See". Dieſen Spruch riefen ſie ſich nun hälftig einander zu, wenn ſie ſich begegneten; er ward ihr Kriegsgeſchrei, ihre Loſung. Der Sturm ſtand bevor, zunächſt im Kolleg zu Rouſſelare, dann in Weſtflandern, endlich in ganz Flandern, Brabant und Limburg.

Den Schülern war durch Baas Delbar, den overste, verboten worden, vlamiſch zu ſprechen; wer es dennoch tat, mußte eine Geldſtrafe zahlen. Spione horchten auf jedes vlamiſche Wort, um es zur Anzeige zu bringen. Albrecht Rodenbach dichtete ein Theaterſtück, „Die Studenten von Warſchau", in dem man nur für die Polen die Vlamen und für die Ruſſen die Wallonen und Franskiljons zu ſetzen hat, um die damaligen argen Verhältniſſe in den biſchöflichen Kollegien des Vlamenlandes zu erkennen. Dann begründete der junge Student 1875 die „Vlaamsche Vlagge", die mit Beiträgen von ihm und ſeinen Freunden jährlich in den Oſter-, Herbſt- und Weihnachtsferien erſchien und von den Schülern der biſchöflichen Kollegien zu Hauſe gekauft und geleſen wurde.* Sie kämpft heute noch gegen die Mißſtände in den biſchöflichen Schulen. Damals brachte ſie die vlamiſchen Studenten aller biſchöflichen Schulen in Aufruhr. Er war een geest van pak-

* Guido Gezelle gab ſeit 1866 eine Zeitſchrift „Rond den Heerd" heraus, um den vlamiſchen Wortſchatz zu bereichern. De Bo's „Idiotica" diente 1873 dem gleichen Zwecke. Die „Sinte Luitgaarde-Gilde" zu Brügge wirkte ihrem Motto zufolge „Voor Taal en oudheid". 1875 wurde zu Löwen der Davidsfond geſtiftet, der bald Abteilungen erhielt zu Antwerpen, Gent, Brügge, Rouſſelare, Thielt, St. Nikolaus, Ondenaarde, Brüſſel, Mecheln, Lier, Haſſelt, Leecloo, Dendermonde, Aalſt, Kortrijk, Ypern, Veuren uſw. Flandern wachte auf.

aan, der die Blauwvoets beseelte, der Rodenbachs „Lied der vlaamsche Zonen“ durchtobte:

Nu het lied der vlaamsche zonen,
un een dreunend kerelslied,
dat en wilde noordertonen
uit het diepste ons herten schiet.

Und donnernd fällt der Chor ein, jauchzend, brüllend:

Ei! het lied der vlaamsche zonen
met zijn wilde noordertonen
met het oude vlaamsch houzee:
Vliegt de Blauwvoet – Storm op zee!*

Einer von ihnen, Julius de Vos, wurde weggejagt — er starb später als Franziskaner —, die anderen schlossen sich nur um so fester zusammen. In den Ferien zogen sie durch das Land und führten vaterländische Schauspiele auf: „Breydel en Dekonink“, „Filipine van Vlaanderen“ und begeisterten das Volk für ihre Ideen. Rodenbach dichtete, malte, schneiderte, tapezierte, schreinerte, kostümierte, bediente die Presse, leitete die schließlich fünfzig Köpfe zählende Truppe. Als er nach Löwen zur Universität übersiedelte, konnte ihm auch das bischöfliche Verbot nichts mehr anhaben, das diese Aufführungen untersagte. Er hielt vor den Schauspielen einleitende Reden, welche seine Ziele klarlegten und von einem lodernden Feuer durchglüht waren. Nach den Aufführungen jauchzten, schrieen, weinten, brüllten die Zuhörer und sangen fünf-, ja siebenmal hintereinander den vlaamsche Leeuw, den vlamischen Leu.

Albrecht Rodenbach riß alle mit sich fort. Man höre nur seine zornbebenden Worte:

Zij hebben ons onze taale geroofd,
't en was nog niet genoeg;
zij hebben in ons den Vlaam gedood,
't en was nog niet genoeg;
zij loechen en dreven den spot met ons,
't en was nog niet genoeg;
nu zetten zij ons hunnea voet op den nek,
— 't en was nog niet genoeg –
en proeven, na huichelen, dwingelandij –
zegt, Broeders, is 't genoeg?

Ein Wutschrei, ein einziger Wutschrei aller jungen Vlaminganten hallte ihm zurück. Er sammelte sie in einem großen „Studentenbund“, der in wenigen Jahren zweitausend Mitglieder umfaßte und die „Vlaamsche Vlagge“ zu seinem Organ erwählte. Dazu noch eine Zeitschrift „Het Pennoen“, die mehr künstlerischen Zwecken diente.

* houzee = halt die See.

Auch ſuchte er im Davidsfond ſich mit einer Studentenabteilung feſtzuſetzen, wurde jedoch von den Philiſtern und Geiſtlichen wieder hinausgedrängt. Überall richtete er Spelersgilden ein, um die Theateraufführungen in den Ferien allerorts zu ermöglichen, und verzehrte ſich im Eifer für die vlamiſche Bewegung.

„Broeders, voorult, rondom de vlaamsche vane,
gilde bij gilde en zingend hand in hand,
luider dan 't Kraaien van den Franschen hane:
voor God en Kerk en 't vlaamsche land!"

In bewußtem Gegenſatz zu den liberalen Studenten unter Vuylſtekes Führung verharrte er auf dem kirchlichen Boden, trotz der Mißſtimmung der Biſchöfe über ſeinen Sturm und Drang.

„Rodenbach, der zwanzigjährige Student," ſagt Hugo Verrieſt, „war in Flandern ein Licht geworden, ein Feuer, eine Macht, eine Hoffnung, eine Zukunft."*

Er ſammelte die ganze katholiſche Studentenſchaft, gründete überall Gilden, Gaue, Bünde, richtete Gau- und Landtage ein, hielt Verſammlungen und Reden. An Wiſſen und Kunſt war er reicher, an Geiſt reifer als die meiſten ſeiner Gegner mit grauen Haaren.

Man höre ihn nur als zwanzigjährigen politiſchen Satiriker in der Vorrede ſeiner vlamiſchen Bearbeitung des Epos „Gudrun":

„Heutzutage geht die vlamiſche Bewegung mit allem anderen verloren in dem tragikomiſchen Chaos von maskiertem Eigennutz, ins Wilde führendem Fanatismus und blinder Hingabe der Gefolgſchaft, was man hier zu Lande Politik nennt . . .

Was da fehlt, iſt, daß das Volk nicht mehr mit will und daß die, welche an der Spitze ſeiner verſchiedenen Beſtrebungen ſtehen, ſich ausſchließlich mit der ſogenannten Politik befaſſen und ſo gut wie alles dieſer Politik dienſtbar machen, und wenn ſie der vlamiſchen Bewegung nicht feindſelig gegenüberſtehen, dieſe doch nur ſo weit berückſichtigen, wie es ihrer Politik nützlich ſein kann.

Man gehe nur zur Wahlzeit nach Plätzen, wo man ſogenannt vlamingantiſch iſt, um die Reden der Kandidaten anzuhören, gleichviel, ob im „Cercle catholique" oder in der „Association libérale".

Den Mangel an Überzeugung erſetzt man durch blühenden Unſinn. Und dort kann man über die vlamiſchen Beſchwerden und über „het voorbeeld onzer vaders" in die Luft deklamieren hören. Die einen ſagen „ons godsdienstig voorgeslacht" und die anderen „onze vrijgezinde vaders". Aber im Grunde läuft es auf die gleich reine Orthodoxie des Redners hinaus, der, während er in jämmerlicher Weiſe, in gebrochenem Vlamiſch, ſeine Vlamingantenkomödie ſpielt, im Grunde ſeines Herzens die armen Schwärmer von Vlaminganten verflucht, zu

* H. Verrieſt, Twintig vlaamsche Koppen.

deren Ehre und deren Stimmen wegen er verdammt ist, vlamisch zu radebrechen und verschlissene Naivitäten vorzubringen, von denen die meisten selbst nichts verstehen und zu denen jeder seriöse Mann die Schulter emporhebt.

So verliert nach und nach jede vlamische Propaganda ihr Ziel und läuft zu guter Letzt auf Politik im Sinne der einen oder anderen Partei hinaus. So geht es mit jeder Gilde, jeder Vereinigung, mit den meisten unserer Zeitschriften, mit allem. Die Ausnahmen sind so selten, daß sie als solche berühmt werden*."

Rodenbachs Feuergeist verzehrte im Kampf um Flanderns Erhebung seine irdische Hülle. Er starb, noch nicht 24 Jahre alt, im Jahre 1880.

Sein Werk ging nicht mit ihm zu Grabe. Die „Vlaamsche Vlagge" starb nicht, der Studentenbund zerfiel nicht, die Spelersgilden spielten weiter. Und da auch die liberale Studentenschaft unter Vuylstekes Leitung nicht ermüdete im Kampfe um ihr vlamisches Sprachenrecht, so sah die Regierung sich gezwungen, ihrem Verlangen Rechnung zu tragen.

Die Erfolge der Vlamen seien hier kurz zusammengestellt**.

Seit 1873 werden die Gerichtsverhandlungen auf vlamisch geführt, wenn der Angeklagte nachweislich kein Französisch versteht; seit 1878 ist das Vlamische auch als Verwaltungssprache in Flandern zugelassen. Seit 1883 wird in den Mittelschulen das Vlamische als Unterrichtssprache für Vlamisch, Deutsch und Englisch, Geschichte und Naturwissenschaft zugelassen (Lex coremans); seit 1894 dürfen Eide in beiden Sprachen abgelegt werden; seit 1895 erscheint der Staatsanzeiger (Moniteur Belge) in beiden Sprachen, und seit 1898 werden auch die Gesetze und Verordnungen in beiden Sprachen veröffentlicht. Und 1913 endlich wurde gesetzlich festgelegt, daß von 1917 ab auch die Offiziere beider Sprachen mächtig sein müssen.

Die Anwendung dieser Gesetze und Verordnungen stieß alle die Jahre hindurch auf viele Schwierigkeiten, die sehr oft im bösen Willen der Wallonen wurzelten. Vuylstekes und Rodenbachs Schriften liefern dafür unzählige Beweise.

Wenn auch die Bischöfe schließlich den vlamischen Beschwerden einigermaßen Gehör gaben, so ist es das Verdienst Rodenbachs und seiner Freunde, der katholischen Studenten. Die Bischöfe gaben nach, weil sie fürchten mußten, auch diese der Kirche durch weiteren Widerstand zu entfremden. Albrecht Rodenbach war schon nicht mehr streng kirchengläubig, sondern ein selbständiger Denker, der bei längerem Leben wohl der katholischen Kirche unbequem geworden wäre. Aber seine Verehrung für seinen priesterlichen Lehrer und väterlichen Freund Hugo Verriest hielt ihn trotz seiner scharfen Worte gegen die Bischöfe und der blutigen Geißelung aller Mißstände in den Kollegien und

* Albrecht Rodenbach, Gudrun, S. VII ff. ** Jostes, Die Vlamen, S. 64 u. 95.

Seminaren treu zur Kirche. Er wollte und konnte auch nichts anderes, als eine katholiſche Studentenverbindung gründen. Auf eine ſolche mußten ſchließlich die Biſchöfe Rückſicht nehmen.

Kein geringerer als der liberale Führer Vuylſteke hat in ſeinen Proſaſchriften* dargelegt, wieviel der katholiſche Studentenverein für die vlamiſche Schule getan hat. Auf jeder Seite fährt er die „Vlaamsche Vlagge“ an, „onze vlaamsche Wekker“, „De Student“, hebt ihren Kampf gegen die Biſchöfe hervor, berichtet über die Gau- und Landtage der katholiſchen Studenten nach Rodenbachs Tode zu Mecheln 1884, zu Antwerpen 1885, zu Antwerpen 1886 uſw., und zitiert eine Reihe kraftvoller Äußerungen, die ganz aus Rodenbachs Geiſt geboren ſind. Zum Beiſpiel über „ekelhafte Spionage“ zwiſchen Lehrern und Schülern, die „ſchmachvollen Geldbußen“ für jedes vlamiſche Wort in den Kollegien, über den „clef flamande“, den die vlamiſch ſprechenden Mädchen in den Nonnenſchulen, bei den „Quiesels“ tragen müſſen.

„Es iſt ſchlimm,“ ſagt die Vlagge, „die Mängel und Fehler einiger von euch in Biſchofskleider zu hüllen und Unverſtand und Unrecht als biſchöflichen Willen kundzugeben.“

„Ach dieſe verbaſterten Quieſels!“ rief De Student über die Nonnen aus. „Brandmarken wir doch die Landesverräterinnen!“

Gautage zu Löwen 1887 und Haſſelt in der Provinz Limburg erhoben die gleichen Anklagen, brandmarkten die Jeſuiten- und Joſefitenſchulen und beſchloſſen, „an Taubmanns Türe klopfen zu gehen, nämlich eine ſchriftliche Vorſtellung an den Biſchof von Lüttich zu richten.“

Sogar der Davidsfond entſchloß ſich in dieſem Jahre, die Biſchöfe zu bitten, das Geſetz Coremans von 1883 in ihren Schulen anwenden zu wollen.

Aber der Unterricht blieb franzöſiſch. „Kocht euch nicht das Blut, vlamiſche Jungens,“ rief De Student, „beim Anblick eines ſolch unwürdigen Franzoſentums?“

„Die Mutterſprache iſt vergeſſen, erniedrigt, verachtet.“

Und De Student berichtete, eine Anzahl Abonnenten hätten ihm gekündigt, „nicht deshalb, weil ein ehrwürdiger Herr Ballaer oder ein anderer Vorgeſetzter oder Lehrer ſie dazu zwänge, ſondern weil er (De Student) den franzöſiſch geſinnten Vorſtehern nicht ſcharf genug zu Leibe wolle“.

Auf dem Landtage zu Brügge 1887 drohte De Bouker, ein früherer Freund Rodenbachs, daß ſie ſich an den Papſt wenden würden.

Und ein anderer rief, als auf die verwelſchten Nonnen die Rede kam: „Jagt ſie über die Grenze!“

* Vuylſteke, Verzamelde Prozaſchriften III, S. 112 ff.

Das St. Barbarakolleg der Jesuiten zu Löwen nannte der Student Hendrikx ein verfranschtes Nest (Kot).

Die bischöflichen Kollegien nannte Rodenbach stets die heiligen Rotten und widmete dem Kolleg zu Rousselare bei seinem Abschiede ein Gedicht: „le mie prigioni". Andere nannten sie „die von französischer Verpestung rauchenden Höhlen", in denen man „Essen und Trinken genug erhält, der Geist aber dies schmählich entgelten, Hunger leiden muß ... abgenagte Knochen und trockene Gräten erhält".

„Sind wir Sklaven oder sind wir Menschen?"

Im Jahre 1910 einigten sich die Liberalen, Klerikalen und Sozialisten in Flandern, Brabant und Limburg zu einem Sturme gegen die Verfranschung der Genter Hochschule. Sie sollte vollständig in eine vlamische umgewandelt werden. Als Hauptredner zogen durch das ganze Vlamenland Frans van Cauwelaert, Louis Franck und C. Huysmans.

Cauwelaert ist der zweite Rodenbach genannt worden, Franck war liberal, Huysmans Sozialist. Die Einigkeit dauerte jedoch nicht lange; bald schimpften die Massen sich wieder „Geuzen" und „Papen".

Louis Franck vertrat einen Liberalismus, mit dem die Katholiken zufrieden sein durften. Er sprach:

„Solange die Kirche für Millionen Bürger die Hoffnung hier auf Erden und die Seligkeit im Jenseits darstellt, hat der Staat kein Interesse daran, daß die Kirche schlecht regiert wird. Im Gegenteil, es liegt in seinem Interesse, daß diese wie alle anderen Einrichtungen außerhalb seiner Grenzen einen gesunden Entwicklungsgang durchmacht ...

Vertragsamkeit bleibe daher unsere Losung, nicht allein in unseren Worten, sondern auch in der Tat. Dann wird vielleicht einmal der Staat wirklich das freie Haus für jedermann."

Das ist der Standpunkt, auf dem sich in Zukunft die Vlamen zu gemeinsamer Arbeit gegen die Verfranschung ihres schönen Landes zusammenfinden können. Die vlamische Hochschule, die ihnen die deutsche Verwaltung geschenkt hat, werden sie hoffentlich behalten. Ebenso die getrennte Verwaltung der vlamischen und wallonischen Landesteile. Vielleicht erstehen auch wieder die drei alten Fürstentümer Flandern, Brabant, Limburg und die wallonischen Landesteile. An uns ist es, die Hilfe, die wir ihnen nicht mehr staatlich bringen können, soviel als möglich noch zu leisten. Die literarischen Beziehungen, die wir angeknüpft haben, wollen wir nicht mehr fahren lassen; es ist eine Mundart unserer Sprache, die wir in der vlamischen pflegen; es ist ein Zweig des germanischen Volkstums, den wir in dem vlamischen hegen. Was 1840 die vlamisch-deutschen Sängerfahrten unter der Leitung von Conscience und Vater Arndt angebahnt haben, das wollen

wir nicht mehr vom Geſtrüpp der Vergeſſenheit überwuchern laſſen. Es handelt ſich um Stammesbrüder, die nur im regen Gedankenaustauſch mit uns ihr Volkstum retten, ihre Mundart nur durch Befruchtung mit der hochdeutſchen Sprache lebensfähig geſtalten können. Der Krieg hat uns die Vlamen ſo nahe gebracht wie zu Dürers Zeiten; laſſen wir ſie nicht mehr vereinſamt um ihren Beſtand ringen: es ſind germaniſche Stammesbrüder.

Georg Kemp / Naturalismus und Expreſſionismus

Die fremdartige Wirkung, die der dichteriſche wie der künſtleriſche Expreſſionismus auf Leſer und Betrachter ausübt, legt die Vermutung nahe, daß man es bei ihm mit einer Kunſtform zu tun hat, die einer geſetzmäßigen Wurzelung entbehrt, die, ein Produkt künſtleriſcher Willkür, einer Kaprice, einer Modelaune ihr Entſtehen verdankt. Ohne Äußerung eines nationalen Willens zu ſein, ohne das Echo einer Zeitſtrömung darzuſtellen, ſcheint der Expreſſionismus ein Novum in der Kunſtgeſchichte zu bedeuten, eine Erſcheinung, die man begreifen kann, ohne nach ihren Bedingungen zu fragen. Allein die Logik der Geſetzmäßigkeit wird auch vom Expreſſionismus nicht durchbrochen; das Geſetz der Entwicklung, der kauſalen Bedingung durch hiſtoriſche und kunſtbiologiſche Zuſammenhänge iſt ſtärker als die Willkür des Einzelnen, ſelbſt auch als die in gewiſſem Sinne anachroniſtiſche Willkür ſchöpferiſcher Genialität.

Expreſſioniſtiſches in der bildenden Kunſt früherer Epochen hat man ſeit langem nachzuweiſen vermocht; den literariſchen Expreſſionismus mit Äußerungen der Vergangenheit in Zuſammenhang zu ſetzen iſt nicht in gleicher Weiſe gelungen; man hat wohl Einzelne, wie Büchner, als Vorläufer herangezogen, doch handelt es ſich in ſolchen Fällen nur um mehr oder weniger äußerliche Ähnlichkeiten, die zu exzeptionell ſind, um für mehr als Analogien gelten zu dürfen. Um das eine ganze Kunſtepoche beſtimmende Stilprinzip als organiſch gewachſene Macht zu erfaſſen, bedarf es der Beachtung weit tiefer reichender hiſtoriſcher, äſthetiſcher, pſychologiſcher Kauſalitäten. Die Kunſtgeſchichte bewegt ſich in einer auf- und niederſchwingenden Kurve, für deren rhythmiſchen Gleichtakt die Beobachtung der in der bildenden Kunſt auftretenden Stilfolgen empfindlich gemacht hat, während man ihn bei der Dichtung noch nicht genügend zu ſehen gelernt hat. Den Expreſſionismus als eine Erſcheinung von mehr als temporären Wert

geſchichtlich einzuordnen, gelingt nur, wenn man dieſer Kurve entlanggehend den Gegenpol ſucht, der die dynamiſche Bedeutung beſaß, ein neues Phänomen, im Verhältnis von Satz und Gegenſatz etwa, zum Vorſchein zu bringen. Dieſen Gegenpol findet man im Naturalismus der neunziger Jahre: er iſt die ſtiliſtiſche Vorausſetzung für das, was man heute zuſammenfaſſend expreſſioniſtiſche Literatur nennt, wobei man ſo verſchiedenartige Dichter wie Becher, Haſenclever, Edſchmid, Kaiſer, Werfel, von Unruh, Trakl, Kaffka, doch unter das Geſetz einer Stilprägung ſtellt.

Man iſt vielfach geneigt, die Kunſt Stefan Georges und ſeines Kreiſes als Reaktion gegen den Naturalismus aufzufaſſen — mit Unrecht; als der Naturalismus ſich mit den erſten zaghaften Verſuchen zu manifeſtieren begann, hatte George ſchon das feſte unverrückbare Zentrum ſeiner künſtleriſchen Perſönlichkeit gefunden. Seine Kunſt bewegt ſich neben dem Naturalismus, nicht gegen ihn. Daß dieſer und nicht George dem Jahrzehnt 1890–1900 das Gepräge verleiht, liegt lediglich daran, daß George ſich aus ſubjektiven Gründen der Öffentlichkeit entzog. Der Naturalismus mußte ſich erſt ſelbſt als Extrem ad abſurdum führen, ehe ein neuer Stil erwachſen konnte; gerade der Schritt in die gefährliche Sphäre, wo der Stil zur Parodie ſeiner ſelbſt wird, war das, was eigentlich fruchtbar wurde und einen Umſchwung erſt möglich machte. Nach einer kurzen Periode taſtender Verſuche, unſicherer Beſtrebungen, ſich mit unzulänglichen Erkenntniſſen dem doch ſchon als Entartung erkannten naturaliſtiſchen Prinzip zu entziehen, wobei nirgends die Kraft zu neuem, ſtets nur Rückfall in überwundene Schwächlichkeiten ſich beſtimmend bemerkbar machte, ſetzte eine Bewegung ein, die mit leidenſchaftlicher Entſchiedenheit einen neuen Stil bildete, die ſich als Proteſt gegen den Naturalismus bekannte, die ſich in der Wut ihrer Oppoſition wie dieſer im Extrem verlor.

Der Naturalismus glaubte, die Kunſt mit der Wirklichkeit der Natur gleichſtellen zu dürfen; er glaubte, daß die exakte Wiedergabe, die treue Kopie der Natur ſchon Kunſt ſei. Während es in der bildenden Kunſt keine Epoche gegeben hat, die im Naturalismus ſchon Kunſt zu geben ſich bewußt geweſen wäre, vielmehr das, was ſich nur als Reproduktion gab, dem Zwiſchengebiet der Illuſionsmache, dem Panoptikum, überließ, ging der Literatur der feine Inſtinkt für die Grenze zwiſchen Natur und Kunſt verloren, ſie verwiſchte dieſe Grenze und dachte gerade recht künſtleriſch zu ſein, wenn ſie ſo illuſioniſtiſch wie möglich war. Sie ſah ihr Ziel in der Konkurrenz mit Photographie und Phonograph. Die Phantaſie galt nichts, die Beobachtung, das Dokument alles. Die Idee bedeutete als ſolche wenig, ſie mußte zur Tendenz werden, um neben der Überzeugung vom Wert der Umwelt und epiſodiſcher Zufälligkeiten überhaupt als Faktor beſtehen zu können. Man fragt,

wie ſolche Kunſttheorie möglich war, und findet den Beweis für ihre Möglichkeit, ihre Notwendigkeit in einer vergleichenden Rückſchau auf die Literatur, gegen welche der Naturalismus revoltierte. Er wirkte geradezu als Erlöſer, indem er der Kunſt die Aufrichtigkeit zurückgab, indem er die Sprache wieder den Naturlaut reden ließ und den Gefühlen alle lügneriſche Schminke abſtreifte. Eine geſunde Reaktion gegen die morbide und ſchemenhafte Literatur der letzten Jahrzehnte war nur allzu ſehr von nöten, leider aber ſchoß ſie weit über das Ziel hinaus. Der Naturalismus hörte da auf, wo er, um eigentliche Kunſt zu werden, hätte anfangen ſollen; ihm wurde zur Hauptſache, was vor dem künſtleriſchen Prozeß ſteht, die Stoffſammlung, die Beobachtung. So erwies ſich die Doktrin der exakten Naturwiedergabe als völlig unfruchtbar, und es kann nicht wundernehmen, daß gleich die erſten Werke der neuen Schule eine Fülle der verbrauchteſten Motive aus der vergangenen und wie man erklärte überwundenen Periode herübernahmen, daß im Laufe weniger Jahre gerade die Führer zur übelſten, verblaſenſten Romantik zurückkehrten, deren blaſſe Reize doch immer noch mehr verſprachen als nackter Abklatſch. Ich weiſe nur hin auf die ſchmökerhaften Beſtandteile in M. G. Conrads Romanen, auf die unerträglich ſüßlichen und doch ſo viel geprieſenen Liebesſzenen in Hauptmanns erſten Dramen, als Muſterbeiſpiel für das zärtliche Verſenken in die Romantik holdſeliger Zauberwelten auf Hauptmanns „Verſunkene Glocke". Kompromiſſe erwieſen ſich eben als unumgänglich, wenn man nicht durch die Konſequenzen der Doktrin zur Abſurdität, zur Parodie geführt werden wollte.

Als der Expreſſionismus nun einſetzte, erneuerte ſich der alte Konflikt zwiſchen Stoff und Geiſt in gewandelter Form; auf dem Felde der Kunſt wurde der Kampf ausgetragen, der Geiſt triumphierte über den Stoff, der Menſch über die Welt. Das Individuum, nicht mehr das Ding, ſteht im Zentrum der Kunſt. Die Phantaſie, nicht das Dokument reicht das Material zur Geſtaltung des Kunſtwerks; die Umwelt zwingt den Künſtler nicht mehr in Knechtſchaft, er ſucht nichts als den Reichtum ſeiner inneren Geſichte zur Projektion zu bringen. Für den Expreſſioniſten beſitzen Traum und Viſion mehr Realität als Welt und Erleben; er lehrt wieder, daß Kunſt ein Neu-Schöpfen bedeutet, daß ſie „Sache des Geiſtes iſt, nicht Nachſchildern der Wirklichkeit".

Indeſſen, es iſt das Tragiſche im Expreſſionismus wie im Naturalismus, daß er gleich dieſem zu einem reinen Stil nur durch Preisgabe ſeiner Seinsmöglichkeiten gelangen kann. Die Treue gegen ſich ſelbſt müßte zu dem führen, was als „Dadaïsmus" bereits eine Rolle zu ſpielen beginnt, nachdem es aus dem Zürcher Cabaret Voltaire nach Berlin exportiert worden iſt, wo Elemente, deren künſtleriſche Ehr-

lichkeit man in Zweifel ziehen möchte, es mit grotesker Geſte als neues Dogma verkünden. Mag der Dadaïsmus, wie behauptet worden iſt, lediglich einer höhniſchen Ironie Pariſer Kunſtapachen ſeine Entſtehung verdanken, er iſt die unvermeidliche Konſequenz einer Erkenntnis, die nur dem Geiſtigen ein Recht in der Kunſt zuerkennt, eine Konſequenz, die auf dem Gebiet der bildenden Kunſt der Futurismus gleich zuerſt gezogen hat. Hier iſt die Grenze, hier endet die Kunſt und wird zum Wahnſinn. Das Extrem wird doch nur von wenigen Fanatikern, die nur von ſich ſelbſt ernſt genommen werden, gewählt; allerdings kommen ihm einige, wie Kokoſchka („Der brennende Dornbuſch") verzweifelt nahe, ohne Dadaïſten zu ſein. In den meiſten Fällen hilft ſich der Expreſſioniſt genau wie der Naturaliſt durch Kompromiſſe. In ſeltſamer Paradoxie nährt er, der Viſionär, ſeine Phantaſie an kraß naturaliſtiſchen Senſationen, deren brutales Übergewicht das Geiſtige ſeiner Schöpfung derart erdrückt, daß nur noch ein abſtoßendes, preziös artiſtiſches Spiel zu empfinden iſt. Und doch kann eine Rettung nur aus einem allerdings beſonneren Kompromiß kommen, nur er kann den Expreſſionismus zu einem Stil machen, der weitere Entwicklungsmöglichkeiten in ſich trägt.

Es dürfte ſich mit dem literariſchen Expreſſionismus ganz ähnlich verhalten, wie mit dem künſtleriſchen, von dem Picard dargetan hat, daß er einer Feſtigung durch Elemente des Impreſſionismus nicht entraten kann, um lebensfähig zu ſein. Die Überſchätzung des Ausdrucks führt zu einem Außerachtlaſſen und in deſſen Folge zu einer vollkommenen Auflöſung der Form, der äußeren ſowohl wie der inneren; denn Ausdruck an ſich iſt kein Gegenſtand der Form, er entzieht ſich ihr, wenn er nicht ſtofflich gebunden iſt. Die anarchiſche Zerſtörung der Form wird überdies gefördert, weil der Expreſſioniſt zu leidenſchaftlich ſeine künſtleriſchen mit ſeinen politiſchen Anſchauungen identifiziert. Um den neuen Stil zu einer Kunſtform werden zu laſſen, bedarf es wieder einer größeren Ehrfurcht vor dem Stoff, der das Geſetz ſeiner Form in ſich trägt. Hier iſt der Kompromiß, der geſucht werden muß: ein Abwägen beider Teile, Idee und Stoff harmoniſch geeint, Naturalismus und Expreſſionismus verſchmolzen, ohne daß der eine Beſtandteil den andern überwältigt. Die Konſequenz jedes der beiden Stile führt zum Chaos, der Weg der Kunſt aber geht aus dem Chaos zum Kosmos; im Chaos verharren zu wollen, das Chaos als Dogma zu predigen, iſt das hoffnungsloſe Symptom eines ſelbſtgefälligen Dilettantismus.

Umschau

Zur Psychologie der Masse

Ihre Äußerungen* über die Psychologie der Masse veranlassen mich zu einer Erwiderung. Sie sind Pessimist, sprechen von der „Nichtswürdigkeit" der menschlichen Natur und daß alles Geistige aristokratisch ist. Wenn ich mich nicht irre, so schwebt Ihnen so etwas wie das Platonische Staatsideal vor, die Herrschaft eines geistigen Adels. Sie sagen ja, der Sozialismus brauche „Ordnungen", nicht „Massenabstimmung". — Der Marxismus ist nun freilich in diesem Punkte durch und durch Optimist. Aber mir scheint, der Gegensatz zwischen unseren Anschauungen liegt tiefer. Er liegt meines Erachtens darin, daß der Marxismus die menschliche Gesellschaft als einen einheitlichen, lebendigen Organismus auffaßt, als einen ständigen dialektischen Prozeß, in dem alle Glieder und Zellen miteinander, durcheinander und füreinander existieren, in dem alle Widersprüche nur dazu da sind, in höherer Einheit überwunden zu werden.

„Alles Geistige ist aristokratisch." Gut! Der Marxismus — ich spreche nicht von dem plumpen Vulgärmarxismus — ist der letzte, dies in Abrede zu stellen. Darin beruht ja gerade das Wesen der großen Führernaturen, das Wirken der prominenten Persönlichkeit, was der Marxismus stets anerkennt, gemäß seinem dialektischen Grundsatz, daß nicht allein die Verhältnisse den Menschen, sondern rückwirkend auch die Menschen die Verhältnisse schaffen. Die geistige Persönlichkeit, sei es nun in der Wissenschaft, Kunst, Politik, Technik, Religion oder sonstwo, ist stets aristokratisch, der „Geist" ist stets in der Minderheit. Gerade wir, die Marxisten, sind in dieser Hinsicht überzeugte Aristokraten und Verächter der „kompakten Majorität". Woher brächten wir sonst den Mut, alleine zu stehen, einer Welt von Feind zu trotzen? Allein wir fassen das Wesen dieser geistigen Aristokratie anders auf als Sie, nicht als etwas von der Masse Losgelöstes, Abgetrenntes, sondern als den organisch aus der Masse hervorwachsenden Kopf, als die Blüte, die zwar immer oben, aber doch nur mit und durch den übrigen Pflanzenkörper wächst. Die Masse selbst, die menschliche Gesellschaft als Ganzes, ist für uns kein toter, starrer Körper, sondern in stetem Fluß und Wachstum. Die inneren Gesetze der Produktion treiben zu immer höheren Formen der Wirtschaft und Kultur, genau wie die biologischen Gesetze der Pflanze den Keim zur Entwicklung bringen.

Diese höheren Formen der Wirtschaft und Kultur entstehen jedoch nicht automatisch, sondern durch die geistige Arbeit hervorragender Menschen. Die Produktionsbedingungen schaffen sozusagen in der Masse die notwendige geistige Atmosphäre, die sie in den Stand setzt, jenen zu folgen, die von der hohen Warte des Geistes nicht nur das Ziel im allgemeinen, sondern auch den Weg im besonderen, nicht nur die Richtung, sondern auch die Methoden des Fortschritts erkennen. Durch das Zusammenwirken der materiellen und geistigen Faktoren — in der Politik z. B. der wirtschaftlichen Verhältnisse mit der politischen Schulung — entsteht jener aktive Prozeß, den wir historische Entwicklung nennen. Die Masse folgt mitunter sehr langsam, wie sie denn über ein halbes Jahrhundert bedurfte, um die Notwendigkeit einer sozialistischen Neuordnung auch nur in den gröbsten Umrissen zu begreifen. Der Geist ist der Masse oft

* Antwort auf einen Brief des Herausgebers.

so weit voraus, daß sie sich gegen den Träger des Geistes empört und ihn totschlägt. Diese Spannung, Diskrepanz, zwischen Geist und Masse besteht, wird sein, und ist unvermeidlich, ja notwendig. Denn nur dadurch kommt ein Fortschreiten, eine Entwicklung zustande, daß wir fortgesetzt diese Spannung zu überwinden streben. In demselben Maße als es gelingt, die Masse kulturell zu heben, gebiert sie nun höhere Geisteskräfte, die wiederum in einem Zustand der Spannung, des Widerspruchs zu dieser Masse stehen und ihn nun ihrerseits zu überwinden trachten. Das nennen wir historische Dialektik. Über die „Erbärmlichkeit" der Masse schelten, ist leicht — ihre soziologischen und psychologischen Daseinsgesetze verstehen, bringt uns weiter. Die Masse wird zweifellos immer relativ rückständig sein, wir sind glücklich, wenn wir absolut einen Fortschritt feststellen können.

Und nun noch eins: Ohne den innigen Zusammenhang, ohne ein Zehren aus der Masse, kann die geistige Aristokratie nicht leben. Aus der Masse schöpft sie ihre Lebenskräfte, ihre Probleme, von der Masse wird die Richtung ihres Denkens, die Art ihres Handelns bestimmt. Die Intellektuellen sollen nicht kriechen vor der Masse — pfui Teufel! — doch sollen sie, wenn sie wirken wollen, ihrer Bedingtheit durch die Masse bewußt bleiben. Es ist falsch zu behaupten, wenn die Masse vor die entsprechenden Aufgaben gestellt wird, wird das Verantwortungsgefühl schon kommen. Darin bin ich mit Ihnen einig. Angeflogen wird das Verantwortungsgefühl und der Verstand nicht. Diese Eigenschaften müssen erworben werden. Aber sie können nur erworben werden in der Praxis, durch die Arbeit der Neuschöpfung selbst. Theorien kann man lehren, niemals aber Charaktereigenschaften und lebendiges Verstehen. Man kann die Menschheit nicht mit einem Lehrling vergleichen und die Intellektuellen etwa mit dem Meister, denn die wahrhaft „Geistigen" sind selber stets Lernende, die „Ordnung", deren wir bedürfen, ist kein fertiges Schema, ist keine geschriebene starre Verfassung, sondern ein lebendiger Prozeß, der die Geistigen selber immer wieder von neuem verwirrt, vor neue Aufgaben stellt, und sie einsehen lehrt, wie wenig bisher ihre Weisheit auf den Grund der Dinge gekommen ist. Die Masse in ihrem dumpfen, rohen Instinkt ist in ihren Forderungen oft prophetischer, wenn auch taktisch unklüger. Wie roh und politisch unklug waren zum Beispiel diese Erstürmungen und Besetzungen bürgerlicher Zeitungen! Und wie richtig empfunden! Denn die kapitalistische Tagespresse ist ja die große Macht der Lüge und Verhetzung unter den heutigen Zuständen.

Gerade wir Marxisten sehen das „Problematische" im Leben, aber wir begnügen uns nicht mit dem Sehen. Wir arbeiten mit aller Kraft daran, dieses Problematische zu überwinden, obwohl wir vollkommen bewußt bleiben, daß wir mit jeder Lösung des einen Problems neue Probleme vor uns auftürmen. Wir haben nicht den Ehrgeiz, die Welt zu „erklären" oder gar eine „beste der Welten" zu schaffen. Wir denken nicht metaphysisch. Wir sehen einen lebendigen, dialektischen Entwicklungsprozeß vor uns und sind zufrieden, ihm nach Kräften zu dienen. Unsere Blutzeugen sterben nicht als Märtyrer einer Utopie, auch nicht bloß als Opfer einer rachgierigen Klassenjustiz, sondern als Opfer jener unvermeidlichen Spannung zwischen Geist und Masse, der ein Sokrates, Jesus, Huß, Giordano Bruno und ungezählte andere zum Opfer fielen. Darin besteht eben die Tragik und Herrlichkeit unseres Wirkens, daß, bis die Masse den Punkt erreicht, auf dem wir standen, wie selber zu neuen Höhen fortgeschritten sind. Edwin Hoernle

Nachwort des Herausgebers. Ich veröffentliche dieſen prächtigen, aus dem Gefängnis kommenden Brief unſeres ſpartakiſtiſchen Mitarbeiters mit großer Freude. Der Schreiber, ein ehemaliger Theologe, iſt mit allem wiſſenſchaftlichen Rüſtzeug auf dem Gebiet des Sozialismus wohl vertraut, dazu iſt er ein opferbereiter Menſch. Ich fühle, er will genau dasſelbe wie du, im Ziele ſeid ihr beide eins, und wenn es auf praktiſches Handeln ankommt, könnt ihr ein gutes Stück Weg zuſammengehen.

Wo iſt der Strich, der uns beide trennt? Hoernle glaubt an die Entwicklung als Endziel und beſcheidet ſich damit. Ich aber erlebe im Lebensprozeß den Aufbau über dem materiellen Entwicklungsvorgang, nämlich den Erlöſungsprozeß in der Einzelſeele und halte ihn für den eigentlichen Sinn des Lebens.

Es klingt bei Hoernle ſo einleuchtend, Spannung zwiſchen ſchöpferiſchem Geiſt und Menge und dadurch langſames Heraufarbeiten im dialektiſchen Prozeß. Die Spannung liegt aber für mich ganz wo anders. Sie liegt zwiſchen dem Ich und der Idee. So komme ich zu einem anderen Glauben gegenüber der Entwicklungsmöglichkeit der Maſſe.

Gewiß iſt die menſchliche Geſellſchaft ein einheitlicher Organismus. Der Kopf gehört zu den Gliedern, und es iſt von mir mehr wie einmal in der „Tat“ betont worden, daß unſere akademiſche Schicht viel zu wenig Ahnung von den Volksinſtinkten hat. Dasſelbe gilt aber auch von dem Proletarier. Er kennt ebenſo einſeitig nur ſeine Klaſſe, und dazu ſteht es in ſeinem Kopf dann noch wirr von unverdauten Schlagworten aus, die ihm beigebracht worden ſind. Ein Verhältnis zu den Volksinſtinkten gewinnt man weder durch Eiſenbahnfahrten 4. Klaſſe ſeitens der Gebildeten, noch durch das Anhören politiſcher Volksredner ſeitens der Arbeiter, trotzdem meinetwegen beides Hilfsmittel ſein kann. Gewinnen kann man es nur dadurch, daß man ein Verhältnis zur Geſamtnatur, zur Pflanze, zum Tier, überhaupt zu jeder Kreatur hat und dadurch auch zum Menſchentum. Wir wären als Volk nicht ſo heruntergekommen, ſo verlogen und gierig, wenn wir nicht aller Natürlichkeit in den Städten immer mehr entfremdet worden wären. Der Deutſche kann es eben nicht vertragen, in Steinmauern eingeſchloſſen zu ſein.

Es iſt fraglich, ob es eine aufſteigende Entwicklung in der inneren Selbſtändigwerdung der Menſchheit gibt, die einer voranſchreitenden Ziviliſation entſpricht. Gewiß haben ſich die Lebensverhältniſſe des Menſchen vom Pfahlbauern bis zum modernen Großſtädter aufwärts entwickelt, das iſt aber nur „Ziviliſation“. „Kultur“ aber, das Weſentliche des menſchlichen Lebens hat einen anderen Ausgangspunkt, ſie iſt Entfaltung des Göttlichen im Menſchen und geht von der Einzelſeele aus, der die Ehrfurcht vor dem Überindividuellen ein viel ſtärkeres Bedürfnis iſt als noch ſoviele Lebensbequemlichkeiten und Lebensgenüſſe.

Gewiß ſind die Geiſtigen immer Lernende. Aber ich empfinde es als elende Kriecherei und Bedientenhaftigkeit, wenn Geiſtige, um bei den Sozialiſten Führer zu werden, ſich ſelbſt verkleinernd zu der Maſſe von deren höheren Einſichten reden. Das erlebt man heutzutage in Deutſchland täglich. Die Maſſe hört das zwar gern und hält aus innerer Hilfloſigkeit an dieſem Scheinbild feſt, aber glauben tun es nur die Unmündigen und Unreifen an Alter und Verſtand. An dieſer Unreife der Mehrzahl leidet jedes verſtändige Glied der Arbeiterſchaft, und dieſe Unreife wird auch keine politiſche Schulung wegſchaffen. Denn nicht Politik erlöſt den Menſchen und macht ihn reif, ſondern ſein Verhältnis zum Werk ſeiner Hände oder ſeines Kopfes. Ich denke dabei nicht an das materielle Endergebnis. E. D.

Der Geist des Zwanges

Unsere sonst recht arme Zeit ist reich an Sozialisierungsvorschlägen. Sie sind richtige Dokumente der Zeit, denn sie zeigen, daß wir uns von dem Geist des Zwanges nicht freimachen können; sonst würden sie ihn nicht alle noch viel schlimmer gestalten wollen, als wir ihn bisher kannten. Die Vorschläge kommen von Sozialisten. Das ist um so mehr befremdend, als man ehedem die Gedanken Sozialismus und Freiheit aufs engste verband. Kann die Menschheit, oder können wir Deutsche durch die Schule des Zwanges zur Freiheit kommen? Nein! Sollen wir auf sie dauernd verzichten? Dann wäre das Leben nicht lebenswert.

Der ernsthafteste Sozialisierungsvorschlag wird von Karl Ballod in seinem Buche „Der Zukunftsstaat" gemacht, das nun in zweiter Auflage erschien (Stuttgart, 1919, Dietz). Die erste Auflage wurde vor 20 Jahren von der sozialistischen Kritik entschieden abgelehnt, die zweite aber wird von ihr im ganzen beifällig aufgenommen. Das zeigt, daß sich die Auffassungen der führenden Geister der sozialistischen Bewegung wesentlich geändert haben.

Ballods Ideal ist der Staatssozialismus, doch soll nicht die ganze Wirtschaft vom Staat betrieben werden: „Der Staat soll für die Erzeugung der hauptsächlichsten Lebensmittel, der gewöhnlichen Nahrungs- und Kleidungsstoffe sorgen; ferner hätte er die Baumaterialien herzustellen und für den Verkehr aufzukommen. Der Staat soll nur diejenigen Lebensmittel und Gegenstände des täglichen Bedarfs herstellen, die im Großbetrieb erzeugt werden können, bei deren Produktion die gesellschaftliche Kontrolle, von seiten der Arbeitenden sowohl als sonstiger Mitglieder des zukünftigen Gemeinwesens, leicht durchzuführen ist." Der Privatinitiative überlassen denkt sich Ballod „die Besorgung des Haushalts, die Pflege der privaten Gärten, das Herausgeben von Büchern und Zeitschriften, in der Hauptsache auch den künftigen Bau von Wohnhäusern, die Herstellung von Möbeln und Luxusgegenständen" (S. 23—24). Die Betriebe der zu verstaatlichenden Wirtschaftszweige sollen gegen Entgelt von den jetzigen Besitzern erworben werden; diese und ihre Nachkommen sollen Renten im Betrage von vier Prozent der von ihnen abgetretenen Werte beziehen. Die Aufwendungen hierfür berechnet Ballod mit $7^1/_2$ Milliarden Mark im Jahr, doch könnte man auch leicht zu einem doppelt so hohen Betrage kommen, denn das abzulösende werbende Privatvermögen ist doch mit 200 Milliarden Mark viel zu niedrig angenommen.

Von 1919 bis 1924 wäre nach Ballod die Umstellung der Wirtschaft auf den Sozialismus vorzunehmen, und zwar durch großzügige Meliorationen, Neubauten und technische Neuerungen zum Zwecke der Schaffung von Musteranstalten, in denen sich die größtmöglichste Produktivität der Arbeit erzielen läßt. Eines der Mittel hierzu soll die allgemeine Einführung des in Amerika aufgekommenen Taylorsystems sein; „die Erhaltung und womöglich die Steigerung der Arbeitsintensität durch allgemeine Einführung des Taylorsystems müßte die Hauptaufgabe der zu bildenden Arbeitsüberwachungskomitees sein". Wer weiß, was das Taylorsystem bedeutet, der wird sich zweifelsohne bei Ballod für diesen Vorschlag schönstens bedanken. Das Taylorsystem ist das Mittel zur äußersten Anstrengung der körperlichen Leistungsfähigkeit wie der Nerven der Arbeiter, die infolge davon in wenigen Jahren „aufgebraucht", d. h. körperlich und geistig erschöpft sind. Das wäre für die Volkskraft verhängnisvoll, das deutsche Volk würde durch das Taylorsystem, wenn es allgemein vom 16. oder 17. Lebensjahre ab Anwendung fände, zu einem

Volk jugendlicher Greise und Greisinnen werden. Man lese nur, was das „Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften kurz vor dem Kriegsausbruch über das Taylorsystem schrieb! (Jahrg. 1913, Nr. 19 und 27—31; Jahrg. 1914, Nr. 3, 9, 13 und 30.)

Doch, das Taylorsystem ist das Schlimmste noch nicht, das Ballod vorschlägt. Er wünscht — nicht nur für die Übergangszeit, sondern für die Dauer — die Einführung einer Arbeitsdienstpflicht für beide Geschlechter. Sie soll bei männlichen Personen vom 17. bis 22. und bei weiblichen Personen vom 16. bis 21. Lebensjahre abgeleistet werden. Vermutlich soll das zu bildende „Arbeitsheer" kaserniert werden. Personen, die beim Anbruch des goldenen Zeitalters Ballods schon älter sind, hätten eine nach ihrem Alter verkürzte Zwangsarbeit zu leisten. Abmilderungen der Dienstpflicht auf zwei oder drei Jahre sollen zugunsten gewisser Personenkreise (wie z. B. der Studierenden) stattfinden. Frauen mit zwei oder mehr Kindern will Ballod von der Dienstpflicht gnädigst verschonen. Andererseits darf nicht außer acht gelassen werden, „daß von 1934 bis 1938 sich die Wirkungen des Weltkrieges in einem Rückgang der alsdann für die vaterländische Dienstpflicht in Betracht kommenden Jünglinge und Mädchen auf etwa zwei Drittel des früheren Betrags äußern würden. Da würde man mit der fünfjährigen Dienstzeit nicht auskommen, sondern zur sechs- bis siebenjährigen auch für die vor 1934 und nach 1938 Eintretenden greifen".

Wer seiner Arbeitspflicht genügt hat, soll dafür vom Staat eine Rente erhalten und in der Folgezeit nach Belieben weiterarbeiten können. Den früheren Besitzern der Produktionsmittel und ihren Nachkommen stünden überdies die vierprozentigen Renten zur Verfügung. Die Berufstätigen mit akademischer Bildung und die in der Staatswirtschaft leitend tätigen Personen erhielten feste Gehälter, Wohnungsmiete brauchte gar niemand zu zahlen. Den Wert der Leistung eines Handarbeiters während eines Dienstpflichtjahres berechnet Ballod mit etwa 5520 M. Dieser Betrag dürfe aber nicht sofort verteilt und verjubelt werden, sondern er solle „gespart werden, soweit er nicht zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung während der vaterländischen Arbeitspflicht dient, mit anderen Worten: der erarbeitete Fonds muß auf die ganze Lebenszeit verteilt werden ... Wir werden die Jahresentschädigung eines Mannes bzw. Jünglings, vom Eintritt in den vaterländischen Hilfsdienst an gerechnet, auf je 1000 M, die Entschädigung für eine jede Frau auf 840 M bemessen". Die Überschüsse aus den Arbeitserträgnissen wären für die Kinder zu verwenden, „in erster Linie für die Waisenkinder, sodann aber auch zur Unterstützung kinderreicher Familien nach einem bestimmten, gesetzlich festgelegten Schema" (S. 236). Die Leute sollen überdies zur Kleingartenwirtschaft sowie zur Haltung von Ziegen und Federvieh angeregt werden, so daß wohl für die meisten jeder Ansporn zu weiterer Arbeit in den der Privatinitiative überlassenen Wirtschaftszweigen entfiele.

Ärzte sollen neben freier Wohnung von sechs bis acht Zimmern einen Durchschnittsgehalt von 8000 M erhalten; es soll ihnen ferner „unbenommen sein, von den Rentenempfängern ein gewisses Extrahonorar zu erheben, sofern deren Rente den Durchschnitt der Arbeiterrente übersteigt; nur dürfen sie deswegen ihre allgemeinen Pflichten als staatliche ‚Kassenärzte' nicht versäumen; hervorragenden Spezialisten muß es gestattet sein, auf die staatliche Anstellung zu verzichten und dafür höhere Spezialhonorare zu nehmen" (S. 230). Den juristisch vorgebildeten Staatsbeamten ist Ballod weniger gut gesinnt; für sie sieht er ein durchschnittliches Jahres-

gehalt von 7000 Mark ohne Nebeneinkünfte vor; für die höheren Verwaltungsbeamten werden Jahresgehälter von 10000 bis 20000 M angeſetzt, für 36000 „landwirtſchaftliche Adminiſtratoren“ — die ſtatt der enteigneten Bauern und Großgrundbeſitzer die ländliche Wirtſchaft zu leiten hätten — je 7000 M.

Die Zahl der Arbeitskräfte, die nach der Übergangszeit für das Arbeitsheer gebraucht würden, ſchätzt Ballod auf 3600000 männliche und 3400000 weibliche. Davon ſollen auf die Landwirtſchaft rund 864000 männliche und 1080000 weibliche Arbeitskräfte kommen; überdies ſollen die Schulkinder in den Sommermonaten zeitweiſe zur Arbeit in der Landwirtſchaft verpflichtet ſein. Ob den Kindern ſtatt der Sommerferien der Arbeitszwang auf dem Lande wohlbekäme, hat Ballod anſcheinend nicht bedacht. Es kann hier nicht gezeigt werden, welche übertriebenen Hoffnungen in bezug auf Ertragſteigerung Ballod in die allgemeine Einführung von Rieſenbetrieben und arbeitſparenden Vorrichtungen ſetzt; dieſe Zahlenkunſtſtücke muß man im Original leſen. Richtig iſt, daß in den Großbetrieben in der Regel eine größere Produktmenge auf den einzelnen Arbeiter trifft als in Klein- und Mittelbetrieben, aber der Unterſchied iſt nicht ſo groß, daß man von der reſtloſen Durchführung des Großbetriebes eine ungeheuere Erſparnis an Arbeitskraft erwarten dürfte. Die letzte gewerbliche Betriebszählung in den Vereinigten Staaten von Amerika ergab, daß auf die 3060 größten Betriebe 30,5 Proz. der Arbeiter und 35,7 Proz. des Nettoproduktwertes trafen. (13th Census of the United States, Bd. 8, S. 204 ff.)

Ballod ſtellt ſich ſeinen Staat als „geſchloſſenen Staat“ vor, „der ſeinen ganzen Bedarf innerhalb ſeines eigenen Gebietes erzeugt“ (S. 49), denn es iſt „mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein ſolcher Staat von der übrigen Welt nichts erhält“. Wir müßten alſo auch in Zukunft recht kriegsmäßig beſcheiden bleiben und uns mit Leinenanzügen, Kaffee- und Tabakerſatz uſw. begnügen. Ob wir den für eine ausgiebige landwirtſchaftliche Produktion erforderlichen Dünger im Lande ſelbſt beſchaffen könnten, bleibt trotz der vielen Zahlen Ballods fraglich. So nebenbei denkt Ballod freilich wieder an eigene Kolonien zur Erzeugung von Kaffee, Kakao uſw., wobei er auch ſeine ſtaunenswerten Kenntniſſe in bezug auf tropiſche Landwirtſchaft verrät.

Als „erſprießlichen Sozialismus“ läßt Ballod nur den zentraliſierenden Staatsſozialismus gelten. „Erſprießlich“ wäre ein ſolches Syſtem in Wirklichkeit vermutlich nur für die zahlreiche Bureaukratie, die es erforderlich machen würde; und ſelbſt dieſe dürfte ihre Anſprüche nicht zu hoch ſchrauben. Beſtünde ein zentraliſierter Staatsſozialismus, ſo müßte eine ungeheure Macht in die Hände einzelner leitender Perſonen gelegt werden. Sie zu „kontrollieren“ wäre ganz unmöglich. Es würde auch ein koſtſpieliger Verwaltungsapparat notwendig werden, der ungeheure Summen verſchlänge, unüberſichtlich und unbeholfen wäre und jedes ſelbſtändige Handeln der unmittelbar mit der Leitung der Produktion befaßten Perſonen ausſchlöſſe. Die vielen Kontrollinſtanzen würden bewirken, daß jeder einem jeden mit Mißtrauen entgegentritt. Ballods Syſtem würde nichts anderes als die vollſtändige Militariſierung der Wirtſchaft bedeuten, durch die jedes perſönliche Aufwärts- und Vorwärtsſtreben gehemmt, jede Selbſtändigkeit und perſönliche Freiheit unterdrückt würde. Der ſtaatliche Zwang und die gleichzeitige ſtaatliche „Fürſorge“ würden ein Geſchlecht heranzüchten, dem jedes Selbſtvertrauen abgeht, das nur mehr mit Hilfe der „ſozialen“ Krücken fortkommen kann. Gegen ein ſolches Syſtem anzukämpfen, iſt eines jeden Pflicht, der es ehrlich mit dem deutſchen Volk und der Menſchheit meint.

Hans Fehlinger

Demokratie und Menſchenwürde

Zu dem vielen Unerfreulichen, was als Begleitumſtand der ſchweren Schläge, die unſer Vaterland treffen, gebucht werden muß, gehört das Bild, das Zeitungs- und Privatnachrichten von dem deutſchen Leben in den von den Feinden beſetzten Gebieten des Weſtens entwerfen. „Am Morgen", heißt es in einem mir vorliegenden Briefe von dort, „rückten die belgiſchen Soldaten ein, und am Abend hatten ſie ſchon an jedem Arm ein Mädel hängen." Aus dem von den Franzoſen eingenommenen Teil werden Vorfälle berichtet wie der, daß franzöſiſche Offiziere ſich verächtlich über deutſche Muſikkapellen äußerten, die ſich beeilten, ihnen mit franzöſiſchen Armeemärſchen aufzuwarten, und ähnliches verlautet auch aus dem derzeit engliſchen Rheinland. Man braucht dieſe Dinge nicht wichtiger zu nehmen, als ſie es verdienen und wird doch finden, daß ſie einen bittern Geſchmack auf der Zunge zurücklaſſen. Gewiß, wir wollen keine Verewigung des Völkerhaders, wir ſtreben mit allen Kräften danach, aus dieſem Kriege auf eine Weiſe herauszukommen, die in der Zukunft eine ehrliche Verſtändigung mit den Nachbarn erlaubt, aber wer behandelt den ihm ins Haus geſchickten Strafbeamten als willkommenen und vertrauten Gaſt? Eine Würdeloſigkeit ohnegleichen liegt in ſolchem Verhalten, ein Mangel an geſundem Stolz, der manchen Andersgeſinnten, auch wenn er von der in den letzten Generationen ſo eifrig gezüchteten Art von Nationalgefühl ganz unberührt iſt, veranlaſſen könnte, ſich mit Ekel von ſeinem eigenen Volkstum abzuwenden.

Und doch läge darin eine große Ungerechtigkeit. Denn die Erſcheinung, die wir beklagen, iſt doch offenbar nur zu einem Teil auf den deutſchen Volkscharakter zurückzuführen und dann im Grunde nicht einmal auf die ſchlechteſte Seite an ihm. Alle Spartakiſten Deutſchlands können die Tatſache nicht verdunkeln, daß wir wenig Anlage zum Fanatismus und deshalb auch keine zum Völkerhaß haben, die künſtliche Aufpeitſchung der Anſätze dazu, die wir in den vergangenen Jahren erlebten, iſt längſt wieder ſo ſtark zurückgegangen, daß nicht einmal die unnötige und barbariſche Grauſamkeit, mit der uns unſre Feinde während des Waffenſtillſtands behandelt haben, ſie wieder hat zum Aufleben bringen können. Daß wir dem einzelnen Fremden ohne völkiſche Voreingenommenheit begegnen können, iſt nur rühmlich. Daß wir es in einer Lage wie der gegenwärtigen aber ſo häufig mit Würdeloſigkeit tun, iſt eine mehr oder minder unausbleibliche Folge des Syſtems, das bei uns bis zum 9. November 1918 das herrſchende war. Denn dieſes Syſtem mochte viele gute Ziele im Auge haben, nur das eine war ihm unbekannt geblieben: die Erziehung zur Menſchenwürde. Schon in der Schule macht ſich das geltend. W. Franz hat in ſeinem wertvollen Buche über die Bedeutung der engliſchen Kultur für Deutſchlands Entwicklung lehrreich aufgewieſen, wie viel mehr Rückſicht man z. B. in Großbritannien bereits der individuellen Würde des werdenden Menſchen zollt als bei uns. „Handelt ſo ein Gentleman?" iſt eine typiſche Form, in die der ſtrafende Vorwurf in der engliſchen Erziehung gekleidet wird und mit der dem erwachenden Urteil die Selbſtverantwortlichkeit zugeſchoben wird, wo entſprechend bei uns mit „du ſollſt", „du mußt" eine autoritäre Lehre eingebläut wird. Das Ehrgefühl des Schülers wird überhaupt geſchont und nach Kräften entwickelt. Das läßt ſich in allzuvielen Fällen von unſern Schulen nicht behaupten. Würden ſich nicht die Schüler untereinander Ehrbegriffe ſchaffen, die Schule verhilft ihnen nicht dazu. Pflege der kameradſchaftlichen Treue, ſelbſtloſes Einſtehen des einen für den andern, Solidaritätsgefühl, alles was dem Einzelnen das Gefühl der ſittlichen Perſönlichkeit und damit

von Würde gibt, werden in der Regel von der Schule nicht oder doch nicht genügend gefördert. Die Schüler ihrerſeits erteilen bekanntlich der Schule dafür die Quittung, indem ſie Schulſtrafen insgemein keineswegs als Ehrverletzung, ſondern weit eher als das Gegenteil betrachten. Was die Schule begonnen hatte, ſetzte der Unteroffizier fort. Wer nur irgendwie von fern mit dieſer militäriſchen Erziehung des jetzt zugrunde gegangenen Syſtems zu tun hatte, weiß, daß ſie geradezu ſyſtematiſch an der Zerſtörung jeden Reſtes von menſchlicher Würde arbeitete. War ihr der Bürger auch nur für einen Tag bei einer Muſterung oder dgl. ausgeliefert, ſo wurde das benutzt, um ihn durch allerlei unnötige Demütigungen, wie das hammelartige Zuſammentreiben im Zuſtande körperlicher Nacktheit u. ä., vor ſich ſelber klein zu machen. Im Dienſt ſelbſt wurde die gleiche Aufgabe gründlicher und erfolgreicher betrieben. Der Vorgang wäre nicht ſo bedeutungsvoll geweſen, hätten nicht militäriſche Begriffe ſich auf das bürgerliche Leben fortgepflanzt und hätte nicht allmählich ein ſo großer Teil von ihm unter ihrer Herrſchaft geſtanden. Das Verhältnis der Menſchen zueinander wurde großenteils rein militäriſch begriffen und daher die Umgangsformen im Verkehr mit dem lieben Nächſten vom Militär bezogen. Die große Kluft, die beim Militär den Offizier und zum Offizier Fähigen vom Nichtoffizier ſchied, erweiterte ſich ſo auf das ganze Volk und ſchied es in zwei Hälften, eine obere und eine untere. Für die Art, wie die Angehörigen der einen mit der anderen verhandelten und verkehrten, war das militäriſche Vorbild vielfach maßgebend. Auf ſolche Weiſe aber kann kein natürliches Gefühl von Würde aufkommen, weder bei den Angehörigen der herrſchenden noch der beherrſchten Klaſſe. Vielfach gehörte der erſtere nun noch in die mit militäriſchem Weſen ſo eng verfilzte Beamtenhierarchie. In dieſem Falle war er gelehrt, die ganze Welt um ſich herum als eine einzige große Stufenleiter anzuſehen. Die Stufen hatte der Staat mit chineſiſcher Gewiſſenhaftigkeit numeriert, die verſchiedenen Rangklaſſen ängſtlich geſondert und durch Titel äußerlich kenntlich gemacht. Die freien Berufe, auch ihrem Weſen nach auf der Beamtenpyramide ſchlecht anbringbare Ämter wie die der Gelehrten, waren nicht ohne Schwierigkeiten am Ende doch auf die ihnen zukommende Stufe gebracht. Alles dies erwies ſich als eine im Sinne des alten Syſtems wertvolle Hilfe im Verkehr von Menſch zu Menſch. Es entwickelten ſich Schattierungen der Höflichkeit und Befliſſenheit, die das ſichtliche Beſtreben an den Tag legten, mit den ſtaatlichen Unterſcheidungen mitzukommen. Welch eine Fülle von Briefanreden und Briefſchlüſſen ſteht nicht, um ein einziges bezeichnendes Beiſpiel hervorzuheben, dem deutſchen Briefſchreiber je nach der Würde des Angeredeten im Verhältnis zum engliſchen Brief zu Gebote! Wie ängſtlich tritt in ihnen das Beſtreben zutage, die Sonderanſprüche auf Achtung nicht zu verletzen, die der Betreffende aus irgendwelchen ſtaatlichen Ehren ableiten könnte! Wie fehlt ſelbſt unter nahen Berufsgenoſſen das geſunde Gleichberechtigungsgefühl! Überall ſpukt das Verhältnis von Vorgeſetzten und Untergebenen herum, wo es nicht vorhanden, wird es als Höflichkeitsform gern freiwillig hereingetragen. Je höher aber der Vorgeſetzte, deſto geringer das verbleibende Maß von Würde. Wie ſelten ſind die Fälle, in denen ſich z. B. in der Vergangenheit Beamte tatkräftig gegen perſönliche miniſterielle Übergriffe zur Wehr ſetzten! In der Tat ſo vereinzelt, daß ein origineller, freilich auf dieſem Gebiete mit vielen Sünden belaſteter Kopf, wie der Univerſitätsdiktator Althoff ein derartiges Vorkommnis geradezu als Ereignis buchen und von einem energiſchen Verteidiger ſeiner Würde ſagen konnte: „Den Mann ſchätze ich hoch, der hat mir einen groben Brief geſchrieben!“ Geradezu

Kläglich aber wurde in vielen Fällen das Verhalten hochgebildeter Leute, wenn ſie mit der höchſten Spitze des Staates, dem Monarchen, ſelbſt zu tun hatten. Schon daran, daß der König grundſätzlich ſeinen „Untertanen“ im perſönlichen Verkehr die Anrede „Herr“ verweigerte, nahm trotz des bezeichnenden Charakters dieſes Zuges niemand Anſtoß. Die Maßſtäbe für die Beurteilung menſchlicher Leiſtungen waren hier andere, jede Kritik ſchien gelähmt, jede Selbſtachtung oft verſchwunden. Es gibt vielgeleſene Künſtler-Memoirenwerke aus der jüngſten Zeit, in denen der Verfaſſer ſich gar nicht einmal klar zu ſein ſcheint, welche Lakaienrolle er in den mit Behagen ausgemalten Auftritten mit der Perſon des Kaiſers ſpielt und es dem Leſer überläßt, für ihn zu erröten. Aber gewiß wird es nicht bei vielen Leſern geſchehen ſein. Man erinnere ſich dafür, wie der chineſiſche „Sühneprinz“ ſeinerzeit mit ſeinem Eintritt in die deutſchen Grenzen zögerte und in Baſel verharrte, weil man in Berlin von ihm verlangte, daß er nach altchineſiſcher Sitte vor dem Monarchen den Kotau machen, d. h. ſich mehrfach buchſtäblich auf den Bauch legen ſollte. Daß in dieſer Angelegenheit die lächerliche Seite von der ärgerlichen bei weitem überwogen wurde, daß es ſich dabei um eine unerhörte Verletzung der Menſchenwürde aller Beteiligten handelte, kam damals, wie es ſcheint, in Deutſchland den wenigſten zum Bewußtſein.

Naturgemäß mußten die deutſchen Lebensformen zu Schwierigkeiten im Verkehr mit dem Ausländer führen. Hier fiel das Verhältnis der Rangſtufen, auf denen ſich ſo ſicher gehen ließ, fort. Im Auslande gab es keine Vorgeſetzten und Untergebenen. Und nun zeigte ſich das Brüchige einer Erziehung, die den Einzelnen moraliſch nicht genug auf ſich ſelbſt geſtellt hatte, darin, daß er kein rechtes Verhältnis zum Ausländer finden konnte. War er dem Engländer z. B. zehnfach an Höflichkeit, Wiſſen und Fleiß überlegen, ſo geriet er ihm gegenüber vielfach perſönlich ins Hintertreffen, weil nicht im Beſitze der ruhigen Selbſtſicherheit, auf die ein ſo großer Teil der engliſchen Erziehung abgeſehen iſt. Ungebührlich ſtark machten ſich die beiden Gegenſätze eines lärmenden und unangebrachteu Auftrumpfens mit den vermeintlichen eigenvölkiſchen Vorzügen und eines Hinterherlaufens hinter dem fremden Volkstum geltend, die auf denſelben Urgrund, den Mangel an wahrer Perſönlichkeit, zurückführten. Gerade dieſe in Deutſchland wie im Auslande wahrgenommene Würdeloſigkeit trägt ein gut Teil der Schuld an der Unbeliebtheit der Deutſchen auch bei denjenigen Ausländern, die von wirtſchaftlichen Urſachen mittelbar oder unmittelbar in ihrem Urteil nicht beſtimmt ſind. „Deutſchland beſteht aus Leuten,“ pflegte Ilſe Frapan zu ſagen, „die mit Wonne treten, und ſich mit Wonne treten laſſen.“

Was iſt nun an dieſem Stand der Dinge durch die Revolution geändert? Mehr oder weniger alles. Indem das alte Syſtem ſich für immer verabſchiedet, treten zwar auch ſeine guten Seiten noch einmal hervor. Zum wenigſten ſtand das geforderte Opfer — nicht des Intellekts, aber — der Würde des Einzelnen an vielen Orten im Intereſſe der Zweckmäßigkeit. An ſeine Stelle ſcheint allzuoft mit ſeinem vollkommenen Widerſpiel die Diſziplinloſigkeit, damit die Unordnung, damit das Chaos getreten zu ſein. Das Verhalten des Einzelnen iſt vielfach zweckwidrig bis zur Selbſtzerſtörung geworden. Auch die höchſten Vertreter des neuen Syſtems geben häufig nicht das Beiſpiel von Würde, das man von ihnen erwartet. Wir haben erlebt, daß ein Kurt Eisner dem rühmlichen Vorbild des chineſiſchen Sühneprinzen Wilhelm II. gegenüber keineswegs gefolgt iſt, ſondern ſich zum Kotau vor Herrn Clémenceau geradezu gedrängt hat. Aber alles das ſind Erſcheinungen, die den überzeugten Demokraten nicht irremachen können. Das Verhalten von Menſch zu Menſch in Deutſch-

land bedarf eben eines gründlichen Aufbaues von unten auf. Rom iſt aber nicht an einem Tage erbaut worden. Daß die Grundlagen in der Schule gelegt werden müſſen, leuchtet ohne weiteres ein. Wenn aber der erſte Verſuch dazu durch das Miniſterium Hänisch an manchen Schulen ſeitens der Schüler eine Antwort gefunden hat, die an eine Petition erinnert, den Rohrſtock beibehalten zu dürfen, ſo zeigt das nur, wie ſchwer die Arbeit ſein wird, das tiefeingewurzelte Syſtem wirklich mit Stumpf und Stiel zu beſeitigen. Vieles wird hier zwar durch die wirtſchaftlichen Umwälzungen, die eine Folge der Kriegsnotlage ſind, kurzerhand von ſelber kommen. Die Auflöſung der ſtändiſchen Gliederung der Geſellſchaft geht mit reißender Geſchwindigkeit vor ſich und würde auch eingetreten ſein, wenn die große ſoziale Waſſerſcheide der „Qualifiziertheit" zum Reſerveoffizier nicht durch die Ereigniſſe völlig abgetragen wäre. Ganze Schichten ſind heute verarmt und müſſen ſich nach jeder Art Arbeit umſehen, die ſie zu ernähren imſtande iſt. Nun gab es zwar auch in der Generation unſrer Eltern das ſchöne Sprichwort: „Arbeit ſchändet nicht", aber in Wirklichkeit waren doch zahlreiche Arbeiten vorhanden, mit deren Übernahme man tatſächlich ſich „deklaſſierte", d. h. aus der Klaſſe ausſchied. Noch bis in die jüngſte Zeit gab es Garniſonen, in denen Offiziersfrauen z. B. nicht einmal ihren eigenen Kinderwagen ſchieben durften. In einem Roman von Stratz bringt ſich ein Offizier aus nicht viel mehr Gründen um, als weil ihn jemand mit einem Deckelkorb hat über die Straße gehen ſehen. Der wirtſchaftlich ſchiffbrüchige Mann „von Stande" konnte bisher wohl in Amerika oder Afrika ſich durch Handarbeit wieder in die Höhe zu arbeiten verſuchen, nicht aber daheim. Solche Kavalieranſchauungen wirken heute bereits unglaublich foſſil. Schon die wirtſchaftliche Notwendigkeit hilft ihnen gegenüber die moraliſche Wahrheit durchſetzen, daß die Würde des Menſchen nicht durch irgendwelche Äußerlichkeiten beſtimmt werden kann. Der Einzelne bezieht alſo ſeine Würde in fortſchreitendem Maße nicht mehr von der Kaſte, dem Stande, dem Beruf, dem er angehört, ſondern verdankt ſie immer mehr ſich ſelbſt. Die erhöhte Stellung des Einzelnen im werdenden genoſſenſchaftlichen Aufbau des Ganzen muß dazu beitragen, mit verſtärktem Verantwortlichkeitsgefühl ſeine Perſönlichkeit in dieſem Sinne zu ſteigern. Auch im mittelalterlichen Genoſſenſchaftsſtaate fühlten ſich alle Stände gleich wichtig und gleich nötig. Allein der Abbau der bisherigen Einſtellung der Volksglieder zueinander darf nicht einer ſolchen unbewußten Entwicklung allein überlaſſen werden, er muß auf allen Seiten mit einer gewiſſen Planmäßigkeit gefördert werden. Der bärbeißige, das Publikum anſchnauzende Beamte aus dem alten Obrigkeitsſtaat paßt in den neuen Volksſtaat ſo wenig herein wie die Reſte des „Sauherdentons" in die Organe der jetzt führenden Partei. Der akademiſch Gebildete muß es als beſonders unwürdig empfinden lernen, ſich ſo ängſtlich durch immer wieder von neuem, vielfach nur als Altersprämie, verliehene Titel von ſeinesgleichen abzuſondern. In dieſen Stücken iſt viel mehr Weitherzigkeit erforderlich, als ſie bisher zutage getreten iſt. Der Wille zur Demokratie iſt nicht nur der Wille zu einer andern Verteilung der politiſchen Macht, ſondern der Wille zu erhöhter Menſchlichkeit. Einen neuen Typ des Deutſchen gilt es in die Welt zu ſtellen, der zu den großen Eigenſchaften, die er beſaß, die im Obrigkeitsſtaat vernachläſſigte hinzugewinnt: die rechte Würde.

Levin L. Schücking

Probleme des Arbeitsrechtes Das Reichsarbeitsminiſterium hat die Schaffung eines einigen, demokratiſchen Arbeitsrechtes für Deutſchland in Ausſicht geſtellt und bereits zur Durchführung der Auf-

gabe einen Ausſchuß der bedeutendſten Sachverſtändigen berufen. Damit wird ein Geſetzgebungswerk in Angriff genommen, das an Umfang und Schwierigkeit der Schöpfung des bürgerlichen Geſetzbuches kaum nachſteht, an politiſcher und ſozialer Bedeutung es aber ſicher übertrifft. Es handelt ſich nicht nur darum, die Tauſende von Einzelvorſchriften über Dienſtverhältniſſe, die heute in Hunderten von Geſetzen zerſtreut ſind, zu vereinen, die Lücken auszufüllen; ſondern erſt die den neuen politiſchen und ſozialen Verhältniſſen entſprechende Grundlage für die Geſamtheit der Rechtsvorſchriften zu legen. Wer ſich über Umfang, Bedeutung und Schwierigkeit der hier vorliegenden Aufgabe unterrichten will, ſei auf das Buch von Dr. Heinz Potthoff: Probleme des Arbeitsrechtes* verwieſen, von dem der bekannte Berliner Hochſchullehrer Dr. Jaſtrow urteilt: „Es gibt zur Zeit kein Buch, welches über die hier liegenden Probleme ſo ausgezeichnet (und dabei ſo kurz und überſichtlich) orientiert, wie dieſes.“ Es gehört zu den wichtigſten Vorarbeiten für das jetzt geplante große Werk, weil es nicht nur die Geſamtheit der Einzelfragen in ihrem Zuſammenhange aufzeigt, ſondern auch auf den beiden Grundideen des Demokratiſchen und des Sozialen ruht. Sozial iſt nach Potthoff das Vorrecht des lebenden Menſchen vor allen Gütern und Einrichtungen dieſer Erde. Demokratie aber ſoll in das Arbeitsrecht in dem doppelten Sinne eingeführt werden, daß einerſeits die Arbeitnehmer gleichberechtigt mit den Arbeitgebern an der Feſtſtellung der Arbeitsbedingungen mitwirken; und daß andererſeits dann die beiden Parteien gemeinſam in viel weiterem Maße als bisher ihre Rechtsverhältniſſe ſelbſt regeln. Selbſtverwaltung an Stelle der bisherigen kaſuiſtiſchen Geſetzgebung, bureaukratiſchen Sozialpolitik, das iſt die Formel, mit der allein das neue Arbeitsrecht gelöſt werden kann.

Karl Möller

Leopold v. Wieſe, ein geiſtiger Führer

Es ſind im weſentlichen drei Löſungen, die eine Zukunftsausſicht für den modernen Menſchen eröffnen. Die erſte formt aus dem gegenwärtigen menſchlichen Zuſtand ſeeliſchen Zuſammenbruches, in völliger Abſage an die bürgerliche Lebensform des Staats, die Sehnſucht nach freier Gemeinſchaft in einem neuen „Königreich der Seele“. Für dieſe geiſtige Bewegung iſt der tauſendjährige Kampf zwiſchen Perſönlichkeit und Staat mit der Tatſache des völligen ſtaatlichen Sieges abgeſchloſſen. Die Seele ſucht ihr Heil auf anderen Wegen. Eine zweite in ihrer Willensrichtung nicht minder erkennbare Geiſtesſtrömung findet ſich ab mit der Allmacht des Staats über den Einzelnen und dem Endſpurttempo des neuen freudloſen Arbeitsganges und verſucht, wie Max Weber ſehr fein formuliert, „angeſichts des Siegeszuges der univerſellen Bureaukratiſierung irgendwelche Reſte einer in irgendeinem Sinne individualiſtiſchen Bewegungsfreiheit zu retten“. Die dritte Löſung klingt aus in dem flammenden Bekenntnis zu den unveräußerlichen Rechten der Perſönlichkeit, ſie iſt eingeſtellt auf den Kampf gegen den „verneinenden Geiſt des Zwangs“, gegen das Raubbauweſen und den Molochcharakter des Staats. Sie iſt gedanklich, ungeſchichtlich und unpolitiſch, weil ſie ihrem Weſen nach die Verſtandes- und Vernunftskräfte des Menſchen überſchätzt.

Der politiſche Geiſt Leopold v. Wieſes iſt zu konkret und zu umfaſſend, als daß

*Heinz Potthoff: Probleme des Arbeitsrechtes, Rechtspolitiſche Betrachtungen eines Volkswirtes. Band 7 der Politiſchen Bibliothek, im Verlage von Eugen Diederichs, Jena 1912. Pappband M 5.—.

er den programmatiſch angedeuteten Forderungen einer dieſer drei Geiſtesſtrömungen ſeine Kraft verſchriebe. Freilich erkennt auch er, daß den Zielen unſerer großen politiſchen Parteien die nach einer dieſer drei grundlegenden Geiſtesrichtungen hinneigende Ideenvertretung gänzlich ermangelt und daß, ſoweit man überhaupt noch von wirklichen Aktionsprogrammen unſerer politiſchen Parteien ſprechen kann, dieſe ſogar in ihrer theoretiſchen Formulierung beſchränkt ſind auf angeſpannte parteipolitiſche Wünſche und auf die Faſſung von Reformvorſchlägen, die jeweils in erſter Linie den Intereſſen ihrer Wählerſchichten gerecht zu werden verſuchen. (Siehe Fall Kempner!) In einer Zeit, da die Seele des Volkes nach Großtaten ſtaatspolitiſcher Reformtätigkeit ſchreit!

Da Leopold v. Wieſe aus der Ideologie dieſer drei geiſtigen Bewegungen hinſtrebt zu einer Syntheſe von Idee und Wirklichkeit, ſo muß er den liberalen, konſervativen und demokratiſchen Zeitgeiſt bekämpfen, der, mehr geſchoben werdend als ſchiebend, „das Syſtem des nationalen europäiſchen Staatentums und der abſolut nationalen Geſinnung“ trägt, ein Syſtem, das, wie Wieſe glaubt, durch dieſen Krieg ſeinen Höhepunkt, ſeine Kriſis und ſeinen Zuſammenbruch erreicht. Gleich fremd muß er dem Sozialismus in ſeiner „feldgrauen“ Form gegenüberſtehen, der ſein gewaltiges Ideenerbe der internationalen Kampf- und Geiſtesgemeinſchaft freiwillig preisgab dem — wie man in jenen Kreiſen ſo gerne ſagt — übermächtigen Schickſal einer politiſchen Weltumwälzung *auf der Grundlage des beſtehenden Staats*, preisgab für ein Programm des ſozialen Fortſchritts, das im Innern Aufſtieg, nach außen aber Abſchluß bedeutet.

Für Wieſe exiſtieren nicht die auf einſeitig beurteilten Erfolgen aufgebauten politiſchen Schlußfolgerungen der geſchichtlich eingeengten Gegenwartsmenſchen. Das erſte und letzte Ziel der hiſtoriſchen und politiſchen Arbeit kann auch heute nur ſein: aus den Zuſammenhängen des Geſchehens heraus das Weſentliche, die Wahrheit zu geben. Wer vor ihrer Erkenntnis zurückſchreckt, ſollte gerade jetzt ſtill ſein. Wer ſie mit ſophiſtiſchen Redensarten bemäntelt, darf ſich nicht wundern, wenn ihn der Vorwurf der Überzeugungsloſigkeit trifft. Das Anders-reden-als-Denken überlaſſe man dem geſchäftigen Marktſchreiertum der Tagespolitiker, die ſtets mit Ungeheurem ſpielen. Wieſe trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er im Anſchluß an eine ſachliche Kritik der Staatsallmacht und des Pflichtrigorismus die Worte ausſpricht: „Gelegentlich muß man hören ... auch das Maulaufreißen gehöre zum Kriege. Man müſſe die Sache ſeines Volkes und Staates als die vollkommenſte hinausſchreien und dabei ſieben gerade ſein laſſen ... Die Maſſe würde Perſönlichkeitsbehauptung mit Selbſtſucht verwechſeln. Man müſſe ſie einſchüchtern, daß niemand auch nur zu muckſen wage. Später komme dann einmal wieder die Zeit, wo man von Wahrheit und Bildung reden dürfe. Das vermag ich nicht anzuerkennen: daß es irgendwelche politiſche Umſtände jemals geben kann, in denen man auf Wahrhaftigkeit verzichten muß. Wirkliche Werte darf man nicht in den Schrank verſtecken, um ſie gelegentlich bei gut Wetter wieder herauszuholen. Einmal beiſeite geſtellt, ſind ſie unrettbar verloren.“

In einem glänzend geſchriebenen, erſtmals in der „Neuen Rundſchau“ erſchienenen Eſſay „Das Überperſönliche“ gibt Wieſe eine geſchichtliche Entwicklungsreihe des Menſchen in der Einſtellung zu ſeiner Zeit. Er ſieht den Typus des modernen europäiſchen Menſchen beſtimmt durch die Kräfte der mittelalterlichen Autonomie der Einzelſeele und gleichermaßen durch ihre Umkehrung in die Elemente des natur-

wiſſenſchaftlichen Hiſtorizismus des 18. Jahrhunderts, der beſagt, daß der Menſch völlig abhängt von Vererbung, Tradition, Staat, Klaſſe, Maſſe. Der moderne Menſch hat ein ſtarkes Vertrauen auf ſich und ſeine Vernunft, iſt ſich aber der Abhängigkeit ſeiner Exiſtenz und der Unfreiheit ſeines Ich ſtärker als der Menſch vergangener Zeitalter bewußt. Dieſes Gefühl der Unſelbſtändigkeit, Gebundenheit und Kleinheit entſtammt „erſtens weltanſchauungsgemäß: aus der Entwicklungslehre, die zeigt, daß der Einzelne nur ein Durchgangsſtadium für den allein wichtigen Entfaltungsprozeß der Gattung ſei, zweitens politiſch: aus der ſtändig wachſenden Staatsmacht, drittens ſozial: aus der das Individuum beherrſchenden Klaſſenzugehörigkeit, viertens wirtſchaftlich: aus der Abhängigkeit entweder vom Kapitalismus oder vom Sozialismus, die beide vom Übel ſind."

Es iſt jedenfalls ſonnenklar, wenn es auch immer wieder von der nationaliſtiſchen Schule und ihren beſonderen Sachkennern der Nationalcharaktere ins Gegenteil umgebogen wird: Die „Freiheit" des modernen Menſchen iſt ihrem weſentlichen Inhalte nach nicht in national ausgeprägte Einzelfreiheitsbegriffe zu ſcheiden, ſo daß ſchon Naivität oder Unkenntnis dazu gehört, zu glauben, die „deutſche Freiheit" ſei ethiſch wertvoller und ſachlich größer als die engliſche, franzöſiſche oder irgendeine andere. Erſt die Verſchiedenheiten der nationalen Geſchichte und Verfaſſung ſchaffen Differenzierungen und Schattierungen der nationalen Freiheiten, die dadurch nicht neues Leben, ſondern nur Färbung erhalten. Überall in Europa herrſcht über dem Menſchen das Überperſönliche als etwas Abſtraktes, Geſetzmäßiges und Unablenkbares: „Die Funktion, die zum Inhalt des menſchlichen Lebens wird, hat der Menſch nicht ſelbſt geſchaffen. Er muß ſie übernehmen und iſt nun mit allen ſeinen Intereſſen mit ihm verknüpft, bis ſie plötzlich von ihm genommen wird. Er muß ſeine Kraft dem Überperſönlichen (in drei Geſtalten: Raſſe, Staat und geſellſchaftlicher Klaſſe) geben. Dieſes aber nimmt kein Intereſſe an ihm." Es bleibt ihm nur der Glaube an das Wort „ich"; „dem modernen Menſchen wird es wegdisputiert." Vom ſozialen Zeitalter, das immer nur relative Werte ſchaffen kann, zunächſt durch die Überſchätzung und ausſchließliche Förderung der ſozialen Arbeit mit dem utopiſchen Endziel, durch Änderung der Klaſſenordnung und geſellſchaftlichen Schichtung Glück und Erlöſung ſchaffen zu können. Wieſe hält dieſem ſozialen Zeitalter den Einwand entgegen: Sozial ſein iſt nicht dasſelbe wie gut oder vor Gott gerecht ſein. Das ſozial Überperſönliche iſt nicht zugleich das metaphyſiſch Überperſönliche. Es iſt kein ewiger Wert.

Durch den Krieg erlebten wir eine geradezu ſpontane Umlenkung der Bewertung vom Sozialen zum Politiſchen. Was Wieſe hierüber zu ſagen hat, iſt ſo gehaltvoll, daß ich in kurzen Zügen den beſonders in ſeinen Kriegsbüchern „Gedanken über Menſchlichkeit"* und „Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft"** entwickelten Leitgedanken folgen möchte. Im Krieg wurde das Nationale zum metaphyſiſch Überperſönlichen. Staatsgeſinnung und Pflichterfüllung wurden zum Ethos ſchlechtweg. Die Völker gehen in bedingungsloſer Hingabe an die Staaten auf. Gerade hier ſcheint dem kritiſchen Auge des Wiſſenſchaftlers geſpannte Aufmerkſamkeit am Platze. Er erkennt: „Die Sittlichkeit höherſtehender Einzelmenſchen überragt beträchtlich die Ethik der unbedingten Selbſterhaltung, die die Staaten und Nationen beherrſcht. . . . Infolgedeſſen ſind Menſchen, deren Seele nur von Staats-

* Verlag Duncker & Humblot, 1915, München. ** Verlag S. Fiſcher, 1917, Berlin.

gesinnung erfüllt ist, bemitleidenswert arm. Unser Leben und ein Teil unserer Arbeit mag dem Staate gehören. Unsere Liebe reicht weiter." Der Riese Staat sei daher der Prometheusfelsen, an den der moderne Mensch geschmiedet sei. Die Herrschaft des Nationalismus gebe die Volksseele dem Geiste der Rache hin und sei logisch wie ethisch ebenso unzulänglich wie die besondere Pflicht einer Dankbarkeit gegen den schützenden Staat. Wenn somit auch der Mensch sein Schicksal gegenüber dem Staat nicht in der Hand habe, so dürfe er nie in Versuchung geraten, ihn religiös zu verehren und über das Menschlich-Persönliche zu erhöhen. An diesen Steinen zerbrechen die Schwingen der Seele. Erlösung finde der Mensch weder im sozial Überpersönlichen noch im politisch Überpersönlichen: „Immer nur das Göttliche kann über das Menschliche gestellt werden."

Es ist selbstverständlich, daß ein Mensch, der mit so verblüffender Sachlichkeit und so klassischer Klarheit ein Bild seiner tiefsten weltanschaulichen Erkenntnisse zu geben vermag, geistige Spannkraft und persönliche Distanz von den Zeitereignissen genug besitzt, um zu den Problemen der Gegenwart frei und objektiv Stellung zu nehmen. Gerade weil er seiner ganzen Veranlagung nach dem unser Zeitalter beherrschenden Geist, seinen Grundlagen und seiner Zielrichtung ablehnend gegenübersteht, weil er in schärfster, sachlichster und aristokratischer Einstellung seine menschlichen Mängel und seine ethischen Schwächen bloßstellt, aus dieser Erkenntnis heraus aber nicht in Verneinung, Kritik und Enttäuschung seine Kraft vergeudet, sondern ein die Generation überdauerndes politisches Ziel weist, das den Menschen von Fleisch und Blut wieder in den Mittelpunkt stellt, gerade deshalb ist Leopold v. Wiese zur geistigen Führerschaft berufen. Geisteswissenschaftliche Autoritäten wie Plenge, Kjellén, Sombart und Scheler sind durch ihre unhaltbaren Ideenkonstruktionen von 1914, die keinen neuen geistigen Inhalt schufen, zu stark belastet, um den Sinn der größten Aufgabe unseres Geschlechts: der Versöhnung von Macht und Freiheit meistern zu können. Die Kardinalfrage bleibt nun die, ob der durchschnittliche europäische Mensch der Gegenwart überhaupt die seelischen und geistigen Voraussetzungen und Qualitäten besitzt, die den Erfolg eines neuen Freiheitskampfes verbürgen. Hat es nicht den Anschein, als ob die Menschen nicht empfinden, daß eine innere Welt zusammenstürzt, als ob sie froh seien, sich mit dem „heilsamen Zwang" abfinden zu dürfen und die „schrankenlose Freiheit" gar nicht herbeisehnten? Wieses Skepsis ist groß, wenn er zu dieser wesentlichen Frage bemerkt: „Dem Volke den Liberalismus erhalten zu wollen, scheint dem verhängnisvollen Irrtum von Ibsens Brand zu gleichen, der seine Gemeinde zu den Gipfeln führen wollte; jene aber wollte nicht den Donner der Lawinen hören und die tiefste Gotteseinsamkeit der Firnen spüren, sondern Heringe, recht viel Heringe haben."

Es wäre jedoch irrig, wollte man sich durch den Eindruck solcher Zeitstimmungen verblenden lassen, den Kampf gegen die Widerstände, die die „Verhärtung des Daseins" bedingten, aufzugeben und selbst gefühllos werden gegenüber der nur verschütteten Sehnsucht der Menschen, sich am Leben zu freuen, „es reich und kräftig zu empfinden". Gewiß ist die Gefahr einer Verbürgerlichung der Geistigen groß, aber gleich bedenklich scheint mir die Neigung geistiger Schichten, die Politik und den Staat überhaupt zu negieren, anstatt danach zu streben, Macht im Staat und über den Staat zu gewinnen, um Freiheit schaffen zu können (Wiese gibt sich in dieser Frage nicht deutlich genug zu erkennen). Es ist die kulturelle Sendung der geistigen Menschen, daß sie in geschlossener Front für den Sieg ihrer Ideen im

öffentlichen Leben eintreten. Es darf ihnen nicht gleichgültig ſein, ob die Geſchicke der Welt in guten oder in ſchlechten Händen ruhen.

Von beſonderer Bedeutung ſind daher gerade die konkreten Forderungen, deren Verwirklichung auf der Grundlage der nun einmal gegebenen politiſchen, wirtſchaftlichen und ſozialen Machtfaktoren Deutſchlands nach dem Kriege geboten erſcheint. Sie lauten nicht in erſter Hinſicht: Demokratie, ſondern: „Arbeit an der Selbſtbeſinnung Europas“. Da Wieſe ſehr mit Recht betont, daß die Aufgaben der internationalen Verſtändigung den Vorrang haben vor den Problemen der Demokratiſierung, „daß auch die Demokraten zu der Politik der Militariſierung des bürgerlichen Lebens gezwungen ſind, wenn Deutſchland weiterhin bis an die Zähne gerüſtet ſein muß, ſo iſt für dieſen primären Hinweis auf eine Verſtändigungspolitik in großem Stile der Grund zwingend, der beſagt, daß „ein illiberales, auf Macht- und Eroberungspolitik eingeſtelltes Herrſchaftsſyſtem zu immer wieder neuen, furchtbaren Kriegen führt, führen muß, an deren Ende der Untergang Europas ſteht.“ Die Beziehungen der Völker dürften, bei völliger Beachtung ihres nationalen Selbſtbewußtſeins, weder auf die Grundlage des blutloſen reinen Rechtsſtandpunktes noch auf den Boden des grob-ſinnlichen Machtſtandpunktes geſtellt werden. Die einzig bleibende vitale Möglichkeit ſei die „Anbahnung eines internationalen Rechtsverhältniſſes, das nicht in ſtarren Paragraphen beſteht, ſondern ein lebensvolles Kunſtwerk iſt, nicht ein kraft- und ſaftloſer Mechanismus“.

Was Wieſe in dem Kapitel „Liberale Leitgedanken zur äußeren Politik“* über das Weſen einer poſitiven harmoniſch gegliederten Außenpolitik ſchreibt, iſt wohl ſachlich und dialektiſch das Beſte, was über dieſe Lebensfrage deutſcher und europäiſcher Zukunft überhaupt geſagt werden kann. Von ſo erſchütternden Wahrheiten werden nicht allein die ergriffen ſein, die, wie Wieſe ſo fein bemerkt, weicher veranlagt ſind, als es bei uns zweckmäßig iſt, und die für ein paar glückliche Augen ſämtliche Doktrinen der Weltweisheit hingeben, auch mancher aus dem anderen Lager könnte, wenn er ſich die Mühe nimmt, Wieſes Buch zu leſen, erſtaunen vor der politiſchen Treffſicherheit, die dem preußiſchen Wahlrechtsfeinde ins Stammbuch ſchreibt: „Verſteifen ſich jedoch die Konſervativen gegen die Erweiterung der Volksrechte, ſo ſchmälern ſie ihr politiſch moraliſches Anſehen und geben manchem Parlamentarier der Mittelparteien den Nimbus eines Freiheitshelden, was im Grunde nicht eigentlich Ziel des Ehrgeizes dieſer Gruppe iſt.“

Wieſe zeigt den Weg, der das deutſche Volk zu lichten Höhen führen kann. Den noch nicht verrammten Frühlingspfad zur europäiſchen Solidarität, zu den ſtarken Wurzeln geiſtigen Lebens und nationaler Entfaltung, nicht den Leidensweg der Diktatur und des Volkshaſſes, den die Unzahl der Krähwinkler, Reſſentimentpolitiker, Konjunkturhelden und Opportuniſten „zum Wohle der Kinder und Kindeskinder“, ſich nicht ſcheuten zu betreten.

Das Ziel iſt und bleibt, unberührt von allen Schwankungen und Zweckmäßigkeitserforderniſſen der militär-politiſchen Lage: Veredelte Triebhaftigkeit und Glücksverlangen! Konkret und menſchlich ſein! Die größere Freiheit!: „Erreichen wir es nicht, ſo wird das Leben ſinnlos und ſchmachvoll ſein; nur für die nicht, die dann durch Gewalt herrſchen.“ J. P. Buß

* In ſeinem Buche „Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft“.

Zur neuen Dichtung

Seit längerer Zeit zum ersten Male wieder bekam ich große Lust, Gedichte zu lesen, und zwar ganz neue. Man wird die heimliche Hoffnung nicht los, doch noch einmal dem Helden zu begegnen, der das Wasser des Lebens geholt hat, oder wenigstens einem, der einem andern begegnet ist und von dem gehört hat, wo es zu finden ist. Ich fing an mit dem „Jüngsten Tag“*, in dem man Johannes R. Becher, Ernst Blaß, Paul Boldt, Ottokar Brezina, Max Brod, Kasimir Edschmid, Albert Ehrenstein, Walter Hasenclever, Georg Heym, Else Lasker-Schüler, Max Pulver, René Schickele, Ernst Stadler, Franz Werfel, Alfred Wolfenstein, Georg Trakl u. a. beisammen findet.

Wenn man zum erstenmal in diese Gesellschaft kommt, die in dem Almanach versammelt ist, ist man einigermaßen verblüfft. Man hört eine Sprache, die man nur halb versteht; eine Art Poeten-Rotwelsch, eine Geheimsprache, die nur für die zu sein scheint, die schon die Weihen empfangen haben. Man will schon wieder gehen; doch auf der Schwelle hört man noch dies und jenes, das einem einleuchtet: Stadlers „Mensch, werde wesentlich!“; Schickeles „Wir schreiten im täglichen Augelregen“; Werfels Lobgesäng auf das „Lächeln, Atmen, Schreiten“. Am Ende dichten sie doch nicht bloß für einander, sondern auch für uns? Oder möchten es doch?

Ja, möchten! Das ist es eben. Aber wer kann es. Unter allen ist keiner, der wirklich Herz zu Herzen spricht, die Herzen aller, wenigstens der Besten im Volk, eint und emporreißt. Wir brauchen jetzt das einfache und klare, reingeprägte, vollwichtige und geisterfüllte Wort, das rasch den Weg zu den Seelen findet. Ist das so schwer und neu, was ihr zu sagen habt, daß ihr nur orakelhaft stammeln könnt, so wartet und behaltet's noch für euch! Werfel sieht es ja selbst:

Wenn traumwärts süße die Gestalten walten,
Auf sie nicht her!
Du wirst in Armen bald die kalten halten,
Verzerrt und leer . . .
Weh dir, willst du dem Schweben Leben geben,
Das in dir sann.
Dein Werk wird an des Käfigs Stäben kleben,
Und klagt dich an.

Wir haben keine gemeinsame Sprache mehr; das geistige Deutschland ist auseinandergefallen in lauter Zwerggemeinden, die jede ihre eigenen Sakramente, eigenen Papst und Katechismus haben.

Im vorliegenden Falle wirkt das Unvermögen, deutsch — diutisk, d. h. in der Volkssprache — zu sprechen, um so krasser, da es im Kreise dieser Neuen selbst empfunden wird, daß wir die Fesseln eines falschen Individualismus zerbrechen und zu einem neuen Lebensgefühl, Gemeinschaftsgefühl kommen müssen; am stärksten noch als Dichter sagt es Werfel. Der Wille oder wenigstens Wunsch zur Gemeinschaft ist da, aber die alten Ketten klirren noch überall, auch bei ihm. — „Wie steht der Sinn, den wir zu tragen haben, uns um sein Wort!“

Unsere Intellektuellen haben sich — das ist ihre große Schuld, oder Krankheit — abgeschnürt vom Volksganzen; die Lebenssäfte stocken, der gesunde Blutkreislauf fehlt. Auch hier, in dieser neuen Dichtung, ist noch wieder so viel Enge, Konventikel, Literaturcafé, trotz der kosmischen Nebel, die da wallen.

In manchen Zügen erinnert diese Literatur an die deutsche Barockpoesie; eine Generation, die seelisch aus den Fugen geraten scheint, die das Erlebnis eines unge-

* „Vom jüngsten Tag. Ein Almanach deutscher Dichtung“. Leipzig. Kurt Wolff. 1916.

heuren Völkerkrieges und -mordes auf dem Gewiſſen hat; hier wie da die Abtrennung, Abirrung vom Volkstum, die zur unfruchtbaren Gelehrtenpoeſie führt; die Verwechſlung des Erhabenen mit dem Monſtröſen, des Tragiſchen mit dem Gräßlichen, des Tiefen, Originellen, d. h. doch Urſprünglichen mit dem Geſucht-Dunklen; ſelbſt die Sprach- und Verskünſtelei fehlt bei den Neueren nicht, ebenſowenig wie auf der anderen Seite, bei den Alten des 17. Jahrhunderts der Segen an literariſchen Programmen, der immer das Stocken oder Verſiegen der ſchöpferiſchen Kraft verrät. Und auch wir haben ja wieder die ſo gutgemeinten Rettungs- und Reinigungsverſuche der Sprachgeſellſchaften. Ein Troſt aber bei dieſem, nicht gerade ſchmeichelhaften Vergleich iſt die ſtarke und echte Religioſität, hier wie dort.

Das Geleitwort des Wolffſchen Almanachs betont, daß es ſich in dem Buch nicht „um etwas wie einen programmatiſchen Zuſammenſchluß, die mehr oder weniger private Aktion einer Sondergruppe handelt". Gewiß, es fehlt darin auch nicht an ſolchen, die auf eigene Weiſe etwas zu ſagen haben. Nur will es einem nach dieſem erſten „Orientierungsverſuch" noch nicht recht gelingen, ſich auf den zuverſichtlichen Ton, der im Almanach ſelbſt noch mehr als im Geleitwort herrſcht, zu ſtimmen; und mit mehr gutem Willen und Gewiſſenhaftigkeit als Hoffnungsfreudigkeit geht man daran, einzelne der darin vertretenen Dichter, von denen man am meiſten erwartet, näher kennenzulernen.

Paul Zaunert

Die Stadtkrone*

Vielleicht iſt es ja doch nicht nur pure Verlegerbosheit, die Beſprechung dieſes „Geſangs an Großſtadt-Architektur" ausgerechnet einem anzuvertrauen, der ſoeben erſt — im „Grünen Manifeſt" — die Exiſtenzberechtigung der heutigen Großſtadt heftig abgeleugnet hat. Denn auch Taut fordert ja durchaus die neue Stadt. Er, wie auch ſeine Teilhaber, Erich Baron und Adolf Behne ſehen ſie ganz untertan dem gläſernen Dichter Paul Scheerbart: Baron ſchreibt, Behne denkt, Taut zeichnet „wie Glas".

Im ganzen ſollte man meinen, dieſe Anregung zu Luxusarchitektur, die ja auch denn tatſächlich vor dem großen Niederbruch entſtanden iſt, wäre einigermaßen überholt. Aber auch das trifft nicht zu. Auch künftig brauchen wir ſowohl Glas wie Krone.

Allerdings dürfen wir nicht wie Taut bei der Krone anfangen und in einer Zeit tiefſter Not und fürchterlichſten Ringens um das tägliche Brot vom „Überſchuß des Wohlebens" ſchöne Architektur erwarten. In dieſer Beziehung teilt Taut, wenn er ſie nicht führt, ganz die herrſchende Grundanſchauung — ſoweit ſie überhaupt ſchaut — der heutigen Architektenſchaft. Dieſe weiß dem neuen Weltgeſchehen gegenüber im weſentlichen keine andere Stellung einzunehmen, als die des Unterſtützung Heiſchenden und ſei es zum „umfaſſenden utopiſchen Bauprojekt" — als wenn unſer Daſein heute ſchon nicht utopiſch genug wäre. Und er führt ſie (und ſich ſelbſt?) ſehr wirkungsvoll ad absurdum, wenn er die „herrſchende geringſchätzige Anſchauung über Architektur" mit „dem Verzetteln in äſthetelnden Kleindingen und Überſchätzung des Kleinkrams" mit „Verhimmelung des Alten, Elektizismus oder begrifflichen Spekulationen, wie Heimatkunſt, Zweck, Material, Raum, Proportion, Fläche, Linie uſw." der Architekten ſelbſt erklärt. Ganz richtig. Und wenn ſie auch heute noch nicht begreifen ſollten, daß Bauen gleich Geſtalten, und zwar Daſeins-Geſtalten heißt, daß großes Bauen immer Menſchen-Bauen war und daß man abſo-

*Bruno Taut, Die Stadtkrone. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, kart. M 10.—.

lut nur bauen kann auf *Fundamenten*, alſo von unten, vom elementaren Daſein der Einzelnen und der Maſſen her — dann ſoll ſich unſere Architektenſchaft ihres bisher herzlich ſchlecht erfüllten (und heute deshalb ein wenig eitel anmutenden) Führeranſpruchs nur ruhig entſchlagen. Ein großes Volk in Not tut ohnedies was es muß.—

Deshalb iſt auch die Tautſche Konſtruktion einer gläſernen Stadtkrone als Scheinkonſtruktion zu verwerfen. Er fängt von hinten an. Er „denkt" ſich eine Stadt und „ſchenkt" ihr vorweg ihren Gipfel. Das Schenken laß ich mir von einem Taut ſchon gefallen. Nicht ſo leicht ſeine Gedanken. Wenn er wirklich nachdächte, ſo würde er finden, daß ſeine herrlichen Beiſpiele von *Stadt*-Kronen, die er aus allen Ländern und Zeiten heranführt — in dieſer Bilderſammlung wunderbarer Bauten liegt ein Hauptwert des Buches —, alleſamt auf einem ähnlich reichen *Land* beruhen. Kein indiſcher Tempel denkbar ohne indiſches Land. Hochkultivierter Städtebau im unlöslichen Bunde mit hochkultiviertem Landbau. Jener nicht denkbar ohne dieſen. Ja, dieſer ſchafft (nicht nur den notwendigen Wohlſtand, beileibe) erſt das richtige „Menſchen-Material" als die Vorausſetzung von jenem. Der heutige Niederbruch der modernen Stadtkultur reſultiert ja logiſch aus der Verwahrloſung ſeines Landes.

Und eben der moderne Stadtbewohner, der heutige Menſch iſt es, der wirklich große Architektur nicht er — tragen könnte. Am allerwenigſten große Glasarchitektur. Es würde ihm juſt ſo ergehen, wie es Scheerbart in ſeiner „architektoniſchen Apokalypſe", die unſer Autor dem Buche voranſtellt, ſchildert. Auch für ſtarke Erlebniſſe will der Menſch erſt vorgebildet werden, geiſtig und körperlich. Dieſe „Bildung" aber fängt an bei den niederſten Bedürfniſſen, beim *Wohnen*, *Kleiden*, *Ernähren*. *Das ſind die primären architektoniſchen Aufgaben unſerer Tage*. Und in der drolligen Antwort, die ich kürzlich dem „Arbeitsrat für Kunſt, Berlin" auf ſeine drolligen Fragen (was ſo ausgeſuchte Menſchen noch zu fragen haben, anſtatt einfach zu *ſchaffen*!) gab:

> „Kunſt iſt Erfindung. Bitte ſehr. Entdecken Sie das Medium, irren ungläubigen Steinmenſchen die Sehnſucht zur Natur wieder einzupflanzen. Oder erfinden Sie die phantaſtiſche Hilfswohnung der Gegenwart (und echte Vollwohnung der Zukunft). Erfinden Sie die geniale Berieſelung des Pachtgärtchens und die von Mitteleuropa. Konſtruieren Sie die Maſchine, die den Jura zerkleinert, um unſer Korn zu vervielfachen. (Scheerbart z. B. würde das heute glatt machen.) Züchten Sie eine neue ſymboliſche Kartoffel und bereiten Sie ihr das adäquate Erntefeſt. Entwerfen Sie ein Gewand aus ihrem Schalengewebe (oder auch aus nichts) — —"

— daran ſteckt doch auch allerhand reale Warnung, nicht bei der Krone anzufangen. Sondern wir müſſen beim *Glas* anfangen. Glas iſt Erde und *Steigerung* der Erde. Glas zur Erde erhöht ihre Kraft. Und gerade, weil ich für Erde bin, bin ich ganz für Glas. Her mit Glas!

Aber von den *zwei* erdſteigernden Eigenſchaften des Glaſes, meiner *ſachlichen* und Tauts „*ſchönen*" (die nicht geleugnet wird) hat die erſtere für uns, und wer weiß noch für wieviel Geſchlechter, unbedingt das Erſtgeburtsrecht. Deshalb ſage ich: heute alles Glas — dem Frühbeet. Alle Schöpferkraft und Schaffensluſt dem Boden und dem Gewächshaus über ihm. Glashäuſer vermehren und ſichern Gewächſe. Mehr Gewächſe bedeuten reichere und ſichere Nahrung. Gute und natürliche Nahrung erzeugt natürlich — gute Menſchen. Vollkommenere harmoniſchere Menſchen neigen zu bedeutenden Dingen.

Gewächshäuſer bauen iſt daher die Aufgabe des Baumeiſters der Jetztzeit. Zu Hunderten, Tauſenden, Millionen! Gewächshäuſer für feine Gemüſe, Gewächshäuſer für edles Obſt und Südfrüchte, Gewächshäuſer ſchließlich für Kartoffeln, Korn, Öl und Faſerſtoffe. Ganze Glaslandſchaften (wie heue ſchon in Belgien angedeutet anzutreffen) müſſen erſtehen. Natürlich ohne Schornſteine und ſonſtige unſachliche Bauwerke; der Boden wird elektriſch geheizt, der Raum elektriſch beleuchtet, auch nachts. Da gibt es ſchon die ſeltſamſten Formen und Größen, ſchmale und breite, geſchweifte und kantige, „warme“ und „kalte“, hier wie rieſige Sägen ſtarr aneinander gepreßt, dort ſchlank und hoch zur Sonne langend, je nach den Zwecken, denen ſie dienen. Alle aber eins in dem: Boden-*Frucht zu mehren*.

Intenſive Bodenkultur durch Glas zieht den Menſchen aus den alten Städten heraus. Das Glas verheißt ihm neue Lebensmöglichkeiten, auch höhere. Denn nun, der Notdurft bar, kann der Geiſt erſt zur Höhe ſchweifen, getrieben durch das treibende Glas. Sie werden forſchen und ſehen lernen durch Glas, und nachdem ſie erſt die Pracht der üppiſchen Blumenhäuſer erlebt haben werden, wird es nur noch ein Schritt ſein, die Farbe der Blumen durch farbiges Glas zu begleiten. Dann wird auch genug heiliger Eifer und der lange Atem da ſein für: *aſtrale Glasarchitektur*.

Vom Frühbeetfenſter zum Glaspalaſt, *das* iſt echte organiſche Daſeinsarchitektur. Glaskrone kann nur über Glashäuſern erſtehen.

Kann ſie ſelbſt, die Krone, ſolcherart alſo nur von innen heraus *wachſen*, ſo iſt erſt recht ihre Unterlage, die Stadt, an dieſes Lebensgeſetz gebunden. Gerade aus *dieſem ſozialen Gedanken* heraus, den Taut ſeinem gläſernen Zentralbau unterlegt, muß ſein völlig unſoziales Subſtrat „die neue Sadt der halben Million“ abgelehnt werden. Einfach weil es kein Recht auf Wirklichkeit hat: Imperialismus, nämlich die diktatoriſche Menſchenhäufung mit Sozialismus künſtlich zu verſchweißen — wenn gemeinſames Genießen, Bilden und Feiern auf dieſen hohen Begriff überhaupt Anſpruch machen kann. Denn Sozialismus allein heißt: *Gemeinde*, mit allem was Hohes und Edles aus dieſem Mit- und Für-einanderleben erblüht. Dieſer Gedanke erſtickt aber ohne weiteres in dem Begriff „Hunderttauſend“. Deshalb lagen auch Oſtaſien und der Antike Tempel urſprünglich abſeits ihrer Menſchenhäufung, und noch unſere mittelalterlichen Stadt-Heroen bis Weimar hin zählten jeweils nur wenige Tauſend. Die neue (Land) Stadt wird klein oder gar nicht ſein und Ebenezer Howard mit ſeinen 30000* iſt als Städtebauer auch heute noch nicht überholt.

Überholt iſt nur der Daſeinsbildner, der ſeine Zeit von außen her mit Hilfe abſtrakter Konſtruktionen neubauen will, anſtatt ſie von innen heraus umzubauen. Er merkt dabei gar nicht, wie ſeine eigene Beweisführung — ſein Beiſpiel alter Bauten — ihn gründlich widerlegt. Er merkt gar nicht — uns hingegen fällt es ziemlich auf —, daß er eigentlich, durch einen großen Außenſeiter nachhaltig angeregt, nur ſein glänzendes Glasmonument „ſeine Krone“ hat an den Mann bringen wollen, und als er ſah, daß dazu auch Menſchen und Städte (ſinngemäßer Art) gehören, dieſe flugs noch eben mit darum gelegt: ein etwas mißverſtandener Scheerbart.

Erübrigt noch die rein *baukünſtleriſchen* Leiſtungen in dieſem Buche zu wür-

* Es iſt bemerkenswert, daß ein ganz moderner Profeſſor Ballod in ſeiner „Ackerſtadt“ auf Selbſtverſorgergrundlage zu dem gleichen Siedlungsmaximum kommt, wie Howard von ſeiner ethiſch-hygieniſchen her.

digen. Hier allerdings, vor Tauts „absoluter Architektur", da schweigt der kritische Verstand. Hier ist konstruktive Konzeption soviel wie spielerischer Reichtum, und schon vor den karg angedeuteten Skizzen dieser Baukrone ahnt uralte Sehnsucht neue Erfüllung.

Als mich seinerzeit Freund Bruno Taut einlud, einen „Glasgarten" zu seinem Köllner Glashaus zu entwerfen, da tat ich's gern, aber doch mit innerem Widerstreben. Das kleine Glashaus dort entbehrte ja aller Vorbedingung zur Wesenswirkung, eben jener zweiten „schönen" Eigenschaft des Glases der verheißenden Weite. Es war ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln, aber als geistiger Protest und als formaler Wurf war es eine (leider unverstandene) Tat.

Und wenn man auch heute vor der Stadtkrone wieder sein Vergreifen an dem Maßstäben nicht billigen kann, so horcht man doch auf die Weise, in der sie zum Klingen gebracht werden, und erfreut sich daran. Diese Tiefe und Frische sagt doch immerhin so viel, daß, wenn wir zum Bauen von neuen Städten kommen sollten — und wir müssen und werden dahin kommen — daß keiner unter den heutigen Baumeistern (und nur wenige neben ihm) eher zum Mitbauen berufen wäre als Bruno Taut.

Spartakus in Grün

Von der Reinheit des Mannes

Der Umsturz der geschlechtlichen Moral „mit dem doppelten Boden" hatte einst für das Leben der Gesellschaft eine wegwendende Bedeutung, während sie der jetzigen Generation schon die Voraussetzung aller eigentlichen Eroskultur wurde. Jene neue Ethik, die aus dem Gegensatz zu der des erotischen Lebens in der bürgerlichen Welt und seiner Verrohung erwuchs, verlangte vom unverheirateten Mann ebenso wie vom Mädchen die körperliche Unberührtheit bis zur Eheschließung. Was am glühendsten von Frauen ersehnt war, wurde mit hoher Leidenschaft von einem nordischen Dichter, Björnstern Björnson zur Menschheitsforderung erhoben. Sein „Thomas Rendahlen" verkündet in der Gestalt eines Jünglings das Ideal der Unversehrtheit, dem der Held bis zum Augenblick der Heirat treu bleibt. In einem ähnlichen Ablauf gestaltet Krische* die Geschichte einer Jugend, die ausgefüllt ist mit den Kämpfen um die Hochhaltung jenes Gebotes. Als ethische Forderung vertritt der Dichter mit seiner Darstellung die absolute Einmaligkeit des Liebeserlebnisses, die ja den tieferen Sinn der Monogamie ausmacht.

Allerdings vollzieht sich die Schilderung der Nöte dieses Jünglingsdaseins nicht ganz ohne den Verzicht auf geläufige Requisiten. So sollen die furchtbaren, rein körperlichen Leidenschaften durch den Familienverkehr in einem töchterreichen Professorenhause gedämpft werden. Das erinnert stark an den Ratschlag eines Wiesbadener Schulrates, der in jenem Fall Höhenwanderungen mit der Botanisiertrommel empfahl. Aber da die Novelle eindringlicher, wärmer und jedenfalls nicht so reflektorisch als selbst der Thomas Rendahlen erscheint, so wird auch das hier aufgestellte Ethos dem jugendlichen Leben im ganzen mehr gerecht. Die Kunstform, und sei es die anspruchsloseste Erzählung, hat ja vor der problematischen Darstellung den großen Vorteil, eine Idee gleichnishaft zur Anschauung zu bringen. Sie ist dadurch gewissermaßen unangreifbar und entzieht sich der wissenschaftlichen Kritik. Selbst wenn man diesen natürlichen Vorsprung in Rechnung stellt, erhebt sich dieses Büchlein weit über das Werk von Grete Meisel Heß („Die Bedeutung der Monogamie",

* Paul Krische: „Von der Reinheit des Mannes". Eugen Diederichs Verlag, Jena. brosch. M 2.—.

en Diederichs Verlag, Jena 1916), in dem unter dem Gewande der Wissenschaft-
eit dieselben Fragen von einem ganz utilitaristischen Gesichtspunkt aus behan-
werden. — Krisches Buch gehört jedenfalls zu den vornehmeren Aufklärungs-
ften, besonders auch weil es die Seinsforderung nicht losgelöst vom Gesamt-
in des Menschen und seiner geistig-sinnlichen Struktur behandelt. Allerdings bewährt sich die Reinheit des Mannes mehr im Kampfe der Jugend, als in der Ehe selbst, die jedoch nach den Einsamkeiten und dem Verzicht der vorehelichen Jahre zu besonderer Glückhaftigkeit emporgesteigert wurde. Leuchtend treten in diesen Teilen die Geschehnisse der Elternschaft hervor. Dieser junge Mann sehnt sich freilich nicht nur nach dem Liebesbund mit einer ihm gleichstehenden Frau, sondern ebenso nach Hausstand und Vaterschaft. Während der Ehe entspinnt sich aber erst der eigentliche Kampf des Mannes gegen seine polygame Veranlagung. Er fällt. Neben seinem strahlenden Liebes- und Eheglück finden zwei neue, allerdings unendlich gewöhnliche und durchschnittliche Erlebnisse Raum. Obgleich der Held und Verfasser der Erzählung keineswegs durchschaut, daß diese Abenteuer eigentlich nur beweisen, wie falsch sein Jugendleben war, bleibt ihre Ursächlichkeit sehr durchsichtig. Die sittliche Forderung, die ihm unter tausend Qualen und Nöten den Verzicht auf Liebe vor der Ehe abnötigte, kann doch nicht als ein reines und sicheres Verhältnis zum Eros gewertet werden und bedeutet überhaupt noch keine Gestaltung desselben. Immer wieder ist die Rede von atavistischen Urtrieben, die unterdrückt und erstickt werden müßen. Die ganze Erzählung lehrt aber, daß gerade ihre scheinbare Bezwingung den schwersten Schaden anrichtete, weil sie sich zwar bezwingen, aber nicht beseitigen ließen und sich gerade infolge der Verdrängung später einen unkontrollierten Ausweg suchten. So haben die Treubrüche dieser Ehe den peinlichen Anschein des „Nachholens", den Beigeschmack einer unbewußten Rache für die mühsam ertragenen Entbehrungen der Jugend. Und gerade der einzige „Fall" des Jünglings vor der Ehe, ein Liebeserlebnis mit einem einfachen, aber guten Mädchen, hatte ihn unendlich beglückt und befreit. Aus dieser Durchbrechung des Grundsatzes „Einmal fürs ganze Leben oder nie" erwuchs ihm weder Reue noch Mißachtung. Die höchst wahl- und geschmacklosen Abirrungen (mit einer Soubrette und mit einer Faschingsbekanntschaft) müssen ihn nun doppelt erniedrigen. Den unbefangenen Beobachter kann es nach dem Vorleben gar nicht verwundern, daß das durch schwere Kämpfe hochgehaltene monogame Gesetz trotz des Besitzes der herrlichsten Gattin kläglich in die Brüche geht. Die mangelnde psychologische Motivierung dieser Untaten und ihrer Zusammenhänge ist die große Schwäche des Buches. Wertvoll bleibt es durch die unerbittliche Ehrlichkeit des historischen Ablaufs der Geschichte, obwohl das Material des Verfassers das verkündete Lebensprinzip schlecht stützt.

Wohl bedeutet der Verzicht auf körperliche Berührung des Weibes in den lebenshungrigsten Jugendjahren unzweifelhaft eine moralische Tat, und es wäre ungerecht, den herben männlichen Stil solchen Handelns nicht anzuerkennen. Entwertet wird diese an sich großartige Entsagung aber durch den geistigen Vorbehalt, den Krische mit den Geboten der Moralisten gemein hat, den Vorbehalt nämlich, später für alle Entbehrungen und die geübte Selbstzucht durch die Ehe belohnt und reichlich entschädigt zu werden. Keiner der Forderer und keiner der Vollbringer des Keuschheitsgelübdes ist sich bewußt geworden, daß er durch die Vertröstung auf eine bessere Zeit, wo einem erlaubt ist, was gefällt, das hohe und strenge Ethos der Rein-

heit gefälscht wird. Denn zum Wesen eines Sittengesetzes gehört seine Unbedingtheit. Die Enthaltsamkeitsideologie aber ist keine unbedingte, sondern eine opportunistische. Die Erzählung verweilt oft bei der Schilderung des Sumpflebens des üblichen Junggesellendaseins, um den Gegensatz des reinen Eheglückes um so stärker hervortreten zu lassen. Man kann nun ein Ding ablehnen wegen der Folgen und Nachteile, die es haben kann, und um seiner selbst willen, gleichsam als Ding an sich. Eine beliebte Verschleierung des Problems ist z. B. die Abschreckung durch das Gespenst der Geschlechtskrankheiten oder durch die Gefahr der unehelichen Mutterschaft. So erscheint die Keuschheit auf Zeit als sittliche Forderung inkonsequent. Nur die lebenslängliche Enthaltsamkeit könnte als eine absolute ethische Norm gelten. Dieser absolute Standpunkt wird merkwürdigerweise nie eingenommen. Denn dann müßte man auch auf die Ehe und damit auf das Liebeserlebnis, zu dem man durch diese gelangt, verzichten. Die Schilderung der Brautnächte gehört in der „Reinheit des Mannes" aber gerade zu den breitesten und übrigens auch glücklichsten Schöpfungen des kleinen Werkes.

Oder aber man heiligt jedes Liebesgeschehen als solches und verzichtet darauf, der Eheschließung junger Menschen andere als egoistisch-individualistische und erotische Beweggründe zu unterstellen. Das bedeutet keine Rückkehr zur doppelten Moral, sondern es sei nur festgestellt, daß es sich mit der männlichen Enthaltsamkeit nicht anders verhält als mit dem weiblichen Jungfräulichkeitsideal, dessen zwiespältiger Charakter wohl am offenbarsten ist. Die Jungfräulichkeit wird ja ebenfalls nicht um ihrer selbst willen gefordert und überhaupt nicht positiv gewertet. Denn sie ist lediglich dazu da, um vernichtet zu werden. Sie hat also nur einen gleichsam negativen Sinn.

Nach der Beichte seines Jugenderlebnisses fragt die Gattin schmerzlich: „Du wurdest 22 Jahre, ehe du fielest, da konntest du auch noch die paar Jahre warten." Woher er wissen sollte, daß er in einem bestimmten Jahr, an einem bestimmten Ort sie treffen würde, das sagt sie nicht. Und dieser Rechenfehler begegnet in den Lehren der alltäglichen wie der hochstehenden Keuschheitsforderer. So enthält die Erzählung noch viele Widersprüche und das Leben dieser Menschen durchbricht oft ihre Grundsätze.

Es ist aber nicht immer der letzte Maßstab, ob ein Gedanke richtig ist. Er kann trotzdem wahrhaftig sein. Bedeutende Menschheitsbewegungen und Philosopheme sind auf Irrtümern aufgebaut worden. Daß das Gebot der Einmaligkeit des Liebeserlebnisses durch die Menschen dieses Romans und ihre Handlungen einen schlechten Fürsprecher erhält, besagt nichts gegen das Büchlein als Kunstwerk. Wenn der Held die Lebensgeliebte just nach der Erlangung einer einträglichen Anstellung findet, und infolgedessen sofort zur rechtmäßigen Erfüllung seiner Wünsche gelangen kann, so ist das allerdings ein Zusammentreffen, das nur im Roman erlaubt ist. Denn wie die Kristallographie die Mineralien nach mathematischen Formen ordnet und beschreibt, die in der Natur in solcher Reinheit nie vorkommen, so darf auch die Kunst, das Gleichnishafte, die Erzählung ein Schicksal zur Anschauung bringen, indem Idee und Wirklichkeit sich decken. Die Geschichte dieses Menschen, der den Glauben an die Einliebe lebt und schließlich selbst auf die erlaubte Form der Polygamie verzichtet, indem er nach dem Tode seiner Frau in den besten Mannesjahren unvermählt bleibt und so das selbst gesetzte Gebot der Treue diesmal vorbehaltlos vollbringt, erhält durch diese Wendung etwas zugleich Rührendes und Ehrfurchterweckendes.

Elisabeth Busse-Wilson

Von Liebe und Proſtitution handelt der zweite Teil der „Sexuellen Untreue der Frau“, dem ſein Verfaſſer, Herr Profeſſor Dr. Heinrich Riſch, k. k. Regierungsrat, den vielverſprechenden Untertitel „Das feile Weib“ gegeben hat. Um dieſen Titel nun zu rechtfertigen, zwängt der Verfaſſer alle diejenigen Frauen in die Kategorie „feiles Weib“ (er gebraucht auch die Ausdrücke „Dirne“ und „Proſtituierte“), die in einem nicht durch die Ehe geheiligten Verhältniſſe zu einem Manne ſtehen. Aus Begriffsſtutzigkeit, Verranntheit, Pädagogenwahn wird hier die Bezeichnung einer Erwerbsklaſſe, zum Schimpfnamen vergröbert, allen Frauen zugeteilt, die ohne Berechtigung des Geſetzes aus realen oder idealen Gründen ſich einem Manne hingeben. War in dem erſten Teil des Buches, den ich im März-Heft der „Tat“ 1918 beſprach, unangenehm das Durcheinanderwirbeln der Begriffe Erotik und Sexualität, ſo erſchüttert hier einen jeden mit Nerven Begabten die auf ſchiefen Vorausſetzungen beruhende Kategorienſucht eines Naturwiſſenſchaftlers. Urſache und Wirkung werden verwechſelt, haarſträubende Unduldſamkeit auf jeder Seite offenbar. Mit ſtatiſtiſchen Beweiſen wird gearbeitet, Zitate werden gehäuft und in Zuſammenhänge gebracht, die der Verfaſſer nicht im letzten Traum erahnt. — Verderblicher wirkt ſolch ein Buch, deſſen ſchlagkräftiger Titel auf weiteſte Leſerkreiſe ſpekuliert, als ſchlüpfrige Romane oder gar die von der Zenſur verbotenen Werke ekſtatiſchen Erlebens der jüngſten Literatur. Wäre dem „ſittlichen Niedergang menſchlicher Kultur“, den der Verfaſſer dieſes im Kriege geſchriebenen Buches harmlos allein vom illegitimen erotiſchen Leben befürchtet, ein Bahnbrecher vonnöten, hier erſtünde er ihm mannhaft in der in allen Dingen ſich als Kapazität aufſpielenden Naturwiſſenſchaft. Paul Nicolaus

Ein Philoſoph um die Welt Von den Lehren Frau Blavatzkys viel zu halten, verbietet der Ernſt der Welt. Das gelöſte Rätſel zweier Augen iſt in jedem Falle mehr wert als alle Offenbarungen dieſer Art von Theoſophie. Aber an die Mahâtmas möchte ich glauben können! — Im Dämmer der Urwälder der Himalayas weben dieſe „Edelmütigen“ die Geſchicke der Erde, nicht geſchäftig euro-amerikaniſch, ſondern allein durch die Kraft ihres Geiſtes. Erhaben ob aller Bedingtheit, fähig zu ſein, wo ſie wollen, wirken ſie unſer Glück über alle Sterne. Sie bilden ſich manchmal auch aus den Menſchen künftige Gehilfen heran. Und einer von ihnen iſt Graf Hermann Keyſerling. Eben hat er ſein Geſellenſtück abgelegt*.

O die Mahâtmas ſind, wenn ſie ſind, klug. Denn bald haben ſie es geſchafft, daß Orient und Okzident wahrhaftig nicht mehr zu trennen ſind; da benötigen ſie jemand wie einſt Jakob Burkhardt und doch ganz anders. Tief im Blut die ehrwürdigen Überlieferungen einer langen Geſchlechterreihe und doch moralinfrei; von nicht umzubringendem Selbſtbewußtſein und doch bereit, ja ſich ſehnend, in jedes andere Weſen zu tauchen, begabt mit einem meſſerſcharfen Verſtand und dennoch „myſtiſch“ durch und durch. Nun, was man ſo früher einen Philoſophen nannte, bevor dieſe Art bei uns Hyperboräern ins Abſterben kam. Alſo er ging auf Reiſen, wie jene von einſt, ließ, was er erfuhr, ſoweit er es für nötig hielt, drucken, und mit lautem Krachen, wie bei einem Bergrutſch, fallen Aberhundert von Reiſebeſchreibungen abwärts, zu den Menſchen auf einer tieferen Bewußtſeinslage. Wir anderen aber

* Graf Hermann Keyſerling: Das Reiſetagebuch eines Philoſophen. Duncker & Humblot. 1919.

atmen auf. So etwas hat wohl mancher von uns als Selbſteigenes zu ſchaffen geträumt. Absit invidia — nun iſt es da.

Ja, es iſt ein Roman und man lieſt ihn fiebernd, auch wenn man manches davon ſchon weiß, unter Umſtänden ſogar beſſer weiß. Aber es ſeien Gelehrte und Ungelehrte vor dieſer Lektüre gewarnt. Jene werden nicht klüger und dieſe noch dümmer werden. Das Ganze iſt Eſoterik.

Werden die Expreſſioniſten es wirklich verſtehen, daß der Weg zur Kunſt die Verſenkung iſt? Der Kaiſer von China befahl dem Tao-tſe, eine beſtimmte Landſchaft zu bilden. Ohne eine Skizze kehrte er nach Wochen heim. „Ich habe ſie im Herzen mitgebracht", antwortete er, als man ihn unwillig erſtaunt fragte Wird man endlich begreifen, daß der indiſche Geiſt raſende Aktivität iſt, eine Kraft des Geiſtes, gegen welche die unſere Tändelei iſt. Die Natur trägt dort mühelos den Menſchen ganz, er iſt völlig einbezogen in ihr überſchwellendes Wachſen, Mutter Erde hebt ihn in Wolluſt, wie ſie die Himalayas hob und den Bambus. Wir legen weiſe den Finger an die Naſe und demonſtrieren, daß da der ariſche Geiſt verweichlichen mußte. Eine unſerer vielen grandioſen Blödſinnigkeiten. Nein, gerade hier kann man ſehen, was Geiſt und Seele iſt: er jauchzt auf in den Veden, ſchreitet ſtolz durch die Lande im Brahmanentum und reißt dieſe keifende, lärmende, jammernde Welt nieder, um ſie an den Haaren ins Nichts zu ſchleudern, als der Krieger Gotama ſie im Licht beſahe Gute Nacht, ihr langweiligen Diskuſſionen vom männlichen oder weiblichen Eros über die durch Stupidität geſchaffenen Probleme zwiſchen Mann und Weib: eine Nacht im Tempel von Madura, und wenn ihr überhaupt klüger werden könnt, ſo ſeid ihr es geworden. Beinahe hat der Graf aus dem Norden auch die chineſiſche Mauer überrannt. Man atmet auf, wenn hier endlich einmal der ernſthafte Verſuch gemacht wird, die chineſiſche „Moral" als Religion zu erfaſſen, anſtatt in ihr nur Tradition und Zeremonien zu ſehen, geboren aus einer kühlen, äußerſt nüchternen Naturanlage. Nach China und Japan kam Hawaii. O Schauſpiel der Urelemente bei Mondlicht im Kilauea-Krater. Wer dies las, ſchämt ſich, an die Hölle geglaubt zu haben. Dieſe Schilderung, ſo kurz ſie iſt, iſt monumental, und doch ſchwamm er die drei Seiten vorher noch eingeſperrt mit den Märchen von Fiſchen im Aquarium von Honolulu. Welcher Verſtändige kann verlangen, daß ich dies alles auch nur andeute.

Auf Seite 563 beginnt Amerika. Dem Himmel ſei Dank, daß faſt alle vorhergehenden voll ſind von tiefgehendſten Vergleichen zwiſchen abend- und morgenländiſcher Seele, in ſolch belehrender Fülle, wie ſie kein Buch vorher brachte. Aber die Seiten über Amerika ſind dem Verfaſſer ſchwer geworden, er hat aus dieſem Betrieb an ideellem Gehalt herauszuholen geſucht, was herauszuholen iſt, ja es wird beinahe eine Hymne, aber meine Wenigkeit kann da nicht mitſingen. Der große Zukunftsweg Amerikas iſt nicht durch ſeine Technik bezeichnet, ſondern durch die ragende Geſtalt Walt Whitmans. Die Argumentation auf Seite 601 iſt beſter Sophismus. Aber auch dieſer iſt „ſchön und ehrenvoll".

Ein alter Römer dichtete: Quis patria exsul, se ipsum fugit? Graf Keyſerling ſagt: „Der kürzeſte Weg zu ſich ſelbſt führt um die Welt herum." Wer hat recht? — Beide und keiner von beiden. Das Buch widerlegt im Prinzip ſein Motto, und das iſt vielleicht das Schönſte daran, ſagte das Irrlicht.

Manch einen wird die Fülle des Gebotenen verwirren, aber wenn er genau und tief lieſt, wird ſich das entwirren. Unter dem Wogen der Melodien, ja auch der

Diſſonanzen, klingt tief und gut ein Grundton; wer ihn verſtanden und erlebt hat, hat Beſtes erlebt. Die Predigt nach Vollendung hallt überall durch die Bogengänge. Wer eine Syringe iſt, wolle keine Roſe ſein; wer ein Kolibri, kein Paradiesvogel; wer ein Menſch, kein Gott. Sei das Beſte in dir ganz, und du biſt geborgen und bei dem Lichte deines Kämmerleins genau ſoviel wert, wie der leuchtendſte Stern. Dieſem neuen Hamlet antwortet es zuſtimmend aus dem Reiche des Dänenprinzen:

„Dies über alles, ſei dir ſelber treu,
und daraus folgt, gleich wie die Nacht dem Tage,
du kannſt nicht falſch ſein gegen irgendwen."

Paul Eberhardt

Glauben und Wiſſen*

Oft bin ich von Laien nach einer guten kurzen und klaren Einleitung in die Philoſophie gefragt worden. Es gibt deren genug, und man braucht kein ſchlechtes wiſſenſchaftliches Gewiſſen zu haben, wenn man irgendeine von ihnen empfiehlt. Gleichwohl konnte ich ſolcher Empfehlung bisher nie recht froh werden: ich wußte zu gut, wie wenig alle dieſe Bücher dem natürlichſten und zugleich tiefſten Bedürfnis entgegenkommen, das naiv ſuchende Menſchen zur Philoſophie zu treiben pflegt. Der übliche Überblick über die Syſteme und Standpunkte läßt, auch wenn er noch ſo klar geſchrieben und noch ſo geſchickt zuſammengeſtellt iſt, den Laien meiſtens unbefriedigt und berührt in der Regel nur die Außenſeite ſeiner philoſophiſchen Neigungen.

Denn das iſt ganz ſicher: alle philoſophiſche Sehnſucht hat, wenn ſie echt iſt und in die Tiefe geht, ihre Wurzel im Religiöſen und entſpringt deshalb in der heutigen Kulturlage faſt durchweg der Auseinanderſetzung mit einem der herrſchenden Bekenntniſſe oder dem, was als Surrogat dafür angeſehen werden kann; daher wird ſie mit Notwendigkeit auf die Wechſelbeziehung von Religion und Erkenntnis geführt, auf das Problem von Glauben und Wiſſen. In deſſen Verfolgung entrollen ſich dann von ſelbſt alle wichtigeren philoſophiſchen Fragen: die metaphyſiſchen, ob es einen Gott gibt, woher dieſe Welt gekommen, welches ihr Zweck und ihre letzte Grundbeſchaffenheit iſt, führen ſehr bald zu den Problemen von den Grenzen der Erkenntnis, der Bedeutung des Böſen und der Freiheit des Willens, alſo zum logiſch-erkenntnistheoretiſchen und ethiſch-praktiſchen Gebiete. So ſchließen ſich alle bedeutſamen philoſophiſchen Fragen zu einem einheitlichen Ganzen zuſammen, in deſſen Mittelpunkt die Religion ſteht.

Ein ſolches Buch alſo fehlte bisher. Jetzt exiſtiert es. Auguſt Meſſer, deſſen glänzende und klare Darſtellungsweiſe den Leſern der „Tat" bekannt iſt, hat das Verdienſt, es geſchrieben zu haben. Es iſt ein ungewöhnlich lebendiges und ganz und gar perſönliches Buch, das auch den noch packt, dem es, als bloße Einleitung in die Philoſophie genommen, nichts mehr zu ſagen hat: denn ſein Geheimnis iſt, daß es etwas ganz anderes und, rein wiſſenſchaftlich betrachtet, weit weniger ſein will, als eine ſolche Einleitung; es iſt aber gerade darum ſehr viel mehr. Meſſer gibt in zwanzig Briefen an eine Freundin, ſeine ſpätere Frau, ein überaus feſſelndes Bild ſeiner eigenen religiös-philoſophiſchen Entwicklung: das Sachliche kommt ſcheinbar nur als Nebenergebnis zur Geltung. Zunächſt ſchildert er ſehr anſchaulich die ſtrenge Kirchlichkeit ſeiner Knabenjahre; und ſeltſame Gefühle, ſehr viel Staunen, oftmals Bedauern, aber hie und da doch auch ein ganz klein wenig Neid, beſchleichen den

* Auguſt Meſſer. Glauben und Wiſſen. Geſchichte einer inneren Entwicklung. Verlag Ernſt Reinhardt, München 1919. 169 S.

protestantisch erzogenen Leser, wenn er dabei von der gewaltigen Macht erfährt, die auch heute noch die katholische Kirche durch Unterricht und Erziehung auf das Gemüt eines klugen und tief veranlagten jungen Menschen auszuüben vermag, selbst wenn dieser, wie Messer, im übrigen in einer „liberalen" Umgebung heranwächst. „Der sonntägliche Gottesdienst in der Kapelle unseres Gymnasiums war sicherlich schlicht und prunklos genug, und doch bot er Augenblicke, in denen der Schauer des Erhabenen oder tiefe Rührung mich ergriff. Wenn etwa die heilige Kommunion gespendet werden sollte und die vier Meßknaben in ihren anmutigen weißen und roten Gewändern mitten vor dem Altare in einer Reihe niederknieten wie vier jugendschöne Engel, der Weihrauch aufstieg, der Priester die Hostie aus dem goldenen Kelche erhob und alles ehrfürchtig sich neigte, während ein mehrstimmiger Choral ertönte — in einem solchen Momente konnte mich wirklich das Gefühl durchzittern, als sei die Gottheit nahe." Das Buß- und das Altarsakrament, vermöge deren überhaupt die katholische Religion die Menschen bis in alle Tiefen ihres Gemütslebens hinein erfaßt, bilden auch für den jungen Messer die beiden Brennpunkte seines religiösen Innenlebens. Zugleich aber wirkt die Kirche noch in einer ganz anderen Richtung auf ihn ein: die katholische Lehre, die ja im Gegensatz zur protestantischen den Charakter eines philosophisch-theologischen Systems an sich trägt, bietet seinem früh erwachten Streben nach systematischer Behandlung und streng logischer Begründung religiös-philosophischer Sätze reichliche Befriedigung: die philosophischen Urprobleme erhalten in der Religion einfache, bestimmte und auch dem Knaben verständliche Antworten. Freilich, bald genug regt sich der Zweifel: die kirchliche Verdammung der „gottlosen" modernen Wissenschaft macht ihn zugleich mißtrauisch und neugierig, und der Raum, den er deshalb eben dieser Wissenschaft in seiner geistigen Entwicklung gewährt, wird breiter und breiter. Aber trotzdem muß er die unglaubliche Tatsache zugestehen: derselbe Mensch, auf den nacheinander Elternhaus, Schulerfahrungen und Universitätsjahre im Sinne einer der Kirche feindlichen Weltanschauung eingewirkt und dessen eigenes Innere sich oft genug gegen die Überlieferung aufgebäumt hatte, bleibt dennoch bis zum Eintritt in seinen Beruf ein korrekter Katholik: er glaubt an die Lehre der Kirche, verrichtet seine täglichen Gebete, besucht den sonntäglichen Gottesdienst und empfängt die Sakramente! Ja, noch weit mehr: so sehr sich Messer später von den katholischen und überhaupt allen traditionellen Religionsanschauungen entfernt und insonderheit selbst sich entfernt glaubt, so sehr sind sie ihm — man kann sich dieses Eindruckes nicht erwehren — doch zugleich bis auf den heutigen Tag Richtlinien seines Denkens und Fühlens geblieben. Als er sich vorübergehend vom Gottesglauben abwendet, ist er überzeugt, das Beste und Wertvollste in seinem Dasein verloren zu haben, und als später für ihn die Abkehr von der Religion (im Sinne spezifisch christlicher Lehren) notwendig wird, vermag er sie nur mit Resignation und stiller Trauer zu vollziehen und unter beträchtlichem Verlust an Lebensmut und Lebensfreude. So gewaltig erweist sich der psychologische Einfluß des Kinderglaubens!

Denn — und das ist meine feste Überzeugung — um den Einfluß des Kinderglaubens handelt es sich hier ganz allein. Ich weiß, wie wenig ein einzelner Fall besagt, vielleicht aber ist es doch von einigem Vorteil, hier kurz als Gegenbeispiel auf meine eigene Entwicklung hinzuweisen. Ich erlaubte mir vorhin von „ein klein wenig Neid" zu sprechen, als ich wiedergab, was der Autor über seine religiöse Schulerziehung berichtet. Und in der Tat: ich darf ihr die meinige nicht einmal

an die Seite ſtellen: der tue ich ſchon zu viel Ehre an, wenn ich ſie auch nur als ſyſtematiſche Erziehung zum Indifferentismus bezeichne. Sie war weit weniger: etwas, das den vollkommenſten Indifferentismus bereits als ſelbſtverſtändliche Baſis vorausſetzte, um nicht zu Haß und Abſcheu vor dem zu führen, was uns als „Religion" entgegentrat — dabei ſpreche ich nicht etwa bloß von den unteren Klaſſen, ſondern ausnahmslos von allen bis zur Prima. Und doch leuchtete auch in meine Kinderzeit ein Strahl echter Religioſität: denn das war ſie, ſo ſehr ſie auch vielen wie das genaue Gegenteil davon vorkam. Der Vater meiner Mutter war aus der Kirche ausgetreten: ohne allen Zweifel allein aus dem unbedingten Wahrheits- und Reinlichkeitsbedürfnis ſeiner Seele heraus, ohne das Religion für ihn unmöglich war; denn ich und alle, die ihn kannten, wußten es, wie ſehr er von Ehrfurcht und frommer Scheu vor dem Göttlichen in uns und den erhabenen Mächten des Daſeins erfüllt war. Wie ich aber die eindrucksvolle Geradheit und Wahrhaftigkeit ſeines Weſens unwillkürlich zu meinem ſittlichen Vorbild erhob, ſo wurde auch ſein Glaube ganz von ſelbſt zu dem meinen; welcher Glaube freilich die perſönliche Unſterblichkeit ebenſowenig kannte wie den perſönlichen, allwiſſenden und vorherſehenden Gott des Chriſtentums. Und wenn man daher, wie üblich, unter „Gott" eben gerade dieſen Gott verſteht, ſo muß ich ſagen: mein Kinderglaube war der Atheismus.

Seitdem habe ich viel gelernt und erfahren: auch meine philoſophiſche Entwicklung entzündete ſich am Religiöſen, auch ich habe wie Meſſer eine beträchtliche Zeit lang dem Naturalismus und naturaliſtiſchen Determinismus gehuldigt, auch ich habe wie er zuletzt beide überwunden. Und wie für ihn iſt auch für mich der Kinderglaube die Richtſchnur und Grundorientierung alles religiös-philoſophiſchen Erlebens und Denkens geblieben, ja noch mehr: ich halte ihn — in ſeinem Kerne wenigſtens — auch heute noch vollkommen aufrecht. Meine Auffaſſung vom Leben, meine Stellung zu ihm, die Beurteilung ſeines Wertes, alles iſt durch ihn bedingt, mein ganzes Daſein iſt von ihm durchdrungen, und ſähe ich mich durch irgendwelche Tatſachen genötigt, ihn aufzugeben, ich würde nicht weniger wie Meſſer von Reſignation und Trauer erfüllt ſein. Jener iſt merkwürdig blind gegen die ſchweren ſittlichen Bedenken des Gedankens der perſönlichen Unſterblichkeit, ja er fühlt ſie — ein beachtenswertes Ergebnis ſeines Kinderglaubens — geradezu als Vorzüge: hätte ich, ruft er aus, wieder die Hoffnung auf das Jenſeits, „ich würde nicht ſo ſorglich bedacht ſein, die irdiſchen Leiden zu meiden und ein kümmerliches Glück mir hier aufzubauen". Das heißt alſo: es liegt im Weſen des Jenſeitsglaubens, auf Verhütung und Bekämpfung irdiſchen Leidens und Aufbau irdiſchen Glückes nicht ſonderlich ſorglich bedacht zu ſein. Meſſer denkt natürlich nur an das eigene Glück — er wird aber zugeben müſſen, daß die immanente Logik ſeines Satzes jedes andere irdiſche Glück und Leid unweigerlich mitbetrifft. Und war ſo nicht wirklich der Glaube? Man weiß, daß die große politiſche, ſittliche und ſoziale Arbeit zur Befreiung der Menſchheit von ihrer „irdiſchen" Not erſt begonnen werden konnte, als die Macht des Jenſeitsgedankens bereits an Boden verloren hatte, und für den Satz, daß es nicht die Gläubigen, wohl aber im Gegenteil vorwiegend die Ungläubigen waren, die den Kampf für Menſchenglück und Menſchenrechte aufgegriffen und energiſch durchgeführt haben, iſt es überflüſſig, ausdrückliche Beiſpiele anzuführen. Der Jenſeitsglaube iſt keineswegs ſo harmlos, wie er vielen erſcheint, er iſt es ſo wenig, daß vielmehr ſeine Bekämpfung geradezu als ſittliche Forderung betrachtet

werden muß. Denn nur indem sie für immer auf ihn verzichtet, wird die Menschheit imstande sein, die Energien freizumachen, die nötig sind, um die feindlichen Gewalten, die ihr aus den blinden Kräften der Natur und dem Unverstande ihrer eigenen Vertreter fortwährend neu erwachsen, endgültig zu überwinden. Man wird ja nicht so kindlich sein, Jenseitsglauben mit Religion zu verwechseln, wenn es auch gewiß nicht gut ist, in der Fassung des Begriffes der Religion allzu „liberal" zu sein. Messer geht sicherlich zu weit, wenn er das gläubige Erfaßtsein von den geistigen Werten schon als Religion bezeichnet. Zu den geistigen Werten wird man beispielsweise auch die Liebe zum Vaterlande rechnen müssen; die aber zur Religion zu zählen ist sicher bedenklich und angesichts der kriegerischen Folgerungen, die man hier meist zu ziehen pflegt, vielleicht sogar Blasphemie. Von einer Religion, die keine Beziehungen zu den letzten absoluten, „zufallsentrückten" Gründen des Daseins aufzuweisen vermag, kann am Ende doch nicht gut gesprochen werden.

Im übrigen hat sich Messer — und das ist eine der erfreulichsten Seiten seines kleinen Buches — von den Verschwommenheiten des religiösen „Liberalismus" fernzuhalten gewußt. Im Gegenteil: er bekämpft sie mit dankenswerter Klarheit. Den Neukantianismus, die Hauptstütze aller liberalen Theologie, lehnt er ab, aber noch weit energischer verwirft er die intuitive Metaphysik der neuromantischen Gefühlsphilosophie: den beliebten Vorwurf des „Intellektualismus" nimmt er ihr gegenüber ruhig in Kauf. Wodurch will der Mystiker, der Intuitionist uns nötigen, zu glauben, daß seine Intuitionen richtig sind? Er wird notgedrungen doch wieder zu dem vielgeschmähten Verstande seine Zuflucht nehmen müssen. Wohl gibt es eine Metaphysik; aber sie darf sich nur auf wissenschaftlicher Grundlage erheben: Messer ist mit der Scholastik, aber auch mit Wundt und Külpe einig in der Forderung einer induktiven Metaphysik.

Univ.-Professor Paul F. Linke-Jena

Aufschwung
Offener Brief an die „Tat"

„Tat" — — —? Immer noch: man sondert, meißelt, zimmert, irrt zwischen den Trümmern — baut zusammen, leimt, rollt Probleme, hin — her, flickt aus, hämmert die Nägel ins Kreuz zurück und brüllt, krümmt sich tief und immer tiefer vor dem zerfetzten Gott, sein tropfendes Blut im Gesicht. Man karrt Unrat ab, baut Misthaufen dicht hinter der Grenze und fühlt sein Blut verkühlen: wenn sie ausdünstend dem „Feind" in die Nase stinken. Man rinnt über und verwässert Papier — oder taucht die Feder in sich zurück, hinab in zuckende Tiefe, treibt Herzblut durch die Rotationsmaschinen und — wird mißverstanden: gelyncht, geprellt, erschossen. Jesus geht um — der Heiland schreitet: zeileauf, zeileab. Tritt er aber vor die Tür, bekommt er Blick, Mund, Hände, Klang auf dem Pflaster: spuckt es aus Fenstern, Fäuste schwingen, die Bestie fletscht — Kreuzigung! Schlagworte kreisen wie Aasgeier über den roten Lachen, schrecken wie Fledermäuse vor die Lampe, daß die Angst das Licht ausbläst. Tags darauf, wochenlang: man panzert die Seele, schient den Geist, artikelt weiter, gründet, reaktioniert, revolutioniert, zieht die Zeit kräftig in die Lunge und macht die Zunge zum Dolch, daran zerplatzte Vokale kleben, deren Schrei, wohl gehört — aber nicht erfüllt — ans Trommelfell klopft nach geschlossener Versammlung. Man hat gesprochen, gewettert, Schicksal in Politik geschändet, Gottgedankliches mit Pauken und Trompeten orchestriert. Hand vor die Brust, Schnurrbart hochgezwirbelt: Siegfriedstellung auf Papier und Podium. So beganns — und das Ende? Wer in Pelz und Zylinder geht, gesteifte

oder gehügelte, golden überſpangte Brüſte trägt, iſt applaudierendes Publikum — auch vor der „Tat“, wo ſie in Rock und Weſte des Bourgeois agitiert. Raſſelt aber Gottes keuchender Atem aus Maſchinengewehren und geladenem Eiſen, Verzweiflung brechend, kreuzzerſplitternd, daß ſich der Himmel in gellender Glocke über den Dächern wölbt: dann ſchlüpft der Bramarbas in ärmlicheres Gewand, heuchelt Sebaſtiansblicke, ſchickt ſich an zu „verſozialiſieren“ (auf Plakaten!) und faſtet hinter gezogenen Gardinen bis Erſchöpfung in den Gaſſen Stille wird.

Auch in der „Tat“. Herausgeber und Monatsſchrift kommen in Kampf. Irgend etwas ſchleicht ſich in die Redaktion. Lädt die Gewehre, ſpannt den Hahn, zielt, ſpeit Blei — während andere am Entladen ſind. Über die Seiten legt ſich Schatten. Der Leſer ſtrauchelt. Der eine flucht, wettert dagegen, der andere ſchlägt die Beine über einander, bläſt Rauch: „Na, alſo doch!“ Auf der einen Seite ſpannt ſich die Muskel, gedunſen im Überſchwang der Gefühle — auf der anderen bekommt Kehle Metall, Gehirn wird Klöppel, Finger ſpitzen ſich, Stahl verſpritzt Tinte. Die Menſur beginnt. Die „Tat“ wird zur Walſtatt — könnte es werden — aber! drei Zeigerweiten vor dem Austrag verdunſten die Gegner. Nach rechts und nach links. Heißt: nach unten und oben. Denn rechts bleibt was es immer war: Schacht. Oder: Verflachung, Stagnation, Teich. Mauſefalle dem Geiſte. Adel? — ja: ſolange er dem Pinſel des Malers angehört. Während links: Gottesacker war hinter den Paläſten. Friedhof im Rücken der Fabriken, im Schatten der übertürmten, umgärteten Häuſer. Oder: Geißel im gebogenen Nacken, Striemen über dem ſcheitigen Leib, Strafe. Darob: Geburt im Stroh Krippe als Wiege, darüber werbender Stern, Anbetung im Heiligenſchein der Armut und Buße. Ein Geſicht hellte auf — ſank, ſtieg — fiel ins Dunkel: Chriſtus, Rechts: fruchtloſer Baum. Kinder werden zu Puppen erzogen: Damenſpielzeug. Ammen und keine Mütter — wohl Frauen, deren Entweibtheit Abkehr der Jugend von der Starrheit der Heranzucht bedeutet. Links: gebärende Tiere, die den Drang zum Menſchtum ſpürten. Küche, Feierabend, Bettgeſtelle in einem Raum. Verkommen, Lumpen und Entſagen in einem Zwinger, immer herumgetrieben im Kreis. Hart gegen Hart. Wunſch gegen Schlag und Prügel zum Morgen und vor Rückkehr ins Verlöſchen im Schlaf. Kein „Ja“! Nur immer „Nein! Nein! Nein!“ Hölle, in der Jeſus vom Kreuz geſtiegen, Gemeinſchaft hielt. Vor Kinderaugen Blumen, Gräſer, Kieſelſteine zu Wundern machte, wonach die entwöhnten Händchen fiebernd griffen, es formten, ergänzten und ſich darob begabten. Zum Schaufenſter wurde der ſonntäglich überſonnte Tag. Nichts gekauftes, in Weihnachtspaketen verpackt. Nur in die Stubenenge hineingehamſtert, was aus innigſter Kraft verſchwendend die Schöpfung willig bot. Rechts: Kindermädchen auf Verwöhnung dreſſiert, Zerſtörungseifer, nicht Prügel, nie! —: nein, Chokolade. Links: Ausnützung des Körpers zum Erwerb, Zinsabtreiben für die Kapitalshäufung jenſeits der Kluft. Rechts: Akademiſche Berufe, aufgeſtützter Arm über dem Jahresbericht, dicke Zigarre, an der ein glattraſierter Rüſſel ſog. Geſte von oben herab. Cäſarenfreimut. Widerſtand, ſelbſt dem durch Gott ausgerufenen Heute gegenüber — bis zum Aufſprung der Raubtierpratze. Früher: Zerfleiſchung des Proletariats zwiſchen den Maſchinenkolben. Jetzt: lachende Fratzen über dem Brudermord. Früher: konſervativ (überſetzt: Geſinnungsunzucht!). Jetzt: reaktionär (überſetzt: nur auf ſich ſelbſt bedacht!)

So ähnliches dachten, argwöhnten, zogen ans Licht die Blätter der „Tat“. Man wittert, ſchnuppert Spuren ab — und ſtößt auf Blut. Überall. Der Konſervative, Rechtsparteiler achſelzuckt: Blut?! — Der Prolet keucht, leckt: Blut!! Dazwiſchen

irren Mütter — in ſich verwüſtet in Proteſt verfangen, liebesbriefelnd Gerechtigkeit, dem Völkerbundsgedanken bräutlich hingegeben. Irgendeine Stimme ſpricht, bricht, vom Herzſchlag emporgetrieben bis vor die weiche Rundung des Mundes: Lippen blättern auseinander, wollen von Liebe trinken: indeſſen wird ein Parteiprogramm lebendig — Gehäſſigkeit ſpitzt den Ton, ſüchtelt agitierend von Ohr zu Ohr, ſchwillt an, wird zum Chor, ſchellt durchs Land — was iſt geſchehn? Mütter treiben Politik, ſchreiten zur Urne: nein, Marien werden zur Beſtie! Marien töten! Marien hetzen auf! Klemmen den Kolben unter die Backe — töten, töten! Werden Partei. Selten eine, von deren Augen Schmerz in hellen Tropfen fiel, hinab in die zur Wut geballte Fauſt, daß ſie darob ſich dem Weh, dem Leid erſchloß. Keine, die den roten Strom in die Schale der ineinanderverkrampften Hände auffing, die, von Qual zum Bogen geſpannt, vor Tabernakel und Monſtranz ſich mächtig emporriß, die Arme gereckt bis vor das Angeſicht der tauben Gottheit, warmes, rauchendes Blut im Griff. Kein Maul, das da ſchrie: „Da, Allbarmherziger, bück Dich nieder und ſchleck Dein Blut zurück! So ſaufe! Sauf! Sauf! Nein: man half gründen, artikeln, verſchüttete ſich und ſein ſtilleres Zelebrieren: wurde Druck, Aufſatz, Aufruf, von Gleichgearteten eingeſogen und wieder ausgeſpuckt im redenden, feilſchenden Gegeneinander. Selten Nerven, die ſich empörten. Nie Weib: Tempel zur Empfängnis der göttlichen Wiedergeburt. Weder eingefangen in Rechts, noch in Links. Sondern Richtung, Heimweg, Sammlung in der Sonne des Gefühls denen, die da ſuchten und gegeneinanderrannten — wie Kain und Abel. Kein Kniefall im Aneinanderpraſſeln von Blei und Eiſen. Mund, der den Fluch gefunden hätte dem Schoß, der nur Leben einſing, um es wieder in Fetzen und Verſtümmelung zu verſpritzen. Nirgends Mütter, die zur endloſen Kette verſchlungen zwiſchen Bruder und Brüder Mauern ſchichteten —: zerſpellter Leib, der die Pfeile in ſich zurück erſehnend erflehend, ſelbſt den Tod in Liebe überwunden hätte. Nichts von alledem! Tier unter Tieren: Der Menſch hing ja aufgenagelt am Holz. Laßt ihn verrecken! —

Auch das giftiger Atem von rechts, umkreiſte die „Tat". Nur weniger grell: vielleicht geſchmackvoller — verſündigter am Stoff. Buchſtäbliches war oft gehetzte Meute, Gehirnkühle: angefallen vom Emporſturz des Herzens. Zertretenes Gefühl, wohltemperiertes Verwahren, Pulsſchlag der Bourgeoiſie. Abbiegen, am handgreiflich Lebendigen vorbei, in die uferloſe Weite der Metaphyſik. Gottſuchen mit Logarithmen. Gott definieren. Dogmenanatomie. Aber nie erhob es ſich gewaltig aus dem Druck, ſchritt mächtig auf den Leſer zu, richtete ſich vor ihm auf: hier bin ich! Form dem Auge, Antwort dem Fragen. Nein: der bisherige „Tatgott" wurde in die verſchiedenen Parteien hineinverſchleppt, darin ausprobiert, und wieder hinaufgeſtellt ins Bücherregal, von wo er kam. Er ging an Krücken. Ja: ein Befliſſener ſpulte ihm eine Feder in den Leib, ſah ihm lächelnd nach und notierte: „Hebt die Arme und ſegnet je nach Druck!" Gott wird erfunden, patentiert. Stammt vom Menſchen — wie dieſer vom Affen. Glaube kann man nicht dozieren — er will erlitten ſein. Gott nicht photographieren, weil das einſtellende zu wenig Ausmaß hat, ſeine immenſe Größe zu erfaſſen. Und wäre ſein Blick ſchmal und dünn genug, um den Gottſtreiter in der „Tat" (den ich meine!) zu entdecken: mit lächelnder Güte bekäm er Lehm und Dreck ins Haus geſchickt —: „Mach Du's — eh wir uns wehe tun!" Und um uns alle glitte Nacht.

Ich weiß; der Tatverleger würde Streichholz um Streichholz anzünden, die Finſternis nach dem Erlöſer abſpähn, vielleicht auch Gewitter ausſchicken, erfüllt

vom Geiſt, der keine Brille braucht, um den Hinüberblick zu ſchärfen — aber ſelbſt geworden im Geheul der Schöpfer unter Schöpfern, ſänk er wohl in die Ohnmacht zurück, die ihm mehr Hemmnis durch Fremdes war, als Auswurf ſeiner ſelbſt. Nicht Ohnmacht dem Stofflichen gegenüber, weder in der Auswahl, noch im Zueinander, nein: in Duldſamkeit zaudernd mit dem Hieb, vor dem die Feder ſcheut. Nicht verlegen im Anlauf der Manuſkripte, nein, zu ſehr noch Sieb dem Wurf, der aus Zeit und Geſchehen zuckte, vielleicht zu viel Gewiſſen und zu wenig Ruck zum Entſchluß. Die Entſcheidung wartet, martert, drängt: Links oder Rechts? „Wenn immer — in der Mitte!“ Ausradieren der Parteigegenſätze. Menſch ſein! Menſch! Menſch! Und ſich verbrüdern in der Helligkeit des Geiſtes, der Saat und Ernte in einem iſt. Kein Rechts — kein Links: nur Gemeinſchaft, aus dem Leide wachſend voller Blüte — Kraft in Ehrfurcht zeugend. Gottes Angeſicht in ſich ſelbſt entdecken — nicht ihn rufen, als träfen ihn die Gebete hinter dem Gewölk. Glauben!! An was? An die Unberührbarkeit der eigenen Seele, in ihrem Spiegel die Güte ahnend — aufgebrochen zum Wunderwerk von Menſch zu Menſch. Nicht Feigheit mit Andacht verwechſeln: in die Knie gefallen im farbigen Nebel der Ablaßkaſernen. Nicht mit dem Amen in ſich das Licht ausdrehn, den nächſten Schritt, nun auf ein Vaterunſer gereinigt, wieder ungehemmt ins Dunkel ſetzen. Nicht nur auf Roſenkranzlängen wohlgefällig ſein vor höherem Geſetz, nein: Gott begegnen durch die Tat, der, iſt er zurückerſtritten in Blut und Fleiſch — der Sünde lächelt, die des Teufels iſt.

Das iſt das ſtark anklingende Thema, fugenartig hineingebaut in die „Tat“ — die Diederichsſchen Geiſtes iſt. Erneuerung durch das eigene Ich: Kreuzabnahme im Willen zur Hilfe, über ſich hinaus, des Nächſten Drangſal vor die unerhörte Kraft der Brunderliebe zwingend. Und wir ſind noch Glauben genug: das in die Verknechtung gepeitſchte Volk, einmal emporgewachſen in die nächſte Generation wieder in ſich verjüngt, Gottes voll zu ſehn, Flamme der Nacht, darin hell aufzündend wie Lichtſturz aus brennendem Morgen, dann gibt es nur Eines: die Wallfahrt nach Links! Nur ein Gang, nur eine Prozeſſion: in die Wüſte des Proletariates, in der Gottes Träne die Oaſe grünt, ſie blühend macht zur Empfängnis erneuter Schöpferkraft. Dieſem Betgang Bibel ſein: das ſei die Aufgabe der „Tat“! Sie laſſe ſich nicht länger beirren, auch ſelbſt von jenen nicht, die an der Junge wie an einem Strange reißen, deſſen Glocke der rieſig gewölbte Phariſäerſchädel iſt. Rechts oder Links!

In der Mitte fault die Idee! Albert Talhoff

Stimmungen in Verſailles

Unſer Mitarbeiter Ernſt Schmitt, der zurzeit in Verſailles die wirtſchaftlichen Verhandlungen über die Ausführung des Friedensvertrages leitet, ſchickt dem Herausgeber folgendes Stimmungsbild:

Es iſt hier Fülle des Sommers, warme Sonne und warmer Regen, Bäume und Büſche mit dicken, dunklen Blättern, Blumen und Gräſer, wilde und zahme, die nicht aufhören wollen zu wachſen. Man kann ſtundenlang in dem großen Park von Verſailles umhergehen, man kann ſich in dem Wald, da, wo er am dickſten iſt, verlieren, bis man nicht mehr weiß, ob man Menſch oder Baum iſt. Man kann alles vergeſſen, was hier vorgeht und nur noch wiſſen, daß man lebt, daß man gelebt hat und weiterleben wird, weil man muß, man ſelber und das ganze deutſche Volk. Es iſt furchtbar, hier vor der Gewalt des Siegers zu ſtehen; es iſt furchtbar, ſagen zu müſſen: Ihr habt die Gewalt, tut, was Euch gut ſcheint. Aber leiſe klingt es

manchmal an, daß drüben bei denen noch Vernunft ist, nüchterne Vernunft. Nicht um unsertwillen, sondern um ihretwillen. Wir sollen leben, soweit man uns brauchen kann, und sie ahnen drüben, daß man uns brauchen wird. Es geht allen in der Welt schlecht. Es müssen über alle wirtschaftlichen Fragen Vereinbarungen getroffen werden, und man kann Deutschland dabei nicht übergehen. — Es sind gute Köpfe unter den Gegnern hier, sehr gute, von denen man täglich lernt, klar und energisch in dem Vollgefühl ihres Siegertums, aber es sind noch die Nebel des Blutes in ihnen.

Die Verhandlungen werden lange dauern, werden vielleicht überhaupt nicht aufhören. Es ist eine kleine Hoffnung hier, aber nur ein kleines Licht, über das man immer die Hände schützend halten möchte, damit es nicht ausgeht. Es ist ein Wille da, bei allen von uns. Wir lassen nicht nach. Wenn nur die Leute daheim nicht so schlaff und müde wären! Wenn sie nur arbeiten in den Fabriken, in den Werkstätten, in den Bureaus. Wenn sie nur dächten wieder, richtig dächten! Aufhörten, sich wie Kranke über ihre Leiden zu unterhalten und sich um nichts zu zanken!

Hier, wo es am schlimmsten ist, wo man sich auf der Straße nicht sehen lassen kann, ohne daß einem jeder Blick sagt: „Sieh' doch, wie elend und erbärmlich du bist, Besiegter!" hier ist viel mehr Mut wie daheim. Wir lachen. Es ist, wie es im Kriege war: Vorn im Graben war die beste Stimmung. Man sollte sie herschicken, einen nach dem andern. Wir wollen sie im Park herumführen, wir wollen mit ihnen am Mittag in der Sonne am Neptunsteich im Grase liegen und die Karpfen füttern, müd' zu Bett gehen und morgens früh aufstehen, lachen und wieder schaffen!

Ernst Haeckel † Am 9. August starb, nahezu 85½ Jahre alt, Ernst Haeckel. Mit ihm schied einer der berühmtesten Namen, die das geistige Jena durch die Jahrhunderte aufzuweisen hat, aus dem Leben, ein Mann, der in allen Weltteilen bekannt war, viel verehrt und noch mehr bekämpft. Denn Haeckel gehörte nicht zu jenem Typus des wissenschaftlichen Gelehrten, dem die Problematik der Wissenschaft ihr Endziel war, er war mehr, er war Künstler und zugleich Religionsstifter. Er griff von dem Entwicklungsgedanken Besitz, als er 1860 Darwins Buch von der Entstehung der Arten las, aber jener blieb ihm nicht nur wissenschaftliche Theorie, er wurde ihm Glaube, Glaube an die Einheit alles Lebens. Die inneren Kämpfe, die ihn vom Christentum zum Monismus führten dauerten bis zu seinem 30. Geburtstag, der zugleich der Todestag seiner heißgeliebten ersten Frau Anna Sethe wurde. Die Wissenschaft ist über den Darwinismus hinausgeschritten, die Auslese durch den Kampf ums Dasein z. B. hat anderen wissenschaftlichen Theorien Platz gemacht, aber innerhalb der biologischen Forschung wird er immerhin als Hilfshypothese bleibenden Wert behalten, wenn auch nicht als endgültige Erklärung.

Ernst Haeckel hat, wie gesagt, aus seiner wissenschaftlichen Weiterführung der Darwinschen Idee eine Religion gemacht, denn er war seinem innersten Wesen nach eine enthusiastische Natur. Er rannte gegen das christliche Dogma Sturm und fühlte nicht, daß er ein subjektives neues Dogma aufstellte, dessen Ausdruck die „Welträtsel" (1899) und seine 1904 erschienenen 30 Thesen zum Monismus waren. Es soll hier nicht Stellung dazu genommen werden, ob die Gründung einer auf wissenschaftlicher Naturerkenntnis beruhenden Religion ohne Metaphysik möglich ist, ob es richtig ist, das physikalisch-chemische Geschehen im Gehirn mit den Bewußtseinsvorgängen in eins zu setzen. Haeckel fühlte sich zwar Goetheschem Geiste nahe verwandt und war es gewiß auch von der festen Verwurzelung im Diesseits an bis zum pantheistischen

Weltgefühl. Aber Goethe blieb alles pantheiſtiſche Weltgefühl doch letzten Endes eine Durchgangsſtufe, und er ſchaute ſpäter die Formen des Geiſtes im Überindividuellen. Dadurch war ſein Verhältnis zur Religion als das der Ehrfurcht vor dem Unbeſchreiblichen beſtimmt.

Seiner inneren Verwandtſchaft mit Goethe verdankte Haeckel ſeine Liebe zur Naturumgebung Jenas, dem genius loci der Stadt. Er mochte ſich von Jena trotz glänzender Berufungen nicht trennen. 1861 habilitierte er ſich an der dortigen Univerſität, und 1909 ſchied er an gleicher Stelle aus dem Lehramt. Wie er zur Jenaer Natur ſtand, davon geben die Widmungsworte der „Generellen Morphologie" 1866 an Carl Gegenbaur Zeugnis: „Vieles, von dem ich Förderung unſerer Wiſſenſchaft hoffe, iſt die gemeinſame Frucht des Ideen-Austauſches, der uns ebenſo daheim in unſerer ſtillen Werkſtätte erfreute, wie er uns draußen auf unſeren erfriſchenden Wanderungen durch die felſigen Schluchten und über die waldigen Höhen des reizenden Saaltales begleitete. Manches durfte ſelbſt das Produkt des erhebenden gemeinſamen Naturgenuſſes ſein, welchen uns die maleriſchen Formen der Jenenſer Muſchelkalkberge bereiteten, wenn ſie im letzten Abendſonnenſtrahl uns durch die Farbenharmonie ihrer purpur-goldigen Felſenflanken und violett-blauen Schlagſchatten die entſchwundenen Zauberbilder der kalabriſchen Gebirgskette wieder vor Augen führten."

Vor allem ſchätzte er Jena als den Herd einer freien Forſchung, die nicht dazu mißbraucht wurde, um dem Staatsintereſſe äußerlich zu dienen. Die vornehme Haltung des Rector magnificus der Jenaer Univerſität, des Großherzog Carl Alexander von Weimar, allen Verdächtigungen ſeiner Gegner gegenüber iſt ebenſo bekannt, wie ſein Ausſpruch zu Ernſt Haeckel: „So etwas denkt man wohl, mein lieber Profeſſor, aber man läßt es nicht drucken."

Manche freundſchaftlich menſchliche Beziehungen banden ihn an den alten Herzog von Meiningen und auch an den Herzog von Altenburg, und es kam ihm nicht darauf an, einen fürſtlichen Beſucher in ſeinem Inſtitut in Hemdärmeln oder wenigſtens ohne „Röllchen" zu empfangen. Denn Sinn für Feierlichkeit beſaß Haeckel Gott ſei Dank nicht. So paſſierte es ihm — es iſt Tatſache — daß er, als er als Dekan der Univerſität zu der Taufe des ſpäteren Großherzogs Wilhelm Ernſt an den weimariſchen Hof geladen wurde, höchſt peinlich hereinfiel. Es war gerade ſehr heiß, alſo warum unter dem Talar Weſte und Frack anziehen, es genügt ja Hemd und Hoſe. Aber als dann nach der feierlichen Handlung in der Schloßkapelle die Herren der Jenaer Univerſität vom Hofmarſchall zum anſchließenden Feſtmahl geladen wurden, da war guter Rat teuer. Aber auch dieſe Frage der Hofetikette wurde dann nach einigen Verzögerungen gelöſt.

Vieles ließe ſich über Haeckels Beziehungen zu Jena plaudern, ſeinen Sinn für Einfachheit der Lebensführung, ſeine Begeiſterungsfähigkeit, ſeine auf großer Güte beruhende leichte Zugänglichkeit. Bekannt iſt ſeine große Begeiſterung für Bismarck und ſeiner Anregung iſt zur Zeit von deſſen Ächtung der Beſuch des Altreichskanzlers in Jena 1892 mit ſeiner denkwürdigen Rede auf dem Marktplatz zu verdanken.

Als er von ſeiner Lehrtätigkeit ſchied, gründete er 1908 mit eigenen Mitteln und den Gaben ſeiner Freunde (etwa 300000 M) das Phyletiſche Muſeum, den „Tempel des Monismus", wie er es nannte. Er hatte ſich dann für den Reſt des Lebens als Aufgabe geſtellt, es auszugeſtalten und mit ihm die Erinnerungen ſeiner perſönlichen Lebensarbeit zu verbinden. Aber als Künſtler hatte er zu wenig bedacht, die entſprechende juriſtiſche Formel zu finden, als er ſein Muſeum der Univerſität ſchenkte.

So erlebte er die traurigste Enttäuschung seines Lebens. Sein Nachfolger im Amt setzte pietätlos ihm einfach den Stuhl vor die Tür, er habe nur allein etwas zu sagen. Diese Mißhelligkeiten verdichteten sich dann zu häßlichen Anwürfen, aus denen Haeckel gerechtfertigt hervorging.

So kam es, daß 1918 das Ernst-Haeckel-Archiv gegründet wurde und die Zeiß-Stiftung sein Wohnhaus zu diesem Zweck kaufte. Damit wurde Jena um eine Sehenswürdigkeit und zugleich um eine Arbeitsstätte reicher. Haeckels Arbeitszimmer und alles Persönliche bis zu seinen Büchern, Manuskripten, Briefen, Aquarellen und Zeichnungen bleibt dort zusammen, und zugleich soll dort ein Institut für allgemeine Entwicklungslehre entstehen. Leiter wird nach Haeckels Bestimmung sein Freund und Schüler Professor Dr. Heinrich Schmidt.

Von seinen letzten Lebensjahren und Lebenstagen sei noch einiges berichtet. Im Herbst 1910 trat er aus der Landeskirche aus. 1911 verurteilte ihn ein Bruch des Oberschenkelhalses zu körperlicher Unbehilflichkeit, der er nach Möglichkeit nicht nachgab. Immer war er tätig, zuletzt mit Malen. Auf seinen Exzellenztitel, der ihn endlich am 80. Geburtstag erreichte, legte er wenig Wert, er fuhr als Exzellenz noch weiter in der Eisenbahn 3. Klasse. Bezeichnend für ihn ist, daß er in seiner selbstverfaßten Todesanzeige sich nur Prof. emer. nennt. Zwei Jahre vor seinem Tode hatte er sie bereits geschrieben. Er klebte nicht am Leben. Seiner Lebensauffassung nach war der Mensch zur Selbsterlösung von körperlichem Leid berechtigt, und er war tatsächlich bereit dazu. Aber noch bis zu den letzten Tagen war das Leben reich für ihn. Als die Revolution kam, sagte er zu mir: Nun möchte ich erst recht noch lange leben, um zu sehen, was aus ihr wird. Aber auch diese Neugierde entschwand unter der Enttäuschung, und so hatte er nur noch den Wunsch, den Frühling und Sommer dieses Jahres zu erleben. Er ging ihm in Erfüllung. Wenige Tage vor seinem Tode fiel er nochmals im Zimmer hin und erlitt einen schmerzhaften Schulterbruch, von dessen Qualen ihn ein sanftes, unbemerktes Hinüberschlummern in das Reich des Todes befreite.

Seine Obduktion ergab ein völliges Aufgebrauchtsein seiner Lebensorgane, ein unversehrtes Gehirn (1560 g) und einen besonders dicken Schädel. (Das Durchschnittsgewicht des Europäergehirns beträgt nach Ziehen 1353 g).

In einem Goetheschen Gedicht, das er noch in den letzten Lebenstagen mit inniger Freude und Versenkung wieder und wieder las und das ihm ein naheſtehender Freund bei der Bestattungsfeier darum nachrief, möge auch zu den Tatlesern sein Menschentum ausklingen.

Schwebender Genius über der Erdkugel

Zwischen oben, zwischen unten
schweb ich hin zu muntrer Schau,
ich ergötze mich am Bunten,
ich erquicke mich im Blau.

Und wenn mich am Tag die Ferne
blauer Berge sehnlich zieht,
nachts das Uebermaß der Sterne
prächtig mir zu Häupten glüht:

Alle Tag und alle Nächte
rühm ich so des Menschen Los;
denkt er ewig sich ins Rechte,
ist er ewig schön und groß.

Ave, du unerschrockner Kämpfer für deine Wahrheit, du sonnenhafter Mensch!

L. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Lichtenberg Durch die Kämpfe der ſpartakiſtiſchen Bewegung hat der Name des Berliner Vorortes tagelang die geſamte Zeitungswelt beſchäftigt. Doch etwas Weſentliches hat kaum eine Zeitung ſeit Jahren von dort berichtet, etwas, was über die Tagesſenſation hinausgeht.

Es lebt aber in Lichtenberg ein Pädagog und Kinderfreund, Dr. Karl Wilker, den das Schickſal ausnahmsweiſe vor etwa zwei Jahren an die rechte Stelle geſtellt hat, er wurde Direktor des „Erziehungsheims für Verwahrloſte", das ſchon länger beſtand und den Abhub der Berliner Großſtadtkinder aufnahm. Kinder, die durch ihre Eltern gefährdet oder ſelbſt ſchon entgleiſt waren. Das Lichtenberger Heim iſt Durchgangsſtation für alle Berliner Fürſorgekinder, die dann nach kürzerem Aufenthalt an die anderen zu Berlin gehörigen Anſtalten verteilt werden.

Schon früher iſt in der „Tat" von der Fürſorgeerziehungsanſtalt „Am Urban" in Zehlendorf und der Perſönlichkeit ſeines Leiters, Louis Plaß berichtet worden („Tat", Auguſtheft 1916). Bei Kriegsbeginn wurde „Am Urban" in ein Kriegslazarett verwandelt und ſeit einem Jahre iſt es wieder (unter der Leitung von Plaß) ein Erziehungsheim für ſchulpflichtige Kinder und ſchulentlaſſene Mädchen von Berlin.

Plaß war Theologe, die Leiter von derartigen Erziehungsheimen ſind immer Theologen, er unterſchied ſich aber von ſeinen Kollegen dadurch, daß er mit der Liebe zu ſeinen Pfleglingen Ernſt machte. Er erzog ſie ohne Stock, Drill oder Härte, nur damit, daß er ihnen Liebe zur Arbeit beibrachte, ſeine Anſtalt war eine Art „Freie Schulgemeinde" im Sinne Wynekens.

Wilker, der Nichttheologe, ging den gleichen Weg. Die Gitter vor den Fenſtern fielen, der Stock wurde abgeſchafft, die Jungens ſchufen unter ſeiner Leitung Formen ihrer Selbſtverwaltung bis zum eigenen Jugendgerichtshof. Der ominöſe Name des Lichtenberger Erziehungsheims wurde umgeändert, es hieß nun „Lindenhof". Ein einfaches pädagogiſches Mittel gab den Jungens das Gefühl der Heimat, nämlich, ihr Direktor ruft jeden Jungen bei ſeinem Vornamen.

Wieder einmal ein gutgemeintes pädagogiſches Experiment, wird vielleicht der Leſer ſagen, was gehen mich die Jungens vom Lindenhof an. Denn wie ſoll ich dazu kommen, mir die Anſtalt anzuſehen. Gemach, er kann ſie kennenlernen, wenn er an den Direktor ſchreibt und ſich eine Nummer des von den Jungen ſelbſt geſchriebenen und gedruckten „Lichtenberger Monatsblattes" ſchicken läßt. Andere Heime geben auch Monatszeitungen als Verbindung der Anſtalt mit ehemaligen Zöglingen heraus. Vor mir liegen einige: „Der Sämann aus Struveshof", „Der Monatsbote aus dem Stefansſtift", „Das Hardehäuſer Monatsblatt". Lieſt man dieſe, ſo merkt man, ſie wollen etwas, aber können es nicht. Es iſt, als ginge man in einem Walde, wo kein Vöglein ſingt. Doch im Lichtenberger Monatsblatt, da ſingt und piepſt es in allen Ecken. Und Sonnenſchein liegt über dem Leben, denn die Jungens berichten von ihrem eigenen Erleben. Wie es auf der Schlittenfahrt war, wie ſie ihre Bilder finden — denn die Blätter bringen gute Holzſchnitte — Beobachtungen aus Natur und Leben, kurz ein Wellengekräuſel, dem man anmerkt, welcher Wind in den vergangenen Wochen innerhalb der Gemeinſchaft wehte. Es weht hier Wind, um Hardehauſen, Stefansſtift u. a. zieht ſich aber die Mauer der Autorität und ſchließt ihn ab. Die Bibelſprüche, das Chriſtentum der Worte, die kältende Ermahnung ſind in dieſen an Stelle wärmender Freude und ſtrömender Hilfsbereitſchaft getreten. Wer menſchliche Wärme ſpüren will und jenes Vertrauen, das an das Gute im Menſchen glaubt, leſe das Monatsblatt der Jungen im Lindenhof und ihres Direktors. E. D.

Anſchrift: Direktor Karl Wilker, Lindenhof-Lichtenberg bei Berlin.

Die Werkschar Dies ist eine neue Arbeitsgemeinschaft, die in München eine „Freie Meisterschule" errichtet und zugleich im „Delphin Verlag" eine Zeitschrift „Das Werkschiff; brüderliche Ausfahrt" erscheinen läßt. Im Aufruf heißt es u. a.:

„Längst durch die Stimmen Einsamer und auf Inseln Geretteter angekündet, beginnt aus dem Untergang einer abgefallenen Menschheit ein reines Geschlecht sich zu erheben. Aus Gemeinschaften einer zu ewiger Sendung erwachten Jugend wird es erstarken. Gemeinschaften dieser Jugend sind die unterwachsende Verschwörung, die das Reich des alten Menschen stürzt. Aus der Verbrüderung zum Seelenwerke wird die Sicht des Weges geschehen, der an das Erden-Heiligtum führt. Was uns einte, war nicht der Widerspruch allein gegen eine uns tödliche Umwelt: eine stillere, schaffendere Gewalt als die des Widerspruches hieß Menschen sich verbrüdern, in denen ein ahnungsvolles Gedächtnis an Gewesenes und eine erinnernde Gewißheit von Zukünftigem jenes einzige Seelenmaß erzeugten, das eine menschliche Leibhaftigkeit würdigen kann. Aus den ungeheuren Kämpfen des arbeitenden Volkes sehen wir Reinigung und freudigere Genossenschaft aller Tagewerke langsam reifen. Aus der Feierarbeit junger Gemeinschaften wird auch in den [illegible]rtesten Werktag ein heiliger Sinn ein[illegible]men. Dienend an der Wegesfeier derer, [illegible] ihr Schiff abstießen vom alten Ufer, [illegible]d die Kunst in neuer Strenge sich [illegible]en. Aus Jugendgemeinschaft wird die [illegible]lte verwandelnde Spielkunst wieder [illegible]achen, wird eine neue Bühne erstehen. [illegible]s Jugendgemeinschaft wird die Pflege [illegible]ner neuen Forschung und Lehrweise, wird [illegible]er Bau freier Meisterschulen, wo die [illegible]eisterschaften des erkennenden Menschen [illegible]u sich gründen, begonnen werden."

Die Freie Meisterschule der Werkschar begann Juni 1919 mit folgenden Arbeitskreisen (die nur den Werkgenossen zugänglich sind) und öffentlichen Vorlesungen: Hans Ludwig Held: Magie und Religion (A.); Vom Glauben der wilden Völker (B.). — Ernst Nehli: Der Mensch als Offenbarung des Alls auf Grund des Lebens Goethes (A.); Die Schicksalsforderungen der gegenwärtigen Zeit (B.). — Erich Trummler: Die Leibhaftigkeit der Völker und die Weltseele (A.). — Wolfgang Martini: Körperlehre. — Fritz Strich: Die Versöhnung vom klassischen und romantischen Geiste. — Karl Wolfskehl: Das Dichterische (Arbeitskreis der Kerngemeinschaft). — Marie Buchhold: Auslegung der Bhagavadgita. — Meinhard Hasselblatt: Das philosophische Denken.

Dem Heft liegt ein Prospekt des Verlags Roman Gesell, Arnstadt i. Thür. über Silvio Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung bei, ferner eine Beilage des Bundes für Dreigliederung des sozialen Organismus in Stuttgart.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig

2. XII 66
36
Dörling
Hefte
viola
2

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
510 ~~(415)~~ 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 2 1991